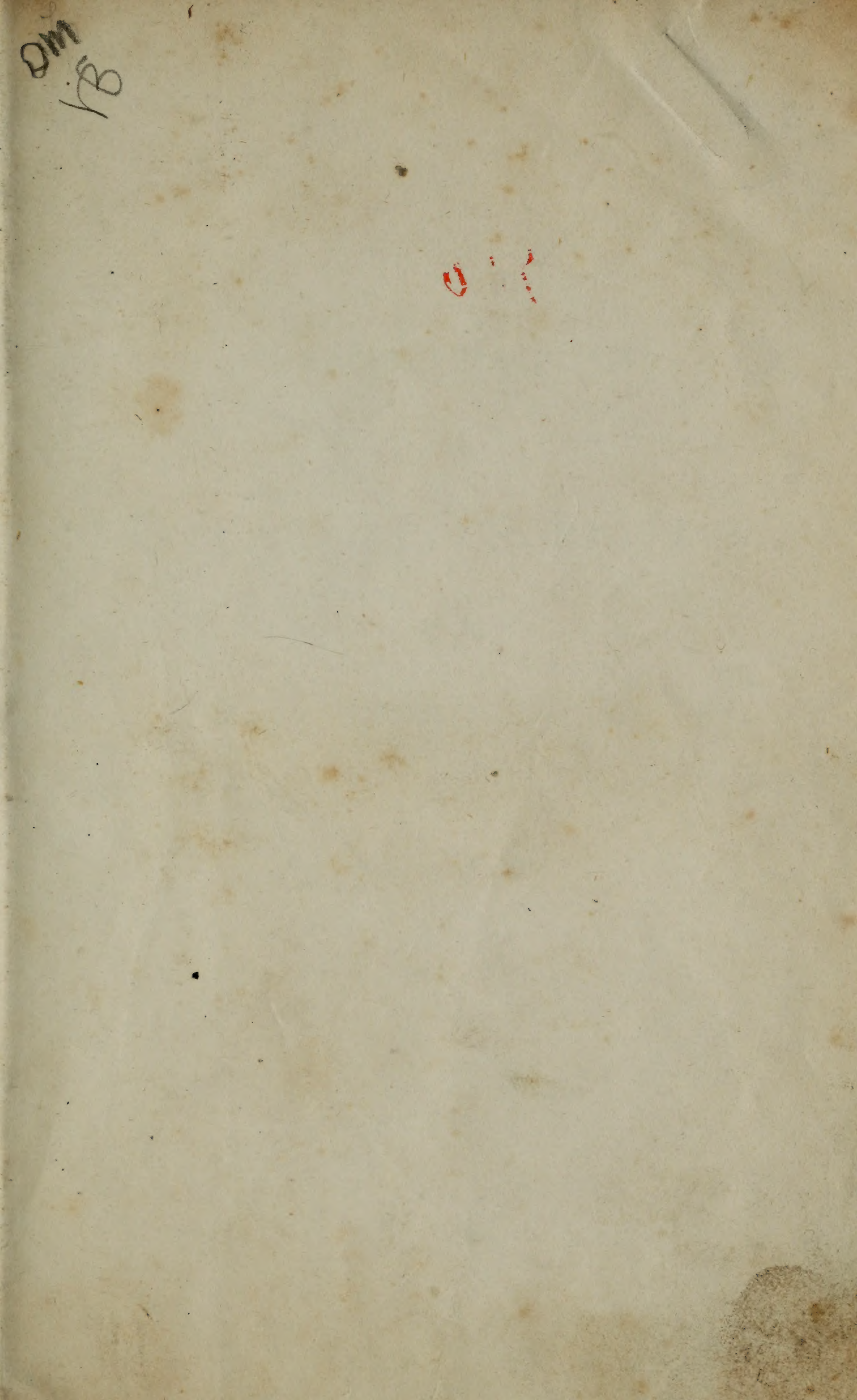
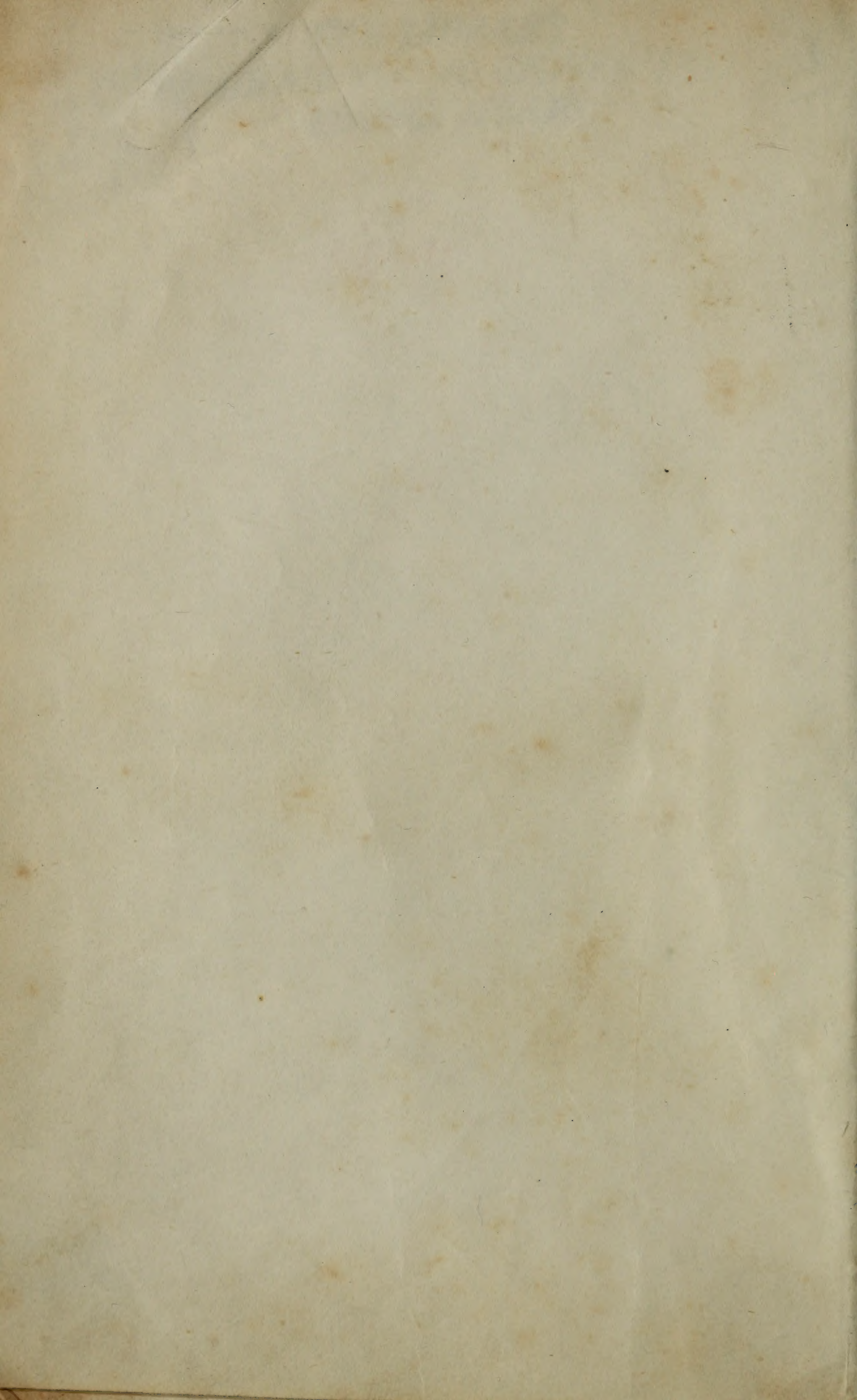






Denkwürdigkeiten

und

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Achter Band.



Denkwürdigkeiten

und

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Achter Band.

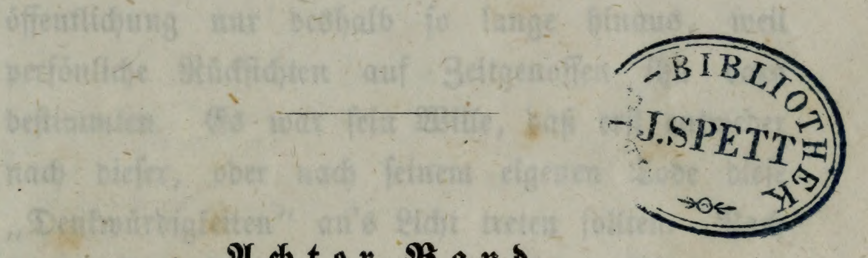
Denkwürdigkeiten

und

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.



Achter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1859.



Vorwort.

Der vorliegende achte Band der „Denkwürdigkeiten“ Varnhagen's war schon, bis auf einige Kritiken aus neuerer Zeit, die er später hinzufügte, seit einer Reihe von Jahren druckfertig; er schob die Veröffentlichung nur deshalb so lange hinaus, weil persönliche Rücksichten auf Zeitgenossen ihn dazu bestimmten. Es war sein Wille, daß erst entweder nach dieser, oder nach seinem eigenen Tode diese „Denkwürdigkeiten“ an's Licht treten sollten. Nach seinem Dahinscheiden wurde mir, seiner Nichte, die ehrenvolle und zugleich wehmüthige Pflicht seinem Auftrage gemäß, die Herausgabe zu übernehmen.

Berlin, im März 1859.

Ludmilla Assing.

Inhalt.

Rahel.

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.





Ungarn.

Preßburg. Wagha. Szered. Tyrnau.

1809.

Dem Grafen Vinzenz Szápáry durch einen Brief wohlempfohlen, machte ich noch am Abend einen Besuch bei diesem Magnaten, und traf eine zahlreiche, doch wie sich leicht erkennen ließ, vertrauliche Gesellschaft dort versammelt. Der Hausherr war ein Mann von Gesinnung und Verstand, seine Naturwüchsigkeit entbehrte der Weltbildung nicht, und rauhe und feine Aeußerungen kamen aus seinem Munde in einer Weise gemischt, die ich späterhin bei manchen seiner Landsleute wiederfand, und zuletzt als einen Vorzug anerkennen mußte. Sein Urtheil über die politische Lage der Dinge, denn diesen nächsten Gegenstand alles damaligen Gespräches hatte meine Erscheinung sogleich mit erhöhtem Reiz hervorgerufen, zeugte von gesundem Sinn und guter Einsicht, aber da sie einer trostlosen Wirklichkeit keine phantastischen Hoffnungen lassen wollte, so erregte sie meinen Widerspruch, der sich freilich auf Ideen gründete, die allenfalls im Kreise meiner hallischen und berlinischen Freunde gelten konnten, hier

aber als fremd und sonderbar auffielen. Natürlich wollt' ich den Krieg fortgesetzt wissen, sprach von Möglichkeiten, welche den Anwesenden nur Träume schienen, hoffte auf die Erhebung des Volks, nicht nur in den österreichischen Ländern, sondern auch in den norddeutschen, der Erzherzog Karl, meinte ich, würde auf's neue an die Spitze des Heeres berufen werden, und er dasselbe, bei ungehinderter Befehlsmacht, entschieden zum Siege führen. Ich mußte viel von Wien erzählen, von dem Walten der Franzosen daselbst, von der Stimmung des Volks, und wie man im Allgemeinen die Sache ansehe; ich hatte genug mitzutheilen, und konnte die meisten Fragen gut beantworten. Aber ich merkte bald, daß ich nur Waffen gegen mich lieferte, denn meine Wahrnehmungen waren getreu aus der Wirklichkeit, und wurden auf der Stelle gebraucht, um meine Ansichten zu bestreiten. In der That fühlte ich die Widersprüche, in die ich gerathen war, und dachte schon auf einen klugen Rückzug, als unvermuthete Hülfe mich auf's neue das Feld behaupten ließ. Die Herren nämlich waren mir alle entgegen, sie sahen auf die thatsächliche Macht, auf die zählbaren Hülfsmittel, die gegebenen Einrichtungen und Verhältnisse, und sahen den unausweichlichen und dabei völlig nutzlosen Ruin Ungarns vor Augen, wenn die Feindseligkeiten wieder anhöben; die Frauen hingegen hatten mir mit einigem Wohlgefallen zugehört, sie traten jetzt auf meine Seite, und redeten der idealeren Meinung das Wort, erklärten der Begeisterung und Vaterlandsliebe alles möglich, und eine jugendliche Dame mit dunklen feurigen Augen ging so weit zu behaupten, die Franzosen selber hätten im Anfange der Revolution auch nur mit Hülfe des allgemeinen Volks-

aufschwunges gegen alle Wahrscheinlichkeit und Erwartung die tapfersten, eingeübtesten Heere und die erfahrensten Feldherren besiegt. Das Gespräch wurde nun überaus lebhaft, die mannigfachsten Meinungen wurden kund, und ich erkannte mit Staunen, daß unter diesen vornehmen Ungarn auch Freunde der französischen Freiheit waren, die eben deßhalb den Kaiser Napoleon am stärksten haßten, während Andre, im Hasse jener Freiheit, schon weniger gegen den Mann ergrimmten, der das französische Volk wieder unter eine Krone gebeugt hatte. Auch von der Größe Napoleons sprach ein Anwesender ohne Scheu, rühmte seine Kriegsthaten, und meinte, es müßte eine Lust sein, unter solch einem Anführer in den Krieg zu ziehen. Genug, es herrschte die größte Freiheit der Meinungen, und niemand wurde wegen der seinigen angefeindet, auch mir verdachte man die meine nicht, und schien willig zu vergessen, daß ich österreichischer Offizier, wie ich es selber wohl ein wenig vergaß. Als es spät wurde, zog ich mich ermüdet zurück, ein Mitglied der Gesellschaft brachte mich durch die nächtlichen Straßen in mein Quartier, und suchte mir unterwegs noch manchen Aufschluß über die eigenthümlichen Verhältnisse, Ansprüche und Stimmungen Ungarns zu geben, auch hört' ich hier zum erstenmale, daß Napoleon ernstlich daran gedacht habe, Ungarn zum Abfall von Oesterreich zu verleiten, und unter andern dem Grafen Festetics wirklich die ungarische Königskrone angetragen, von diesem aber eine stolze Abweisung erfahren habe. Was ich über den Zustand der Dinge am Hoflager des Kaisers Franz, über den Karakter dieses Herrschers, über die Erbärmlichkeiten der Partheiungen und Ränke, welche den Hof, die leitenden

Behörden und die ganze Heerführung zerrissen, und die alles Große und Gute schlechterdings unmöglich machten, von meinem wie es schien tiefeingeweihten Begleiter hören mußte, ließ meine noch eben vorher so flammenden Hoffnungen traurig zusammensinken. Ich erfuhr seinen Namen nicht; nur daß er ein Freund von Gentz sei, ging aus einigen Worten deutlich hervor, und meine zufällig günstige Erwähnung desselben hatte mir ein Vertrauen gewonnen, das trotz dieses Umstandes noch immer sehr ungewöhnlich heißen konnte. —

Am andern Morgen fuhr ich mit frischem Vorspann aus Preßburg ab und weiter in Ungarn hinein; durch die Raschheit der Pferde, die Munterkeit und Kühnheit des jugendlichen Lenkers, dem die Unebenheiten eines willkürlichen Weges wenig Sorge machten, dann durch den Reiz eines mir neuen Landes eine ganz lustige Fahrt, welche den Eindruck der gestrigen Gespräche bald verwischte, und mich das Abentheuer meines Lebens auf's neue in romantischem Schimmer betrachten ließ. In Tyrnau sah ich die ersten bedeutenden Schaaren österreichischer Truppen und alle Eindrücke des Lagers von Wagram wieder, wobei mir ein schon völlig heimisches Gefühl das Herz erregte; der Feldzeugmeister Fürst von Reuß-Plauen hatte hier sein Quartier. Die Truppen des von ihm befehligten Heertheils lagerten in der Umgegend. Der ehrwürdige tapfre Fürst empfing mich auf das gütigste, bestätigte mir, daß mein Oberst Graf zu Bentheim nicht beim Regiment, sondern wegen seiner bei Wagram erhaltenen Wunde noch im Bade zu Trentschin sei, und wollte mich bis zu dessen Rückkehr bei sich behalten, allein ich glaubte dies nicht annehmen zu dürfen. Bei der

Mittagstafel, zu der ich doch bleiben mußte, gab mir der Zufall einen Hauptmann vom Generalstabe zum Nachbar, den Baron d'Aspre, der sich sogleich mit mir in's Gespräch einließ, aber auch mit den andern Anwesenden rechts und links und querüber leichte und rasche Reden wechselte. Seine unruhige Freundlichkeit konnte mich nicht gewinnen, sondern verdroß mich vielmehr, und als er eine irrige Behauptung über frühere Kriegsvorfälle dreist vortrug, nahm ich Gelegenheit seine Angaben zu berichtigen. Er sah mich verwundert an, und gab zu verstehen, er sei nicht gewohnt, daß man in solchen Dingen ihm widerspreche, und da ich die Erwiederung nicht fehlen ließ, so meinte er mich dadurch in größten Nachtheil zu bringen, daß er gereizt mir vorwarf, ich träte durch meine Angaben der Ehre des österreichischen Heeres zu nahe. Diese Wendung war allerdings eine für mich, den Fremden unter lauter österreichischen Generalen und Offizieren, sehr gefährliche, doch sollt' ich bald erkennen, daß mein Gegner unter ihnen wenig Freunde habe, vielen mochte das laute Wortführen und Absprechen desselben schon längst mißfallen, genug ich fand unerwartete Zustimmung, und zuletzt that der Fürst selber den beruhigenden Ausspruch, was ich gesagt, sei keiner Mißdeutung fähig und eine geschichtliche Thatsache dürfe nicht geläugnet werden. Nach diesem Scharmützel, der doch zu viel Aufsehen gemacht hatte, um nicht im Gedächtniß zu bleiben und noch später zu allerlei Anspielungen zu dienen, beurlaubte ich mich heitern Muthes und setzte meine Reise über Szered nach Wagha fort, einem großen Dorfe an dem Flusse Wag, wo das Regiment in ziemlich engen Quartieren beisammen stand.

Der Empfang der Kammeraden war überaus herzlich, und der einstweilige Kommandant des Regiments, Oberstlieutenant von Liezenmayer, ganz eingenommen von einem kurz vorher empfangenen Briefe, durch den ich meine nahe Rückkehr angemeldet hatte, wußte mir nicht genug Freundliches und Artiges zu erweisen; der Brief war den sämmtlichen Offizieren vorgelesen worden, und galt für ein Muster guten Ausdrucks; „geschickt in der Feder" war aber ein Lob, das allgemein in höchstem Werthe stand, und von dem Einzelnen, der es empfing, auf die ganze Körperschaft, der er angehörte, überzugehen schien. Nach einigen Flittertagen, in denen ich alles seit der Trennung Erlebte getreulich mitgetheilt und dafür das inzwischen bei dem Regiment Vorgefallene vernommen hatte, nahm die gewöhnliche Tagesweise mich in Anspruch, und ich fand mich in eine von allen Seiten beschränkte, in ihren Leistungen und Genüssen langweilige, durchaus unergiebige Lebensordnung abgeschlossen. Als Vortheil mußt' ich mir anrechnen, wieder mit meinem Hauptmann von Marais zusammenzuwohnen; aber auch der Oberlieutenant der Kompanie war unser Genosse, und die Bauersleute, welche uns ihre kleine Stube hatten einräumen müssen, wollten nicht ganz auf sie verzichten. Diese Enge war sehr beschwerlich, besonders für jemanden, der nicht rauchte, und der oft zu schreiben wünschte. So lange das Wetter noch gut war, und man im Freien sein konnte, fand sich allenfalls Aushülfe; frühmorgens wurden die Truppen exerzirt, dienstliche Geschäfte vor dem Hause abgethan, darauf Spazirgänge und Besuche gemacht; wir ritten in die Nachbarschaft zu einigen Edelleuten, deren Töchtern wir den Hof zu machen versuchten,

welches doch nur den Entschlossensten und Wenigsteklen gelang, denn diese Fräulein waren roh und schmutzig gleich den Bauerdirnen, nur Dünkel und Hoffahrt hatten sie vor diesen voraus, und erschienen dadurch noch um so widerlicher. Ein paar Ausflüge nach Tyrnau zu dem Fürsten von Reuß-Plauen ließen außer der gleichmäßigen Freundlichkeit, desselben wenig in der Erinnerung. Oft besucht' ich das Ufer der Wag; der reißende Strom stürzte seine wallenden Fluthen durch weite Wiesenfläche, die hin und wieder von Strauchwerk und Baumgruppen unterbrochen eine mahlerische Wildniß erschien, wo mächtige Weidenstämme theils modernd am Boden lagen, theils in noch stehenden Trümmern üppig grünend abstarben; in dieser Einsamkeit, wo ich ungestört meinen Gedanken nachhing, und die Augen an den starken Natureindrücken erfrischte, verbracht' ich meine besten Stunden, oft in tiefer Wehmuth, oft auch in kräftiger Ermuthigung; mehr als hundertmal las ich hier, unter den Zweigen eines ungeheuern Weidenstumpfs, der wie ein Denkmal der Urzeit über die ganze Gegend hervorragte, die wenigen Briefblätter, die ich von Rahel noch bei mir führte, und steigerte das Andenken der Freundin so zur Gegenwart, daß ich mit ihr Gespräche zu haben, ihre Stimme zu hören, ihr Urtheil und ihren Rath zu vernehmen glaubte; stets kehrte ich dann gestärkt heim, und meine Kammeraden, die mich zufriedner und heiterer sahen, meinten mit Recht, ich müsse in der Nähe ein Geheimniß wünschenswerther Zusammenkünfte haben, deren Weg mir allein durch besondere Gunst eröffnet sei. Ich ließ ihre Vermuthungen unberichtigt, und suchte mich ihren Scherzen und Unterhaltungen, in denen die gute Meinung immer offen lag, so viel als möglich

anzubequemen, so daß ich allen bei der größten Verschiedenheit der Ansicht und des Benehmens, doch im Ganzen als ein guter Kammerad galt und gehalten wurde.

Nur ein paar Persönlichkeiten, in denen das Niedrige und Gemeine so vorherrschte, daß mir kein Auskommen mit ihnen möglich war, wies' ich entschieden von mir ab, und nahm eine geradezu feindliche Stellung gegen sie. Wenn Abends bei dem Stabsmarketender ein ziemlicher Kreis zusammen war, der leidliche Wein fleißig genossen wurde, in Scherz und Lachen auch der Muth fröhlich und kriegerischer Gesang angestimmt wurde, so entsagt' ich gern aller Kritik, und sang die fratzenhaften Strophen des Cramer'schen Liedes „Feinde ringsum" ohne weiters mit, als wär' es eines von Tyrtäus selbst; auch den Inhalt der schlechtesten Romane, der aus der Erinnerung erzählt und recht eigentlich mir zu Liebe aufgetischt wurde, um mir zu zeigen, daß in dem Regimente doch auch, wie sein Standort Prag ohnehin erwarten ließ, einige Belesenheit sei, wußte ich anständig genug hinunterzuschlucken und ließ mir nicht merken, wie schlecht mir es mundete; an die mehr handwerksmäßige als ritterliche Ansicht des Soldatenwesens hatte ich mich schon gewöhnt, und die elenden politischen Meinungen fochten mich wenig an, ich erkannte, daß dieses alles hier vollkommen gleichgültig, diese Männer aber innerhalb ihres Berufes wacker und tüchtig seien, und ihre Stellung zwischen Höheren und Niedern gut genug ausfüllten. Allein es gab andre Anlässe, die mir nicht erlaubten, meine Denkart zu verhehlen, sondern mich zwangen, aus mir herauszutreten. Der älteste Hauptmann des Regiments, Namens Floriano, hatte

von der Pike auf gedient, nach langen Jahren durch Tapferkeit und sonstiges gutes Benehmen es zum Offfzier gebracht, und war allmählig zu seiner nunmehrigen Würde aufgestiegen. Seine Manieren verläugneten seine Herkunft nicht, unwissend in allem, außer im Dienste, den er pünktlich zu kennen stolz war, hatte er für nichts anderes Sinn, und da er von dem Bewußtsein seiner Stellung durchdrungen war, so sprach und handelte er gern imponirend; wobei er sich denn freilich oft arg vergriff und fast immer lächerlich wurde, so daß Witzworte über ihn gang und gäbe waren, und mancher Muthwillen gegen ihn ersonnen wurde. Sein höchster Ehrgeiz war, noch Major zu werden, was aber bei seiner Beschaffenheit weder wahrscheinlich noch rathsam war; als nun wirklich eine Beförderung im Regiment eintrat, und er übergangen wurde, fühlte er sich tief gekränkt; die Anstrengung, die er machte um dies doch einigermaßen zu verbergen, war gewiß höchst ehrenwerth, und man vergaß seine Lächerlichkeit, um ihn aufrichtig zu bemitleiden. Nur einer der jüngern Hauptleute war so roh und grausam, ihn wegen der erlittenen Zurücksetzung zu necken, und da der alte Mann die Stiche hinnehmen mußte, ohne Waffen dagegen zu haben, so war es bald kein Spaß mehr, sondern nur ein Jammer, wie denn auch alles Lachen aufhörte; als jener aber in seinem unwürdigen Martern fortfuhr, enthielt ich mich nicht länger, sondern schlug mich auf die Seite des alten Floriano und machte mit scharfen und bittern Worten dem Gegner ein so böses Spiel, daß er bald in seinem Grimm verstummte. Daß ein Fähndrich gegen einen Hauptmann so aufzutreten wagte, war nicht gewöhnlich, aber es ging mir so hin,

und hatte keine weitere Folge, als daß ich fortan in gutem Ansehen stand. Bei einer andern Gelegenheit hatte ich es abermals mit einem Hauptmann zu thun, einem Ausbunde von Liederlichkeit, der in Böhmen mit einem jungen reichen Mädchen verlobt war, und zwar sein ganzes zeitliches Glück von dieser Verbindung hoffte, aber doch so schamlos war uns die größten Schändlichkeiten zu erzählen, die er mit seiner Braut theils vorgenommen habe, theils vorzunehmen denke; er sah wohl, daß er die Zuhörer nur empörte, aber da es keiner ausdrückte, so trieb er es immer weiter, bis ich endlich ausbrach, und ihn versicherte, heirathen solle er das Mädchen nun nicht mehr, nicht umsonst habe er Namen und Wohnort genannt, ich würde sie und ihre Eltern zu benachrichtigen wissen, welche Reden er hier geführt, die Zeugen fehlten nicht, und würden, bei ihrer Ehre aufgefordert, die Wahrheit nicht verläugnen. Die Frechheit sank sogleich in Erbärmlichkeit, der Mann bat verwirrt und kleinlaut, die Kammeraden möchten ihm etwas Unart nachsehen, es sei ja nur in die Luft geredet, und so arg nicht gemeint! Man zuckte die Achseln, und ließ es gut sein; ich aber habe mit ihm nie mehr ein Wort gewechselt, wiewohl er seinerseits keinen Groll zeigte, sondern gern freundlich anknüpfen wollte. Späterhin verließ er das Regiment, und ich habe ihn darauf nicht wiedergesehen.

In dieser Zeit wurde mir auch zuerst ein Anblick, den ich schon lange gewünscht hatte, und der freilich in Ungarn kaum ausbleiben konnte. In der Nähe unsres Dorfes hatte sich eine Horde Zigeuner gelagert, und ich war nicht wenig beeifert, mir diese Leute zu betrachten.

Alles was von ihrer Herkunft, Lebensart, ihren Künsten und Eigenheiten mir bekannt geworden, Geschichte und Poesie, rief ich mir in's Gedächtniß, und suchte es an der Wirklichkeit zu prüfen. Nun konnten sie zwar sich der Neugier der Augen nicht entziehen, aber jeder vertraulichen Annäherung und Erforschung wichen sie sorgsam aus; sie arbeiteten emsig als geschickte Schmiede, Kesselflicker, Stellmacher, sie sagten die Zukunft vorher, wenn es verlangt wurde, sie spielten auch zum Tanz auf; aber weiter ließen sie sich nicht ein, ein unüberwindliches Mißtrauen hielt sie von uns getrennt. Die Männer waren durchgehends schön, und hatten ein trotziges, verwegnes Ansehen, von Weibern hingegen konnten nur ein paar jüngere leidlich heißen; die völlige Nacktheit der Kinder, und auch schon halberwachsener Jünglinge und Mädchen, in dieser Jahrszeit, schien aus Zufall oder Dürftigkeit nicht zu erklären, sondern auf irgend eine Satzung zu deuten. Eindringlich und aufregend klang ihr Nationalgesang, der Rakoczy genannt, der ihren Wohlthäter, einen Fürsten von Siebenbürgen dieses Namens, mit rührenden Klagelauten feierte. Dieser hatte sie aus ihrer schmachvollen Niedrigkeit zu erheben gesucht, ihnen bleibende Wohnstätten anweisen, sie zu Waffenehren befördern wollen, aber sein eigner Untergang ließ sie nur um so tiefer in das Elend zurückfallen, und das räthselhafte Volk schloß sich wieder um so mehr in sich selber ab. Sie wurden zum österreichischen Kriegsdienste herangezogen, und man rühmte sie als gute Soldaten, doch wollte man wissen, daß sie als solche die Abhärtung und Unverdrossenheit bald verlören, welche bei ihnen in freiem Umherschweifen oft an das Fabelhafte gränzten.

Als eine Reihe von Regentagen eintrat, wurde der Zustand, der bisher schon peinlich genug gewesen, wahrhaft verzweiflungsvoll. Man war buchstäblich auf die Stube beschränkt, draußen watete man in Koth, jeder Schritt war eine Anstrengung. Alles Exerziren wurde eingestellt, der Dienst nahm wenig in Anspruch. Daheim gab es keine Unterhaltung als etwa Rauchen und Kartenspiel. Unser enges Gemach, schon an sich übervölkert, nahm noch mehrere Gäste auf, Spielgenossen des Hauptmanns, welche den ganzen Tag nicht vom Platze wichen. Wir regneten völlig ein; keine Nachricht, keine Zeitung drang mehr zu uns, niemand empfing Briefe; Bücher waren weder im Dorfe noch im Regiment zu finden, mein kleiner Homer war in diesen Nöthen ein Schatz, für den ich dem Himmel dankte, aber ihn zu genießen war so leicht nicht. Zu halben Tagen saß ich draußen am Feuerheerd und suchte zu lesen; aber, wie drinnen die Kartenspieler, störten mich hier die Slowaken; in andrer Zeit wären sie vielleicht der Gegenstand unterhaltender Beobachtung geworden, ihr Wesen verrieth manches Eigenthümliche, aber diesem nachzuspüren, die Hülle von Schmutz und Störrigkeit und Mißtrauen, unter der es versteckt lag, zu durchbrechen, fehlten mir damals Geschick und Stimmung. In der Verzweiflung fiel ich über die Früchte her, die der Herbst reichlich brachte, und aß immerfort Aepfel und Nüsse, als wenn es eine Kur gewesen wäre. Zuletzt warf ich mich tagelang auf mein Bett, in dessen Federn ich versank, und befliß mich einer völligen Unempfindlichkeit nach außen, um ganz den innern Bildern und Träumen zu leben, die ich leicht hervorrief, und die mich in ihrer Art beglückten. Allein

dieses Glück mußte ich bald wieder aufgeben, denn der gewaltsamen Anspannung der Nerven folgte schnell die Erschlaffung, die um so bedenklicher war als bereits die in Ungarn besonders gefährlichen Herbstfieber herrschten und leicht in Nervenfieber ausarteten, die auch schon in Wagha häufig vorkamen. Ein paar Tage fühlt' ich mich dem Erkranken ganz nahe, und flößte auch der Umgebung schon Besorgnisse ein, indeß kam ich mit einigen leichten Schauern noch glücklich ab.

Das Wetter klärte sich ein wenig auf, und ein frohes Ereigniß erheiterte meine Tage noch mehr. Alexander von der Marwitz, der mit dem Klenau'schen Chevauxlegersregiment ebenfalls nach Ungarn gekommen war, hatte meinen Aufenthalt erfahren, und kam mich zu besuchen. Ich war überglücklich, hier in dieser Oede einen norddeutschen Freund zu umarmen; auch ihm war ich jetzt mehr, das war deutlich, als ich jemals in früherer Zeit ihm hatte sein können. Das Bedürfniß, uns gegeneinander auszuschütten, war auf beiden Seiten gleich groß. Was hatten wir nicht alles zu erzählen, zu erörtern, wechselseitig in Erinnerung zu rufen! Wir sprachen von Rahel, von den Freunden, von den Kriegsvorgängen, den nächsten Aussichten und Planen, den persönlichen Begegnissen und Empfindungen. Ueber sein Mißgeschick in Olmütz ging er mit düstrem Unmuthe schnell hinweg, die schlimmen Folgen für ihn hatten sich auf kurze Haft beschränkt, er suchte den ganzen Vorfall zu vergessen. Seine sonstige Lage und Stimmung war ungefähr der meinigen gleich, nur daß ihn die Umgebung noch fremdartiger ansprach, als mich, er legte unwillkürlich immer einen idealern Maßstab an, und die Macht einer mißfälligen aber unab-

weisbaren Wirklichkeit brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Auch er litt gleicherweise an der Einsamkeit und an der Gesellschaft, auch er hatte nur ein Buch, an dem er sich labte, das er immer auf's neue las, nämlich Friedrich Schlegel's Gedichte, und da er meinen Homer entdeckte, schlug er mir vor, auf einige Zeit zu tauschen. Er hatte sich mit ernsten und schweren Dingen beschäftigt, aber er gestand mir, daß er unter dem Widerspruch und Druck einer schalen Alltäglichkeit sich endlich stumpf dieser hingegeben, und den Zeiten gemäß eine ihm sonst fremde Leichtfertigkeit angenommen habe. Durch unser Wiedersehen erglühte er auf's neue für höhere Ansichten. Er theilte mir einen Operationsplan mit, den er für den Wiederbeginn der Feindseligkeiten ausgearbeitet hatte, und was auch der kundigere Stratege dawider einwenden mochte, Geist und Kühnheit sprachen aus dem Werk, und mancher gesunde Gedanke lag darin, dessen Würdigung aber eher bei dem Feinde zu suchen gewesen wäre, als bei dem österreichischen Hofkriegsrathe.

Wir verlebten ein paar Tage sehr angenehm, soviel als möglich im Freien, denn die Gesellschaft der Offiziere, wiewohl alle dem Gaste die größte Zuvorkommenheit bezeigten, mußte unsre eigentlichen Gespräche mehr oder minder stören. Als Marwitz sich zur Abfahrt anschickte, gab der Regimentskommandant mir ungefordert Urlaub, den Freund auf einige Tage zu begleiten. Wir hatten die herrlichste Fahrt, genossen hundert neue Eindrücke, und gelangten beim prachtvollsten Sonnenuntergang in die Klenau'schen Quartiere.

Hier war das Leben reichlicher ausgestattet als bei uns, hier hatte man besseren Zufluß aller Art, und

wußte doch einigermaßen, was in der Welt vorging. Es hatten sich eben neue Kriegsgerüchte verbreitet, und die jüngern Offiziere äußerten laut ihre Freude, während die ältern ungläubig blieben, und Marwitzens Schwadronskommandant, der besonnene und wohlunterrichtete Rittmeister Baron von Selby unerschütterlich behauptete, der Frieden sei nur allzugewiß, und werde je später nur desto ungünstiger geschlossen werden. Auch mir wurde in diesem fremden Regimente die gastlichste Aufnahme zu Theil, und wir konnten nicht umhin, öfters unsre Betrachtungen darüber auszutauschen, wie bieder und herzlich diese Oesterreicher im Allgemeinen seien, wie kammeradschaftlich sie zusammenlebten, in wie gutem Ton und wechselseitiger Anerkennung, wobei denn doch schroffe Gegensätze nicht ausgeschlossen waren, und sich nicht selten hart berührten; aber leicht war alles geschlichtet — wenn auch bisweilen erst durch die Waffen —, und ausgesöhnt und vertragen ließ der Zwist im arglosen Weiterleben keine Spur zurück. Wir gestanden uns, daß bei unsern norddeutschen Landsleuten dergleichen Erscheinung seltner hervortrete, und daß sie hier mit dem ganzen Zustande Oesterreichs tief zusammenhänge; das militärische Band hatte hier Ungleichartigeres zu verknüpfen, und machte sich daher um so stärker geltend, während auch innerhalb desselben eine besondere Bildungsstufe gegen die gewöhnliche Umgebung schärfer abschnitt.

Wir fanden auch hier schöne Spazirgänge, die uns im Genusse der nächsten Naturreize zu den fernsten Gegenden und Zeiten entführten, besonders ergötzte uns das Homerisiren, das heißt das Hersagen, Besprechen und Anwenden Homerischer Verse, die uns in einem seltenen

Grade geläufig waren. So entgingen denn auch die prächtigen ungarischen Viehherden in dieser Beziehung unsrer Aufmerksamkeit nicht, und waren ganz dazu gemacht, die griechischen Bezeichnungen zu tragen, ja diese wurden erst recht wahr an ihnen, an diesen stattlichen, kraftvollen und in ihren Bewegungen majestätisch-graziösen Farren und Kühen, mit den mächtigen, breit ausgebogenen Hörnern, den großen, ruhigen Augen, die wir mit Staunen und Wohlgefallen auf den Weideplätzen betrachteten. Einmal jedoch, als eine gewaltige Färse uns auf dem Rasen, wo wir uns hingestreckt hatten, immer näher kam und ebensowohl feindlich als nur neugierig sein konnte, beschlossen wir die Störerin zu verscheuchen, und warfen nach ihr mit kleinen Steinen, die umher lagen; anfangs fehlten wir und ärgerten uns über unsre wenige Geschicklichkeit, während der Feind unbekümmert vorschritt, und unsres Bemühens zu spotten schien; daher wir uns aufrichteten, und nun größre Steine mit erhöhtem Eifer schleuderten; alsbald gelang ein Wurf, und das schöne Thier, schmerzlich getroffen, stand still, sah uns mit den großen Augen eine Weile vorwurfsvoll an, wandte dann ruhig um, und schritt langsam in den Busch zurück, aus dem es hervorgekommen war. „Haben Sie das gesehen?“ rief Marwitz, „welch imposanter Rückzug!“ — Ja, versetzte ich, die Kuh hat sich vortrefflich betragen, wir aber sehr schlecht! — Wir schämten uns, und obschon wir lachen wollten und wirklich lachten, so blieb doch das ernste Gefühl der Scham in voller Kraft, wir gestanden uns, daß wir durch das Thier eine sittliche Lehre empfangen hatten, die wir in gutem Werthe zu halten dachten, wie denn wirklich nach

mehreren Jahren, als wir uns in Berlin wiedersahen, Marwitz mich nachdrücklich fragte, ob ich noch der Kuh in Ungarn gedächte, die uns so blamirt habe? —

So geschieht es, daß unser Sinn, während er für allgemeine Zustände, in deren Mitte wir leben, sich zur Unempfindlichkeit verhärten muß, einzelne Vorgänge, die uns persönlich durch einen sittlichen Kern anstoßen, mit aller wohlbewahrten Weichheit umfaßt. Gewiß hatten wir die Gewaltsamkeit der Kriegszustände in tausend schreienden Zügen der Härte und des Unglücks vor Augen, und konnten in jeder Stunde hundertmal unsre Menschenliebe und unser Rechtsgefühl empört finden; ja wir halfen wohl gar unwillkürlich durch unsern Stand das Unrecht und die Leiden mehren, welche unsern Mitmenschen widerfuhren; aber diese Mißgeschicke waren nicht mit zarter Wehmuth zu behandeln, sondern bedurften eher der zornigen Kraft eines Helden, der zu sein der Unberufene sich nicht anmaßen darf, dem aber, wenn er erscheint, zu folgen und beizustehen jeder berufen ist. Zwar die Feindseligkeiten waren eingestellt und Blut wurde jetzt nicht vergossen, aber schwerer als Tod und Wunden auf dem Schlachtfelde trafen jetzt Krankheiten unser armes Kriegsvolk und wütheten schrecklich in seinen Reihen! Der erkrankte Soldat gab sich augenblicklich verloren, und er war es fast immer, denn in das Spital gebracht, konnte er in den seltensten Fällen der Ansteckung der dort schon herrschenden Faulfieber entgehen! Schon hatten auch die Spitäler keinen Raum, die unglücklichen Leute lagen schaarenweise unter Wagenschuppen, oder auch in Höfen unter freiem Himmel, aller Nässe und Kälte des Oktobers ausgesetzt; es fehlte in

den meisten Orten an schicklichen Gebäuden, die ansehnlichern gehörten fast immer den Edelleuten oder bevorrechteten Körperschaften, die nach ungarischem Gesetz keiner Einquartirung unterworfen sind. Man suchte die Noth dadurch zu mindern, daß man die Kranken zu Tausenden nach Niederungarn schaffte; ich selbst habe zahlreiche Stromkähne mit solcher traurigen Ladung die Wag hinabeilen sehen, um nachher auf der Donau weiter zu schiffen; manche der Kähne, die bei Wagha anhielten, hab' ich bestiegen, und das Herz mußte sich bei dem Anblick empören! Die übergedeckten Bretter hielten nicht überall den Regen ab, an gehörige Erwärmung, Erquickung und Pflege war nicht zu denken; die Ausdünstungen des Flusses verursachten schnelle Verschlimmerung, die spärlichen Arzneien blieben wirkungslos unter diesen gehäuften Nachtheilen. Ob und wo die Armen lebend anlangten, hab' ich nicht erfahren, aber es ist gewiß, daß keiner von ihnen zurückkehrte.

Dieser Zustand, den wir heftig besprachen und der unser Menschengefühl empörte, hatte nebenher auch seine politische Wichtigkeit. Das ganze Heer, welches im August und September mit bewundernswürdiger Anstrengung sich wieder stark und schlagfertig aufgestellt hatte, sank im Oktober auf die Hälfte seines Bestandes zurück, und die Angabe, daß neunzigtausend Kranke gezählt wurden, war ein Hauptgrund, den Frieden um jeden Preis nöthig, die Wiederaufnahme des Kampfes für ganz unmöglich zu erachten. Unter solchen Umständen mußte auch dem Eifrigsten jede Lust und Hoffnung des Krieges erlöschen, und auch wir, die wir noch an künftig in besseren Händen nochmals möglichen Aufschwung dieser Sachen

glaubten, mußten uns eingestehen, daß für jetzt ein schleuniger Frieden zu wünschen sei.

Für Marwitz und mich führten diese Verhältnisse noch eine hartbedrängende persönliche Beziehung herbei. Wir gehörten Oesterreich nicht an, wir waren gekommen um gegen die Franzosen zu fechten, der Frieden schnitt uns von diesem Zwecke völlig ab; wir mußten neue Bahnen eingehen, und im österreichischen Friedensdienste zu bleiben, war ein eben so bedeutender Entschluß, als den Abschied zu nehmen. Doch schien, bei dem traurigen Zustande Norddeutschlands und bei der Schwierigkeit, mit unsern erschöpften Mitteln nach England oder Spanien zu gelangen, der österreichische Dienst uns ein für die nächste Zeit nicht zu verscherzendes Gut, die einzige Stätte, uns für bessere Zeiten sicher und ehrenvoll aufzubewahren! In Marwitz, dessen Stellung fester und einfacher war, gediehen diese Ueberlegungen schon damals zu reifem Vorsatz, den er auch folgerecht ausführte. Ich, loser gestellt und in Wünschen und Möglichkeiten auf mannigfachere Entwicklungen angewiesen, konnte wohl vorläufig dieselbe Richtung einhalten, jedoch mit der Ungewißheit, ob ich nicht im nächsten Augenblicke würde genöthigt sein sie wieder aufzugeben.

Solch aufregende und beunruhigende Erörterungen konnten indessen den Gang unsres jetzigen Stilllebens nicht ändern, und führten dasselbe in zwiefacher Richtung, nach außen in den gegebenen Verhältnissen, nach innen wie Geist und Phantasie es vermochten, gelassen fort. Kein einziger der beiderseitigen Kammeraden verrieth einen Hang an der letztern Richtung irgend Antheil zu nehmen, oder hatte nur einen Begriff davon, aber alle ließen das Wesen

gelten, ja ehrten dasselbe, ohne den Anspruch zu haben, in dasselbe einzudringen; wir konnten nicht umhin, dies als eine ächte Freisinnigkeit anzuerkennen, die wir auch unsrerseits üben lernten, indem wir für jede einzelne Eigenschaft und Tüchtigkeit in unsrer Umgebung einsichtig und gerecht zu sein strebten, und hiebei mit Verwunderung oft Gutes und Bestes fanden, wo wir es am wenigsten erwartet hatten. Blieb uns eine gewisse norddeutsche Bildung, wie sie litterarisch überliefert wird, für uns selber ein unentbehrliches Element, so erließen wir dasselbe doch gern den Andern, wo das Licht ohnehin nur als Blendung hinstreifte. Wir erkannten uns zu dieser Billigkeit eigentlich schon durch Rahel angeleitet, denn wie unsre Kammeraden unter, so stand sie offenbar über jenem Flitterscheine, der in letztem Betracht ja wirklich nur Werth hat, insofern er ein Wesentliches ausdrückt oder auszudrücken fähig ist. Zu Rahel kehrten unsre Unterhaltungen immer zurück, und hatte ich den Vortheil, sie länger und genauer zu kennen, so stand Marwitz mir in Sinn und Eifer für sie kaum nach.

Als ich in Wagha zurück war, fand ich den jüngern Bruder des Obersten, Grafen Eugen zu Bentheim, angelangt, der den Bruder besuchen wollte und dessen Ankunft ungeduldig erwartete. Dieser junge Mann, bildschön und lebenskräftig, war kurz vor Ausbruch des Krieges bei der Reiterei in Dienst getreten, hatte die ungeheuern Schlachten mitgefochten und eine schöne Hiebwunde davongetragen, nahm aber diese wichtigen Vorgänge in unbändiger Jugendlichkeit so leicht, als wären es Knabenraufereien gewesen, und alles trat in den Hintergrund vor dem nächsten Augenblicke der unmittelbaren Gegen-

wart. Da diese ziemlich leer und arm erschien, so suchte er sie durch Muthwillen zu beleben, dessen Stoff in ihm unerschöpflich war. Eben so gutmüthig als lebhaft und heiter, war sein Treiben uns die willkommenste Ergötzlichkeit, und es war nicht seine Schuld, wenn er nicht mit allen Offizieren binnen vierundzwanzig Stunden auf Du und Du stand. Er allein belebte den düstern armen Aufenthalt und lockerte und verwirrte einigermaßen die Fäden, in welche unsre Tagesordnung verknüpft war. Die Erscheinung des Obersten wurde sehnlich gewünscht, und gab denn auch allem sogleich ein neues Ansehen. Alle Lässigkeit schwand, Eifer und Hoffnung traten an die Stelle, neue Aussichten eröffneten sich. Er trug den bei Wagram verwundeten Arm noch in der Binde, sah leidend aus und noch längeren Ausruhens bedürftig, aber auch voll Muth und Feuer, und recht wie ein Anführer, dem man gern folgen mag; er hatte auf der Herreise Freunde gesprochen, die im Wechsel der Schwankungen gerade von einer kriegerischen erfaßt waren, und diese Täuschungen hatte er mitgebracht.

Der jüngere Bruder blieb nur noch ein paar Tage und ging dann wieder zu seinem Regiment. Für mich ordnete sich bald ein angenehmes Verhältniß, der Oberst bezeigte mir entschiedenes Wohlwollen, zog mich in seine Nähe und gewöhnte sich, der sonst gegen Untergebene ungemein zurückhaltend war, mit mir vertraulich zu reden, sowohl über allgemeine Sachen, als auch über solche, die ihn und seine Familie betrafen. Nicht wenig kam hiebei mir zu Statten, daß ich gleich ihm aus Westphalen stammte, ein Vorzug, der bei ihm sehr viel galt. Alles was ich mit Marwitz verhandelt hatte, kam auch hier

wieder zur Sprache, wenn auch aus andern Gesichtspunkten und mit andern Ausdrücken. Ich erfuhr von dem Obersten den genauen Stand mancher hohen Verhältnisse, die in Oesterreich dem vertrauten Kreise der Vornehmen kein Geheimniß zu sein pflegen, aber es dabei doch für die übrige Welt oft lange bleiben. In allen Klassen und Gebieten findet sich dergleichen, was der Wissende nicht leicht preisgiebt, und die Freimaurer sagen nicht ohne Grund, wer ihr Geheimniß verrathe, habe dasselbe nie recht gewußt. Auch mir wurde alles, was mich über diese Hof- und Staatswelt vertraulich aufklärte, zur wahren Einweihung, es wurde mir angehörig, aber band mich zugleich, ich fühlte mich nur um so mehr als Oesterreicher. Schweigen ist keine Billigung, und was für das Leben des Tages gefesselt sein muß, wird für die Geschichte der Vergangenheit ohnehin wieder frei; das Recht der Wahrheit bleibt somit ungeschmälert, wobei indeß nicht außer Acht zu lassen ist, daß so vieles im Augenblicke Wichtige späterhin völlig unbedeutend wird, und gerade die Geschichte es ist, welche, indem sie die Form des Geheimnisses zerbricht, auch seinen Inhalt oft wegwirft. In den Verhandlungen jener Zeit jedoch stiegen, ich kann es nicht läugnen, auch trostlose Erbärmlichkeiten zu bleibender Bedeutung auf, weil die Staats- und Volksgeschicke leider wesentlich mit ihnen verflochten lagen! — Wir machten ein paar Ausflüge die Wag hinauf und hinab, nach Trentschin und Komorn, und sahen bei dieser Gelegenheit, daß unsre Sachen nirgends sehr glänzend standen, alle Anstalten waren vernachlässigt, bei der Vertheilung der Truppen schien der Zufall gewaltet zu haben, in den Arbeiten an den Werken von

Komorn zeigte sich kein Eifer. Für die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten schien nichts vorbereitet. —

Inzwischen wurden die kriegerischen Nachrichten wieder durch friedliche abgelöst, und in den Truppen regte sich fast nur das Verlangen, baldigst in die heimischen Standorte abzumarschiren, wenigstens für den Winter nicht in Ungarn zu bleiben. Der Oberst, ungeduldig, beabsichtigte eine Fahrt nach Dotis in das Hoflager des Kaisers, wo jetzt alle politische Betriebsamkeit vereinigt war, und ich sollte ihn auf dieser Reise als Adjutant begleiten. Ich freute mich ungemein, auf diese günstige Weise dem Schauplatze näher zu treten, wo so viel Wichtiges zur Entscheidung lag. Ich hoffte nun endlich auch Gentz und Friedrich Schlegel aufzufinden und mit ihnen von den Freunden in Berlin zu sprechen. Schon war ein Tag für die Abreise vorausbestimmt und auch das Wetter schien sich vollends aufzuheitern, als unerwartet alle frohen Aussichten wieder schwanden.

Die noch unbefestigte Gesundheit des Obersten wurde durch den Aufenthalt in Wagha, in der Nähe des Wassers und so vieler Krankheiten, auf's neue erschüttert, und seine Willenskraft, die anfangs dem Uebel trotzen wollte, bewirkte nur, daß der verzögerte Ausbruch um so heftiger wurde. Der Kranke wollte sich noch immer nicht fügen und machte dem Regimentsarzt große Noth. Dieser war ein guter Mann, auch geschickt genug, aber etwas verzagt, und alles was der Kranke sagte, klang ihm noch zu sehr als Befehl des Obersten, dem zu gehorchen er gewohnt war. Er war daher sehr erfreut, als der Oberst verlangte, er solle mich zu Rathe ziehen. Das Brown'sche System, bei uns im Norden schon verdrängt, stand in

Oesterreich eben in voller Blüthe und auch unser Arzt war ihm zugethan. Mir waren diese Formeln noch geläufig und ich verständigte mich leicht mit ihm. Seinen Anordnungen konnt' ich unbedingt beipflichten, es kam nur darauf an, ihnen bei dem Kranken das Gewicht meiner Zustimmung zu geben. Ein Aderlaß that die beste Wirkung, und die beginnende Genesung machte mir außerordentlichen Ruhm. Ich aber mußte theils lachen, theils ergrimmen, daß die Ironie des Schicksals mich, der ich die Medizin fliehend die Waffen erwählt hatte, inmitten der Waffen doch wieder auf die Medizin warf. Aber ich sollte diese Ironie bald noch schärfer empfinden!

Die Generale in Szered hatten die Erkrankung des Obersten erfahren und drangen darauf, daß er aus dem ungesunden Wagha nach dem besser gelegenen Szered gebracht würde. Vergebens thaten wir Einspruch, der Oberst selber wünschte in Szered zu sein, und die Stabsoffiziere entschieden, seinem Wunsche und dem Verlangen der Generale sei nachzugeben. Schon auf der Ueberfahrt verschlimmerte sich der Zustand und war gleich nach der Ankunft bedenklich. Statt des Regimentsarztes, der in Wagha blieb, übernahm ein Unterarzt, ein kenntnißreicher, wackerer Mann, der sich in Szered befand, die Kur, und verschrieb angemessene Arznei, die ich durchaus billigen mußte. Zum Unglück aber war ein Oberstabsarzt in der Nähe, und als der von dem vornehmen Kranken hörte, drang er bei uns ein, that die üblichen Fragen, erstattete den Generalen Bericht und machte ihnen begreiflich, daß ein Mann von Stande durch einen Arzt von Rang behandelt werden müsse. Er kehrte mit hohem Auftrage zurück, löste den Unterarzt ab, verwarf die bisherigen

Mittel und verschrieb andere, weit schwächere. Der Kranke phantasirte, merkte aber doch, daß ein andrer Arzt ihn behandelte, wurde darüber zornig und wollte nichts mehr einnehmen; da er sichtlich schlimmer wurde, und die Mittel offenbar unzulänglich waren, so erlaubte ich mir, dem Oberstabsarzte einige Bedenken zu äußern, die aber zur Folge hatten, daß er seine Arznei noch verringerte und höheren Orts vorstellte, wie unerhört und unstatthaft es sei, daß ein Fähndrich sich in ärztliche Sachen mische.

Eines Nachmittags wurde ich von dem Krankenbette, das ich weder bei Tag noch Nacht verließ, durch eine Ordonnanz abgerufen, weil mich jemand sprechen wolle, der unten vor dem Hause auf- und abging. Ein kleiner gedrungener Mann, von feinem und kräftigen Aussehen, sagte mir mit kurzen Worten, er sei der General Freiherr von Wacquant-Geozelles, unser Divisionair, und habe vom kommandirenden General Grafen von Sommariva den Auftrag, mich zur Rede zu stellen und mir streng zu untersagen, in die medizinische Behandlung meines Obersten irgendwie einzugreifen, wobei er in eignem Namen hinzufügte, er glaube wohl, daß ich in guter Meinung gehandelt, aber ich solle bedenken, welch gefährliches Spiel ich triebe, der Oberst sei ein Mann von größter Auszeichnung, im Heer und am Hofe höchst geschätzt, was sich mit dem ereignete könne nicht unbeachtet vorübergehen, und wenn seine Krankheit einen schlimmen Ausgang nähme, würde es unfehlbar heißen, ich hätte ihn umgebracht; beten Sie nur zu Gott um seine Genesung, schloß er seine Ermahnung, denn wenn er stirbt, so weiß ich nicht, wie Sie der schwersten Verantwortung entgehen wollen! — Ich kannte den General schon von

Wagram her und als einen unsrer tapfersten und gebildetsten Anführer. Ich hatte ihn ausreden lassen, und obwohl im Innern heftig bewegt, erwiederte ich doch mit möglichster äußerer Ruhe: wenn der Oberst an dieser Krankheit stürbe, so würde ich dies als ein so großes Unglück empfinden, daß mir alles, was mich sonst beträfe, dagegen gleichgültig wäre; ich aber hoffte, der Kranke werde genesen, und geschähe das nicht, so wäre nicht ich, sondern der Eigensinn und Dünkel des Oberstabsarztes Schuld, der ihn unrichtig behandle, und dessen Takt und Kenntniß ich für äußerst gering erklären müßte. Darauf erzählt' ich ihm den ganzen Hergang, wie der Oberst, von meinen Studien unterrichtet und meiner Einsicht ganz vertrauend, nur auf mich hören wolle, wie von ihm selbst und von den Stabsoffizieren des Regiments mir anbefohlen sei, bei ihm zu bleiben, und wie ich nicht freventlich noch leichtfertig, sondern in der Noth der Umstände, und dabei mit sichrem Bewußtsein, mich einer Aufgabe unterzogen, die ich allerdings lieber gemieden hätte; ich legte ihm darauf dar, wie der Oberstabsarzt nur schwache Mittel anwende, mit denen ein solches Nervenfieber nicht könne bezwungen werden, in vierundzwanzig Stunden sei es vielleicht zu spät, und ich sei entschlossen, dem Kranken, wenn man nicht durch Gewalt mich verhindre, noch in dieser Nacht Moschus und Kampher zu geben, weil ich wisse, daß dieses die rechten Mittel seien, dies hätte ich auch schon, weil ich der Verantwortung nicht feige mich entziehen wolle, dem Unterarzt vertraut, der glücklicherweise mein Urtheil bestätigt, und mir auch die Arzneien verschafft habe; ich schloß mit der Erklärung, nachdem ich nun mein Gewissen befreit und

die Lage der Dinge dargelegt, müsse ich mich gänzlich der höheren Entscheidung überlassen, und wenn der Herr General mir befehle, zum Regimente zurückzukehren, so würde die nächste Viertelstunde mich nicht mehr hier finden; was aber dann aus dem Kranken werden möge, das wolle ich nicht verantworten.

Ich will nicht läugnen, daß der Eifer dieser Rede, wiewohl vor allem ein gutes Gewissen sie stärkte, doch zum Theil auch durch das Gefühl der wirklich beängstigenden Lage geweckt wurde, in die ich mich gedrängt sah. Ich fühlte, daß ich Ursache hatte, hier alle Kraft aufzubieten, um die unglücklichste Niederlage abzuwenden. Wir gingen vor dem Hause, und standen auf Augenblicke still, während welcher der General mich mit durchforschenden Augen prüfte. Der treffliche Mann erkannte bald, daß hier ganz außergewöhnliche Umstände walteten, und erwog die mannigfachen Momente mit rascher Umsicht. Das Ergebniß war, daß er meinen Eifer und meine Hingebung rühmte, mein Verbleiben bei dem Kranken für unerläßlich erklärte, auch keineswegs mir die Hände binden wollte, so zu verfahren, wie ich es vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen könnte, nur gab er mir wiederholt zu bedenken, daß ein schlimmer Ausgang mir die Rechtfertigung vor den Menschen fast unmöglich machen würde! — Mit bestürmtem Innern kehrte ich zu meinem Kranken zurück, der inzwischen unruhig nach mir verlangt hatte. Mein Entschluß wankte nicht, und ich gab die schon bereitgehaltene Arznei. Mich konnte nicht stören, daß auch noch der Kommandirende, Graf von Sommariva, mich zu sich auf das Schloß beschied, und auf den empfangenen, wiewohl vortheilhaften Bericht des Generals

von Wacquant mir doch dessen Warnungen nochmals einschärfen wollte. Die ganze Nacht und den folgenden Tag und abermals die ganze Nacht hindurch ließ ich regelmäßig Dosis auf Dosis folgen, unter größter Anspannung des Körpers wie des Gemüths, es war ein Kampf auf Leben und Tod. Endlich erfolgte die Krisis, die Krankheit war überwunden, die glücklichste Herstellung in Aussicht. Aber nun galt es doppelte Sorgfalt, um alle schädlichen Einflüsse abzuwehren, nicht nur solche, die der Zufall und der sehr eigenwillige Kranke selbst herbeiführen konnte, sondern auch die einer blinden ärztlichen Behandlung, welche den unerwarteten Erfolg als ihr Verdienst ansprechen wollte. Eine Veränderung, welche in der Stellung der Truppen vorging, entfernte glücklicherweise den Oberstabsarzt, und nur ein wackerer Oberarzt, Dr. Maschka — wenn ich mich recht erinnere, vom Regimente Erzherzog Rainer — beaufsichtigte die weitere Genesung.

Diese schritt jedoch überaus langsam vor; wir waren im tiefsten, unfreundlichsten Herbst, die Wohnung eng und schlecht, es fehlte an allen Unterstützungen; auch die Generale hatten Szered verlassen, und ihre Theilnahme und Autorität mußten wir in so manchen Fällen sehr vermissen. Wir hatten Quartier bei einem katholischen Pfarrer, der nebst einer Schwester, die ihm sein Hauswesen führte, nur unmuthig die aufgebürdete Last ertrug, und jede kleinste Gefälligkeit versagte. Der Name Ketzer zeigte genug, was man von uns hielt. Glücklicherweise befand sich außer der Dienerschaft des Obersten noch ein Korporal als Ordonnanz bei uns, der unter diesen Umständen uns zur größten Hülfe wurde. Er hieß Busch,

und war von Köln am Rhein gebürtig, also eine Art Landsmann von mir und dem Obersten. „Laßt mich nur machen!“ rief er, „ich bin aus einem erzkatholischen Ort, ich will gut kölnisch mit den Leuten reden; mögen sie uns die Hölle heiß machen, aber nur auch das Feuer im Ofen und auf dem Heerd nicht sparen!“ Wie er es angefangen, bleibe dahingestellt, genug er setzte sich bei dem Bruder in Ansehn und bei der Schwester in Gunst, schaltete in der Küche nach Belieben, sorgte für gute, reinliche Brühen, und uns Allen kam seine Bemühung zu statten. Das Eine hatte er sich ausgebeten, daß er sich für einen Feldwebel ausgeben dürfte, denn als Korporal würde er kein Glück machen; die Scheinerhöhung wurde gern erlaubt, und dem durchtriebenen, in Listen und Anschlägen gewandten Mann gelang es in kurzer Zeit, den Schein zur Wahrheit umzuwandeln, er führte, als er zum Regimente zurückkehrte, anstatt des Haselstocks wirklich das spanische Rohr. —

Wie die Kräfte des Obersten nur etwas zunahmen, wuchs auch seine Ungeduld und die Schwierigkeit ihn zu behandeln. Er verlangte die Regimentsgeschäfte zu führen, wollte den Stand der politischen Angelegenheiten wissen, ereiferte sich über die Unkunde, in der wir lebten, äußerte den größten Mißmuth, und begehrte aus der Enge in die große Welt hinaus. Da der Frieden nicht zu bezweifeln war, so dachte er den Dienst auf eine Weile zu lassen, nach Pisa zu reisen, und in den dortigen Bädern sich von Wunden und Krankheit zu erholen, so wie des Unglücks der Zeit zu vergessen. Ich sollte ihn auf dieser Reise begleiten, und mußte vorläufig den Plan, der ihn schmeichelhaft beschäftigte, seinen Angehörigen mit=

theilen, besonders auch seiner Schwester, der Fürstin von Solms-Lich, die er zur Mitreise zu bereden wünschte. Das Regiment lag noch immer in Wagha, in dem traurigen Orte durch die Entfernung des geliebten Obersten völlig verwaist; täglich kamen Offiziere trotz Wegen und Witterung herüber geritten, um von seinem Ergehen zu hören, und als man ihm davon sagte, wollte er sie sprechen, forderte die Stabsoffiziere zu sich, und warf sich in ein Gewirr von Sorgen und Anliegen, das weit über sein Vermögen ging. Diese Aufregung der Nerven wurde bedenklich, es konnte ein Rückfall Statt finden, den zu verhüten wir alles aufboten. Sowohl die Stellung als die Gemüthsart des Kranken erforderten hiebei die zartesten Rücksichten, und es fügte sich von selbst, daß die Last der Dinge hauptsächlich auf mich fiel, sei es, daß eine Weigerung gegen ihn durchzusetzen, oder eine Thätigkeit in seinem Namen auszuführen war. Seine Dankbarkeit für mich erwies sich vorzüglich in dem gränzenlosen Zutrauen, das er mir nun schenkte, und nicht nur in Sachen, in denen ich dasselbe rechtfertigen konnte, sondern auch in Beziehungen, wo dies unmöglich war. Seinem Urtheil und seiner Willensmeinung konnt' ich wohl schriftliche Gestalt geben, und allenfalls auch die eigne Meinung dabei geltend machen, allein, wenn er die Höherstehenden geradezu an mich verwies, und ihnen sagte, sie sollten nur nach meinem Ermessen thun, so mußte diese Ungehörigkeit mich in die größte Verlegenheit bringen und den verdrießlichsten Verwicklungen aussetzen.

Mein Verhältniß zu dem Obersten war im Regimente bald bekannt, und zog mir mancherlei Ansprachen und Gesuche zu, die nicht immer ohne Schwierigkeit abzuweisen

waren. Sogar Stabsoffiziere ließen sich herab, den Herrn Fähndrich zu bitten, daß er ihren Wünschen förderlich sein möchte. Abläugnen konnte dieser seinen Einfluß nicht, denn der Oberst selber sagte immerfort: „Sprechen Sie nur mit dem Herrn Fähndrich.“ War mir aufgetragen, ein günstiges Zeugniß oder Empfehlungsschreiben auszufertigen, wie öfters vorkam, so ließen freilich die Ausdrücke und Wendungen sich leicht von der Art finden, daß die Empfänger wohl befriedigt waren, und nie etwas Geschickteres gesehen zu haben betheuerten, wobei die ganze Zierlichkeit und Kraft bisweilen nur auf einem gutangebrachten „sowohl — als auch“ beruhten. Allein es kamen auch Gesuche, die ich dem Obersten zur Unterschrift nicht vorlegen wollte, sondern auf die Zeit seiner völligen Herstellung verwies. In den Tagen, wo sein Zustand die größte Ruhe forderte, kamen die Hauptleute von Marais und von Pirner zu mir, in Auftrag des Oberstlieutenants von Liezenmayer und Namens aller Offiziere, um mir vorzustellen, es sei zuverlässige Nachricht eingegangen, daß in Aussicht des nicht mehr zweifelhaften Friedens binnen wenigen Tagen ein höchster Befehl alles Avancement einstellen werde, da sei es dringend nöthig, für diesen Fall die noch vorhandenen Lücken unverweilt auszufüllen, der Oberst würde außer sich sein, wenn er späterhin sähe, daß dies versäumt worden, von ihm aber müsse die Sache ausgehen, seine Unterschrift sei durch keine andre zu ersetzen, nun seien zwei Lieutenantsstellen im Regimente offen, und zwei Fähndriche könnten noch das Glück dieser Beförderung genießen, der eine sei von Rechts wegen der dienstälteste Fähndrich, ein tapfrer Soldat, eben erst von seiner bei Znaym empfan-

genen Wunde genesen, der andre möchte ich selber sein, an dem zwar nicht die Reihe stehe, der aber in Betracht der ebenfalls erlittenen Verwundung diese Auszeichnung wohl verdiene. Ich fragte, was der nächstfolgende Fähndrich, dem ich mich vorschieben sollte, für ein Mann sei? „O ein tüchtiger, ehrenhafter Krieger, dem alles Gute zu gönnen ist! Aber leider zwei Stellen sind nur offen!“ Ich ließ mir die schon bereitgehaltenen Papiere geben, füllte die leergelassenen Namenlücken aus, und ging zu dem Obersten hinein, den ich mit dem Zwecke bekannt machte und um seine möglichst feste und deutliche Unterschrift bat. Als ich wieder hinauskam und den beiden Hauptleuten die nun vollzogenen Ernennungen übergab, sahen diese mit Erstaunen die Fähndriche Trinkwalter und Wolfzettel zu Lieutenants befördert. Sie umarmten mich voll Rührung. Ich versicherte sie, ich hätte nichts gethan, als mir das Recht bewahrt, künftig unter den Offizieren freien und offnen Blickes zu erscheinen, denn wenn ich diese Umstände für mich zum Nachtheil eines braven und mehrberechtigten Kammeraden benutzt hätte, so würde ich stets die Augen haben niederschlagen müssen. Das Regiment aber pries über die Maßen meine Selbstverläugnung, und alle Offiziere, ältere wie jüngere, bezeigten mir um so mehr Achtung und Wohlwollen. Ich hatte wirklich nur die unerläßlichste Pflicht und wahrhaftig ohne den geringsten Kampf erfüllt; auch um höheren Preis hätte ich nicht anders handeln können, aber freilich galt meinem Sinn und Absehen ein solches Aufsteigen in den untersten Graden nicht als ein so großes Heil, wie es allerdings für diejenigen erscheinen mußte, deren ganzes Lebensziel innerhalb dieser Stufenfolge lag. —

Unser Aufenthalt wurde von Tag zu Tag unangenehmer, besonders da die Truppen aus der Gegend mehr und mehr wegzogen, und auch an das Regiment in Wagha die Reihe kam; dasselbe auf den langsamen Herbst- und Wintermärschen durch das Slowakenland und Mähren nach Böhmen zu führen, konnte der Oberst ruhig dem bisherigen Kommandanten überlassen, weder Pflicht noch Ehrgeiz litten dabei, und zum Ueberfluß empfing er von obenher sogar die freundliche Aufforderung, sich demnächst in Wien einzufinden, den Zeitpunkt aber, daß der Weg dahin frei würde, einstweilen in Tyrnau abzuwarten. Wir benutzten den ersten etwas sonnigen Tag, uns mit gehöriger Vorsicht in diese Stadt überzusiedeln, wo wir leidliches Quartier und manche Hülfsmittel fanden, die uns nach der langen Entbehruug in Szered von großem Werthe waren. Es gab wieder Zeitungen zu lesen, einige Bücher, auf den Straßen zeigte sich einiges städtische Leben, die Kaufläden, die Handwerke lieferten manches, was der Augenblick wünschenswerth machte. Unter andern fand sich ein Schachspiel, und der Oberst freute sich, mir darin überlegen zu sein und sich als mein Lehrmeister zu benehmen.

In Tyrnau, wo jetzt vielfacher Durchzug war, fehlte es nicht an Besuchen; ich sah hier den Obersten von Oberndorf wieder, der mich in Wagram zuerst an Bentheim gewiesen hatte, und mich nun beglückwünschte, daß ein so gutes Verhältniß entstanden sei; der General Graf von Weißenwolf war eine willkommne Erscheinung, er wußte feine Laune und soldatische Derbheit angenehm zu verbinden, und erzählte beißende Anekdoten mit großer Gelassenheit; auch der General von Wacquant fand sich zu

einem Besuch ein, wobei er mich zwar besondrer Aufmerksamkeit würdigte, aber doch jede Anspielung auf jenes frühere Begegniß vermied, gleichsam als grause ihm noch vor der Gefahr, in der er mich damals schweben gesehen; sein Beruf zur Diplomatie, in welcher seine Thätigkeit nicht weniger als im Kriege sich hervorgethan, wurde in solchen Zügen auch bei geringen Anlässen kenntlich. Mehr als alles erfreute mich das unerwartete Eintreten von Marwitz; er hatte mich abermals ausgespürt, und wünschte mir Nachrichten aus Berlin mitzutheilen; jedes Gespräch mit ihm war mir ein Reiz und ein Gewinn, jedoch mußt' ich diesmal einen großen Theil der Unterhaltung dem Oberst überlassen, der an Marwitz das ausgezeichnetste Wohlgefallen hatte, und auch ihm den vortheilhaftesten Eindruck machte. Die militairischen Ereignisse, die politischen Aussichten wurden gründlich und geistreich besprochen; inmitten der traurigsten Demüthigung, die der unglückliche, schmachvolle Frieden uns gebracht, während die Truppen mit gesenkten Fahnen in geschwächter Zahl heimzogen, nach dem größten Länderverlust, dem auch alles vorräthige und noch zu erschwingende Geld nachfolgen mußte, gab und empfing der ungeschwächte Kriegsmuth schon wieder Handschlag auf neue Waffenentscheidung; nach vier Jahren, hieß es, werde Oesterreich erholt sein, und sein Heer auf's neue in's Feld rücken; den Frieden könnten wir uns als Waffenstillstand gefallen lassen. Auf welchen Umwegen sich diese Vorhersagung erfüllen würde, das lag ungeahndet in Dunkelheit.

Auf des Obersten dringende Einladung kam Marwitz noch ein zweitesmal nach Tyrnau. Es war eine neue

Erhellung der im Grunde doch langweiligen Dämmerung, in der ich hinlebte. Als er eben zum Heimfahren in den Wagen steigen wollte, ereignete sich das Glück, daß mir ein Brief eingehändigt wurde, ein Brief von Rahel, der erste und einzige, seit meinem Weggehen von Berlin! Er war vom 8. Juli, und hatte vier Monate herumgeirrt, eh' er mich endlich in diesem Neste hier traf! Ein solcher Augenblick ist nicht zu schildern, und daß Marwitz ihn noch mitgenoß, mußte mir ihn auch in Rahel's Sinn erhöhen. Wir vertheilten die theuren Blätter, und lasen gleichzeitig. Denn mir fiel nicht ein, daß für Marwitz, den ich von gränzenloser Verehrung für Rahel erfüllt sah, etwas geheim zu sein brauchte. Der Oberst gestand, unsre Ergriffenheit übersteige sein Verstehen, von solchem Verhältnisse habe er bisher keinen Begriff gehabt, nun sehe er wohl die Wirkung, aber das müsse ein wunderbares Wesen sein, dem wir vereint so anhingen. —

Auch den Obersten traf noch in Tyrnau zuletzt eine Neuigkeit, die ihm Geist und Gemüth lebhaft ansprechen mußte. Die Offiziere des Regiments hatten einstimmig beschlossen, für ihn den Theresienorden zu fordern, und deßhalb dem Ordenskapitel, das zum Schlusse des Feldzugs Statt finden sollte, ihr Ansuchen eingereicht. Die Regel dieses Ordens bestimmt zwei Bedingungen, unter denen allein er angesprochen werden kann, nämlich daß eine Waffenthat unbefohlen aus freiem Entschlusse ausgeführt worden, und daß ein erheblicher Vortheil dadurch entstanden sei. Beide Bedingungen waren erfüllt, sowohl durch den gelungenen Angriff am Abend des 5. Juli, als durch den nicht minder furchtbaren am Abend des 6.,

bei welchem der Oberst verwundet worden war. Seine Ansprüche wurden durch das Zeugniß des Regiments, durch das der höchsten Generale, und besonders durch das gewichtige und höchst günstige des Erzherzogs Karl, auf das bündigste begründet. Wenn man weiß, was der Theresienorden im österreichischen Heere bedeutet, so begreift man wohl, daß diese Angelegenheit mit großer Spannung und eifrigster Sorgfalt behandelt wurde. Es gab mancherlei zu erwägen, und viel zu schreiben; mir lag die Beschäftigung mit dieser Sache sehr an, und ich freute mich ihrer als wär' es meine eigne. Aber noch ein Offizier des Regiments, Hauptmann von Weitenfeld, hatte Ansprüche auf den Theresienorden, und auch ihm sucht' ich nach Kräften förderlich zu sein. Daß er am Abend des 5. Juli bei dem Anstürmen der Franzosen vor der Fronte des Regiments den Erzherzog Generalissimus aus der Mitte von vier Franzosen herausgehauen, dem einen, der eben abfeuern wollte, das Gewehr weggeschlagen, den andern, der nach den Zügeln des Pferdes griff, niedergestochen, und die beiden übrigen in die Flucht gejagt hatte, war bezeugte Thatsache; zweifelhaft konnte nur sein, wie hoch man den Werth dieses Heldenstücks anschlagen würde. Der Hauptmann selbst rechnete nicht sehr auf den Orden, aber um so sichrer auf ehrenvolle Anerkennung, die ihm auch gebührend zu Theil wurde.

Nachdem dies alles, so weit es jetzt geschehen konnte, in Ordnung und Bereitschaft gebracht war, kam endlich die längstersehnte Nachricht von dem Abzuge der Franzosen von Wien, wo noch zuletzt, ohne Fug und wie zum Hohn, auf Befehl Napoleons die Festungswerke

gesprengt worden waren. Ergrimmt über solches Verfahren, aber doch froh, nur endlich die Hauptstadt frei zu wissen, beeilten wir die Abreise, und verließen Tyrnau und Ungarn, nach einem zweimonatlichen Aufenthalt, ohne sonderliches Bedauern. Gegen Ende des Novembers langten wir wohlbehalten in Wien an.

Nach dem Wiener Frieden.

Wie ganz anders jetzt bot Wien sich dem Anblick dar, als noch vor wenigen Monaten! Ich hatte die Stadt im Sonnenschein verlassen, erfüllt und belebt von Glanz und Ueppigkeit, — zwar des Feindes, aber eines Feindes der zu gefallen suchte, — aufgeregt in den Ansprüchen des Tages und gespannt in Erwartung der nächsten Zukunft; jetzt, in Dunst und Regen eingehüllt, entblößt des fremden Glanzes und der Wiederkehr des eignen noch ungewiß, nun entschieden die gebrachten Opfer und erlangten Nachtheile überschauend, gedemüthigt durch den Frieden, noch hart bedrängt und unselig bedroht durch dessen nächste Folgen, — das waren in der That starke Verdunkelungen des vorher so hellen Bildes! Die Augen wurden zumeist beleidigt durch den nach allen Seiten unvermeidlichen Anblick der Bollwerke, die zerrissen und gestürzt als mächtige Trümmer den Kern der Stadt umlagerten. In den bürgerlichen Verhältnissen begann die Entwerthung des Papiergeldes, das aus den abgetretenen Ländern zurückströmte und immer tiefer sank, als ein neues Unheil fühlbar zu werden, und Sorge,

Mißmuth und Widerwillen brachen aller Ecken und Enden hervor. Damit kein Uebel fehlte, suchte die Verstimmung auch den Gegensatz auszubeuten, der zwischen den Dagebliebenen und den Wiederkehrenden sich finden ließ; diese warfen jenen vor, mit dem Feinde zu freundlich gewesen zu sein, worauf die erstern mit der Anklage antworteten, daß sie dem Feinde preisgegeben, daß überhaupt der Krieg so schlecht ausgefochten worden.

Gleich nach uns war der Kaiser Franz in Wien eingetroffen und hatte durch diese schnelle Wiederkehr die Einwohner freudigst überrascht und wirklich beglückt. Für einen Augenblick war alle Unzufriedenheit und Klage vergessen; man frohlockte, den geliebten Herrscher wiederzusehen; man drängte sich ihn zu sehen, ihm auf alle Weise zu bezeigen, wie er geliebt sei, wie sein treues Volk an ihm hänge. Im Burgtheater, wo er Abends in der Loge zuerst öffentlich erschien, jauchzte ihm unendlicher Jubel entgegen, das Beifallklatschen und Leberufen wollte gar nicht enden und die dankenden Grüße und Verbeugungen des Kaisers mußten seine Kräfte beinah erschöpfen. Ich war sehr nah, und seine schmächtigen, kummervollen Züge rührten mich tief; nur verwunderte mich die blitzartige Schnelligkeit, mit der sie vom Ernst in Freundlichkeit und von Freundlichkeit wieder in Ernst übersprangen, denn der Anlaß zu solchem Wechsel erneuerte sich immerfort. Man gab ein damals beliebtes Stück „Agnes Sorel", worin der Anspielungen auf einen bedrängten unglücklichen Fürsten genug vorkamen, die von den Zuschauern mit Leidenschaft aufgefaßt wurden und immer auf's neue einen Sturm der Begeisterung erregten. Niemand schien ein Arg dabei zu haben, daß die Vorgänge auf der Bühne

mit dem Geschicke des Kaisers doch auch bittre Gegensätze lieferten, und daß man ihm ein Bild alles dessen vorhielt, was ihm nicht zu Theil geworden war. Drei Nächte hindurch war die Stadt freiwillig beleuchtet und neues Leben schien die Bürger zu beseelen, mit dem Kaiser war ihnen Muth und Zuversicht wiedergekehrt. Doch jemehr die Liebe und Begeisterung für den Kaiser laut wurde, desto bittrer äußerte sich zugleich der Grimm und Haß gegen die Personen, welche, wie man behauptete, seiner guten und hoffnungsvollen Sache durch Unfähigkeit oder Verrath geschadet hatten; in demselben Maße, wie der Herr gepriesen, wurden seine Diener verwünscht. Durch den langen Aufenthalt der Franzosen war ein Geist des Widerspruchs, des Tadels und Hohnes in dem Volk erregt worden, den man in ihm früher so nicht gekannt hatte. Die Ehrerbietung vor den höchsten Namen war verschwunden, der Unwillen achtete keiner Würden noch Formen, man konnte bedenklich wahrnehmen, was für gefährliche Elemente auch hier schon in der Menge hin und her wogten.

In dieser Atmosphäre, welche sowohl die höchsten als die untersten Kreise durchdrang, schien kein sonderliches Behagen zu hoffen, und die sonstige Anziehungskraft des Wiener Lebens übte wenige Wirkung mehr. Auch mein Oberst, von dem unfreundlichen Element widrig berührt, dachte nicht lange darin zu verweilen, sondern nach Besorgung der nothwendigsten Geschäfte die Reise nach Italien alsbald anzutreten. Wir waren im Gasthofe zum Erzherzog Karl eingekehrt, wo wir uns enge behelfen mußten, weil die besten Zimmer noch von Franzosen besetzt waren, die mit den österreichischen Behörden noch allerlei

abzuschließen hatten. Die ersten Tage vergingen in trüber Zurückhaltung, denn wir mußten vor allem abwarten, daß unsre bürgerliche Kleidung fertig würde, da die österreichischen Offiziere die Uniform nur im Dienste zu tragen pflegten. Nun begannen wir unsre Besuche zu machen, jeder die seinigen, manche auch zusammen.

Die Häuser Arnstein, Pereira, Eskeles, fand ich offen und freundlich wie immer; allein die Art, wie in diesen Kreisen die herrschende Unzufriedenheit sich aussprach, konnte mir nicht gefallen und wurde mir oft peinlich. Besonders war Frau von Arnstein leidenschaftlich aufgeregt; ihren Haß gegen die Franzosen überbot noch der Haß gegen diejenigen Oesterreicher, denen sie die Schuld der unglücklichen Kriegführung und des noch unglücklichern Friedens beimaß; natürlich kamen hiebei Aeußerungen vor, die ruhig anzuhören mir nicht geziemte. Bei einem solchen Anlasse, der durch die Zahl und Art der Zeugen noch unangenehmer wurde, gab ich ihr, mit Berufung auf Worte von Goethe, eine Erwiederung, daß sie verstummte, worauf ich mich empfahl und nicht wieder hinging. Bei Frau von Eskeles war dergleichen Verlegenheit nicht zu fürchten, alles war dort in gemäßigter Form, dagegen hatte die Unterhaltung viel von ihrem früheren Reiz eingebüßt; die lebhaften Franzosen, die ich dort früher gesehen, waren durch niemand ersetzt, am wenigsten durch Bartholdy, der in diesen Kreisen nun eine Hauptperson war und in seinem eitlen Ehrgeiz oft die wunderlichsten Ansprüche machte; daß er Geist und Kenntnisse hatte, war ihm von allen Seiten zugestanden, daß er aber bei seiner Häßlichkeit ein Liebling der Damen sei und an Verschwendung, Sittenfreiheit und Weltton den

glänzendsten Kavalieren gleichstehe, wollte man nicht gelten lassen; auch das politische Ansehn, welches er sich zu geben strebte, hatte keinen Grund und Halt mehr, die öffentlichen Angelegenheiten wurden nun in enger Häuslichkeit abgethan, wo für fremden Diensteifer kein Raum blieb.

Frau von Schlegel, die ich aufsuchte, lebte bald wieder mit ihrem Manne vereint, der aus Ungarn etwas später eintraf; auch sie hielten sich in bescheidener Stille, weil ihnen der Umgang in jenen Häusern, mit denen sie doch nahe Verbindung hatten, wenig behagen konnte. Zwar regte sich in Friedrich von Schlegel die Tadelsucht heftig und er mochte in manchen Urtheilen die Strenge der Frau von Arnstein noch überbieten, aber in seinen Aeußerungen beobachtete er die größte Vorsicht, denn ungeachtet er schon damals seine eignen Wege im Auge hatte und dem Gange der österreichischen Sachen oft gar nicht zustimmte, so schloß er sich doch möglichst an die Staatsbehörde an und suchte den Maßregeln derselben eine gute Seite abzugewinnen, die sich loben ließe. Anfangs hatte er viele Offenheit für mich und verhehlte seine tieferen Gedanken weniger; als er aber bemerkte, daß ich gerade in diesen von ihm abwich, wollte er auch seine Tagesmeinungen nicht mehr bloßgeben und verhielt sich schweigend, wenn ich, unbefangen und rücksichtslos, frei heraussagte, was mir in den Sinn kam. Seinen Geist und seine edlern Geisteswerke, seine Gedichte, Fragmente, kritischen Forschungen verehrte ich mit treuem Eifer, der ihm auch in der Oede, die ihn damals umgab, doppelt wohlgefällig sein mußte, denn er gestand, daß kein eigentlicher Wiener das Geringste von ihm wisse, oder höchstens ihn mit seinem

Bruder verwechsle, der das Jahr vorher als Begleiter der Frau von Staël dort einigermaßen bekannt geworden war; in Ungarn aber sei ihm widerfahren, daß man wohl von ihm gewußt, doch nur als von dem Verfasser der Lucinde, und daher gezweifelt habe, ob man ihn bei Damen einführen könne! Diesen berüchtigten Roman und das sinnliche Treiben, das ihm zu Grunde liegt, wollte er damals noch keineswegs preisgeben, wie er späterhin zu thun doch gezwungen war, indem sowohl er selbst als auch die Forderung der Welt sich in entgegengesetzter Richtung steigerten. Nicht in eben solchen Ehren, wie ihn, konnt' ich seinen Bruder August Wilhelm halten, obschon ich bekennen mußte, daß dessen Meisterschaft und Eleganz der Formen von jeher wie ein Zauber auf mich gewirkt habe; es half nichts, daß in dieser Zeit aus Coppet ein Brief von ihm eintraf, der mich und meine Freunde wegen des Doppelromans ungemein lobte, ich verspottete die Vornehmheit und Beschützerart, die aus seinem Briefe sprachen, und gewann mir dadurch auch bei Friedrich keinen Dank, der wohl selbst über den Bruder sich gern lustig machte, aber dies doch höchst ungern von Andern sah.

Der preußische Gesandte Graf Karl von Finckenstein, dessen Bekanntschaft ich nicht entgehen konnte, denn er hatte in Ungarn, von Berlin her angeregt, sich eifrig nach mir umgethan, war mir in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Wohlwollend, fein, mit Ansprüchen auf höhere Bildung, eifrig und sogar nachdrücklich in seiner Aeußerungsart, gab er dem prüfenden Blicke doch im Ganzen nur ein Bild gutmüthiger Schwäche; im Sittlichen, im Aesthetischen mochte er mit seinen angenehmen Eigenschaften noch leidlich auskommen, im Diplomatischen dagegen,

wo sie noch am ehsten sich verbergen zu können schien, war seine Schwäche ganz offenbar. In Zeiten der mächtigsten Krisen war er unbedeutender geblieben, als es einem Gesandten Preußens, selbst damals in der freilich ungünstigen Lage seines Landes, erlaubt sein konnte. Er hatte das Gefühl seines Mißgeschicks, und allerdings trat ihm dieses bei jedem Schritte deutlich genug entgegen; er stand wie außerhalb des diplomatischen Verkehrs, erfuhr kaum die nothdürftigsten Neuigkeiten, suchte in Bartholdy's Betriebsamkeit Rath, und gab sich dadurch nur noch mehr bloß. Früher war ihm einiger düstre Franzosenhaß noch günstig angerechnet worden, jetzt durfte dieser nicht zu sehr vortreten, denn gerade die diplomatischen Formen hatten die Aufgabe, in diesem Betreff den Schein freundschaftlicher Verhältnisse zu liefern. Von meinen Verbindungen in Berlin unterrichtet und dadurch sich mir näher fühlend, faßte er Vertrauen zu mir, klagte über seine Lage, wünschte sich zurückziehen zu können, hielt dies aber doch in keinem Betracht für möglich. Der Einblick in diesen liebenswürdigen, doch schwachen und für ein kräftiges Staatswirken ganz ungeeigneten Karakter machte mir vieles begreiflich, was ich früher von ihm gehört hatte, und ich empfand eine aufrichtige Theilnahme für den Mann, der bei mäßigen Lebensaufgaben ganz erfolgreich und glücklich hätte sein können, durch den Zufall aber an zu große war gewiesen worden. Zum Ueberfluß hatte er noch eine Geliebte, die ihn plagte und deren Gewalt er sich nicht zu entziehen wußte. Unter allen diesen Umständen mußte meine Theilnahme denn freilich eine unfruchtbare bleiben! —

Bentheim, der mich in seine Kreise einführen wollte, versäumte nicht, seinen Freunden mich auf das günstigste vorzustellen, und mir wurde fast überall die beste Aufnahme. Bei den Fürsten Moritz und Aloys von Liechtenstein wurden vorzugsweise militärische Gegenstände besprochen, die letzten Kriegsereignisse führten auf die früheren Feldzüge zurück, und selbst Plane für künftige wagten sich hervor, denn der Friedensschluß hatte die Gesinnungen nicht versöhnt und in der Brust der Tapfern den Muth nicht gedämpft, der mit dem Feinde sich bald wieder zu messen hoffte; man sprach mit Verachtung von den Wenigen, die sich zu Gunsten einer wirklichen Befreundung mit Napoleon äußerten, und schonte dabei die nächsten Angehörigen nicht; selbst dem alten Fürsten Johannes von Liechtenstein, dessen Tapferkeit und Seelenstärke allgemein gepriesen wurden, nahm man es hier übel, daß er zu Herbeiführung des Friedens allzu eifrig mitgewirkt. Neben der militärischen Gradheit und Rauhigkeit dieser trefflichen Männer bewegte sich das anmuthigschöne Walten der Fürstin Leopoldine, der durch Schönheit und Bildung ausgezeichneten Gattin des Fürsten Moritz, in freier Würde und Heiterkeit.

Ein glänzender Mittelpunkt für das gesellige Leben war der Graf Ferdinand Palffy, wo Theater, Kunst, Laune und Vergnügen, und insbesondere auch hohes Spiel, den politischen Antheil ganz in den Hintergrund drängten. Doch hatte dieser Mann auf die letzten Verhandlungen einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt, denn die Kaiserin schätzte seinen hellen Verstand und vernahm gern seine Ansichten; er war auf diese Art ein starker Stützpunkt der Kriegspartei gewesen und nur

spät erst von der Nothwendigkeit des Friedens überzeugt worden. Aber von diesen Sachen war nun bei ihm keine Rede mehr, wenige Eingeweihte wußten um seine Betheiligung, und er selbst war der erste sie zu vergessen. Man mußte doch wohl eine edle Stärke und geistige Freiheit in solcher Sinnesart anerkennen, welche sich den wichtigsten Aufgaben eben so leicht entzieht als widmet, und in beiden Fällen kaum davon spricht. Sein Glück im Spiel, seine Theaterführung, seine pracht- und geschmackvolle Eleganz lagen ihm jetzt mehr an, als der politische Ehrgeiz, der ohnehin jetzt auch der eifrigsten Arbeit nur kurze Früchte verheißen konnte.

Bald war auch das Haus des venezianischen Grafen Jenizeo wiedereröffnet, wo sich eine auserlesene vornehme Welt einfand, die regelmäßig am großen Spiel hier Theil nahm; bedeutend waren die Summen, die jeden Abend hier umgesetzt wurden und deren Verlust bisweilen in die Lebensverhältnisse erschütternd eingriff; da mir das müssige Zuschauen nur langweilig war, und neben der Geselligkeit des Spiels keine andre recht aufkommen konnte, so hatte das Haus für mich keinen Reiz, und wenn ich den Obersten Abends dorthin begleitete, kehrte ich am liebsten schon vor der Thüre um.

Dagegen fand ich Behagen und Annehmlichkeit jeder Art in dem Kreise, der sich um die Gräfin Eleonore von Fuchs, geborne Gräfin von Gallenberg, vereinigte. Sie war weniger schön als lieblich, reizend und fein, sie hatte nicht eben hervorstechenden Geist noch irgend solche Talente, aber die anmuthigste Laune, eine sanfte Munterkeit voll kleiner Blitze, die natürlichste, offenste Freundlichkeit, bemüht und sorglos zugleich, mit einem Wort ein hin-

reißendes Benehmen, dem Männer und Frauen gleicherweise huldigten. Von denen, die sich ihr angehörig bekannten, wurde sie „die Königin“ genannt, ihre Unterthanen freuten sich der Ausbreitung ihres Reichs, und lebten in größter Eintracht mit einander. Bentheim, der Graf von Wallmoden und Graf von Neipperg, der Prinz Philipp von Hessen-Homburg, der Graf Nugent, eben so die Prinzessinnen von Kurland, besonders die jüngere, Herzogin von Acerenza, ferner eine Stiftsdame Gräfin Christine von Kinsky, häßlich, aber überaus klug, in höchstem Grade lebhaft und aufregend, und noch andre Damen hohen Ranges und Ansehens, waren hier ganz heimisch. Der Fürst Paul Esterhazy, die Fürsten Moritz und Wenzel von Liechtenstein, der Niederländer Boreel, der Engländer King, der Major Graf von Nesselrode, und Andre beschlossen hier die meisten ihrer Abende. Auch den Grafen von Cavriany, der mir im Lager von Wagram nützlich gewesen war, sah ich hier wieder, wo seine heitern Einfälle viel zur Unterhaltung beitrugen. Man bedauerte die Abwesenheit von Gentz, der aus Ungarn gleich nach Prag gereist war, des Freiherrn von Tettenborn, des Fürsten von Windischgrätz, und Anderer, die ebenfalls diesem Kreise angehörten. Diese Gesellschaft, aus den glänzendsten Bestandtheilen zusammengesetzt, hatte durchaus nichts von dem Zwange der großen Welt, dagegen alle Bildung und Freiheit derselben; Geschmack und Feinheit waren hier ein gemeinsames Element, in welchem jeder sich bewegte und seine Eigenheiten spielen ließ; von Schein und Ansprüchen konnte nicht die Rede sein, sie ordneten sich von selbst dem Wirklichen unter, was jeder war und leistete.

Im besten Sinne durfte diese Gesellschaft die gute heißen, und ich habe selten genug andre gefunden, die ich ihr hätte gleichstellen können. Zwischen muntre Scherze und leichten Austausch unwichtigster Kleinigkeiten drängte sich die Erörterung großer Geschichtsmomente, der Ausdruck tiefer Empfindungen für Vaterland und Freiheit, denn beide Begriffe waren auch damals eng verknüpft, wenn schon der Inhalt des letztern etwas beschränkter gefaßt wurde, als späterhin, so war doch die Vorstellung des erstern groß und weit, denn man dachte nicht Oesterreich allein, sondern immer auch Deutschland, und nahm die Sache des einen für die des andern. Oft betrachtete ich mir im Stillen wie diese Vornehmsten und Ersten des Landes hier zusammensaßen, unpartheiisch und vorurtheilslos die Gebrechen der öffentlichen Zustände aufdeckten, deren Abhülfe und Heilung besprachen, und in Ermanglung solcher Möglichkeit wenigstens Muth und Hoffnung in sich aufrecht erhielten; sie schienen dann ihrer Titel und Würden völlig zu vergessen, und nur edle Krieger zu sein; sie dünkten mich von bürgerlichen Verschwörern, wie ich sie im nördlichen Deutschland kannte, durch nichts verschieden. Den Prinzen von Hessen-Homburg hört' ich einst mit so eindringender Biederkeit über die deutschen Zustände reden, daß er mir das innerste Herz rührte, eben so den Grafen von Wallmoden, und einst auch den Fürsten Paul von Esterhazy, wovon diese Männer vielleicht keine Erinnerung mehr haben, mir aber blieb es eingeprägt. Sie erkannten die Nothwendigkeit an, daß das gesammte Volksleben neue Gestalt gewinne, daß der Einzelne darin aufgehe, und scheinsamen Auszeichnungen entsage, um wirkliche zu gewinnen und durch

diese zu gelten. So glücklich wirkt auf edle Gemüther Noth und Drangsal; es waren vom Schicksal hart Getroffene, in ihrem Stolz Gekränkte, auf Selbstverläugnung Angewiesene, die so zusammensaßen. —

Uebrigens darf ich dergleichen Richtung keineswegs für die allgemeine ausgeben. Die große Menge, vornehm und gering, trachtete nur alles Ueberstandene zu vergessen und so schnell als möglich wieder in alten Gewohnheiten und Genüssen zu leben. Kaum vier Wochen waren vergangen, so gewährte Wien schon wieder den Anblick einer belebten, volkreichen, üppigen Stadt, die bürgerliche Thätigkeit, die Lustbarkeiten des Volks, die Gesellschaften der Vornehmen, alles nahm einen neuen Schwung. Fünf Theater waren jeden Abend gefüllt. Man versprach sich eine herrliche Faschingszeit. Die Nachwehen des Kriegs suchte man zu verschmerzen, den Verlusten, welche das Papiergeld verursachte, standen andrerseits ungeheure Gewinnste gegenüber; es war auch hier sichtbar, daß öffentliches Unheil nicht alle Schultern belastet, daß mancher Einzelne nicht nur frei ausgeht, sondern auch unverhoffte Vortheile zieht; die Reichsten und Begütertsten des Landes wurden persönlich ihre Einbußen oft kaum gewahr, die Größe ihrer Mittel bot ihnen immer noch im Ueberfluß alle gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens. Wollte dem strengern Sinne, der die traurigen Ereignisse und die allgemeine politische Lage nicht vergessen konnte, dieses eilige Zurücksinken in Weichheit und Ueppigkeit, in den Wirbel alltäglicher Vergnügung und Langweile, nur widerwärtig und verächtlich dünken, so mußte ein billiger Betrachter doch zugestehen, daß in diesem Leichtsinn auch ein Selbstgefühl verborgen lag, welches mit Muth und

Trotz nicht ohne Verbindung ist. Wohlleben und Fröhlichkeit kleiden das Wiener Volk auch ganz besonders gut, ihm scheint vor andern ein Recht darauf gegeben, dessen Ausübung mit so viel Anmuth verbunden ist, daß alles Anstößige dabei verschwindet. Unmerklich wird auch der widerstrebendste Sinn etwas hingezogen, der Luft, die man athmet, muß man einige Einwirkung schon gestatten.

In unserm Kreise der „Königin“ hatten sich allerlei gesellschaftliche Talente aufgethan; die Musik in allen ihren Zweigen, von der meisterhaften Ausführung Beethoven'scher Sonaten bis zum volksmäßigen Vortrag tyrolischer und steiermärkischer Lieder, lieferte die reichsten Gaben; eben so wenig fehlte es an zeichnenden Talenten, launige Szenen und Einfälle, Bildnisse, Landschaften, bereicherten die Albums, die in allen Formaten auf den Tischen umherlagen; ein Gemisch von Bildung und Natürlichkeit, wie man es nur in Oesterreich findet, lieferte die artigsten Erzählungen, Scherze des Nachahmens, den verzeihlichsten Muthwillen; nur eine Art der Unterhaltung, die im nördlichen Deutschland bis zur Plage sich aufdringt, und die auch fast immer das Zeichen eines nothdürftigen Zustandes ist, das eigentliche Vorlesen, fand keinen Raum, und mir war das sehr recht, wenn schon meine Stimme und Sprache, bei gelegentlichem Lesen irgend eines Gedichts oder Aufsatzes aus dem Hormayr'schen Archiv über die Maßen gerühmt wurden. Dagegen machte mein Ausschneiden entschiednes Glück, und ich war bald genöthigt, mich nach einer neuen guten Scheere umzusehen, welcher geringe Umstand mir sehr bedeutend werden und meinem Aufenthalt eine ganz neue Wendung geben sollte.

Ich hatte nach dem besten Stahlarbeiter gefragt, und war in den Laden des Herrn Turiet auf dem Graben gewiesen worden. Hier fand ich in der That die köstlichsten Arbeiten aller Art, und auch vortreffliche Scheeren, ganz wie ich ihrer bedurfte, nur daß an den Spitzen noch eine Kleinigkeit fehlte, auf die es doch besonders ankam. Um den Mann zu bestimmen, auf diese Kleinigkeit den erforderlichen Fleiß zu verwenden, machte ich ihm den Zweck derselben in einer Probe meines Ausschneidens anschaulich. Herr Turiet lächelte wohlgefällig und versicherte, er wolle das Begehrte sorgsam anfertigen. Was es doch für hübsche Talente gebe! — so fügte er hinzu, — so habe er eben auch ein ganz gewöhnliches Werkzeug unter Händen, für das ihm aber ungewöhnliche Genauigkeit anempfohlen sei, eine Maultrommel nämlich, und gewiß, der Herr der sie bestellt, wisse ihr wahre Zaubertöne zu entlocken. Mir schlug das Herz, ich dachte gleich an Justinus Kerner und an die Möglichkeit seines Hierseins. Die Antworten auf meine raschen Fragen bestärkten nur meinen Verdacht; Namen und Wohnung des Bestellers waren zwar unbekannt, aber er mußte ja wiederkommen, und dann sollten nähere Angaben gefordert werden. Noch desselben Tages kehrte ich in den Laden zurück; es war richtig, Doktor Kerner hatte die Maultrommel abgeholt, und auf Befragen, wo und wann er zu treffen sei, eine Abendstunde im nahen Kaffeehause angegeben; er dachte nicht an mich, er meinte irgend ein Landsmann aus Schwaben möchte seine Spur entdeckt haben. Ich traf ihn am bestimmten Ort, er saß gleichgültig da, das Geräusch und Gewühl um ihn her schien er nicht zu bemerken, er sah mißtrauisch vor

sich hin, — da fällt sein Blick auf mich, er springt heftig auf, schreit meinen Namen, und liegt in meinen Armen. Ich wußte nichts von seinen Begegnissen, und fragte, wieso er in Wien sei? Seine Geschichte war kürzlich diese: er hatte nicht lange nach mir Tübingen verlassen, seinen Bruder in Hamburg besucht, wo er mich wiederzufinden dachte, und als er mich schon abgereist fand, war er mir nach Berlin nachgefolgt, wo er mit Chamisso ein paar Tage verkehrte, wie in dessen Briefen zu lesen ist; darauf, um als junger Arzt die Hospitäler zu besuchen, war er nach Wien gekommen, und hatte hier einen zweiten Bruder besucht, der als Oberst bei den Würtembergern stand, und erst spät den Rückmarsch angetreten hatte; von dem Regimente Vogelsang war ihm bekannt, daß es nach den Schlachten von Wagram und Znaym nach Ungarn gezogen war, und nun durch Mähren nach Böhmen heimkehrte, mich glaubte er unzweifelhaft bei dem Regiment, und hätte nie gedacht, daß er mich in Wien finden könnte. Aber auch ich hatte ihn hier nicht vermuthen können; ich war ohne alle Nachrichten aus Hamburg und Berlin; hatte man mir geschrieben, so waren die Briefe in die Irre gegangen, anstatt von Kerner durch die Freunde zu hören, empfing ich jetzt durch ihn die neueste Kunde von ihnen. Nachdem wir hastig alles ausgetauscht, überließen wir uns ganz der Freude des Augenblicks, und priesen den Himmel, daß wir uns so glücklich gefunden, auch den Umstand, daß dies Finden durch unsre kleinen Talente vermittelt worden, und ohne diese Vermittlung schwerlich geschehen wäre.

Ich brachte Kerner'n sogleich mit Bentheim zusammen,

der ihn zuvorkommend aufnahm, und es ganz natürlich fand, daß ich nun meine Zeit vorzugsweise dem unverhofft gefundnen Freunde widmete. Zwar den Morgen und einen Theil des Nachmittags hatte Kerner auf seine medizinischen Zwecke zu verwenden, aber die Abende waren wir größtentheils zusammen. Er hatte mir besonders von Hamburg viel zu erzählen, von dem genialen Bruder, dessen sehr ausgezeichneter Frau, von Reinhold, dem Herzensfreunde seines Bruders, und auch von meiner Schwester, mit der er mehrmals zusammengetroffen war. Er hatte, als der schlichte Natursohn, und als der zwar kluge aber noch nicht gewitzigte Schwabe, der er war, unter den Ansprüchen der Gesellschaft einen harten Stand, und vertraute mir wahrhaft Rousseau'sche Leiden, die über ihn gekommen, wobei besonders auf Reinhold mancher Tadel fiel. Als einen Karakterzug von ihm muß ich mittheilen, daß er mir vorhielt, ich hätte von Tübingen über ihn ungünstig an Reinhold geschrieben, und mein Bild seiner sogenannten Unarten und Fehler sei oft gebraucht worden, ihn zu beschämen und zu bestrafen, das habe ihm unbeschreiblich wehe gethan; indem er dies aber sagte, blickte er mich mit den liebevollsten Augen an, und hegte nicht den geringsten Groll, noch wollte er mich eines Unrechts anklagen, sondern nur seinen Schmerz mir erzählen. So war sein ganzes Wesen, harmlos und liebenswürdig, und auch sein satirisches Talent hatte nie die Absicht zu verletzen, wenn auch die Gewalt des Komischen ihn bisweilen weiter fortriß, wie in seinen Reiseschatten, die zwei Jahre später gedruckt wurden, aber damals schon größtentheils fertig waren. Das Lesen und Besprechen dieses wunderlichen Erzeugnisses, das seiner

poetischen Ader wie von selbst entquollen war, gewährte uns viel Vergnügen. Er hatte mir aber auch Anliegen des Herzens zu vertrauen, die schon in Tübingen angesponnen, mir dort aber unbekannt geblieben waren, und die auf seiner Reise zu tiefrührender Gestalt sich entwickelt hatten. Mich ergriff seine Mittheilung sehr, es war der Stoff einer tragischen Idylle, der Reiz der schönsten Unschuld darin, und ich war drauf und dran, das Ganze poetisch zu verarbeiten. Der Himmel aber führte die Sache besser zum Ziele, und ließ anstatt einer vielleicht erfolglosen Dichtung eine glückliche Wirklichkeit daraus entstehen.

Für unser Zusammensein fehlte uns seltsamerweise ein paarmal der Ort, denn Kerner's Wohnung war entlegen und kein tauglicher Aufenthalt, mein Zimmer im Gasthof aber hatte unbequeme Nachbarn, die jedes unsrer Worte hören mußten. Wir nahmen unsre Zuflucht zum Theater, wo wir behagliche Plätze fanden, und in den Zwischenakten noch immer genug plaudern konnten. Durch den Stand des Papiergeldes war der Eintritt überaus billig und überstieg unsre Kräfte nicht, da wir — ich wenigstens zum Theil — Silbergeld bezogen. Wir fanden Geschmack an der Unterhaltung, und gewöhnten uns mehr und mehr zu ihr; besonders war Kerner ganz beeifert, als er zum erstenmal den großen Reiz des Theaters in solcher Fülle und Folge genoß. Das deutsche Schauspiel und Singspiel mußten wir als vortrefflich anerkennen, wenn auch Einzelne — wie der alte Lange — uns in ihrer Manier zuwider oder mindestens fremd blieben, Andre uns keineswegs so hoch zu stehen schienen, als der herkömmliche Beifall es besagen wollte. Für die

Sängerin Anna Milder fühlten wir die reinste Bewunderung, auch Brockmann und Ochsenheimer befriedigten uns sehr, besonders aber Krüger, der in humoristischen Feinheiten des Lustspiels unübertrefflich war. Mehr indeß als das Burgtheater, gefiel uns das Theater am Kärtnerthore, wo die italiänische Oper herrschte, und besonders Cimarosa uns entzückte, dessen matrimonio segreto so frisch und rund gegeben wurde, daß wir keine Wiederholung versäumten; die Ballette, welche mit der italiänischen Oper verbunden waren, übertrafen alles, was wir je gesehen hatten, manche der Pantomimen, in welchen auch gewaltige Groteskтänzer auftraten, gingen in Muthwillen und Laune weit über den Ausdruck sogar des Wiener Komischen hinaus, und versetzten uns in die überschwängliche halbtolle Volksart der Italiäner, wo denn Kerner für seinen Humor vielfachen Anklang fand.

Das Theater an der Wien leistete in seiner Weise ebenfalls Außerordentliches. Die großen Lärmstücke mit Gefechten, Pferden, Verwandlungen, ließen in Betreff dieser Erfordernisse nichts zu wünschen übrig. Auch niedrigkomische Vorstellungen, besonders wenn Hasenhut darin zu thun hatte, gewannen verdienten Beifall. Für uns blieben jedoch die Schauspiele von Emanuel Schikaneder bei weitem die Hauptsache. Dieser Mann, der als Direktor und Dichter einst in Wien so hoch gestanden und durch Talent und Thätigkeit eine große Bedeutung und mannigfachen Einfluß erworben hatte, genoß außerhalb Oesterreichs nur einen schlechten Ruhm; von Jugend auf hatten wir seinen Namen nur als Bezeichnung des Verwerflichen, des Jämmerlichen gehört, und sein Textbuch zu Mozart's Zauberflöte, das uns eben so gering

dünkte als die Musik herrlich, konnte die Verdammniß nur bestätigen. Hier aber, wo wir die Schauspiele des Mannes kennen lernten, seine Bürger in Wien, seine Fiaker, diese Stücke, welche freilich nur in der Oertlichkeit wurzelten, nur hier verstanden und gefühlt werden, ja auch nur hier die entsprechenden Darsteller finden konnten, erfuhr unser Urtheil eine gänzliche Umkehrung. Ich mußte gestehen, daß in Schikaneder's Erzeugnissen eine poetische Kraft waltete, in der sich Lebensverstand und Phantasie mit ernstem Gehalt vereinigten; ich bedachte die Umstände, unter denen er hervorgetreten und gewirkt, das Verhältniß der Litteratur und der Sprache, dem er unterworfen blieb, und mir wurde klar, daß ein großes Talent in ihm durch nothgedrungene Hingebung an das unmittelbare Leben gleichsam verbraucht und aufgerieben worden! Ein Geschick, das wohl tragisch zu nennen ist und das in gewissem Sinne ein wahrhaft deutsches heißen kann, denn bei andern Nationen, wo Litteratur und Sprache in gleichmäßiger Geltung und mehr zur Einheit entwickelt sind, kann ein solches Loos weniger vorkommen. Schikaneder hätte in der deutschen dramatischen Litteratur gewiß Großes leisten können, wäre ihre Bildung mit dem Volksthümlichen, das ihm zunächst lag, vereinbar gewesen; aber um das allgemeine Deutsche anzustreben, hätte er das Wienerische zurücksetzen, und dadurch seiner wahren Kraft entbehren müssen, ohne diese wäre er den Deutschen doch immer nur gering, den Wienern aber gar nichts gewesen; es war natürlich, daß er dem stärkeren Zuge folgte und sich dem ihm nächsten Element überließ, das ihn doch eigentlich verschlang. — In der Poesie wie im Staate und überhaupt in jeder Thätigkeit des Menschen

giebt es Epochen und Stellungen, die dem Einzelnen wohl als unheilvolle Sterne, die bei seiner Geburt leuchteten, erscheinen dürfen. —

Einen solchen Unglücklichen hatten wir sogar unmittelbar vor Augen, nämlich den Dichter Stoll, von welchem schon früher die Rede war. Er hatte sich eifrig wieder zu mir gefunden, und bald noch inniger mit Kerner verknüpft, der für solchen Kauz die größte Neugier und Theilnahme fühlte. Stoll's Talent war unzweifelhaft und hatte sich eben in einem Lustspiele „die Schnecken" wieder bewährt, das zwar nicht in dem Geleise der Bühne, sondern quer in das Weite lief, aber dafür etwas Aristophanisches anzustreben suchte, was in geringen Anfängen schon dankenswerth war. In einer früheren Zeit, und noch mehr in späterer, würde Stoll mit seinen Fähigkeiten und Gaben ausgezeichnetes Glück gemacht haben; in der Gegenwart stand er mit ihnen so trostlos, daß er dem Verhungern nahe war. Freilich hatte er weder Ordnung noch Folge in seinen Angelegenheiten, und sein Talent allein war ihm nie Sporn genug zur Thätigkeit, er mußte um zu arbeiten den Stachel der Noth oder den Reiz des Beifalls empfinden; aber in günstigen Zeiten würde der letztere ihm nicht gefehlt haben, und er hätte fruchtbar sein können, denn an Einfällen und Plänen war er unerschöpflich. Wir suchten ihm zu helfen, so viel wir konnten, und besonders plagte Kerner sich lange mit ihm.

Das Leopoldstädter oder Kasperle-Theater, welches damals in der Höhe seines Glanzes stand, besuchten wir weniger gern, und nur zweimal, so viel ich mich erinnere, das Josephstädter; dem Niedrigkomischen wie es dort

ausgeführt wurde, sprachen wir seine Vortrefflichkeit nicht ab, indeß waren wir doch weit mehr dem Humor zugethan, der uns auf den andern Bühnen angenehm entgegen trat; übrigens herrschte in den kleinen Theatern ein Uebermaß von Rohheit, in welcher Schauspieler und Publikum behaglich zusammenstimmten, wir aber keinen Reiz finden konnten.

Die Theaterlust und Gewohnheit weckte bald auch einigen persönlichen Antheil für die Schauspieler. Bartholdy, der mir fast verschwunden war, aber plötzlich wieder auftauchte, erbot sich, mich bei Mad. Pedrillo einzuführen, die früher als Mlle. Eigensatz in den Berliner Kreisen großen Eifer erweckt hatte, und auf die ich besonders deßhalb neugierig war. Diese Einführung mußte aber mit einigem Geheimniß geschehen; denn Bartholdy war damals eng verbunden mit Lady Fitzgerald, der berühmten Pamela der Frau von Genlis, und, wie behauptet wurde, Tochter derselben und des Herzogs von Orleans-Egalité; sie lebte als Wittwe des Lord Edward Fitzgerald, der im irländischen Aufruhr von 1798 umkam, und machte in Wien, wie es hieß, alte Familienansprüche geltend, bei denen Bartholdy, sagte man, ihr mit seinem Rathe behülflich war; diese Dame nun würde nicht gestattet haben, daß ihr Freund eine liebenswürdige Schauspielerin besuchte, die allerdings fähig war jede Eifersucht aufzuregen. Mad. Pedrillo hatte vor wenig Tagen als Page in Figaro's Hochzeit uns den größten Eindruck gemacht, und ich fand den ihrer wirklichen Person in keiner Art geringer; ich begriff wenigstens nun die Leidenschaften, welche ich von ihr eingeflößt wußte, und von denen auch Herzen entzündet waren, die bisher für

unentzündbar gegolten hatten. Das Gespräch, das zum Theil in bescheidenen Winken jene Erinnerungen hervorrief, aber auch die Wärme der anmuthigen Gegenwart nicht verläugnete, dauerte schon einige Zeit und ließ mich der Uhr nicht gedenken, als Bartholdy nach einiger Unruhe, die ich nicht beachtet hatte, plötzlich aufbrach, da ich denn wohl mit ihm fortgehen mußte. Meinen Vorwürfen, daß er den schönen Besuch so früh beendigt, begegneten die seinigen, daß ich ihn schon über Gebühr ausgedehnt, und ich wurde unterrichtet, die Dame habe ihrerseits einen Freund, den sie jeden Abend zu erwarten pflege und der ihr wegen neuer Bekanntschaften leicht unangenehme Fragen thun könnte. Hiergegen ließ sich nichts einwenden; ich fand jedoch den Besuch nun so schön nicht mehr, als er mir noch kurz vorher geschienen. —

Mir war es unbehaglich, mit einem Gegenstande täglich zu verkehren, ohne ihm ernstere Thätigkeit zu widmen. Eine Reihe solcher Theaterabende, wie ich sie mit Kerner und auch zum Theil mit Stoll verlebte, weckte mancherlei Betrachtungen auf. Ich ließ mir Lessing's hamburgische Dramaturgie geben, ich las einige Stücke von Molière und Racine wieder, einige von Goldoni, welche zugleich zur Uebung im Italiänischen dienten, begann mit Hülfe dieser Eindrücke meine Anschauungen zu läutern und versuchte zugleich, sie in lebendiger Weise darzustellen, nämlich die kritischen Berichte mit novellenartiger Erzählung zu durchflechten. Dieser Versuch blieb aber bald wieder liegen, da die Gefährten, deren Theilnahme ich aufforderte, keinen Eifer dafür hatten, und später ging er mit andern Papieren im Feuer auf.

Friedrich von Schlegel übrigens hatte dem Gedanken Beifall geschenkt, und da er stark betrieb und hoffte, daß ihm die Herausgabe eines Tageblattes aufgetragen oder doch bewilligt würde, so konnte dergleichen Schriftstellerei ihm für seine Zwecke in der Folge tauglich dünken; indeß war auch hierin kein Halt, die Sache mit der Zeitung fand Schwierigkeiten und Verzögerungen in Menge, und erst nach längerer Zeit begann sie unter dem Namen des Oesterreichischen Beobachters, den aber Schlegel nach kurzer Frist doch in andre Hände wieder abgeben mußte.

Mein Theaterbesuch ließ mich die vornehmere Welt nicht ganz vernachlässigen, die ohnehin erst am späten Abend zusammenkam. Ich fand bei der Gräfin von Fuchs immer die gleiche liebenswürdige Stimmung, das innere Leben der Gesellschaft nur erhöht, den Ton nur offner und traulicher. Mein Seltnerkommen war im Grunde für niemanden beachtenswerth, und wenn es zufällig zur Sprache kam, so war es nur in dem Sinne, daß man mir größere Freundlichkeit beweisen wollte. Von dieser Seite war also kein Mangel. Dagegen fühlt' ich einen solchen in mir selbst, ich war in dem Kreise nicht mehr so behaglich, als in der ersten Zeit. Die Ursache war mir bald klar: der wahre Reiz einer solchen Geselligkeit entsteht aus dem täglichen Zusammensein, aus der ununterbrochenen Gewohnheit, welche stets im Innersten der Beziehungen weilt, ihre Anknüpfungen einmal gemacht hat und nun immer in derselben Spannung erhält; treten Lücken ein und finden Abschweifungen statt, so lockern sich die Fäden, hin und wieder reißt auch wohl einer ab, und man hat dann bei

der Wiederkehr immer erst wieder herzustellen, einzurichten. Wiewohl ich nun dies Geheimniß der Geselligkeit genugsam einsah, so wollt' ich mich doch der Lehre, die daraus hervorging, nicht recht fügen, sondern war fast auf dem Punkt, aus dem einzigen Grunde, weil ich seltner gekommen, nun gar nicht mehr zu kommen, eine Thorheit, die mein Oberst doch hinderte. Aber in dieser kleinen Verstimmung unterließ ich, andre Kreise zu betreten, die mir nicht gleichgültig sein durften, namentlich versäumt' ich den Fürsten von Ligne und die Fürstlich Clary'sche Familie aufzusuchen, auf welche ich angewiesen und wo ich des besten Empfangs und der mannigfachsten Annehmlichkeiten versichert war. Ich versäumte auch, mit nachheriger Reue, den berühmten Historiker Freiherrn von Hormayr persönlich kennen zu lernen, dessen Geschichte von Tyrol und österreichischen Plutarch ich mir doch nicht entgehen ließ. Gentz war nicht in Wien, sondern aus Ungarn geradesweges nach Prag abgereist, wo er häuslich eingerichtet war.

Mittlerweile hatte sich ein kleiner Kreis meist norddeutscher Elemente gebildet, der Kerner'n eben so wie mich anzog. Eine Künstlerin aus Königsberg, mit der gebildeten Welt von Berlin und Weimar, mit Frau von Kalb und Rahel Levin, mit Jean Paul Richter und dessen Freunden Otto und Emanuel in Verbindung, führte ein stilles arbeitsames Leben in großer Zurückgezogenheit, die doch nicht ohne Geselligkeit war. Ein junger Arzt aus Königsberg, Doktor Assing, der in Wien seine medizinischen Studien praktisch vervollständigte, und hiebei mit Kerner zusammentraf, ein Kaufmann aus Berlin, der sehr angenehm sang, ein Mahler

aus Dresden, eine Lehrerin aus Danzig, die mit einem ansehnlichen Hause in Ungarn wegen ihres Eintritts in Unterhandlung stand, und einige andre Norddeutsche, die meistens in Wien noch nicht gefunden hatten was sie suchten, kamen hier zusammen, und ein Zeuge ihrer abendlichen Munterkeit hätte schwerlich vermuthet, daß die Meisten, die Wirthin nicht ausgenommen, ihren Tag mühsam durchgekämpft. Aber das Spärliche selbst, eingestanden und gemeinsam, wurde beinahe förderlich, es war ein stärkeres Band, als Reichthum und Ueppigkeit gewesen wären, man scherzte über die vielen Treppen, die man hatte steigen müssen, man spottete der Wiener, denen Thee und Brod als Abendessen wie eine Art Hungerkur vorgekommen wäre, und das Backwerk, das doch bisweilen erschwungen wurde, machte den größten Eindruck. Hier konnte sich Kerner's Humor und Talent vollkommen entfalten, er und Assing unterstützten und ergänzten einander. Denn auch dieser letztere, der sich des Hauptsitzes norddeutschen Humors als seiner Heimath rühmen konnte, vereinigte Tiefsinn und Witz, Fülle der Empfindung und Schärfe der Satire. Sein durchaus gediegenes Wesen, die grundfeste Redlichkeit, die sich in all seinem Thun offenbarte, und die frische Gluth, mit der sein Herz für alles Gute schlug, gewannen ihm Achtung und Liebe in gleich hohem Grade. Der Grundton von Schwermuth und Sehnsucht, der seine Laune und Heiterkeit stets begleitete, vermehrte nur die Anziehung, die er ausübte; wir konnten nicht ahnden, wie nahe wir uns in der Folge stehen sollten, und unsre innige Befreundung geschah erst später. Ganz fehlte es doch auch an Wienern in diesem kleinen Kreise

nicht; ich sah hier auch die beliebte Schriftstellerin Karoline Pichler wieder, eine wackre, schlichte Frau, verständig und gutmüthig, an Sprache und Ausdruck eine vollkommene Wienerin, deren persönliches Wesen sich in völliger Prosa darstellte, und ein dichterisches Talent gar nicht vermuthen ließ, welches doch in ihren Schriften kräftig und schön hervortrat.

Wie sehr wir auch von der eigentlichen Litteratur abgeschnitten waren, so drang doch die Ankündigung der Goethe'schen Wahlverwandtschaften, die nächstens erscheinen sollten, früh genug bei uns ein, und setzte mich sogleich in Bewegung. Ich beauftragte einen Buchhändler, mir das Buch sobald es erschiene, gleichviel ob erlaubt von der Zensur oder verboten, um jeden Preis zu verschaffen, denn solchen Schatz noch für die Reise nach Italien mitnehmen zu können war mir die wichtigste Angelegenheit. Er versprach alles auf's beste, und als die Abreise schon ganz nahe schien, kamen richtig einige Exemplare an, welche, unaufgehalten von der Zensur sogleich vergriffen waren. Ungeduldig fragt' ich nach dem meinigen, aber der Buchhändler war so unverschämt mir zu sagen, er habe mir keines bestellt, sondern mich auf seine Liste geschrieben für den Nachdruck, den er von dem Buche veranstalte, der in drei bis vier Wochen fertig sein würde. Man kann denken, daß meine Empörung in harte Schmähreden ausbrach; die Schändlichkeit des Nachdrucks, der mir gespielte Streich, der Verdruß nun das Buch vor der Abreise nicht mehr bekommen zu können, alles erregte meinen Zorn auf's heftigste. Da sich der Anlaß fand, an Cotta zu schreiben, so ließ ich den abscheulichen Vorfall mit einfließen,

war aber nicht wenig verwundert, nach einiger Zeit im Morgenblatte die betreffende Stelle meines Briefes abgedruckt zu finden, mit Angabe aller Namen. Das war ein Vorgriff, zu dem Cotta nicht berechtigt sein konnte, er hatte seinem Eifer und Zwecke jede Rücksicht geopfert, und mich ungebührlich bloßgestellt, denn meine Ausdrücke waren nicht für die Oeffentlichkeit gewählt. Indeß war mir doch eine Genugthuung bei der Sache, und ich gönnte dem Nachdrucker die empfangene Ladung, die er auch still hinnahm. Uebrigens war es merkwürdig, daß die während der Anwesenheit der Franzosen begonnenen Nachdrücke von Schiller's und Goethe's Werken nach der Rückkehr der österreichischen Behörden ungestört fortgingen; man wollte die Verbreitung der ersten Schriftsteller der Nation doch nicht geradezu hemmen, und daß sie durch Nachdruck geschah, war ein Grund mehr sie zu gestatten, denn es galt noch sehr die Ansicht, daß der Gewinn einheimischer Gewerbe unter allen Umständen zu fördern sei.

Aus meiner damaligen Wiener Zeit muß ich auch eines Erdbebens noch erwähnen, das ich dort, und des einzigen, das ich überhaupt erlebte. An einem späten Nachmittage, als ich mit Bentheim im Zimmer auf und ab ging, klirrten plötzlich die Fensterscheiben, und ein ungewöhnlicher Ruck erschütterte den Fußboden, der Stoß war merklich genug und ein zweiter und vielleicht dritter folgten darauf, aber uns fiel nicht ein, hier eine so große Ursache zu vermuthen, bis anderweitige Nachrichten und unzweifelhafte Wahrnehmungen uns besser belehrten. Wir bedauerten nun, nicht achtsamer auf das Ereigniß und auf unsre Empfindung dabei gewesen zu sein; zu

den nachdenklichen Betrachtungen, die bei solcher Gelegenheit erweckt wurden, gab auch ein Geschichtchen seinen Beitrag, das von einem Kinde erzählt wurde, dem der Vater bei dem ersten Schüttern unwillig zugerufen hatte, nicht an den Tisch zu stoßen, und darauf bei dennoch wiederholtem Wanken zornig eine Ohrfeige gab; das Kind betheuerte jedoch hartnäckig seine Unschuld, und als nachher die Umstände genau erwogen und die Zeit berechnet worden, blieb kein Zweifel, daß an dem Kinde bestraft worden, was das Erdbeben verschuldet hatte. Ein sprechendes Gleichniß für nicht wenige Begebenheiten in der Welt. —

Die Reise nach Italien stand noch stets vor Augen, und mancherlei Vorkehr wurde in diesem Sinn getroffen; indeß war das Jahr 1809 abgelaufen und bald auch der Januar des neuen Jahres schon größtentheils verflossen, ohne daß die Sachen zum Schlusse kamen. Die Hoffnung auf das Karneval in Venedig wurde schon aufgegeben, und plötzlich stellten sich der ganzen Reise unübersteigliche Hindernisse entgegen. Die Briefe aus Westphalen meldeten nur ungünstige Vorgänge und immer trübere Aussichten in der Heimath. Nicht besser lauteten die Nachrichten aus Prag vom Regimente, das inzwischen dort eingetroffen war; es gab Uebelstände jeder Art, die zu beseitigen, vielfache Ansprüche, die nur durch den Obersten zu erfüllen waren; seine Anwesenheit wurde dringend gewünscht, ja wurde durch die Umstände fast geboten. Der Uebergang aus dem Krieg in den Friedensdienst, die Schwierigkeiten einer verwickelten, mit großer Verantwortung verknüpften und dabei peinlich beaufsichtigten Vewaltung, die überall im Kriegswesen eintretende

Sparsamkeit bei fortwährendem Sinken des Papiergeldes, alles mußte den Obersten bestimmen, sich zuvörderst zu dem Regiment zu begeben, mit dem er ohnehin noch wenig eingelebt war, und demselben als Haupt und Führer kräftig vorzustehen. Wir reisten demnach in den ersten Tagen des Februar von Wien ab, und nach einer dreitägigen Fahrt, die im trüben Winter und Lande nichts Erfreuliches hatte, gelangten wir glücklich nach Prag.



Wien und Baden.

1834.

Mittwoch den 30. Juli nachmittags um 3 Uhr kamen wir in Wien wohlbehalten an. Nach der empfindlichen Kälte der letzten Nacht, welche wir durchgefahren, hatte die Mittagsgluth nur um so wirksamer auf uns gebrannt, und von Schlaflosigkeit, Hitze, Staub und Fahrgetöse verwirrt und betäubt, war ich kaum im Gasthofe zur Kaiserin von Oesterreich abgetreten, so eilt' ich in das wohlbekannte Dianenbad, die Schöpfung des Baumeisters Moreau, um all jene Reiselast von mir abzuwerfen. Dies gelang vortrefflich, und erfrischt und ermuntert sucht' ich nun vor allem meinen theuren General von Tettenborn auf. Wer ihn gekannt, erinnert sich gewiß der liebenswürdigen Treuherzigkeit, deren Ausdruck in Blick und Wort so wohlthuend auf das Gemüth wirkte und sogleich Zuneigung und Vertrauen gewann. Wir empfanden die innigste Freude, ein Wiedersehen nach sechszehnjähriger Trennung ist um so bedeutender und anregender, je reicher die Zwischenzeit ausgefüllt worden. Ich hatte den unersetzlichsten Verlust erlitten, sonst waren

die persönlichen Verhältnisse ziemlich dieselben geblieben, auch die Ansichten und Meinungen großentheils, aber jenes Ereigniß lag sammt den öffentlichen Geschicken, die an und über uns hingegangen, wie dunkle Gebirgsmassen vor uns aufgethürmt. Unser Austausch kannte keine Gränzen, das Herz gab und empfing alles in gleicher Innigkeit, in den Weltsachen hatten unsre Mittheilungen noch weniger ein Geheimniß. Obschon ich es schon wußte, war es mir doch wunderbar und rührend auf's neue zu sehen, daß eine Natur wie Tettenborn's für eine solche wie Rahel's in diesem Grade Liebe und Anerkennung hegte. Wir besprachen alles sie Betreffende bis in das Kleinste, erinnerten uns der früheren Zeiten, hundert angenehmer Züge von Laune, Güte, Witz und Geist. Ueber den Zustand der Dinge in Wien war ich bald unterrichtet, ich hatte an meinen mitgebrachten Vorstellungen nicht viel zu ändern, nur kleine Schattirungen einzutragen; mehr als an jedem sonstigen Orte möglich gewesen wäre, fand ich hier noch denselben Lebensstrom und großentheils auch dieselben Menschen noch, die ich vor so viel Jahren hier gesehen hatte. Ich blieb mit Tettenborn über das späte Mittagessen hinaus bis tief in den Abend, wollte noch ein paar Besuche machen, fand aber niemand, denn alles war verreist oder auf dem Lande, und so kam ich müde zu dem Gasthofe zurück, wo ich dasselbe Zimmer, das ich vor zwanzig Jahren im Anfange des Kongresses bewohnt hatte, mit freilich ganz andern Empfindungen betrat, als damals, wenn ich vom Savoyischen Damenstifte zurückkehrte! —

Am nächsten Morgen rief ein freundliches Blatt mich gleich wieder zu Tettenborn. Ich fand den General von

Crossard bei ihm, einen der grimmigen Napoleonsfeinde, welche nach seinem Sturze nicht mehr recht wußten was sie mit sich anfangen sollten, über die Undankbarkeit der Bourbons klagten, bei den andern Mächten nicht mehr im vorigen Werthe standen, und jetzt, nachdem auch die Julirevolution glimpflich abgelaufen, ihre Leidenschaft an den spanischen Don Carlos hefteten; Crossard war voll von Planen für die Truppen Zumalacarregui's, und leitete dieselben auf der Landkarte durch sichre Gebirgswege ungefährdet nach Madrid; aber je gewisser ihm seine Sache war, um so mehr wollte er verzweifeln, daß weder die Spanier seinen Angaben folgten, noch die günstigen Höfe sich öffentlich aussprechen wollten, am heftigsten trafen in letzterer Beziehung seine Vorwürfe den Fürsten von Metternich, der es allein durch seine Säumniß verschulde, wenn die gute Sache nochmals verloren gehe. Tettenborn lächelte über die Einseitigkeit des Brausekopfs, und sagte mir leise, der Fürst leide von solchen wirren Anhängern mehr Ungemach und Störung, als von seinen erklärten Widersachern. Ich ging fort einige Besuche zu machen; der preußische Geschäftsträger war abwesend, gleich den meisten andern Diplomaten; aber der französische Botschafter Graf von Saint-Aulaire stand eifrig und wachsam auf seinem Posten; er empfing mich freundlichst, ehrte hoch den Brief, den ich ihm von Professor Gans brachte, wollte aber unsre Bekanntschaft aus früherer Zeit von Baden her rechnen. Er bedurfte hier in Wien für seine schwierige Stellung aller Liebenswürdigkeit, alles gewandten, milden und doch festen Benehmens, die ihn auszeichneten, um sich in der Geltung und Würde zu behaupten, welche der Staat und dessen Regierung ihm

eifrig zugestanden, die mächtige, ungefüge und herbe Wiener Gesellschaft ihm aber nicht so willig einräumte. Manchen bittern Anspielungen, die freilich nicht seine Person, sondern nur sein Verhältniß treffen sollten, hatte er mit glücklichem Scherz geantwortet, andren feindlichen Ausfällen scharfen Ernst entgegengesetzt, seine politischen Gegner selbst mußten seine Haltung loben. Als sogar die Fürstin von Metternich ihn bei Gelegenheit mit beleidigenden Worten angelassen, führte er zwar deßhalb Klage, war aber gleich begütigt, als der Fürst mit Laune sich entschuldigte, er habe noch nicht Zeit gehabt, seine junge Gattin politisch zu erziehen, und so möge man die kleinen Unarten nicht so schwer nehmen. Diese Geschichten wurden in Wien wohlgefällig erzählt; man hatte gerade nicht viel, womit man sich unterhalten konnte. — Bei Herrn von Pilat fand ich die beste Aufnahme und muntres Gespräch, in welches nur der katholische Glaubenseifer einiges Mißtrauen mischte. Herzlich war das Wiedersehen mit dem oldenburgischen Minister-Residenten von Philippsborn, dem alten Kriegsgefährten, der jetzt in diplomatischen Geschäften eine bedeutende Stellung hatte, aber die frühere freimüthige Denk- und Sinnesart unverändert dabei bewahrte. Daß ich Herrn Eloi Jourdain mit Pilat's Hülfe noch auffand, ehe er nach Italien abreiste, erachtete ich als ein besonderes Glück; er war der letzte Fremde, den Rahel noch vor dem Scheiden hatte kennen gelernt, er hatte sie fast nur als Scheidende noch gesehen, und in meinem Verlust einen eignen mitempfunden; mit frommer Wehmuth hegte er ihr Andenken, mit innigem Eifer suchte er seine im besten Aufblühen abgebrochene Kenntniß nachträglich durch

Forschen und Fragen zu ergänzen. Auch werthe Berliner Freunde, deren Anwesenheit ich zufällig erfuhr, konnte ich noch eben vor ihrer Weiterreise einen Augenblick sprechen.

Nach dem Mittagessen bei Tettenborn fuhr ich nach Hietzing zur Baronin von Eskeles, deren reizendes Landhaus und wohlgehaltener Garten immer zahlreichen Besuch hatte, und auch diesmal gleich mehrere alte Bekannte aus Wien und Berlin mir begegnen ließ. Außer daß die herrliche Schwester Fanny von Arnstein fehlte, hatte die Zeit diesen Familienkreis wenig verändert. Der Baron von Eskeles zeigte in seinen hohen Jahren eine seltene Frische und Thätigkeit des Geistes; seine Gattin übte in anmuthiger Würde herkömmlich ihre gesellschaftlichen Pflichten und das segenreichste Wohlthun; die Tochter, dem Grafen von Wimpffen verheirathet, freute sich der schönsten Kinder; der Sohn hatte sich zum stattlichen Manne vortheilhaft ausgebildet. Ich hatte nur die Abwesenheit der Baronin von Pereira zu bedauern, sie war auf einer Reise in der Schweiz begriffen. Die Verschmelzung der Einflüsse von Berlin mit denen von Wien gab diesem Kreise von jeher einen eigenthümlichen Reiz, wer aus dem Norden kam, fand hier den Verstand, die Bildung, den romantischen Schwung der Heimath wieder, umgeben von aller Ueppigkeit, allem Glanz und Wohlbehagen des Wiener Lebens.

In den nächsten Tagen sah ich bei Tettenborn nebst andern alten Bekannten die Gräfin von Fuchs wieder, deren liebliches Naturell dem Alter glücklich widerstanden hatte, wenn auch die körperlichen Reize verschwunden waren; ihre herzliche Stimme klang noch wie sonst, ihre ange-

nehme Laune und heitre Natürlichkeit erweckten noch lebhaftes Gefallen, und so nahm auch die kirchliche Frömmigkeit, der sie seit einiger Zeit sich zugewandt hatte, in ihrem sanften Wesen keine widrige Gestalt; sie war duldsam und bescheiden, blickte nicht eifernd auf den Nächsten, sondern demüthig in das eigne Innere. Von ihren frühern Anbetern hatte sie keinen verloren, alle waren ihr treue Freunde geblieben, und auch sie verläugnete kein Gefühl, das ihr einst theuer gewesen. Sie war kränklich, und wollte nach Ischl abreisen. Ich sah sie leider zum letztenmale.

Die größte Freude hatte ich, den edlen Grillparzer wiederzusehen, an dessen Dichtung und Schicksal ich seit langer Zeit den wärmsten Antheil nahm. Gewiß war ihm vor vielen Mitstrebenden die reinste Dichterweihe zuzusprechen, und sein hoher Beruf hatte vor allem den festen Grund, der so vielen Andern fehlt, des redlichen und erfüllten Herzens; die Heimath aber, anstatt ihn zu tragen und zu heben, hinderte früh seinen vollen Aufschwung, er hätte nicht in Oesterreich leben müssen, um ganz das zu werden, was er zu werden befähigt war. Aber nicht nur die nächste Heimath, sondern auch das größere deutsche Vaterland muß der Vorwurf treffen, ihm nicht gerecht geworden zu sein, die deutsche Kritik, durch keine näheren Beziehungen für den Fernstehenden angeregt, hat sein Verdienst nie nach Gebühr gewürdigt; an dem Erstlingsversuche seiner Muse „die Ahnfrau" hielt man zu lange fest, die hohe Dichtung „Sappho" dagegen suchte man durch wohlfeile Herüberziehung in's Moderne zu vernichten. Grillparzer lieferte noch manches gediegene Werk, aber der dramatische Dichter bedurfte einer freien

Schaubühne, und diese war ihm versagt, wie seinen lyrischen Gedichten die Veröffentlichung durch den Druck. Seine Heimath aufzugeben, wie spätere Urtheile wohl gar von ihm gefordert haben, kam ihm nicht in den Sinn, er gehörte ihr mit allen innigsten Lebensfasern an, und trug das Geschick, welches ihm durch sie auferlegt war, mit edlem Muth. Ich wurde durch den näheren Umgang in meiner Hochachtung und Zuneigung für ihn nur bestärkt. Er sprach sein Mißvergnügen freimüthig aus, aber sein Gefühl für das Vaterland ließ sich nicht irren, und auch um den Preis, daß es ihm seinen Lebensberuf verkümmere, liebte er Oesterreich. Ich besuchte ihn mehrmals im Hofkammerarchiv, bei welchem er als Direktor angestellt war; dort machte er mich auch mit einem Amtsgenossen Herrn von Karajan bekannt, der sich durch gelehrte Herausgabe alter Schriftwerke ausgezeichnet hat.

Nach Zedlitz fragt' ich vergebens, er war auf Gütern im Bannat, so auch nach Meinert, den ich aus besondern Gründen gern gesprochen hätte. Dagegen wurde mir unvermuthet ein merkwürdiger Besuch zu Theil. Einer der Bücherzensoren in Wien, Herr Rupprecht, hatte eben aus Amtspflicht die drei Bände des Buches Rahel durchgelesen, und war so ergriffen, so entzückt von dem Inhalte, daß er, als er meine Anwesenheit vernommen, mir dies persönlich aussprechen wollte. Er sagte, so Großes und Herrliches sei ihm noch nicht vorgekommen, dies Buch gehe ihm über alles, und daß sein Amt ihm dergleichen zugeführt, vergelte ihm reichlich ganze Massen traurigster Leserei, zu der dasselbe ihn verurtheile. In diesem Sinne schrieb er auch einige Verse in sein Buch über Chrysantemum indicum, das er mir verehrte; er war nämlich

ein außerordentlicher Blumenliebhaber und besaß einen schönen Garten in der Vorstadt, den ich nicht unbesucht lassen durfte. Das ganze Wesen des Mannes sprach mich sonst nicht sehr an, ich war um so mehr über die Wirkung verwundert, welche das Buch auf ihn ausgeübt, aber eigentlich freuen konnte mich die Sache bei meiner Stimmung damals nicht, aller Beifall und Ruhm erschien mir so elend und schemenhaft gegen das wirkliche volle Leben, dessen Verlust grade in jenem Gespenst mir schrecklich vor Augen stand! — Eine Frage konnt' ich nicht unterdrücken, wie so das Buch, welches schon in Berlin bei dem Zensor einiges Bedenken erregt, in Wien so leicht erlaubt worden sei? Mir wurde die Auskunft, daß die Zahl der Leser eines solchen Buches in Wien überaus klein und nur der höheren Klasse angehörig sei, also wenig in Betracht komme, ohnehin aber sei in den Buchläden alles Neueste zu haben, noch nicht Geprüftes und schon Verbotenes, die Beamten seien im Durchschnitt liberal gesinnt und sähen bei dieser förmlich eingerichteten Umgehung der Gesetze gern durch die Finger.

Beim Grafen von Saint-Aulaire fand ich beim Mittagessen unter andern Gästen auch Jourdain wieder, und die Unterhaltung wurde durch ihn gewichtiger, als sie sonst wohl gewesen wäre. Der Wirth war durchaus angenehm, fein, geistreich, verbindlich, sprach viel von Gans, wollte durch Jourdain erfahren, was von Hegel zu halten sei, und zeigte durch treffende Bemerkungen, daß er von seinem französischen Standpunkte gar wohl in diesem Gebiete mitsprechen könne. Das Gebiet der Staatssachen wurde gar nicht ängstlich vermieden, freimüthige und sogar strenge Urtheile kamen an den Tag,

es wurde als bekannt angenommen, daß sich niemand an dergleichen stoßen dürfe. Wien hat in seinen hohen Kreisen stets eine Freiheit und Offenheit der Rede bewahrt, die in Berlin wenigstens damals nicht für jedermann rathsam gewesen wäre. Der kürzlich in Wien stattgehabte deutsche Kongreß gab reichlichen Stoff, und besonders unser damaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herr Ancillon, über dessen früheren Predigerstand die Wiener Diplomaten sich gar nicht zufrieden geben konnten; Saint-Aulaire nahm den altausgeschiedenen französischen Landsmann kräftig in Schutz, wobei denn doch der Schalk nicht unterlassen konnte, den Prediger so voranzustellen, daß der Minister dagegen von selbst übel im Schatten stand. —

Einige Ausflüge in den Prater, den Augarten, die Brigittenau, den Garten von Schönbrunn, der wiederholte Besuch in Hietzing bei Philippsborn und Eskeles, in Penzing bei Frau von Schönfeld ließ auf's neue die glückliche Lage Wiens erkennen, das an den herrlichen Strom gelehnt von einem Kranze des reichsten Pflanzenwuchses umgeben ist. Wenn der Winter günstiger sein mag, die Pracht und Fülle der Wiener Gesellschaftswelt zusammengedrängt zu sehen, so gewährt dagegen der Sommer den Vortheil, dieses Leben im Freien, im Schmuck der Gärten und Landhäuser zu betrachten. Die Musikbanden von Strauß, von Lanner, durch deren Leistungen die Wiener in den Rausch des Entzückens versetzt wurden, zogen mit heraus in's Grüne, und ihren fortreißenden Walzern lauschten Gering und Vornehm in kaum unterscheidbarem Gemisch.

Der Eindruck von Wien im Ganzen war auch diesmal ein überaus angenehmer, belebender. Das ganze Ansehn der Stadt und Umgegend hatte etwas Reiches, Vergnügliches, Sinnlichfrohes, die Leute schienen gesunder und froher als anderwärts, die schlimmen Geister, welche den grübelnden Menschen begleiten, quälen, nicht loslassen, konnten in dieser Luft nur schwer athmen und hatten wohl selten versucht hier sich einzunisten. Solcher Anschein hat etwas ungemein Gefälliges, Hinnehmendes, übt auf jedes Gemüth und auf jede Stimmung eine stillberauschende Kraft, und läßt die Empfindung entstehen, so sei es eigentlich mit allem Menschendasein gemeint, für jedes Leben sei ein solches Element das rechte, das natürliche. Und wenn es auch nur ein Anschein ist, auch dieser ist schon etwas werth! Wie die ehmalige französische Höflichkeit und gute Lebensart, so hat auch das österreichische Wohlbehagen das Verdienst, wenigstens eine schöne Andeutung dessen zu sein, was die Menschen einander bieten und gönnen sollten; denn so wenig jene Form alles Unartige und Gehässige aufhebt, im Gegentheil dasselbe wohl gar mit neuer Schärfe versehen kann, so wenig vermag die heiter-sinnliche Richtung den geistigen Mißmuth oder den Seelenschmerz abzuweisen, die in der menschlichen Natur gegründet sind. Auch kannt' ich das örtliche Leben schon zu gut, um von der Oberfläche getäuscht zu sein, und um nicht zu wissen, daß neben dem Unglück, dem alles Sinnenleben unterworfen bleibt, auch geistiges und seelisches Entbehren hier wie anderswo zur höchsten Qual sich steigert, ja mir fehlten die traurigsten Beispiele nicht, welche dies namhaft belegen konnten. Aber dennoch ist es ein wichtiger Unterschied, selbst

für das einzelne Leiden, ob das Heitre und Frohe als Anfängliches gesetzt und nur gelegentlich durch Trübsal und Traurigkeit verdüstert wird, oder umgekehrt diese zur Grundlage für jenes dienen. Die erheiternde Macht des Wiener Lebens durfte ich um so mehr bejahen und anerkennen, als grade mir die persönlichen Anlässe nicht fehlten, auf diesem sonnenhellen Gefilde mich in düstre Schatten zu verlieren.

So lange die Tagessonne glühte, das bunte Treiben des Volkes durch die Straßen wogte, die zahlreichen Vergnügungsorte nur fröhliches Gedränge zeigten und ich mit Freunden und Bekannten Genuß und Betrachtung theilte, übte die Gegenwart ihr volles Recht, und ich konnte mitempfinden, was diese Darbietung einem harmlosen Menschen sein konnte. Mit dem Einbrechen der Dunkelheit aber nahm alles eine andre Gestalt. Die blendende Helle eines langen Sommertages erheitert nicht lange, sondern überreizt den Sinn, ja die heiße, stille, wie festgebannt über uns schwebende Mittagsgluth hat schon Keime der Schwermuth, welche, durch Thätigkeit und Gesellschaft eine Weile unterdrückt, später im einsamen Dunkel nur um so unwiderstehlicher aufgehen. Wenn ich bei Sternenschein von Ausflügen und Besuchen allein heimkehrte, führte mein Weg mich an Stätten vorbei, oder ich suchte sie eigends auf, wo mir in früheren Tagen ein reiches, jetzt zerstörtes Leben geblüht hatte. Dann entschwand aller Gehalt der Gegenwart, und in ihrer Leere breitete sich ungehemmt die schmerzlichste Erinnerung aus. Die Vergangenheit hat einen Zauber, der anfangs mit süßer Wehmuth das Herz einnimmt, bald aber, wenn man ihm sich überläßt, nicht durch That und

Gestaltung ihn bricht, dem furchtbarsten Abgrunde zuführt. Nicht nöthig ist es, daß Großes und Theures uns dorthin zieht, auch das weniger Bedeutende kann uns schaudernd an die Gränze des Daseins drängen; mir aber lag das Theuerste und Größte in dieser Vorstellung verloren, und nicht selten glaubt' ich ihr erliegen zu sollen!

In dem Kreise meiner Wiener Bekannten war viel von Rahel die Rede, lebhaft zeigte sich, wie tief ihr Wesen auf Gefühl und Gedächtniß der verschiedenartigsten Menschen eingewirkt hatte, jeder wußte etwas Besonderes von ihr, erlebte Vorgänge, vernommene Bemerkungen, und freute sich Aehnliches durch Andre zu erfahren. Ich hatte viele theilnehmende Fragen zu beantworten, und wurde dringend aufgefordert, aus ihrem Nachlaß noch mehr zu veröffentlichen. Einen gleichen Antheil fand ich in demselben Kreise noch für Gentz wach und rege, über dessen Leben und Tod die ihm Nahgestandenen noch immer nicht hinwegkonnten, so sehr die übrige Welt ihn eiligst vergessen hatte. Es war ein Wunder in diesem leichtsinnigen, den Wirbeln der Tagesbewegungen preisgegebenen Treiben der Eigensucht und Oberflächlichkeit einen solchen Kern edlen innerlichen Andenkens zu finden, das schon in das zweite Jahr sich ungeschwächt fortsetzte. Die Theilnahme für Gentz war der für Rahel verwandt, sie vereinigte beide Namen in gemeinsamer Erinnerung.

Was ich von allen Seiten bestätigen und rühmen hörte, war insbesondere der kräftige Muth, mit dem er, als es zum Sterben kam, dem Tod in's Auge geblickt hatte, er, der früher bei jedem Erwähnen des Todes erblaßt, der von jeder Möglichkeit einer Gefahr so geängstigt war, daß er alle Stimmung und Laune verlor!

Man wurde jetzt einig, daß die Furchtsamkeit in ihm nur eine äußere schlechte Angewöhnung, der zuletzt bewiesene Muth hingegen sein ächtes Innere war. Ueber sein Verhältniß zu Fanny Elßler hörte man in Wien nur glimpflich urtheilen, besonders von denen, welchen die Vorstellung einer edlen, in Herz und Geist gegründeten Zärtlichkeit nicht fremd war. Wirklich wurden von dieser Verbindung nur gute und gefällige, zum Theil rührende Züge erzählt. Mancherlei Spaßhaftes wußte man über seine in der letzten Zeit steigenden Geldbedürfnisse, denen der Kaiser durch außerordentliche Zulagen abhelfen mußte; wobei sich ereignete, daß dieser dem Kassenbeamten, der eine solche Zahlung leisten sollte, vertraulich sagte: „Das brauch' ich für die Fanny Elßler!" und dann sehr lachte, als der mißverstehende Diener erschrocken äußerte, das hätte er nie von seinem Kaiser gedacht! Zweifelhaft sprach man von seiner politischen Denkart, und ob diese seit der Julirevolution sich wirklich geändert, oder nur einstweilen einer vorübergehenden Nothwendigkeit sich gefügt habe; denn das war gewiß, er hatte sich gleich für die Erhaltung des Friedens und für ein gutes Vernehmen mit dem Könige der Franzosen erklärt, der als Herzog von Orleans ihm persönlich Vertrauen bezeigt hatte, und mit dem er bald auch durch James von Rothschild in geheimen Briefwechsel getreten war. So hatte er auch die größte Besorgniß gezeigt, das Grey'sche Whigministerium könnte gesprengt werden, dem er eifrig zugethan war, entgegen der Ansicht des Fürsten von Metternich, der sich mit ihm darüber fast entzweit hatte. Wer Gentz nur als den Abfasser der Karlsbader Beschlüsse kannte, der mochte freilich bei solchem Benehmen irr' an ihm werden; doch

Gentz hatte einen weiten Gesichtskreis, er wußte, daß auch andre Richtungen zur Macht berufen waren, und konnte sie anerkennen, ja bis zu gewissem Grad ihnen beistimmen. Die Folge hat ihn glänzend gerechtfertigt, denn was er im ersten Augenblicke that, haben die Andern, welche ihn deßhalb bitter getadelt und angefeindet, seitdem auch gethan und durch siebzehn Jahre fortgesetzt. Sein heller Kopf arbeitete sich aus der Finsterniß, die ihn umlagert hatte, leicht heraus, und erkannte frühzeitig den Stand und die Geltung der neuen Dinge, von denen er auch ahnden mochte, daß sie bald wieder in engere Bahnen einlenken würden. Ueber die gesellige Erscheinung und Beredsamkeit von Gentz war nur Eine Stimme, so wie über sein Talent der schriftlichen Darstellung. Er war ein ungeheurer Briefschreiber, und in jedem Zettel sprühte irgend ein Funke seines Geistes, wo er aber in näherem Vertrauen durfte der Feder die Zügel schießen lassen, da warf er in seine Briefe die geheimsten Gedanken, die reichsten Bemerkungen sowohl politischer als persönlicher Art. Tettenborn besaß einen Schatz solcher Briefe, deßgleichen Pilat, der nur kürzlich erst durch Vorlesen eines Theiles derselben einen Kreis gewählter Zuhörer entzückt hatte. —

Ich war wenig versucht, in's Schauspiel zu gehen, gerieth aber doch eines Abends in das Burgtheater, wo ich zwei Akte von Iffland's „Leichter Sinn" leidlich aufführen sah. Für mittelmäßiges Zeug waren die aufgewandten Kräfte vielleicht noch zu gut, darum aber noch lange nicht gut genug für ächte Dichterwerke. Die Theater der Vorstädte ließen mich unbekümmert, mir fehlte die Stimmung für alles Volkslustige, und ich hörte ver-

sichern, daß auch gerade kein hervorstechendes Talent dort thätig sei.

Auf die Kaiserliche Bibliothek hatte mich der Bibliothekar Herr Ferdinand Wolf eingeladen, welcher mit unsern Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik in Verbindung stand. Ich sah mich gern in diesen Schätzen um, bei denen nur zu wünschen blieb, daß sie dem öffentlichen Gebrauch in größerem Maß und zu wahrer Fruchtbarkeit offen stehen möchten.

Nichts aber lag mir entfernter, als einen Kursus der Merkwürdigkeiten Wiens durchzumachen! Ich kannte sie zum Theil, und mochte jetzt nichts kennen lernen. Mein Aufenthalt war zunächst auf das allgemein Oertliche gestellt, dann auf altbekannte, mir durch Erinnerung werthe Menschen, an deren Wiedersehen auf diesem Boden ich das Gemüth erfrischen, eine schöne Vergangenheit in noch lebenden Zeugen an mich heranziehen wollte! So viele derselben auch schon fehlten, oder mir durch Zufall entgingen, immer war es noch ein seltner reicher Kreis, innerhalb dessen ich mich ergehen konnte. Ich erprobte hier gleichsam die Kräfte des Innern, die zerstörenden wie die erneuernden, und stellte mich in die Mitte von Eindrücken, deren Gefahr und Gewinn ich gleicherweise herausforderte. Wäre ich auf überraschend Neues, auf ungekannte Wahrnehmungen, auf wunderbar im Innern sich Erzeugendes ausgegangen, ich hätte nicht ergiebiger wählen können.

Unter den Personen, die mir bei meiner Reise nach Wien am meisten im Sinne standen, war auch der Fürst von Metternich. Wie groß auch der Abstand sein mochte, der in sonstigem Betracht ihn mir fern stellte, rein mensch-

lich genommen war mir der Fürst durchaus nah, hatte für mein Leben die stärksten Bezüge, berührte vielfach die mir theuersten Verhältnisse. Die Erinnerung an seine einnehmende Persönlichkeit gab mir nur erwünschte Bilder, wo nur immer ich mit ihm zusammengekommen, stets war es unter günstigen Umständen, in allem Reize geselliger Vortheile gewesen, ich hatte mit ihm so zu sagen immer schönes Wetter gehabt, ihm viel Angenehmes und auf alle Weise Förderliches zu danken. Dabei fühlte ich meine Ansichten ganz und gar nicht durch ihn bedingt, mein Urtheil über den Staatsmann im geringsten nicht bestochen; daß er hierauf gar keinen Anspruch zu machen schien, sondern Geist und Sinn völlig freiließ, gehörte recht eigentlich mit zu den stärksten Anziehungsmitteln, die er für die verschiedenartigsten Naturen in so reichen Maßen besaß. Alles was ich von ihm hörte, machte mich noch begieriger ihn wiederzusehen; er hatte soviel in der Zwischenzeit erlebt und durchgemacht, Häusliches und Allgemeines, stand zur Welt in einer so ganz andren Stellung als die frühere in der ich ihn gekannt, daß er mir fast wie ein neuer Mensch vorkommen konnte. Ich hatte ihn mit seiner ersten Frau gesehen, jetzt war er zum drittenmale verheirathet, und von den letztern beiden Ehen wußte man gar vielerlei Romantisches zu erzählen. Seine Macht und sein Ansehn waren auf dem Gipfel, und er galt unbestritten als der erste Mann in Oesterreich, der seine Nebenbuhler und Gegner alle besiegt, entfernt, überflügelt oder gelähmt hatte, und der, wenn er auch, den bestehenden Einrichtungen zufolge, wie sie zwischen eifersüchtigen Herrschern und Behörden durch langwierigen Druck des Herkommens in schwerfälliger Selbst-

ständigkeit sich gebildet hatten, im Innern fast nichts vermochte, dagegen in den äußern Angelegenheiten das Ganze des Staates in der Hand hielt, und in diesem Bereich als Herr und Meister schaltete, dem selbst der Kaiser nicht lange zu widersprechen wagte, vielmehr sich zu fügen längst gewohnt war. Ihn auf seinem hohen Posten zu erschüttern, hielt man für eine baare Unmöglichkeit, es gäbe in und außer Oesterreich, versicherte man, wiewohl er zahlreiche und wahrlich nicht zu verachtende Feinde habe, dennoch keine Macht, die ihm etwas anzuthun vermöchte, sobald er nur nicht solche Blößen gäbe, deren man ihn unfähig wußte. Und als er späterhin dennoch solche Blößen gab, erfuhr er in seiner Stellung kaum einen Nachtheil davon. In der That beugte sich alles seinem Namen, und die Unterordnung, in welche dieser Mann alles um sich her versetzte, durfte den Sinn nur um so stärker reizen, in eignem Anschauen zu erfahren, wie diese fabelhaft angewachsene Größe denn zu früheren Eindrücken sich verhalte, sie bestätige oder neu bedinge. Der Fürst war mit dem Kaiser in Baden, wo ich ohnehin liebe Freunde zu besuchen hatte, und da es zweifelhaft war wie lange er dort noch bleiben könne, so wollt' ich den Ausflug nicht aufschieben. Dazu kam, daß auch der eben angekommene, neue neapolitanische Gesandte, Marquis von Gagliati, den ich von Berlin und Baden-Baden her kannte, mir versicherte, er dürfe keinen Tag säumen, sich bei dem Fürsten einführen zu lassen, weil man ihm gesagt, dieser könne jeden Augenblick auf seine Herrschaften in Böhmen abreisen, und dann alle Zeit bis zum Herbst verloren sei. Tettenborn, der sonst nicht leicht jemanden aus seinem Kreise willig entließ, sondern

wie durch Liebenswürdigkeit so auch durch entschiednen Willen jedes andre Verhältniß gern dem seinigen unterwarf, versuchte diesmal keinen Widerstand, denn auch bei ihm überbot der Name Metternich alle Einwendungen; freilich verband er mit meinem Drange, den Fürsten zu sehen, andre Gedanken, als ich mir vorstellen konnte, Gedanken, denen er in keiner Weise entgegensein wollte, da sie auch ihm wichtig und angenehm sein mußten.

Freitag Morgens am 8. August fuhr ich nach Baden; eine häßliche Fahrt, rechts und links öder Anblick, unendlicher Staub, der seiner Feinheit und Leichtigkeit wegen doppelt so weit getragen wurde, und doppelt so lange schweben blieb, als der gröbere Berliner, und daher auch nicht so derb in's Gesicht schlägt, aber um so verrätherischer in die Lunge dringt. Auch Baden selbst war nicht erfreulich anzusehen, ungeachtet der vielen fremden Gäste, die ich hier wußte, schien alles leer, die Straßen zeigten nur einzelne Leute, in den Häusern war es still; die Tageszeit mochte hieran schuld sein, es war um die Mittagsstunde, wo man noch vom Bad ausruht oder mit Anziehen beschäftigt ist, und — schon halb italiänisch — nicht ohne Noth sich dem heißen Sonnenschein aussetzen mag.

Um 1 Uhr fuhr ich zum Fürsten, der mich gleich annahm und mit großer Freundlichkeit willkommen hieß. In seinem Aeußern fand ich ihn zwar weniger gealtert, als man mir gesagt hatte, aber doch eine große Veränderung; das Alter hatte ihn noch nicht gebeugt, aber sehr ernst gemacht; die frühere Eleganz und Anmuth war

in strengere Haltung und steifere Würde übergegangen, wobei gleichwohl die Bewegungen noch oft an die frühere Erscheinung erinnerten. Was mir am meisten auffiel, war der Ton seines Sprechens, besonders klangvoll war seine Stimme nie gewesen, jetzt aber hatte sie etwas Hohlnäselndes, Gezogenes, das mir nicht grade zuwider war, aber doch dem Gespräch alle Raschheit und Lebhaftigkeit unmöglich machte. In seinen Gesichtszügen lag dieselbe verschlossene Gleichgültigkeit, die man so oft an ihm getadelt und bewundert hatte, nur trat in ihnen ein stärkeres Bewußtsein der eignen Wichtigkeit hervor, die früher sich ebenfalls unter der Decke zu halten liebte. Um die Augen und gegen die Schläfe hin verriethen sich auch schon Spuren der höheren Jahre, und jene besondere Abstumpfung, welche zu erkennen giebt, daß die sinnlichen Kräfte nicht geschont worden. Der Fürst gab mir jedoch nicht lange Zeit, solchen Bemerkungen eigends nachzugehen, sondern ich mußte sie gleichsam nebenher aufraffen, denn er begann sogleich ein Gespräch, das mich tief in Anspruch nahm. Wir saßen einander gegenüber an einem grünen Tisch, auf dem nichts lag als ein paar Bücher in rothem Saffian mit Goldschnitt, wie ich nachher sah österreichische Staatskalender, die der Fürst im Gespräch bisweilen spielend in die Hand nahm, und vertraulich und bequem, bei geradem und nahen Blick in's offne Antlitz, entspann sich die nachfolgende Unterhaltung. Der Fürst gedachte zuerst des Verlustes, den ich erlitten, und sprach von Rahel mit so warmer Theilnahme, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Sehr genau erinnerte er sich ihrer Persönlichkeit, ihres lebhaften und gutmüthigen Wesens, ihrer heitern und oft scharfen, in

Verwunderung setzenden Einfälle; die Gelegenheiten, bei denen er sie gesehen, waren ihm noch gegenwärtig, wie denn überhaupt die Erinnerungen aus der Zeit seines Aufenthalts in Berlin ihm sehr lebendig waren, und er mit Vorliebe in ihnen zu verweilen schien. Sodann fragte er nach meinen nunmehrigen Verhältnissen. Er war vollkommen unterrichtet von den früheren, daß ich nicht nur von dem Grafen von Bernstorff, sondern nach dem ausdrücklichen Willen des Königs auch von andern Ministern und von dem Generaladjutanten von Witzleben in den wichtigsten Sachen beschäftigt worden sei. „Und das alles ohne eigentliche Amtsstellung", fügte er hinzu, „in einer Art von Ausnahmsverhältniß, ähnlich wie bei uns Gentz gestellt war." Ich lehnte die Vergleichung mit Gentz ab, sowohl in Betreff der Talente, als auch hinsichtlich der Stellung und Thätigkeit, die ihm in so bedeutender Art nur dadurch möglich gewesen, daß er einen solchen Vorgesetzten gehabt, dessengleichen bei uns nicht und überhaupt nicht ein zweitesmal zu finden sei, und daß mir demnächst auch alles Ansehn und alle Vortheile, die sich auf Gentz so reichlich gehäuft, entrückt geblieben. Ich verband hiemit die Versicherung, daß ich meine Dienstlaufbahn für geschlossen ansähe, seit dem Tode Rahel's alle Geschäftssachen abgegeben und dabei erklärt habe, wie ich allen amtlichen Arbeiten fernerhin entsagen müsse, weil weder Fähigkeit noch Neigung dazu mir übrig sei. Der Fürst sah mich erst etwas befremdet an, und entgegnete dann vertraulich, daß der Minister Ancillon ihm noch vor kurzem zugesagt, eine gewisse Arbeit, bei welcher Oesterreich eben so sehr als Preußen das Interesse habe, sie mit Gewandtheit und Nachdruck abgefaßt zu sehen,

durch mich ausführen zu lassen. Ich gestand, daß eine solche Absicht, deren Ursprung ich mehr in der guten Meinung des Fürsten als in der Geneigtheit Ancillon's zu suchen wisse, mir allerdings bekannt und sogar mein Urlaub dieserhalb auf nur zweimonatliche Dauer beschränkt worden sei, allein ich zweifelte, daß jene Arbeit, wenn es noch dazu kommen sollte, wirklich mir würde übertragen werden, und ebenso wäre noch sehr die Frage, ob ich sie würde leisten können. Metternich hatte nämlich mit Ancillon verabredet, daß, sobald die Beschlüsse der letzten Wiener Berathungen bei den deutschen Regierungen gehörig verarbeitet sein würden, wofür etwa zwei Monate anzunehmen wären, eine öffentliche Verständigung über die getroffenen Maßregeln im Druck erscheinen sollte, und er hatte meine Feder hiezu dringend empfohlen. Er schien nicht ungern zu hören, daß ich aber gar nicht in Gunst bei Ancillon stände, und lächelte einverstanden über den Grund, der nicht sowohl in mir als vielmehr einzig in Bernstorff's Handlungsweise lag. Er äußerte nun um so freier seine Meinung über Ancillon, dem er guten Willen beimaß, aber wenig Takt, und der in dem Staatsminister noch zu sehr den Prediger zur Schau trage, den Prediger, der alles mit blühenden Redensarten zwingen wolle, und zu sehr vergesse, daß Schweigen oft mehr thue als Reden. Ich konnte ihm hierin nicht widersprechen, that dies aber um so eifriger, als er über Bernstorff einige Beschwerden vorbrachte, die mir ungerecht dünkten, und die nur durch Zwischenträger veranlaßt waren, die ich meinerseits wohl kannte, und nicht zu schonen hatte.

Der Fürst wandte das Gespräch auf seine eigne Ge=

schäftsführung, und ohne allen besondern Anlaß, aus eigner Lust und Willen, zu meiner fortgesetzten Ueberraschung und Verwunderung, setzte er mir seine Verfahrungsart auseinander, legte er die Ansichten und Maximen dar, die ihn bisher geleitet hätten und ferner leiten würden. „Ich habe“, sagte er mit Nachdruck, „in Geschäften keinen Haß und keine Vorliebe, sehe auf die Sache, und demnächst auf die Brauchbarkeit der Menschen, die ich dabei zu verwenden habe, wer redlich eingreift und das Werk fördert, ist mir willkommen, sei er mir persönlich bis dahin auch noch so sehr entgegen gewesen, oder in allgemeinen Ansichten von mir verschieden. Nie hab' ich jemanden als Person verfolgt, nur immer die Wirksamkeit, die ich bestreiten oder unterdrücken mußte. Die Grundsätze, welche ich mir von Anfang meiner Laufbahn gewählt, haben sich mir in allen Lebens- und Geschäftserfahrungen erprobt, und ich kann sagen, daß seit fünfundzwanzig Jahren, die ich an der Spitze des Kabinets stehe, mich nie etwas gereut hat.“ Nach einigen Zwischenworten fuhr er fort: „Wo alles wankt und wechselt, ist vor allem nöthig, daß irgend etwas beharre, wo das Suchende sich anschließen, das Verirrte seine Zuflucht finden könne. Dies Beharrende bin ich gewesen, hier hat alles Bedürftige seine Anlehnung gehabt, hier hat das früher Feindlichste friedlich sich vereinigt. Es hat Zeiten gegeben, wo Rußland, andre wo Frankreich mich hätte stürzen mögen, doch bald wandten sich die Dinge so, daß jene einsehen mußten, ich sei für sie der rechte Mann. Wie von den Staatsmächten gilt dies auch von den Partheien. Durch mein Feststehen und ruhiges Beharren, durch meine stete Gleichmüthigkeit, hab' ich Ver-

trauen erworben, Freunde und Feinde bezeigen es mir in höchstem Grade; die bedeutendsten Männer aller Partheien — hören Sie wohl, ich sage aller — haben sich mir genähert, mehr oder minder mit mir angeknüpft, ihre geheimsten Plane mir eröffnet, — und keiner hat sich schlecht dabei befunden, jedem habe ich das ihm Nöthige gesagt, keinen je dem andern verrathen; im Gegentheil! wie der katholische Beichtvater habe ich in mißlichen Kollisionsfällen stets lieber mich geopfert, und oft schwer dafür gelitten, daß ich das mir bewiesene Vertrauen geehrt und fremdes Geheimniß wohl bewahrt habe. Sie wissen es aber auch alle, Freund und Feind, und geben mir immerfort neues Zeugniß davon."

Nach einer Weile sagte der Fürst: „Ich habe ein Prinzip, und nach diesem handle ich unwandelbar. Ein Prinzip aber ist keine Doktrin, beide sind im Gegentheil sehr verschieden; jenes ist in der moralischen Welt was in der physischen ein Felsen, fest, unbezwinglich, überall sich gleich; eine Doktrin ist immer willkürlich und in ihrer Folgerichtigkeit gewaltsam, für den Staatsmann ein schlechtes Werkzeug. Im Prinzip darf der Staatsmann nie wanken, er muß dasselbe unerschütterlich festhalten, dagegen in der Anwendung darf er sich tausend Modifikationen gestatten, ja er muß sie von selbst aufsuchen und wählen, wenn er seine Sache und sich nicht freventlich in die Luft sprengen will; der Staatsmann darf keine Stange Eisen sein, er muß eine Stahlfeder sein, die sich unter jedem Drucke biegt, ihm aber auch widerstrebt, und gleich wieder, so wie er aufhört, die frühere Gestalt annimmt." Dabei verwahrte er sich stärkstens, kein Mann des sogenannten juste milieu zu sein, noch sein zu können. „Wer ein

Prinzip hat", sagte er, „der muß auf das Aeußerste gehen, nicht eine Mitte behaupten wollen, die in Wahrheit keine ist, sondern nur eine scheinbare, ein elendes Zusammenhalten widerstrebender Enden; und so thue ich, ich gehe den Sachen bis auf den tiefsten Schlupfwinkel nach, dem Guten, es zu fördern, dem Schlechten, es zu vernichten; aber ich weiß, daß die Art sich nach Welt und Umständen zu richten hat, und mein Prinzip selber hat dieses Maß in sich, und verwirft allen Fanatismus."

Es ist leicht begreiflich, daß ich bei solchen unerwarteten Mittheilungen mich auf eine größtentheils stumme Rolle beschränkte, und alle Kraft der Seele nur zum aufmerksamen Hören anstrengte. Natürlich konnte das Gedächtniß dennoch nicht jedes Einzelne festhalten, und hatte auch manche der leiseren Uebergänge schon verloren, als ich den Ertrag des Tages am Abend niederzuschreiben eilte. Den Lehrton, den der Fürst sich angewöhnt hatte, erinnerte ich mich schon vor mehr als zwanzig Jahren in Prag bemerkt zu haben, doch nur in kleinen Anfängen; jetzt war er übermächtig geworden, und wurde im Verlauf großer Erörterungen wirklich sehr ermüdend; in allen Dingen, auch den geringfügigsten, sollte Plan und Folge nachgewiesen werden, überall Durchdachtes hervorblicken. Daß dies nicht immer gelang, war nicht zu verwundern. Der Fürst sprach vortrefflich, fließend und gemessen, in gewähltem, oft überraschend bezeichnungsvollem Ausdruck; aber es gab doch Stellen, wo ihm der Faden ausging, der Gedanke gleichsam ausblieb, und in solchem Falle nahm er dann ungezwungen einen neuen Anlauf. Justus Gruner hatte mir erzählt, daß damals

in Prag, kurz vorher ehe er verhaftet wurde, in einer Unterredung mit Metternich, dieser gleichsam zur Billigung des preußischen Staatskanzleramts ihm die Nothwendigkeit eines Premierministers habe darthun wollen, sich dabei auf das Beispiel Englands und seine Anschauung der dortigen Verhältnisse berufen und dann unternommen habe, eine förmliche Theorie des Premierministers aufzustellen, wobei es aber sogleich in's Stocken gerathen, und mit einigen Anekdoten von Pitt abgethan worden sei. Ganz Aehnliches widerfuhr mir. Der Fürst gerieth auf die Bedeutung Oesterreichs, und wollte mir diese vollständig vor Augen stellen; Oesterreich, sagte er, sei unter den Mächten eine der ersten und wichtigsten, sowohl durch seine Lage als auch durch den Geist und die Richtung, die in dem Ganzen walteten, ein Großes, sowohl Moralisches als auch Materielles, denn . . . Dieses Denn aber hatte keine weitre Folge, und zerrann in kleine Bemerkungen über die Vielheit der Sprachen in Oesterreich.

Bald knüpfte er wieder an seine früheren Aeußerungen an, und sagte, als bestes und neuestes Beispiel, wie die Menschen sich nach und nach zu ihm fänden, könne er den badischen Minister von Reizenstein anführen, den ich ja wohl kennen müsse, und daher auch wissen werde, wie derselbe von jeher zu den Liberalen und zu den erklärtesten Widersachern Oesterreichs gehört habe. „Ich ließ mich das nicht irren, sondern freute mich, daß er zum Kongreß hieher kommen sollte, eben so wie Herr von Dusch, der mir wie jener auf alle Weise verdächtigt worden war, und gegen den, ich will nicht sagen von welcher Seite, die hitzigsten Ereiferungen losgelassen wur-

den. Ich verachtete diese Einflüsterungen, und verständigte mich mit den Männern, die redlich gesinnt, das deutsche Gemeinwohl suchten, und durch die sprechenden Thatsachen überwältigt ihre früheren Ansichten aufgaben, sie lenkten willig in die Bahn, die ich schon längst als die richtige gewählt hatte; Herr von Reizenstein ist jetzt gewiß einer der wackersten Verfechter desjenigen Prinzips, dem ich von jeher folge, und mit ihm habe ich auch durch Herrn von Dusch das wichtige und zarte Geschäft in der Schweiz mit Erfolg durchgeführt, an dem so viele andre Bemühungen gescheitert sind." Ich überlegte mir im Stillen, welchen Werth dieses Lob veröffentlicht für die Gelobten wohl haben dürfte, und wunderte mich nur, daß der Fürst die Sachen in der Schweiz wirklich schon als beendigt ansehen wollte.

Zuletzt kam er nochmals auf Rahel zurück, und sprach viel und lange mit höchster Achtung von ihr; er habe sie zwar nicht als Freundin gekannt, sei aber einer ihrer frühsten Bekannten und mit ihren besten Freunden sehr verbunden gewesen, besonders habe Gentz ihr von jeher und bis zuletzt wahrhafte Verehrung gewidmet, auch öfters merkwürdige Stellen aus ihren Briefen ihm und der Fürstin mitgetheilt. Den Verlust von Gentz bedauerte er ungemein, lobte seine Liebenswürdigkeit, sein unersetzliches Talent, fügte jedoch hinzu, in den letzten Jahren sei er unklar und muthlos gewesen, und in den Geschäften nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Nicht genug zu rühmen aber sei die Unerschrockenheit, die er in seinen letzten Tagen gegen den Tod gezeigt, beherzt habe er ihm in's Auge gesehen, er, der sonst bei jeder darauf bezüglichen Erwähnung gebebt!

Schon lange war dem Fürsten die Anmeldung eines Gesandten gebracht worden, ohne daß er sich dadurch stören ließ, ich machte zwar Anstalt wegzugehen, allein er hieß mich meinen Platz behalten, und setzte gelassen und behaglich seine Mittheilungen fort. Endlich schien es mir doch ernstlich Zeit zum Aufbruch, und mit den freundlichsten Versicherungen, wie lieb und erwünscht ihm mein Besuch gewesen, lud mich der Fürst auf den folgenden Mittag ein. Die ungemeine Zutraulichkeit und das natürliche Wohlwollen seines ganzen Benehmens gab mir in diesem Augenblicke den Muth ihm zu sagen, ich sei nicht allein, sondern habe einen Neffen von Rahel zum Begleiter, dem es eine theure Erinnerung für das ganze Leben bleiben würde, wenn er Seiner Durchlaucht vorgestellt werden dürfte. Mit der gütigsten Willfahrung sagte der Fürst ohne Zögern: „Bringen Sie ihn morgen mit!" —

Im Weggehen traf ich draußen den Marquis von Gagliati, er war es, den man dem Fürsten gemeldet und den dieser so lange hatte warten lassen. Wir wechselten nur wenige Worte, denn er wurde sogleich zu dem Fürsten hineingerufen. Ich eilte nach Hause, bewegt von den mannigfachsten Eindrücken, Ueberlegungen und Zweifeln, die sich schwer in ein klares Ergebniß fügen wollten. —

Besuche in der Stadt, eine Fahrt in das Helenenthal hatten mich sehr ermüdet und aufregende Abendgespräche mir eine schlechte Nacht bereitet, daher ich am nächsten Morgen mich unwohl befand, an Schwindel litt, und beim Fürsten schon wollte absagen lassen. Doch einige

Bewegung im Freien stellte mich so weit her, daß ich hoffte, das noch übrige Unbehagen überwinden zu können. Wir fanden uns daher zur bestimmten Zeit ein, ich stellte meinen Begleiter vor, und nach einer Viertelstunde gleichgültigen, doch heitern und artigen Gesprächs ging man zu Tisch. Ich saß zwischen dem Fürsten und seiner Tochter Leontine, auf seiner andern Seite die Fürstin, wegen ihres hoffnungsvollen, aber sehr leidenden Zustandes halbliegend in einem tiefen Lehnstuhl. Die zweite Tochter des Fürsten, der Vizepräsident des Hofkriegsrathes General Graf Ignaz von Hardegg, der Graf Joseph Esterhazy, ein Graf Zichy, der Freiherr von Neumann aus London und noch einige Herren schlossen den kleinen Kreis. Der Fürst war ungemein zuvorkommend, besonders verbindlich gegen uns Fremde, fragte allerlei von Berlin, erzählte heitre Geschichten aus der Zeit seines dortigen Aufenthaltes, scherzte, warf kleine Bemerkungen hin, und verbreitete das angenehme Behagen, welches sich auf das Gefühl argloser Freiheit und Sicherheit gründet; doch hielt er sich im Ganzen schweigsamer als in früherer Zeit. Im Allgemeinen war die Unterhaltung österreichisch-vornehm, das heißt lässig, zwanglos, vertraulich, kotteriehaft, dreist. Kein Wort von Politik, außer Einmal, da Graf Zichy klagte, der Buchhändler habe ihm die Paroles d'un croyant noch nicht geschickt; ich ließ die Frage einfließen, ob denn das Buch nicht verboten sei? und der Fürst erwiederte: „Verboten allerdings, insofern es nicht öffentlich angekündigt und feilgeboten werden darf, nicht aber für solche Leser, bei denen kein Nachtheil davon zu fürchten sei, die österreichische Zensur nimmt auf die Personen Rücksicht.“ Jemand

erinnerte, daß in diesem Sinne zum Beispiel dem Herrn von Eskeles erlaubt werde, das heftige Pariser Blatt, le National zu halten. — „O bei dem ist die Regierung sicher", rief ein Andrer, „einen bessern Oesterreicher giebt es nicht!" — „Und was die Denkart betrifft", versetzte der Fürst mit Heiterkeit, „so ist der National für ihn wohl gar ein gemäßigtes Blatt." Das Gespräch ging auf die Eisenbahnen über, und auf dem Schienenwege ging es ohne Anstoß leicht und schnell. Die Aeußerung, daß die Eisenbahnen auf die Kriegführung großen Einfluß haben würden, führte auf ältere Ereignisse zurück, und als der Schlacht von Wagram und des Umstandes gedacht wurde, daß heute zwei Personen am Tisch seien, die bei Wagram verwundet worden, so vervollständigte ich die Angabe durch die Anmerkung: „Ja, doch mit dem Unterschiede, der Graf von Hardegg als General, und ich als Fähndrich", worüber der Fürst ein großes Ergötzen hatte, und meinte, solcher Unterschied gleiche sich im Leben aus, denn wenn der Fähndrich meist wünsche General zu sein, so fehlten auch die Anlässe nicht, wo der General wünsche Fähndrich zu sein. Wo und wie diese Anspielung hier treffen mochte, konnte ich nicht beurtheilen, sie wurde aber mit großer Lustigkeit aufgenommen, und der Fürst, der nach alter Gewohnheit einen solchen Scherz aufgriff um ihn nicht wieder los zu lassen, war im Zuge ihn bis auf das letzte Mark auszupressen, als ihm ein großer Pack Depeschen überbracht und der österreichische Botschafter Graf von Lützow gemeldet wurde, der eben von Rom angekommen war. Die Tafel wurde nun bald aufgehoben, und der Fürst entfernte sich.

Die Fürstin Melanie, mit der ich bisher kaum ein

paar Worte gewechselt, bemächtigte sich nun meiner ganz, hieß mich neben ihr niedersitzen, und ich hatte alle meine Aufmerksamkeit zusammen zu nehmen. Denn ihr Gespräch, wechselnd, eigenwillig, gebieterisch, andringend, war mehr als bloßes Gespräch, warf sich dem Andern leicht als Prüfung, als Zuredestehen, ja wohl gar als Beichtensollen auf. Ihre Gunst oder Ungunst war jedesmal ganz entschieden und unverhohlen, aber nicht zu berechnen, man sah beide als Gaben des Zufalls an. Für mich war grade Gunst vorhanden, und die wurde mir denn auch reichlichst ausgeschüttet. Sie dankte mir lebhaft für die Mittheilungen aus Rahels Nachlaß, sie habe das Buch im vorigen Sommer mit großer Begier gelesen, oder der Fürst ihr daraus vorgelesen, vieles von dem Inhalte möge sie wohl nicht verstanden haben, aber das Ganze habe mächtig auf sie gewirkt, wie noch nie ein Buch, und es sei ihr überaus leid, daß sie die seltne Frau nicht gekannt habe; nun kamen vielerlei Fragen, deren manche mich in Verlegenheit setzte, denn bisweilen waren sie so wunderlich gestellt, daß ich ihnen erst eine andre Wendung geben mußte um sie beantwortungsfähig zu machen; die Briefe an Gentz kamen ganz besonders zur Sprache, die Fürstin sprach von diesem mit ungemeiner Vorliebe, er sei gewesen wie kein andrer Mensch, auch besonders für sie immer gut gesinnt, und sie habe Unersetzliches in ihm verloren; eines könne sie ihm nicht verzeihen, die Liebschaft mit Fanny Elßler, dadurch habe er sich auch sehr geschadet in der großen Welt. — „Aber um so mehr gewonnen an Herzensglück", erwiederte ich, „und da mocht' er den Beifall der großen Welt, die er schon mehr entbehren konnte als sie ihn, leicht ver-

schmerzen.“ Mein Widerspruch erregte Befremden, und ich sah wie es in der Schwebe hing, ob ich noch stehen solle oder fallen, daher ich nachdrücklich fortfuhr, ich sei erstaunt, daß sie, gerade sie ein solches Verhältniß unbillig beurtheile, und nicht hauptsächlich das Glück darin erkenne, daß ein Mann in seinem Herbste noch solchen Frühling erlebe, daß ein schon trübes Alter vor seinem Ausgange noch zuletzt durch solchen Sonnenglanz erhellt werde; ich lobte dann Fanny Elßler wegen ihrer edlen Eigenschaften, ihrer Herzensgüte, ihrer Seelenanmuth, die ihren Werth über alle Zufälligkeiten der äußern Lagen erhöben und dauernd sicherten. Die Fürstin gab dies alles zu, wiewohl etwas unwillig, und es sammelten sich auf ihrer Stirne schon einige Wolken; wer weiß, wie es mir ergangen wäre, hätte nicht eben zu guter Zeit sich der Fürst wieder eingefunden und das Gespräch aufgenommen. Da er hörte, daß von Gentz die Rede sei, gab er bereitwillig seinen Beitrag. Er sprach von der außerordentlichen Wirkung, welche der Tod Goethe's auf Gentz gemacht, das sei die größte Erschütterung für ihn gewesen, um so wunderbarer, als er nie recht gut mit Goethe gestanden, immer viel gegen ihn gehabt und sich gegen dessen Größe wie gewehrt habe. Der Fürst sagte das im Tone des Tadels, und als sei er selbst nie in ähnlichem Fall gewesen, daher konnt' ich mich nicht enthalten, ihm in's Gedächtniß zu rufen, daß auch er früher nicht allzu gut von Goethe gedacht, und daß ich darüber manchen warmen Strauß mit ihm zu führen gewagt; er antwortete hierauf mit ernster Verwahrung: „Geschätzt habe ich ihn doch immer, und persönlich fanden wir uns beide außerordentlich gut zusammen.“

Von Adam Müller war hierauf die Rede und von Friedrich Schlegel, welche auf der von Gentz eröffneten Bahn nachgeschritten waren, aber mit weit geringerem Erfolg, sowohl in geschäftlichem als in persönlichem Betreff. Daß beide in ihrem Streben zuletzt über das österreichische Interesse hinaus vorzugsweise ein kirchliches in's Auge gefaßt, und daher in Geschäften oft unbequem, ja völlig unbrauchbar geworden, wurde nicht geläugnet. Da ging es denn von selbst wieder auf Gentz und seine außerordentlichen Leistungen zurück, seine Meisterschaft im Schreiben, seine bisweilen langsame aber stets richtige Auffassung, seine glänzende Darstellung. Ich erinnerte den Fürsten, wie sehr es zu wünschen wäre, daß die Schriften und Aufsätze von Gentz gesammelt und auch aus seinen Geschäftsarbeiten die geeigneten veröffentlicht würden; der Fürst erwiederte, ich hätte ganz Recht, und er wolle jemanden Auftrag geben diese Sammlung zu besorgen.

Der Graf von Lützow kam jetzt zur Gesellschaft, und die Unterhaltung zersplitterte sich. Eine ungarische Gräfin Fekete wurde gemeldet, und angenommen trotz des Mißvergnügens der Fürstin Melanie, die grade jetzt keine Lust hatte irgend einen gesellschaftlichen Zwang zu ertragen, und durch nichts zu bewegen schien diese Unlust zu verbergen. Eine fabelhafte Alte erschien, eine geputzte und geschminkte Fee in Kindesgestalt, gebrechlich und unbehülflich zum Zusammenfallen, aber dennoch steif und stark in ihren Ansprüchen als große Dame, wie sie denn auch schnell begriff, daß sie nicht willkommen sei, und dafür, als sie sich bald wieder empfahl einige scharfe Pfeile abschnellte, die sichtlich weh thaten. Sie war mir längst bekannt als eine witzige, dreiste, schonungslose Frau, von

der man das Unglaubliche zu hören gefaßt sein mußte, eine Art Frau von Crequi, die sich in ihrem Kreise furchtbar gemacht hatte, mir noch überdies merkwürdig als die Freundin und Spielgefährtin von Gentz, der auch wohl von ihrer Zunge zu leiden, indeß noch weit mehr sich ihres Schutzes zu freuen hatte. —

Wir gingen zu Arnstein's, wo wir auch zu Mittag hatten sein sollen, die Gesellschaft sich eben trennte, aber auch schon wieder andre zusammenkam. Siehe da! Die Gräfin Fekete hatte hieher ihre Zuflucht genommen, und saß mit dem alten Arnstein am Spieltisch, ein Paar von so unheimlichem mährchenhaften Ansehen, daß man leicht glauben konnte, sie säßen schon hundert Jahre so da, und könnten noch hundert Jahre so dasitzen. — Mit dem Grafen Cavriany, den ich bei Wagram beim Erzherzog Karl gesprochen und nachmals in Wien bei der Gräfin von Fuchs häufig gesehen hatte, erneuerte ich Bekanntschaft, und wir sprachen besonders mit Wärme von dem verehrten Feldherrn, den zu besuchen er mich dringend aufforderte.

Ein Spazirgang, den die Damen anregten, gab in der schönen Natur die heiterste Stimmung, führte uns aber auch mit dem Oberstkämmerer des Kaisers Grafen von Wurmbrand zusammen und mit dem Leibarzt Freiherrn von Stifft, deren Gespräch einem Norddeutschen einigermaßen seltsam klingen mußte, besonders wenn man bedachte, daß man in dem Leibarzt einen stillen Mitregenten dieses Staates vor Augen hatte, der in gar vielen Fällen mehr Macht hatte, als der Fürst von Metternich und der Graf von Kolowrat zusammen. — Wir verbrachten den Abend in freundlicher Geselligkeit, allein sie konnte nicht hindern,

daß das Gefühl körperlichen Mißbehagens und wehmüthiger Trauer, so lange zurückgedrängt, endlich die Oberhand gewann und den erfüllten Tag düster beschloß.

Der nächste Vormittag war regnigt, die Luft aber dabei warm und drückend, und ich litt unsäglich. Ein Gang in den Park stärkte mich so weit, daß ich einer Mittagseinladung folgen mochte, wo einige Herren, die aus Wien zum Besuch gekommen waren, mich durch die Dreistigkeit ihrer Reden in Erstaunen setzten. Sie behaupteten unter andern, seit den französischen Julitagen sei das Volk hier ganz verändert, lese die Zeitungen, nehme Theil an den Begebenheiten, und urtheile darüber mit einer Schärfe, bei der den Regierenden mit Recht bange sei. Die größte Verachtung wurde gegen die Männer ausgesprochen, welche sich als Feinde der Revolution bekannten, aber auf allen Punkten ihr nur stets nachgäben! Daß man die Karlisten in Spanien aufgeregt und unterstützt habe, sie jetzt aber schnöde im Stich lasse, wurde bitter gerügt. Einer der Herren, der in politischen Dingen kein Fremdling schien, wollte wissen, unser Minister Ancillon habe dem Fürsten von Metternich eben einen üblen Streich gespielt. Die Leiter der Kabinette seien bei ihrem letzten Zusammensein übereingekommen, und Metternich insbesondere habe dahin gestimmt, daß man den spanischen Kämpfen ruhig zusehen wolle, bis die Karlisten mit hinreichender Truppenzahl das Feld behaupteten und der König an ihrer Spitze stünde, wäre es aber so weit gekommen, so wolle man offen und stark sich für die gute Sache erklären und ihren Erfolg sichern.

Jene Bedingungen wären nun eingetreten, Metternich aber habe sich nicht gerührt und alles beim Alten gelassen, Ancillon hingegen, um seine gute Gesinnung zu zeigen, habe mit stolzer Wortfülle den Fürsten an die Verabredung erinnert, und hoffe ohne Zweifel die schmeichelhafteste Anerkennung seines Eifers. Nichts aber komme dem Fürsten ungelegener, und er verwünsche diese Beflissenheit, denn er habe sowohl dem englischen Kabinet als auch dem Könige der Franzosen gegenüber weit wichtigere Rücksichten zu beachten, und das entfernte Spanien müsse den näheren Anliegen in der Schweiz und Italien billig nachstehen. Ich bekannte, von diesen Sachen nicht unterrichtet zu sein, und stellte nur ehrenhalber einige Zweifel gegen diese Angaben auf, welche unsern Minister in kein günstiges Licht setzten. Der Sprecher aber fuhr fort, daß er in diesem einzelnen Falle dem Fürsten wohl Recht gebe, darum aber nicht weniger dessen ganzes politisches Verfahren höchlich tadlen müsse; dasselbe gründe sich auf keinen wahrhaften Gedanken, auf keine ächte Kraft, sondern auf eine Art von Bezauberung, in welcher es andre noch Schwächere befangen halte. Niemand wird mir verdenken, daß ich keinen Beruf empfand, im fremden Lande mich zum Vertheidiger des fremden, von seinen eignen Nächsten angegriffenen Ministers aufzuwerfen. Seine Persönlichkeit aber vertheidigte ich mit allem Feuer inniger Ueberzeugung, und setzte seine liebenswürdigen Eigenschaften, und unter denen sein edler Freisinn — ja, Freisinn — voranstände, in das hellste Licht, wogegen denn zuletzt kein Widerspruch mehr erhoben wurde.

Für diesen Eifer sollt' ich unmittelbar belohnt werden, denn bei einem Gang im Freien, den ich Nachmittags

machte, begegnete mir Metternich und lud mich ein ihn eine Strecke zu begleiten. So wohlwollend und harmlos hatte ich ihn kaum jemals gesehen! Er ging auf die vertraulichsten, menschlichen Betrachtungen ein, sprach von Liebeszauber und Eheglück, und gestand, seit er dieses — erst in später Zeit — wahrhaft kennen gelernt, habe er ohne solches nicht mehr leben können. Was die Eltern den Kindern, was diese den Eltern wären, setzte er mit schönen Worten auseinander, scharf und rührend, denn er wollte sich keiner Täuschung hingeben und sein warmes Gefühl doch nicht mit dieser opfern. Ich faßte seine Meinung vollkommen, und er schien vorauszusetzen, daß ich ihn verstehen müßte. Nun wollte er auch von mir einige Aufschlüsse über neuere Vorgänge, die mich betroffen hatten, und ich sagte in der Kürze das Nöthige. Darauf sprach er von Ludwig Robert, dessen Dichtungen er sehr schätzte, und aus denen er einige beißende Sprüche auswendig wußte. Ich beklagte, daß der Dichter in seinem Leben nie geahndet, welch günstigen Leser er an so hoher Stelle gehabt; er war für Beifall sehr empfänglich, ja dessen bedürftig, und der schmeichelhafteste, der eines machtvollen Gegners, war ihm entgangen! Der Fürst war am Ziele seines Weges, und ich empfahl mich; eine Einladung zum folgenden Mittage mußt' ich ablehnen. —

Montags den 11. August rafft' ich mich mit Gewalt aus Unwohlsein und Verstimmung auf, um nach der Weilburg zum Erzherzog Karl zu fahren, wo ich mich angemeldet hatte. Der Oberhofmeister General Graf von

Grünne führte mich zu ihm. Ich bekenne, daß mir das Herz pochte als ich seiner ansichtig wurde. Die schmächtige, unansehnliche, vom Alter hart angegriffene Gestalt, und doch durch und durch der Ausdruck eines Kriegers, eines Helden! Treuherzig und fast wehmüthig war seine Stimme, die freilich längst des Befehlrufes vor dem Feinde sich entwöhnt hatte, doch wie er sich etwas warm sprach, wurde auch sein Ton kernhafter und gedrungener. „Ich bin hocherfreut", sagte er in freundlicher Weise, „daß meine alten Kriegskammeraden noch an mich denken, ich hab' auch meinerseits die größte Anhänglichkeit für sie! Diejenigen, welche Freud und Leid zusammen genossen haben, gehören für immer zusammen!" Er drückte mir die Hand und fuhr bewegt fort: „Ich dank's Ihnen recht, daß Sie an mich gedacht!" Er fragte hierauf nach meinen Verhältnissen, wußte daß ich mit Tettenborn bei den Russen gewesen, später in Karlsruhe gelebt, und meine litterarischen Sachen waren ihm wohlbekannt, also auch das Buch Rahel und durch dieses mein großer unersetzlicher Verlust. „Ich weiß es gar wohl", sagte er, „der Tod einer geliebten Frau ist das Härteste was einen Mann treffen kann; und da Sie keine Kinder haben, so beklag' ich Sie doppelt, ich habe doch diesen Trost mit meinen Kindern zu leben!" Aus jedem Blick und Wort leuchteten Muth, Biederkeit und Menschenliebe, alles war so schlicht und ruhig, so klar und aufrichtig. Er wünschte keinen Krieg mehr zu erleben, er fand den Frieden höchst preiswürdig, und meinte, wenn der jetzige auch nur eine Frist wäre, die den Umständen täglich abgerungen würde, müßten wir ihn doch werth halten und dankbar genießen, denn nicht ohne Schauder könne man an die Verwirrung

denken, die hereinbrechen müsse, wenn die großen Mächte feindlich zusammenstießen. „Da könnt' es kommen", sagte er, „daß dem besten Mann das Herz bräche, für eine Sache fechten zu müssen, die ihm nicht anstünde. Wir hatten es darin besser, wir hatten nur Einen Feind, da war die Wahl nicht schwer; aber jetzt wollen die Völker ganz andres und vielerlei, und ich kann nicht sagen, daß sie Unrecht haben."

Ausführlich wurde die Schlacht bei Wagram besprochen, und ich verhehlte nicht, daß ich sie im Verfolge meiner Denkwürdigkeiten schildern würde. „Das war eine große Schlacht", sagte der Erzherzog mit Feuer, „eine ungeheure Schlacht, die mit in erster Reihe stehen darf. Sie ging verloren, aber nicht durch meine Schuld noch durch die der braven Truppen; die haben gerauft wie Helden! Und wenig Täge drauf wieder eine Schlacht, wo sie mit größter Ausdauer standen, — mehr ist nicht möglich zu leisten! Aber Sie wissen wohl, wie alles bei uns bestellt war, — doch das wollen wir lieber ruhen lassen, und nichts aufdecken, was nicht offenbare Thatsache ist, wozu nutzt das jetzt noch? Halten Sie sich ganz an die militairischen Ereignisse!" — Ich fragte nach mancher Einzelheit, und empfing erwünschte Auskunft. Zu besserer Hülfe versprach er mir aber einen Plan der Schlacht und bestimmte Angaben über die Stärke der beiderseitigen Heere. Ob er selbst noch dazu gelangen würde, auch den Feldzug von 1809 wie seine früheren zu bearbeiten, war ihm zweifelhaft. Er meinte, die Sachen wären schon so lange her, und uns doch noch so nah, so eng mit den noch heute bestehenden Verhältnissen verflochten, als wenn sie gestern erst geschehen wären. „Das bleibt halt für die

Nachkommen aufgespart", rief er lachend, „wenn die so gut sein wollen, sich noch mit uns zu beschäftigen!" — Zuletzt wünschte er mir noch Glück, daß ich die Befreiungskriege mitgemacht, so gut sei es ihm nicht geworden. „Aber das war wieder nicht meine Schuld", setzte er hinzu, „ich war bereit wie immer, wo es das Vaterland galt. Nun, ich will zufrieden sein, es ist gut gegangen, und das ist die Hauptsache." Als es Zeit schien, daß ich mich beurlaubte, gab mir der Erzherzog wieder die Hand, und entließ mich mit guten Wünschen für meine Gesundheit, in denen die biederste Herzlichkeit sich ausdrückte. —

Ich fragte bei Metternich an, ob er zu sprechen sei, hörte aber er sei im „Kaisergeschäft", nämlich er habe Vortrag beim Kaiser, der im Begriff sei Baden zu verlassen und nach Schönbrunn zu ziehen. Der Ausdruck gefiel mir gar wohl. —

Unter den Mittagsgästen bei meinen Berliner Damen war unverhofft der alte Eskeles, der durch seinen muntren Geist und Scharfsinn die ganze Gesellschaft belebte; unter andern erzählte er köstliche Geschichten von Thugut, die den hartgeschmiedeten Staatsmann in seiner Größe, doch eben so in seiner Fühllosigkeit zeigten; ich bedaure, die bestimmten Züge nicht aufgeschrieben zu haben, doch bietet die meisterhafte Schilderung Hormayr's deren andre genug zum Ersatz. — Mich belustigte das Mißtrauen, welches eine der Damen gegen mich gehegt zu haben gestand, man hatte ihr nämlich versichert, ich sei in München mit Eduard von Schenk in engen Bund getreten, ein Frömmler geworden, und nun auf dem Wege die größten Dinge zu erreichen, nämlich nicht im Himmel,

sondern noch hier auf Erden. Die Richtigkeit solcher Herrlichkeit sollten wir sogleich in einem erschreckenden Beispiel vor Augen haben; noch während der Mittagstafel kam die Nachricht, daß die wegen ihrer Schönheit und ihrer Glücksloose berühmte Frau von Geymüller vor einigen Stunden gestorben sei. Alle Anwesenden geriethen in Aufregung, der überraschende Schreck war nicht so schnell wieder zu beruhigen, erst allmählig konnte der Eindruck zu den mannigfachen Betrachtungen ausgedehnt und verarbeitet werden, zu denen die Geschichte dieser Frau so reichen Stoff darbot. —

Der portugiesische Gesandte in Wien, Baron von Villasecca, war nach Baden gekommen, und ich wurde mit ihm bekannt gemacht. Wir sprachen eine ganze Weile zusammen, als der Zufall mich entdecken ließ, daß er ein Jugendfreund von Rahel sei, der sie zuletzt in Wien während des Kongresses besucht hatte, wo auch ich mit ihm bekannt geworden war. Er hieß früher Navarro und jener Titel war ihm seitdem verliehen worden. Wir freuten uns sehr, und sprachen nun vertraulich. Die Entgegensetzung unserer politischen Ansichten blieb keinen Augenblick verborgen, hinderte aber nicht, daß er mir als einem in der Wirklichkeit ganz Unbetheiligten seinen Verdruß und seine Sorgen mittheilte, denn er hielt Portugal für verloren, und klagte deßhalb hauptsächlich den Fürsten von Metternich an, der bei den entschieden ausgesprochenen Grundsätzen und eifrigsten Neigungen nicht offen aufzutreten wage, und sich von England und Frankreich einschüchtern lasse. Gleiche Klagen hörte ich von dem spanischen Geschäftsträger Montenegro, der seine Unzufriedenheit über das Fallenlassen und Preisgeben der Sache

des Don Carlos mit bittrem Groll aussprach. Mir war es sonderbar, fast bei jedem Schritt und in dem Kreise, der dem Fürsten unbedingt angehören sollte, nur Widersachern desselben zu begegnen.

Die Luft in Baden schien mir nicht zu bekommen, ich war immer leidend und meine Nerven entweder überreizt, oder völlig abgespannt. Ich wollte daher nach Wien zurück fahren, und ging in diesem Vorhaben am Mittwoch zu Metternich um Abschied zu nehmen. Es war in der Mittagszeit, die schwülste Sommerwärme, und der Himmel schwer mit Wolken behangen; ich bereute schon, daß ich mich hatte melden lassen, hielt mich kaum fähig ein Gespräch zu bestehen, und wünschte nicht angenommen zu werden. Aber ich wurde angenommen, sogleich eingeführt und in kühlem Zimmer mit lebhafter Freundlichkeit empfangen. Der Fürst war ungemein heiter, mittheilend wie noch nie, ich hätte nicht gelegener kommen können. Nachdem wir uns gesetzt, begann er zu reden, und mit solchem Behagen, in solcher Folge und Dauer, daß mir während anderthalb Stunden beinahe nichts übrig blieb als ihm staunend zuzuhören. Und wie gern hörte ich zu, wie gern verstummte ich bei solchem Hören! Der Leser wird dies aus nachfolgendem, wenngleich nur schwachen, doch möglichst getreuen Abbilde der Mittheilungen des Fürsten einigermaßen mitempfinden. —

Er hatte meine Handschrift eben gesehen, auf einem Blatte, das die Fürstin an ihr Versprechen erinnern sollte mir ein Bild von Gentz zu schenken, verbunden mit der Andeutung, wie werth ihr eignes mir sein würde. „Ich

sammle Handschriften", sagte er, „doch erst seit kurzem, und nur von Zeitgenossen; das heute Neueste und Erlangbarste wird in unsrer Zeit, die so rasch läuft, schnell genug alt und selten, und schon dadurch wichtig. Ihre Schrift ist gewiß eine der schönsten, doch kann man sich nicht lange aufhalten sie zu loben, denn noch stärker nimmt Ihre Schreibart alles Lob in Anspruch." Nach dieser Artigkeit, die ich mit nöthiger Bescheidenheit erwiederte, kam er sogleich auf seine Schreibweise, und gefiel sich in deren genauer Darlegung. „Alles Wichtige", fuhr er mit behaglicher Langsamkeit fort, „schreibe ich durchaus selbst, und gewöhnlich sehr schnell, oft Depeschen von zwölf bis sechzehn Seiten, und mehrere an Einem Tage, — ich glaube nicht, daß noch irgend ein Mensch so viel und vielerlei geschrieben habe und schreibe, als ich! Wenn ich mir vornehme, nichts auszustreichen, wie bei Briefen meist der Fall ist, so schreibe ich um weniges langsamer; gewöhnlich aber schreibe ich nur einen raschen Entwurf, in welchem ausgestrichen und verbessert wird. Im Anfange bin ich meist etwas unsicher, und suche den richtigen, daher geschieht es oft, daß ich mehrere Anfänge hintereinander, bisweilen schon halbe Seiten, verwerfe und frische Bogen nehme; habe ich aber einmal den rechten Anfang gefunden, dann geht es unaufhaltsam fort, und je tiefer hinein desto strömender und besser. So wie ein Bogen nun eilig vollgeschrieben ist, geb' ich ihn in das Bureau, wo er sogleich in's Reine gebracht wird, diese Reinschrift lasse ich dann durch vertraute Gehülfen, die an meinen Geist und an meine tournure de phrase ganz gewöhnt sind, mit Sorgfalt durchsehen, doch nur allein wegen des äußerlichen Redeganges; sie ergänzen die

etwa nur angedeutete Phrase, schneiden unnöthig Wiederholtes weg, und was sonst in dieser Art Nachlässiges vorkommen mag; aber ihr Geschäft bleibt dabei ganz äußerlich, an den Sachen, an den eigentlichen Sinn dürfen sie gar nicht rühren. Diese so behandelten Bogen lasse ich mir dann auf's neue vorlegen, und korrigire sie durch, wo ich dann immer noch genug zu thun finde. Auf diese Art läßt sich in kurzer Zeit unglaublich viel zu Stande bringen."

„Meine Weise zu redigiren ist durchaus verschieden von der Art, wie Gentz geschrieben hat. Dieser, wenn ich ihm eine Ausarbeitung aufgetragen, forderte und brauchte gewöhnlich einen Tag, auch zwei und drei Tage, um über die Abfassung nachzudenken, dann setzte er sich hin und führte langsam und sorgfältig das Vorgesetzte aus; bei sehr eiligen Sachen ist mir das oft peinlich geworden. Ich dagegen kann über einen gegebenen Stoff in solcher Weise nicht ausschließend nachdenken; wollte ich das thun, so würden mir hundert andre Sachen in den Sinn kommen, und die beabsichtigte sich darunter verlieren. Wenn ich mir aber einen Gegenstand einmal vorgenommen habe, so arbeitet der sich von selbst in mir weiter, auch während ich ganz andre Dinge thue; die nöthigen Ergebnisse reifen schnell unter allen scheinbaren Zerstreuungen; beim Essen, im gewöhnlichen Gespräch, im Fahren bieten sich mir die klarsten Aufschlüsse, die wichtigsten Einfälle, und sobald der Gegenstand in mir ganz klar und reif geworden, mein Sinn und Geist davon saturirt ist, dann schreibe ich frisch drauf los, um die Anordnung und Folgestellung unbekümmert, die ergeben sich dann ganz von selbst. Bin ich einmal im Zuge, so

stört mich keine Unterbrechung, ich kann die Arbeit jeden Augenblick an jeder Stelle wiederaufnehmen und darin ruhig fortfahren. Ich sehe zuvörderst auf die Sache, und bin gar kein Wortklauber, wiewohl ich recht gut weiß, wie viel das richtige und treffende Wort werth ist, wie viele Mißverständnisse und Irrthümer dadurch gleich im Beginn verhütet werden, doch sind nicht viele Worte von solcher Bedeutung, und es wäre pedantisch, alle so streng zu nehmen. Ich suche nur Klarheit im Ausdruck, die sächliche Wahrheit, in ruhigem, leidenschaftslosen Vortrage. Die Dinge sind nicht leidenschaftlich, und sobald man nur möglichst sie selbst reden läßt, kann man auch das Harte sagen ohne zu verletzen. Alles Uebertriebene im Ausdruck schadet nur; so hasse und meide ich alle Superlative, denn fast nie sind die Sachen von der Art, daß sie diese Bezeichnung fordern, jeder Superlativ an sich ist schon ein Fehler, il fausse la phrase. Auch das Blumenreiche verbanne ich aus meinem Stil, in der Politik ist ruhige Klarheit die einzige Beredsamkeit; allerdings kann diese Klarheit bisweilen am besten durch ein Bild erlangt werden, und das verwerfe ich denn auch nicht, im Gegentheil, ich bediene mich dessen gern, und besonders der Parabel mit Vorliebe."

„Ist in dem Niedergeschriebenen eine Dunkelheit, fühle ich, daß dem Leser eine Stelle nicht ganz deutlich sein könnte, so folge ich hiebei dem Rath eines alten gewiegten Praktikers, des Barons Thugut, der mir einst die Lehre gegeben, in solchem Falle solle ich nicht versuchen, eine andre und neue Wendung zu finden, den Gedanken umzustellen, oder von einer andern Seite vorzudringen, sondern lediglich darauf bedacht sein, in der dunklen Stelle

alles nur irgend Entbehrliche wegzustreichen, gewöhnlich drücke dann das Uebriggebliebene den verlangten Sinn vollständig und sicher aus. Und so find' ich es in der That, das Einfache steht auf sich selbst, die Stützen und Hülfsmittel sind meist das Verdunkelnde."

Ich konnte nicht umhin, hier anzumerken, daß ich im höchsten Erstaunen sei über manche Aehnlichkeit zwischen seinem Verfahren und meinem, auch ich schriebe entweder von Anfang an ganz rein ohne die geringste Litur — und nicht nur Briefe, sondern auch alle meine Depeschen hätte ich so hingeschrieben ohne ein Wort auszustreichen, — oder ich erlaubte mir das Letztere, und dann geschehe es auch gleich ohne Maß. Auch die unvergleichliche Lehre von Thugut hätte ich unbewußt schon oft mit Erfolg angewandt, die jetzt zum Bewußtsein erhobene, würde mir nur um so fruchtbarer sein. Der Fürst lächelte wohlgefällig über diese Aehnlichkeit, fuhr aber gleich mit behaglich ernstem Tone mit Nachdruck fort, und sprach von seiner Stellung, seinen Aufgaben, seinen Grundsätzen.

„Ich stehe im Grunde sehr allein", sagte er; „Gleichgesinnte habe ich gewiß viele, aber Gleichdenkende schon weniger, und Gleichhandelnde sehr wenige. Ich bin für die Erhaltung des gesetzmäßig Bestehenden; wer das auch will, der ist mit mir, wer der Unordnung und Zerrüttung Vorschub thut, der ist wider mich und ich wider ihn. Die Erhaltung des Bestehenden", — ich fügte hinzu „und Fortbildung", allein er nahm den Zusatz nicht auf, und wiederholte trocken und fest: „Die Erhaltung des Bestehenden, davon geh' ich unter jeder Bedingung aus." Ich aber sagte mir im Stillen, hier sei die Scheidelinie, die uns auf immer trenne. Er fuhr fort: „Irrthümer

und Mißverständnisse schleichen sich überall ein, um solcher willen muß man nicht gleich Menschen oder Sachen verwerfen, selten ist das Wahre und Unwahre, das Rechte und Unrechte ganz rein gesondert, meist beides im Gemisch vorhanden, da ist denn die Aufgabe das Gute möglichst auszuscheiden, hervorzuziehen und zu gebrauchen, das Schlechte hingegen zu beseitigen, zu entkräften. Nichts wäre thörichter, als unbedingte Uebereinstimmung zu verlangen. Ich kann mit Leuten arbeiten und fertig werden, die mehr auf der Gegenseite stehen als auf meiner, wenn ich nur ihrer Redlichkeit versichert bin." Er habe auch schon, wiederholte er, mit allen Arten von Menschen zu thun gehabt, die ärgsten Gegner hätten sich vertrauenvoll an ihn gewendet, noch heute thäten es solche, von denen kein Mensch es ahnde; und keinen habe dies noch gereut, so wenig wie ihn selbst.

„Ich bin der Mann der Wahrheit", sprach er mit erhöhter Stimme weiter, „und brauche das Tageslicht nicht zu scheuen, ich kann jedem Rede stehen, und von all meinem Thun Rechenschaft ablegen, es giebt keine Verhandlung und Erörterung, auf die ich nicht freien Muthes eingehen dürfte. Für mich ist es der größte Nachtheil, daß meine Arbeiten im engen Kreise der Kabinette geheim bleiben, ich würde bei der Oeffentlichkeit nur gewinnen; auch die Rednerbühne scheue ich in persönlichem Betreff gar nicht, ich darf sie für mich sogar wünschen, — wenn ich sie gleichwohl hasse, so ist das aus Gründen, die in der Sache liegen. Vieles, was die Leute mir fern glauben, steht mir nahe, und vieles, was sie in meiner Bahn vorhanden meinen, liegt außerhalb derselben. Ich bewundre die Institution der Jesui=

ten, wie viele Protestanten auch thun, aber den Jesuitismus hasse ich wie die Pest, der hat keinen größern Feind als mich; in der Religion bin ich ein gläubiger Katholik, doch den Pietismus verabscheue ich; eben so geht es mir mit dem Liberalismus, ich bin ihm ein unversöhnlicher Feind, aber im besten Sinne liberal zu sein, darf ich mich wohl rühmen." Ich sagte, gar oft hätte ich ihn als liberal-gesinnt bezeichnet und gegen ungerechte Vorwürfe vertheidigt, sogar die Behauptung aufgestellt, unter andern Umständen, zum Beispiel als ein Minister Preußens, würden auch die Handlungen dies bethätigt haben, wie das freilich in Oesterreich selten möglich gewesen. Er versetzte nach kurzem Innehalten: „Da haben Sie ganz die Wahrheit gesagt, und ich werde stets so bleiben."

In seiner Selbstbetrachtung weitergehend sagte er: „Ich kann in geschäftlichem Betreff wohl mehr als zwanzig Richtungen und Seiten aufzählen, in denen ich mir alle Fähigkeit und Tüchtigkeit absprechen muß; in denjenigen aber, die ich mir als meine ächte Stärke zuerkenne, fürchte ich nichts in der Welt. Zum Glück ist das, was mir fehlt, von der Art, daß es sich durch Andre ersetzen läßt, das was ich habe dagegen ist die standhafte Kraft, die kein Andrer für mich haben kann. Nichts ist mir widriger, als der sogenannte respect humain, dieser Inbegriff schlechter Bedenklichkeiten und Rücksichten, falschen Ehrgeizes und kleinlicher Eitelkeit, diese Furcht vor der hellen Wahrheit, diese Nachgiebigkeit gegen die Tagesmoden, gegen das Geschrei der Menge, diese Besorgniß, mit sich selbst im Widerspruch zu erscheinen, — das kämpfe ich stets in mir nieder. Ich bin selten in den Fall gekommen, oder

vielmehr in Hauptsachen gar nicht, etwas zurückzunehmen oder mich im Unrechte zu bekennen; träte aber ein solcher Fall jemals ein, so würde ich gar nicht verlegen sein ihn einzugestehen, im Gegentheil ich würde meine Freude daran haben; denn wie jemand — ich glaube es war Fox — einmal gesagt, nach dem Genuß, im Spiele zu gewinnen, sei ihm der größte der, im Spiele zu verlieren, ebenso muß ich sagen, nach dem Vergnügen Recht zu haben, halt' ich für das größte das, meinen Irrthum einzusehen und zu bekennen; ich würde mich dadurch nie herabgesetzt glauben, vielmehr steht der, welcher diese Selbstverläugnung übt, um so höher, denn sie ist nur möglich bei höchstem Standpunkt. Das Aeußere der Handlungen mag sich oft zu widersprechen scheinen, dabei kann das Innere grade recht einig sein, und beiderlei Weg zu demselben Ziele führen. Ich weiß, was man mir in dieser Art alles vorhalten könnte, grade in der neusten Zeit; man könnte fragen, warum ich ehmals den Krieg gemacht habe, und jetzt nicht; aber ich habe den Krieg gemacht, wie ich es für nothwendig und heilsam hielt, und ich habe ihn nicht gemacht, weil er schädlich gewesen wäre; ich werde ihn wieder machen, sobald jener Fall wieder eintrit, und man wird dann sehen, daß ich noch ganz und gar derselbe bin. In der That ist der öffentliche Zustand jetzt ein andrer, und ein besserer, als vor einer Reihe von Jahren. Die Zeit von 1823 bis 1827 war in Hinsicht des herrschenden politischen Geistes die schlimmste; damals hatte der Liberalismus in Frankreich auch die Bessern ergriffen, und sich als ein Schwindelgeist über Europa verbreitet; jetzt stehen die Sachen viel besser, der Kampf ist klarer geworden, die Gegnerschaften haben

sich mehr verkörpert. Ich hasse es, mich mit Gespenstern herumzuschlagen, aber den körperlichen Kampf scheue ich nicht, da stehe ich jedem Feinde, wie ich auch zum Zweikampfe stets bereit bin, das ist in meinen Grundsätzen und in meinem Naturell."

Ich weiß nicht mehr was hier den Uebergang machte, aber der Fürst kam auf die Litteratur. Oft habe er über den Zustand der deutschen Litteratur nachgedacht, aber nie sei er hiebei mit seinen Gedanken auf ein praktisches Feld gelangt, und vergebens habe er gehofft, von der litterarischen Seite selbst hierin unterstützt zu werden, denn diejenigen Schriftsteller, die sich ihm angeschlossen oder zu Diensten erboten, wären selber meist nur Partheileute gewesen, die sich sehr unbequem gemacht; was er wünsche, seien leitende Organe für die Oeffentlichkeit, er wundre sich, daß diese unter so vielen begabten Geistern nicht von selbst aufstünden. „Dazu müßte die Litteratur Freiheit haben", erwiederte ich, „unter dem Druck des Zwanges kann sich nichts entwickeln." Ich wagte nun gegen die Zensur loszuziehen, gegen alle die kleinlichen Anstalten und Verfolgungen, durch welche man die Gelehrten nur erbittert, ja die Ehre der Nation verletzt, und selbst für die bestimmten Zwecke des Augenblickes nicht das Geringste gewonnen habe. Denn was hätten alle die Maßregeln, von den Karlsbader Beschlüssen bis zu den neuesten, irgend Gutes bewirkt? Hätte sich der Zustand nicht im Ganzen verschlimmert? Die Preßfreiheit entbehrten wir allerdings, aber die Frechheit und Ungebühr der Presse sähen wir ungestört walten, und keine Macht wisse das zu hindern. Ich erklärte mich gegen jede unmittelbare Einwirkung des Staates auf die Litteratur, eine mittelbare dagegen könnte

sehr heilsam sein. Die Universitäten würden des Zwanges entledigt, den Regierungen in natürlichem Zuge gute Verbündete sein, man habe sie mit Gewalt zu Feinden erklärt. Der Fürst hörte dies alles mit Gelassenheit an, wie denn eine seiner ächt staatsmännischen Eigenschaften ist, dies zu können, und keine Meinung als solche gleich zum Verbrechen zu machen; vielleicht war es ihm auch ganz recht, daß ich mich ohne Hehl zeigte. Im Laufe dieser Erörterung sprach er das Wort Akademie der Wissenschaften und ließ die Absicht durchblicken, eine solche für Oesterreich zu gründen. Ich bemerkte, damit würde nicht viel gethan sein, diese Anstalten hätten sich überlebt und wären nur noch ein Hof- und Staatsluxus; wollte man in dieser Art etwas thun, das kräftig in's Leben griffe, so müßte es nicht nur für Deutschland gemeinsam, sondern auch hauptsächlich für die Jüngeren berechnet sein, weniger das in bestimmter Richtung und Wissenschaft Geleistete, als vielmehr die Talente, die strebenden und bedürftigen erfassen; der Herzog von Weimar, der habe, ohne den Namen, eine solche deutsche Akademie um sich versammelt; die Gewordenen, in Ruhm und Ehre Ausgelebten, hätte ihm ein größerer Fürst leicht abnehmen können, aber daß er die Werdenden erkannt und herangezogen, das bleibe sein unsterbliches Verdienst.

„Die Jüngeren!" sagte der Fürst, „ja wo findet man deren, die nicht schon ganz in Wildheit verloren wären?" Ich legte dem Fürsten die Grundzüge einer Goethe-Gesellschaft vor, die man in Weimar stiften und über ganz Deutschland ausbreiten sollte; da würde viel guter Nach- und Wetteifer entstehen, in einem Sinne, der dem Gange der Geistesbildung in Deutschland förder-

lich sein könnte, ohne das Mißtrauen der Regierungen zu erwecken; eine solche Gesellschaft ließe sich so einrichten, daß sie manchen irrschweifenden Kräften zum rettenden Sammelplatze dienen könnte. Ich versicherte, es würden die besten Köpfe und schönsten Talente oft in dem Augenblicke, wo sie den bessern Weg schon betreten, mit Gewalt auf den schlechten zurückgestoßen. Da mir Heinrich Laube einfiel, dessen kürzlich erfolgte Verhaftung mir aus Berlin war geschrieben worden, so glaubt' ich die Gelegenheit benutzen zu müssen, ihm hier einigen Vorschub zu thun. Ich sagte zu seinen Gunsten, was ich an dieser Stelle mit Fug und Wahrheit sagen durfte, und bemerkte unter andern, wenn Friedrich Schlegel für seine jugendlichen Thaten und Schriften so scharf behandelt worden wäre, so würde er nimmer Kaiserlich österreichischer Legationsrath geworden sein, noch vom Pabste den Christusorden erhalten haben. Dies war das einzigemal, daß der Fürst etwas lachte. „Am allerwenigsten", fuhr ich fort, „lassen sich solche junge Talente erkaufen; die schlechten aber, die sich etwa verführen lassen, erniedrigen sich ganz, und sind nun unbrauchbar." Der Fürst gab mir vollkommen Recht, und versicherte, er habe nie einen Heller bezahlt, um in solcher Art gegnerische Stimmen für sich zu gewinnen. „Die größte Lobrede", fuhr er fort, „die mir je gehalten worden, hat Heine gemacht, Heine, mit dem Sie ja befreundet sind." Ich erhob die Augen, und fragte wo und wie denn? „In dem Buch über Frankreich. Da spricht er von mir als von einem Feinde, aber als von einem, der bei der Stange geblieben, nie gebuhlt mit dem Liberalismus, nie doppeltes Spiel gespielt. Ich weiß recht gut, daß er mich nur

gelobt, um seinen heftigen Haß gegen Andre desto schneidender zu machen, allein er würde dazu jenes Lob nicht haben brauchen können, wenn es nicht auf die Wahrheit gegründet wäre.“

Eine Reihe von Personen kam nun zur Musterung, und Metternich meinte, er habe wenige Staats- und Geschäftsmänner gekannt, die ihm so viel Ungemach und Störung verursacht, als der hannöversche Minister Graf von Münster, der ein durchaus schiefer Kopf gewesen; dagegen habe er sehr gern mit Talleyrand zu thun gehabt, der zwar ein gefährlicher Gegner, aber immer in regelrechter, feiner Fechtkunst geblieben; von Freunden und Gehülfen nannte er wieder den unersetzlichen Gentz, lobte den Grafen von Lebzeltern, den Ritter von Prokesch, indem er den letztern zugleich als einen Mann von freier Denkart bezeichnete. Eine Abschweifung über das Verhältniß von Theorie und Praxis, die sich an die Betrachtung der verschiedenen Persönlichkeiten anknüpfte, hatte viel Eigenthümliches und Sonderbares, ich bedaure, das Nähere nicht aufgeschrieben zu finden. —

Nach einer Pause nahm der Fürst einige Schriften zur Hand, blätterte darin, und sagte dann: „Hier ist das Neuste, was mir jetzt eben zur Arbeit vorliegt. Es sind die letzten Berichte aus der Schweiz. Hören Sie, wie es dort zugeht!“ Und nun las er mir mit nachdruckvoller Stimme langsam die umständlichen Nachrichten vor, die über das im Kanton Bern stattgehabte Handwerkerfest eingegangen waren. Die Fahne und das Wappen Oesterreichs und andrer deutschen Staaten waren hiebei mit Füßen getreten worden; die gesungenen Schmählieder, die gehaltenen Reden, nichts wurde mir erspart,

und als dies alles abgethan war, erklärte er mir was er zu thun gedenke, und wie er die Sache behandeln werde. „Wollen die andern Staaten meiner Aufforderung zu gemeinsamem Einschreiten folgen, wie ich hoffe, so wird es um so besser sein; wollen sie es nicht, so wird der Kaiser auch für sich allein die Rüge durchsetzen, und die Berner Regierung soll recht in die Klemme kommen. Zunächst werde ich ihnen eine Note zuschicken, wie sie noch keine empfangen haben, nämlich lauter Fragen, die ich hier schon zusammengestellt: ich bin doch begierig, was mir diese Kanaillen hierauf antworten werden?"

Das war das stärkste Wort, das ich noch von Metternich gehört, und schien ein bündiger Schluß für die ganze Unterhaltung. Ich war ohnehin durch die angestrengte Aufmerksamkeit erschöpft und nahm mich nur mit Mühe noch zusammen. Es war 3 Uhr geworden, und um 2 Uhr sollte ich bei Frau von Peschier zum Mittagessen sein. Der Fürst aber schien gar nicht ermüdet, sondern erst recht im Zuge, ich sah, er war fähig noch lange so fortzureden. Da ich aber Anstalt machte zu gehen, so hielt er mich nicht länger, gab mir zum Abschiede die Hand und die gütigsten Versicherungen, und sagte, ich müsse in jedem Fall ehe ich Baden verließe, noch einmal bei ihm essen.

Erfüllt und verwirrt von dieser wunderbaren Unterhaltung, allem Wichtigen und Merkwürdigen, das ich vernommen, und das ich in hundert beziehungsreichen Gedanken erregt fortspinnen mußte, fühlt' ich mich besonders ergriffen von der aufdringlichen Frage, wieso der Fürst

sich bewogen finde, gerade mir alles dies mitzutheilen? War er so bedürftig sich auszusprechen, und hatte er in seiner Nähe so wenig Gelegenheit dazu, um mich den zufällig gekommenen Fremden zu erwählen? Oder hegte er eine besondre Absicht, und sollte ich irgend einem seiner Zwecke dienen? Für letzteres fand sich kein haltbarer Grund, und ersteres war auch kaum anzunehmen. In diesen Zweifeln befangen, trug ich nicht minder den Inhalt so manches Gehörten schwer im Sinn, und ich sah einen gewaltigen Stoff des Nachdenkens und der Verarbeitung vor mir aufgehäuft. Unter diesen Eindrücken war ich ein schlechter Mittagsgast, ungewöhnlich schweigsam und dann wieder zu redselig. Es geschah mir sogar, daß ich in der Uebereilung mehr sagte, als ich wollte, was mir um so unlieber war, da man wußte, wo ich so lange war aufgehalten worden. Der schweizerische Geschäftsträger, welcher unter den Gästen war, erinnerte mich durch die Art seiner Fragen glücklicherweise selbst, daß ich sie nicht beantworten durfte.

Wir machten eine Spazirfahrt nach Heiligen Kreuz, und im Freien athmete ich auf, und erholte mich von Unwohlsein und Aufregung. Wir trafen dort ansehnliche Gesellschaft. Die Damen waren munter, und wollten mich gar gern in Kenntniß setzen, wie es mit der Wiener hohen Welt stehe. Ich wußte davon schon vieles, aber der Gegenstand schien unerschöpflich. Einige vornehme Frauen, hieß es, die Ordner und Wächter der Aristokratie herrschen mit eisernem Zepter, und bestimmen nach Willkür, unwiderruflich, wer zur Crême der Gesellschaft gehört. Diese Herrscherinnen aber haben selber einen harten Stand, die unterdrückten oder verletzten Ansprüche

winden sich wie Schlangen empor, rächen sich durch giftigen Biß, und trüben den höchsten Glanz durch ihren Geifer. Da war kein noch so großer Name, der nicht in kleine Stücken zerrissen, kein Vorzug des Körpers, des Geistes und Gemüths, der nicht auf geringsten Werth herabgesetzt, oder als Schein nachgewiesen, und hinter ihm wohl gar ein Gebrechen aufgedeckt wurde. Was doch für ein Zauber in dem Dünkel der Vornehmheit, in dem Uebermuthe der Ausschließung liegen muß, daß man der furchtbaren Nachtheile, die sich damit verbinden, nicht achtet, nicht der erschrecklichen Langeweile, die in jedem abgeschlossenen Kreise entsteht, nicht der Kränkungen, die auch hier zuletzt jedem widerfahren, nicht der trostlosen Unbefriedigung und Leerheit, denen alles verfällt, nicht den Haß und die Bitterkeit, welche aus den untern Schichten gegen diese oberste unaufhörlich ankämpfen, und sie auch wirklich zu Zeiten, in großen Schicksalstagen zum Stürzen bringen! — Man erzählte die lächerlichsten Geschichten über jene Crême, den möglichst verengten Kreis des geselligen Abrahms, der doch nicht verhindern könne, bisweilen schon sauren Käse und gar oft nur wässrige Molken darzustellen. Allgemein hörte man in Wien das Späßchen, daß nach den drei Schiefheiten von Wien gefragt und darauf geantwortet wurde, diese seien der Stephansthurm, der Fiaker Knackerl und eine gewisse Dame aus der hohen Gesellschaft, in welcher Zusammenstellung der Volkssinn eine fröhliche Genugthuung empfand, obschon der Mann des Volkes dabei doch wieder nur übel verbraucht wurde. Wie das heimliche Gericht der Vehme sich zuletzt dahin verstiegen, sogar einen Kaiser vorzuladen, so hatte das unheimliche Gericht

der Crême sich auch schon an Personen gewagt, an denen seine Ohnmacht kund werden mußte, und die Verständigen lachten schon der Zulassung oder Ausschließung, mit der nichts Wirkliches verbunden war. — Merkwürdig war mir die Versicherung, daß nach Frau von Arnstein keine Dame dieser Art wieder in den Kreis des hohen Adels hier eingedrungen sei; ihr war es fast absichtslos gelungen, durch vieljährige Selbstbehauptung in Glanz und Würde, durch großartiges Wohlthun und gesellschaftliches Wirken, denen sich zu rechter Zeit scharfer Geistesmuth und behutsame Weltklugheit verbanden.

Der lebhafte Verkehr zwischen Wien und Baden führte immer neuen Wechsel herbei. Frau von Pichler war mit ihrem Manne gekommen, die gute brave Frau ruhte auf ihren schriftstellerischen Lorbeern, die in Wien noch frisch zu grünen schienen. Bei Frau von Brede, die hier in stiller Zurückgezogenheit lebte, sah ich Fräulein Bauer, die liebenswürdige Künstlerin, die über ihren Beruf, ihre Jugend, den Beifall und die Gunst, die ihr nicht fehlten, mit Unbefangenheit und Verstand sehr anmuthig sprach. Herr von Karajan brachte mir Grüße von Grillparzer, und gab über seine eignen altgeschichtlichen Forschungen gute Auskunft. Ich lernte den Leibarzt Metternich's, Dr. von Jäger kennen, der über die Homöopathie, welcher die Fürstin anhing, während der Fürst dagegen war, viel Treffendes sagte; es scheint in der That, als müsse jedes Zeitalter seine besondre Wunderlichkeit haben, einen neuen Schimmer, auf den die vielen dunklen Kräfte, die unbeschäftigt im Leeren schweben, eilig hinstürzen um ihr

Lichtlein daran zu entzünden; es entsteht eine Schwärmerei, die sogleich von Nachahmern, von Tröpfen wie von Schelmen, zum Aeußersten getrieben wird; die Redlichen und Besonnenen suchen den Funken ächter Wahrheit herauszusondern, der doch meist unter den Irrlichtern mitleuchtet. —

Daß es nicht an musikalischer Unterhaltung fehlte, läßt sich bei den schönen Talenten, an denen Wien in diesem Fache von jeher Ueberfluß hat, wohl voraussetzen. Nun aber kam Herr von Thalberg von Wien, und sein meisterhaftes Klavierspiel überflügelte alles. Auch den berühmten Lanner mit seiner Bande hörte ich seine berühmten Zauberkünste ausüben, im Theater, vor der Wohnung des Kaisers, im Park, unter größtem Zulauf und Beifall.

Einer besondern Kunstarbeit muß ich nebenbei erwähnen, die mir hier auffiel und in Berlin noch nicht bekannt war. Aus Messingplatten waren allerlei Windungen, Blumen und Arabeskenzüge, etwa einer Linie breit, ausgeschlagen, und mit entsprechenden von Ebenholz wieder ausgefüllt; das Ganze durch Stoff und Form noch im Handwerksbereich, hatte etwas Gefälliges und Prächtiges. Arbeitskästchen dieser Art sah man auf allen Damentischen, später wurden auch Schreibzeuge, Leuchter und größere Truhen hergestellt. Die Arbeit wurde Boule genannt, nach einem Messingarbeiter in Paris, der unter Ludwig dem Vierzehnten sie erfunden hatte. Im Nachlaß einer in Wien gestorbenen Fürstin, bei welcher aus uralter Zeit viel seltsamer Hausrath sich erhalten hatte, war solches Boulewerk aufgefunden und von Liebhabern als neualte Seltenheit zu hohem Preis erstanden worden.

Ein geschickter Messingarbeiter nahm die verschollene Technik mit Glück auf, und die Boulesachen gingen bald abermals als neuster Modegeschmack durch halb Europa.

Mich erfüllten inzwischen immerfort die Metternich'schen Gespräche, ich mußte über das Einzelne nachdenken, den Eindruck des Ganzen in mir verarbeiten. Die Erinnerung bot gar vieles, was mit dem jetzt Ausgesprochenen zu vergleichen, dieses selbst mit den neuesten Handlungen nicht so schnell in Einklang zu bringen war. Ich vertiefte mich in diese Betrachtungen, und kam zu keinem schließlichen Ergebniß; nur soviel war mir gewiß, daß der Mensch mir stets wärmste Zuneigung und das größte Vertrauen einflößte, wo mir der Staatsmann noch zweifelhaft blieb, obschon ich mir nicht verhehlen konnte, daß auch dieser in meinen Augen ungemein gestiegen war. Ich gedachte des strengen Urtheils, welches vor sechs Jahren Wilhelm von Humboldt über Metternich gegen mich geäußert hatte. „Ein schwacher, inkonsequenter Minister", so ungefähr lautete es, „der so wie das Glück ihn einen Augenblick verläßt in größter Verlegenheit ist, der gar keine Ansichten hat, alles persönlich nimmt, gegen schwache Gegner fast gar nichts ausgerichtet hat, dabei falsch und hinterlistig ist, und am Ende mit Schanden bestehen wird; es ist ihm gelungen, den Kaiser Alexander eine Zeitlang zu bethören und zu gängeln, das ist auch alles; in Deutschland und Italien hat er immer nur den Augenblick beschwichtigt, aber nirgend etwas Wesentliches hervorgebracht; durch persönliche Manieren hat er auch den Lord Castlereagh und den Fürsten Hatzfeld eingefangen,

nun das war eben nichts Großes! Er war von Anfang günstig gestellt, die Umstände kamen ihm zu Hülfe, alle Mittel Oesterreichs lagen in seiner Hand, dem Kaiser Franz gab er nach und gewöhnte ihn dadurch ihm nachzugeben; — hätte er sich von unten emporarbeiten sollen, da würde er es nicht weit gebracht haben.“ In ähnlicher Weise hatte auch der Minister vom Stein geurtheilt, und früher als Alle der Fürst Kosloffskii. Doch diese Urtheile aus früherer Zeit mußten jetzt, wenn man sie auch nicht ganz verwerfen wollte, in jedem Falle sehr bedingt werden. Nahm er früher die Staatsgeschäfte nur leicht, behandelte sie als eine Beigabe seines Tageslebens, so waren sie ihm jetzt offenbar zur Hauptsache und er selbst ein tüchtiger Arbeiter in ihnen geworden. Freilich war ihm auf seinem langen Wege eigentlich nichts gelungen, seine ganze Amtsführung zeigt eine Kette von Geschehenlassen und Gestatten solcher Dinge, die er nicht gewollt, die er so gut es ging, bestritten hatte; in allen Richtungen hat er immer eben so vieles aufgeopfert und preisgegeben, als vertheidigt und errettet; in Frankreich hat er es nie zu besondrem Einfluß gebracht, Rußland und England waren ihm dort stets überlegen; im Osten ist Rußland mächtig vorgeschritten, die Sache der Griechen hat Bestand gewonnen, in Deutschland bestehen Ständeversammlungen und der Zollverein, lauter Verhaßtes, Widerwärtiges für Metternich, der mit allen Kräften entgegengestrebt; seine Schützlinge Don Carlos, Don Miguel, der Herzog von Braunschweig, die Bourbons selber, hat er unterliegen sehen und ihnen nicht geholfen, die Sachen in Italien wanken immerfort, jeder Hauch kann sie umstürzen. Wo ist da der Sieg und Ruhm des öster-

reichischen Ministers, welche die halbe Welt noch immer als stolze Thatsachen fabelhaft gelten läßt und verkündet? Dies alles ist freilich wahr und schlagend. Allein ich glaube, daß hier doch eine unbillige Einseitigkeit waltet. Man bringt nicht gehörig in Anschlag, auf welchem Boden Metternich steht und stehen muß, wie ungleichartig und lose zusammengesetzt der Staat ist, den er zu vertreten hat, wie große Anstrengung und Klugheit es erfordert hat, diese alterthümliche Gestalt von einer ganz neugeschaffenen Welt umgeben noch im alten Ansehn und leidlichem Zusammenschreiten zu erhalten; man übersieht, welche unberührbaren Bedingungen dem österreichischen Staatsmanne durch die Denkart und den Sinn der über und neben ihm Stehenden auferlegt ist. Wer dies alles in reifliche Erwägung zieht, der mag noch immer dem Glauben Raum geben, daß Metternich in seiner Stellung Außerordentliches geleistet, und sogar bei dem, was er nicht ganz hat hindern können, dennoch mächtig eingewirkt und unendlichen Schaden abgewehrt hat, — nämlich was ihm und den Seinen als solcher erschien. Durften viele Deutsche ihn für den Widersacher ihrer theuersten Anliegen halten, so sagt dies noch nicht, daß er auch auf der eignen Seite Tadel verdient. Freilich erschien er auch vielen Oesterreichern als ein Niederdrücker ihrer gerechtesten Ansprüche, ihrer edelsten Wünsche; allein hier ist die Frage, ob ein nur irgend möglicher Minister ihnen hätte willfahren können? „Nun so konnte er abtreten!“ hört' ich hierauf erwiedern. Freilich wohl, und die Minister, welche nicht lange im Amte bleiben, dürften in gewissem Sinne höher stehen, als die hartnäckig darin beharrenden. Aber was wäre hier damit gewonnen

gewesen, wenn ein Andrer es doch nicht hätte können besser machen? Und dann — Abtreten ist nicht jedermanns Sache! —

So quält' ich mich mit Ueberlegungen hin und her, ohne zu einem klaren Ergebnisse zu gelangen. Näher lag mir ein solches, wenn ich von der Staatswirksamkeit absah und das Reinpersönliche betrachtete. Daß der Fürst, den ich in religiösen Dingen als einen Freidenker gekannt, sich jetzt einen katholisch Gläubigen nannte, wunderte mich nicht allzu sehr, ich wußte was ich der Nothwendigkeit, welche seiner Stellung auflag, der langwierigen Gewöhnung an nicht abzuweisende Formen, und auch den Stimmungen des höheren Alters hiebei zurechnen durfte. Dabei zeigte sich keine Spur von Unduldsamkeit. Auch wußt' ich, daß er noch kürzlich, von schwer abzuweisenden und sich oft erneuernden fanatischen Nöthigungen gedrängt, diesen kräftig widerstanden, und sie diesmal völlig niedergeschlagen hatte. Die menschlichen Rücksichten, den sogenannten respect humain, die er neben den Geboten der Pflicht und der Staatszwecke durchaus nicht dulden wollte, übte im persönlichen Verkehr niemand liebenswürdiger und wohlthuender aus, als grad' er selbst. Nicht nur, daß sein ursprüngliches Naturell harmlos und gütig war und seine Gegenwart ein gewisses Behagen verbreitete, sondern auch bewußt und absichtlich bewies er in diesem Sinne die zarteste Aufmerksamkeit, und zwar so leise und unscheinbar, daß auch darin wieder ein Zauber lag. Jeder Muthlosigkeit kam er zu Hülfe, jede Verlegenheit wußt' er durch Ablenkung oder Scherz aufzuheben, gegen Zurücksetzung oder Beschämung war auch das Geringste oder ihm Gleichgültigste in seiner Nähe

sicher. Oft mit Einem Worte hob er den von Andern minder Beachteten empor zur Gleichstellung oder rückte ihn in das gebührende Licht. Freiheit und Gleichheit, hier dem Staatsmanne gewiß kein Wahlspruch, konnten ganz und gar als der des Menschen gelten. Eine sehr liebenswürdige Seite des Fürsten war auch seine Theilnahme für wissenschaftliche Sachen, für Kunstfleiß und Geschicklichkeiten. Mit lebhaftem Eifer und großem Scharfsinn drang er in neue Forschungen, neue Erfindungen ein, verfolgte deren weitre Entwicklung, stellte selbst Versuche an, und verhandelte darüber mit Gelehrten und Dilettanten wie ein wißbegieriger Mann, der sich unterrichten will und sich der wachsenden Kenntniß freut. Mit neuen Aufschlüssen in der Naturwissenschaft, mit Sprachbemerkungen, mit technischen Werkzeugen und mathematischen Aufgaben konnte er sich und Andre stundenlang heiter beschäftigen. Meine Fertigkeit, in Papier auszuschneiden, rief er bei jeder Gelegenheit auf, und freute sich dann des Geleisteten, welches er stolz umherzeigte und Lob dafür einsammelte. Der höhere Kunstsinn dagegen und der Geschmack in schönen Künsten schienen ihm weniger zugetheilt, obwohl er an der Spitze der Kunstakademie stand, und in dieser Eigenschaft viel gelten wollte.

Am nächsten Sonntage war ich zuletzt bei Metternich zu Tisch. Vor dem Essen gab es lebhafte Unterhaltung, die Gesellschaft war etwas größer als die vorigenmale. Die Fürstin Therese Esterhazy nebst ihrer Tochter, der Fürst Wenzel von Liechtenstein, waren mir von früher bekannt; der letztere rief das Andenken der Zeiten zurück,

„wo wir jung waren", und seufzte schwer, daß sie dahin seien; die späteren Jahre schienen ihm keinerlei Ersatz für das bieten zu können, was verschwunden war. Ein russischer junger Fürst Urussoff erweckte günstige Aufmerksamkeit durch sein Erscheinen und Benehmen; die meinige aber wurde am meisten durch den Grafen Casati aus Mailand angezogen, mit dem auch Metternich hauptsächlich beschäftigt war; der Graf legte Fürbitten für den ihm verwandten Grafen Confalonieri ein, der auf dem Spielberg in Brünn durch harte lebenslängliche Gefangenschaft seine politischen Vergehen büßte. Der Fürst und der Graf sprachen untereinander so traulich, bezeigten solche Uebereinstimmung, daß man zweifelhaft sein konnte, wer hier der Bittende sei. Der Graf schien auch sehr dankbar und fast gerührt über die vernommenen Aeußerungen des Fürsten, obschon sie wenig befriedigend in der Sache sein mochten, denn es war bekannt, daß Metternich nie harte Maßregeln gerathen, vielmehr alles gethan um das Schicksal der Unglücklichen zu erleichtern, aber hierin grade die Gränzen seiner Macht sehr engezogen erkennen mußte. Der Fürst wandte sich hierauf zu mir, und erzählte von einem Italiäner, der die Umrisse antiker Bildwerke in größter Vollkommenheit ausschneide, und versprach mir Proben davon zu geben, dafür aber verlangte die Fürstin etwas von meiner Arbeit. Ich löste mich, da ich nichts Eignes zu geben hatte, mit einem schönen Ausschnitt von meiner Schwester. Man ging endlich zur Tafel; ich saß zwischen den beiden Prinzessinnen Töchtern, und sprach besonders viel mit der ältern Leontine, die mit natürlicher Grazie anziehend und zurückhaltend sein konnte, wie man es wollen oder verdienen mochte. Der Fürst war wie immer

gelassen, artig, jeder Anregung offen, daneben aber befangen und nachdenklich. Minutenlang blickte er unverwandt in den leeren Raum vor sich hin, ließ sich wohl unterbrechen und gab freundlich Antwort, starrte aber gleich darauf wieder, als ob er sinnend etwas suchte und schon auf der Spur hätte. Tages zuvor hatte er eingestanden, daß er ganz ohne Nachrichten von Spanien sei, gar nicht wisse wie die Sachen lägen. Allein er mußte noch andre, nähere Sorge haben. Während des Essens kam ein Kourier aus Paris, große Pakete wurden dem Fürsten gezeigt und in sein Arbeitszimmer getragen, wohin er nach aufgehobener Tafel auch selber sich gleich verfügte. Mir sagte er noch viel Verbindliches, meinte er würde mich in Wien noch sehen, die italiänischen Ausschnitte aber und ein besonderes Schreiben, das er mir als ein Handschriftsblatt noch zugedacht, sollte ich am folgenden Morgen in seiner Kanzlei abholen lassen. — Wir blieben noch längere Zeit um die Fürstin versammelt, die mir in ihrer Eigenheit ungemein gefiel; solch lebhaftes Wollen und Schalten, solche Fähigkeit der Begeisterung und solche festhaltende Entschiedenheit sind Eigenschaften, die bei richtigem Ziel und Weg ihre gute Wirkung nicht verfehlen können. —

Der Nachmittag und Abend lockte zu nochmaliger Fahrt in das Helenenthal, wo sich auf der Wiese die ganze Badener Welt zusammenfand, die Erzherzoge Joseph und Karl, die Metternich'schen und Arnstein'schen Damen, die Tagesgäste aus Wien u. s. w.

Montags den 18. August nahm ich Vormittags bei Freunden und Bekannten herzlich Abschied, und nachdem ich bis 10 Uhr zweimal vergebens in die Metternich'sche

Kanzlei geschickt, die noch verschlossen war, wie denn auch der Fürst selbst noch in tiefem Schlafe lag, wollt' ich auf das mir zugedachte Schreiben nicht länger warten, fuhr um halb 11 Uhr von Baden ab, und war nach zweistündiger Fahrt wieder in Wien. —

Als ich Tettenborn wiedersah, war seine erste Frage: „Nun, wie haben Sie Metternich gefunden und was hat er Ihnen gesagt?“ — Das war mit wenig Worten nicht zu beantworten, ich begann zu erzählen, wiederholte die merkwürdigen Aeußerungen, die ich vernommen, und gestand, daß ich unter allem Staunen doch zuletzt in mannigfachen Zweifeln geblieben, und mich nicht getraue, ein festes Urtheil über den Mann abzuschließen, und nur darin ganz entschieden sei, daß er für mich einen außerordentlichen persönlichen Reiz, eine höchst wohlthuende Gegenwart habe, und ich ihm die reinste Zuneigung hegte. Das alles fand Tettenborn sehr richtig, stimmte in alles Lob ein, und tadelte mich nur, daß ich nicht auch den Staatsmann nach Gebühr anerkannte. Darüber stritten wir etwas, wobei sich ereignete, daß der General durch manche seiner Angaben unbewußt selber mir Waffen gegen seine Behauptung lieferte. Doch das war nicht die Hauptsache; vielmehr wollte er jetzt nur alles wissen, was Metternich mir gesagt hatte, und wovon ich, wie er durchblicken ließ, das Wichtigste zum Schluß aufbewahrt habe. Allein dergleichen Wichtigstes, wie er zu erwarten schien, hatte ich nicht übrig, und konnte daher nur das schon Gesagte nochmals darlegen und entwickeln. Tettenborn schwieg eine Weile mit nicht ganz unterdrücktem

Mißvergnügen, und ich wußte nicht was ihm sein könne.

Doch bald sagte er herzlich: „Gegen Ihren alten Freund werden Sie doch kein Geheimniß haben? Und wär' es Ihnen auferlegt, so möcht' ich Ihnen um so mehr rathen, keinen entscheidenden Schritt zu thun, bevor Sie die Sache mit mir überlegt haben! Seien Sie versichert, ich kenne hier alles genau, und kann Ihnen nützlichen Rath ertheilen, den versäumt zu haben, Sie später bereuen müßten!" Ich stutzte, und versicherte, daß ich nicht verstünde, was er meinte. „Nun, gerade heraus!" fuhr er fort, „hat Ihnen Metternich keine Anträge gemacht? —" Nein! was für Anträge? — „O lassen Sie doch alle Verstellung! Hier ist jedermann überzeugt, und niemand mit herzlicheren Wünschen als ich, daß Metternich Sie hier behalten will; er empfindet, seit er Gentz verloren, täglich das Bedürfniß einer schriftstellerisch geschickten Feder, er ist Ihnen von alter Zeit her gewogen, und hat sie vielmals in solchem Sinne gerühmt, gegen mich und Andre und zuletzt noch sehr auffallend gegen Ancillon, daß wir nicht zweifeln können, er wolle Sie anwerben. Sie kommen wie von ungefähr nach Wien, Sie gehen gleich nach Baden, Sie besuchen den Fürsten, finden die günstigste Aufnahme, sind von ihm bezaubert, — das alles muß ja die Vermuthung zur Augenscheinlichkeit bestätigen." — Ich mußte lächeln, und erwiederte, den Anschein wolle ich nicht läugnen, aber dennoch trüge er, keine leiseste Andeutung solcher Art sei aus dem Munde des Fürsten gekommen, und ich müßte zweifeln, daß er überhaupt eine Absicht dieser Art gehabt; daß sie mir nicht von fern eingekommen, das könne

ich betheuern. Tettenborn war noch eine Zeitlang ungläubig, bis ich meine Versicherung mit feierlichem Ehrenwort besiegelte.

Wir untersuchten hierauf gemeinsam mit wetteifernder Kritik den ganzen Hergang, die allerdings auffallende Vertraulichkeit des Fürsten, sein Auskunftgeben über so manche Besonderheiten, die man ohne näheren Zweck nicht mitzutheilen pflegt, — alles war außer dem Geleise, was bei dem Fürsten nicht leicht vorkam; dagegen stellte sich alles richtig, hatte Fug und Ordnung, sobald man jene Absicht unterlegte. Ich mußte dies zugestehen, konnte aber mit gutem Gewissen sagen, daß ich nichts davon gemerkt habe, und wußte auch in meiner Erinnerung nichts zu finden, wodurch ich unwissentlich die Sache rückgängig gemacht hätte, denn daß meine Erwiederungen durch zu großen Freisinn anstößig geworden, konnte ich nicht glauben und wollte auch Tettenborn nicht annehmen, der im Gegentheil behauptete, der Fürst könne darin noch weit mehr vertragen, als ich ihm geboten.

So war denn das Nachdenken über Metternich durch ein neues Räthsel, das uns zu lösen wichtig schien, in erhöhte Thätigkeit gesetzt! Ueberhaupt gab es in Wien, — wenn man nicht etwa den berühmten Strauß und seine Bande vorziehen wollte, wie gewiß manche Wiener thaten, — kaum einen andern Gegenstand, über den so nachhaltig, so wechselnd und unerschöpflich zu sprechen gewesen wäre, als über den Fürsten, daher sich denn aller Orten, bei den verschiedensten Personen, das Gespräch immer wieder auf ihn hinzog, — die Wichtigkeit stritten ihm auch die erklärtesten Feinde nicht ab. Tettenborn war fest überzeugt, die vermutheten Anträge würden noch

nachkommen, und er wollte alle Mittel aufbieten, um darüber etwas Näheres zu erfahren. Daß ich alle und jede Anträge ablehnen würde, war ihm nicht so ausgemacht wie mir. Ich war sehr ruhig bei diesen Sachen, die mich nur wie ein Spiel beschäftigten, bei welchem ich keinen Einsatz hatte.

Inzwischen war auch die Generalin von Tettenborn aus den Rheinlanden wieder in Wien eingetroffen. Herzliche, liebevolle Begrüßung erneuerte sogleich den traulichen Eindruck früherer Gewohnheit und Hausgenossenschaft. Ich sollte auch jetzt wieder bei Tettenborn's einziehen, und hatte alle Mühe es zu erlangen, daß ich im Gasthof bleiben durfte, was ich schon meines Reisegefährten wegen vorziehen mußte. Frau von Tettenborn wirkte durch ihr einnehmendes feines Wesen, das von verhüllter Karakterstärke um so schöner ausging, auf ihre Umgebung überaus wohlthuend. Die trefflichen Eigenschaften beider Gatten vereinten sich zu der edelsten Gastfreiheit, ihr Haus war stets ein Mittelpunkt der besten und erwünschtesten Gesellschaft; dies war auch jetzt der Fall, in einer Jahrszeit, wo die Wiener Geselligkeit in einer Art von Auflösung zu sein pflegt. Unter den Gästen, mit denen ich beinahe täglich dort zusammen war, nenne ich als die bemerkbarsten den Fürsten von Fürstenberg, den Prinzen von Wasa, beide mir von Karlsruhe her sehr gut bekannt, den Präsidenten der Hofkammer Grafen von Klebelsberg, den Grafen Ferdinand Palffy, den Freiherrn von Andlau, ungerechnet die

Militairpersonen und Diplomaten aller Nationen. Manches Aufgezeichnete, was sich auf diesen Kreis bezieht, auch einige Vorgänge, die mich persönlich näher betrafen, bleibt künftiger Mittheilung vorbehalten.

Ein Besuch bei der Baronin Flora von Spiegel, gebornen Prinzessin von Ligne rief von beiden Seiten die gewaltsamsten Wehmuthserinnerungen hervor. Wir hatten einander in Fülle des Lebens und noch reichen Hoffnungen gesehen, und jetzt sahen wir uns wieder in trostloser Vereinsamung. Sie hatte mit warmem Herzen und erregtem Geist an meinem Verluste Theil genommen, der auch die ihrigen nah berührte; sie sprach mit Zärtlichkeit von ihrem Vater, und machte mir in allem Ernste zum Vorwurf, daß ich nicht auch ihn unter den treuesten Freunden und Verehrern von Rahel mitgenannt, was ich künftig zu thun versprechen mußte; sie besaß noch handschriftliche Blätter von Rahel aus früherer Zeit, und las sie wiederholt mit andächtiger Innigkeit, nicht nur zum ehrenden Gedächtniß, sondern auch zur eignen Stärkung im vielfachen Leid, von dem sie bestürmt war. Die theuren Geschwister hatte sie verloren, und der Verlust des traurig dahinsiechenden Gatten bedrohte sie noch; das ganze frühere Leben, so heiter und fruchtbar, so getragen von den schönsten Verknüpfungen, war erloschen; andre, trübe, unergiebige, zusammenhangslose Tage waren an die Stelle getreten. Noch frisch blutete die Wunde, welche der jüngste Verlust ihr geschlagen, der ihrer geliebten Schwester Euphemia, verwittweten Gräfin Palffy, mit der sie in zärtlicher Liebe, welche jedes neue Familienunglück nur enger zog, verbunden gelebt. Diesen Schmerz hatten Umstände besondrer Art mit widrigster Bitterkeit

gemischt. Die Gräfin hatte ein Testament gemacht, dessen Inhalt sich von selbst an die Hand geben mußte, dessen Bestimmungen nicht zweifelhaft sein konnten. Doch als es eröffnet wurde, fand sich zum Erstaunen, daß die einzige noch lebende Schwester gar nicht bedacht, daß die ganze Erbschaft einem Sachwalter überwiesen war, der als Rathgeber in Rechtssachen allerdings der Verstorbenen einige Dienste geleistet, doch ihr keinesweges so nahe gestanden hatte, als man bei so auffallendem Vermächtniß hätte denken sollen. Mit Thränen erzählte mir die Gekränkte, wie nicht sowohl der ihr entgangne Vortheil, als der Eindruck und Schein der Sache ihr das Herz durchschneide, wie sie besonders darüber sich nicht könne zufrieden geben, daß auch alle persönliche Habe der Entschlafenen, die ganze Umgebung, in der man seit undenklicher Zeit sie zu sehen gewohnt gewesen, die zahllosen Andenken aus der Familie, welche nur dieser werth sein konnten, die Briefschaften und Tagebücher sogar, kurz alles und jedes in fremde Hand übergegangen sei, so daß sie von der Schwester keine Nadel, keine Schnur, kein Blatt Papier habe, ja der Bildnisse und sonstiger alten Sachen, die eigentlich keinem einzelnen Familiengliede, sondern allen schon mitgehört, verlustig sein solle. Dieses war in der That ein Fall eigenster Art, und mußte ein edles und tiefes Gefühl tausendfach verletzen. Später ist, wie ich höre, durch Vermittlung Kaiserlichen Ansehns diese seltsame Sache zu einer Art von billigem Austrage geführt worden. Wie wenig aber hierin auf dieser Seite Eigennutz als Triebfeder anzunehmen sei, dafür möge folgender bezeichnende Zug sprechen. Der Baronin von Spiegel war in Hietzing ein angenehmes

Landhaus nebst Garten von ihrer Schwester der Fürstin Clary vererbt, welche diesen Aufenthalt einst sehr geliebt und nach eignem Geschmack ausgestattet hatte; doch eben deßhalb war es der Schwester unmöglich, diese Räume wieder zu bewohnen. Das Besitzthum sollte daher verkauft werden, und es fand sich alsbald ein Käufer mit starkem Angebot. Aber die Baronin erinnerte sich zufällig noch der Summe, die vor so vielen Jahren dafür war gezahlt worden, und nun wollte sie nicht mehr dafür annehmen, als grade diese Summe, obschon der Werth des Besitzthums gewiß auf das Dreifache gestiegen war. Sie erklärte, es sei ihr Gewissenssache, den Kauf nur auf jene Bedingung abzuschließen. —

Wir machten schöne Fahrten, nach Hietzing, wo der Minister-Resident von Philippsborn ein schönes Landhaus bewohnte, nach Penzing zu Frau von Schönfeld, einer Verwandten von Goethe's Lili, nach Schönbrunn, in den Prater, das herrlichste Wetter begünstigte uns viele Tage durch. In Hietzing bei Dommayer hörten wir auch eines Abends wieder den großen Strauß seine berauschenden Walzer aufführen, wobei sein begeisterter, ihn selber fortreißender Eifer ganz das Bild eines von höherer Macht Ergriffenen darstellte, so daß ihn zu sehen wohl eben so viel werth war als ihn zu hören. Wir fanden alles gedrängt voll, die meisten Leute schienen aus der Wiener Bürgerklasse, viele auch aus dem untersten Volk; mitten im Gemisch aber traf man auch die höchsten Namen und Würdenträger des Landes und Hofes, der Menge zum Theil wohlbekannt, aber hier weiter nicht beachtet, in bester Meinung, um auch ihnen hier alle Freiheit ungestört zu gönnen.

In Hietzing besuchte ich wiederholt den wackern Freund Philippsborn, und auch das Haus Eskeles, wo stets die mannigfachste und beste Gesellschaft zu finden war. Ein Fräulein aus Ungarn wurde mir zufällig Tischnachbarin, und wenn mich ihre edle Gestalt, ihr schönes Antlitz und Benehmen anziehen durfte, so mußte mich ihr heller Verstand, ihre hohe Denkart und muthvolle Wahrheitsliebe mit Bewunderung erfüllen. Sie war die Nichte eines bekannten Staatsmannes, der früher als der heftigste Gegner Metternich's gegolten, seit längerer Zeit aber sich zurückgezogen hatte. Man flüsterte mir zu, daß sie auch Dichterin sei. Mir drängte sich die Bemerkung auf, daß in Ländern, wo die Oeffentlichkeit noch wenig in ihre Rechte getreten, die würdigste Gesinnung und schönste Bildung in der Stille des Privatlebens walte, und besonders in selbstständiger Frauennatur, hier aber durch freies unbestechliches Urtheil unaufhörlich auf die Umgebung wirke und zur Gestaltung einer starken Meinung beitrage, die früher oder später einmal öffentlich hervorbricht. Ich vernahm hier freimüthige Aussprüche, die einem Landtage Ehre gemacht hätten, und denen kein Knechtischgesinnter zu entgegnen wagte. — Der als Deklamator und Improvisator bekannte Baron von Sydow, der aus Preußen einst seine dichterischen Leistungen wandernd in fast allen Gegenden von Deutschland ausgebreitet, jetzt aber in Oesterreich ein mehr ansäßiges Poetenleben führte, fand sich ebenfalls in diesem Kreise, die Geburtsfeste im Kaufmannsstande bereit zu feiern, wie die im hohen Adel, und gab ein nicht eben anlockendes Beispiel, wie Sängerfahrt und Minnelied in unsrer heutigen Welt der einstigen Ehren und Vortheile sich nicht zu getrösten

haben. Ich wurde ihm indeß zu Dank verpflichtet durch mancherlei Nachweisungen, die er mir gab, denn er kannte alle Personen und Verhältnisse. Durch ihn erfuhr ich auch, daß die Baronin von Münk, deren Witz und Laune mir aus der Kongreßzeit noch lebhaft im Sinne lag und nach der ich schon vergebens gefragt hatte, noch fröhlich in St. Pölten lebe, und unter dem Namen Sephine recht artige Sachen in Versen und in Prosa schreibe.

Von Gentz war immerfort die Rede; wer die Bemerkungen, einzelnen Züge, Auftritte, Abentheuer und Urtheile, die von allen Seiten über ihn vorkamen, hätte aufschreiben wollen, der könnte einen starken Band Gentziana gesammelt haben. Einiges dieser Art, was ich von unzweifelhaft sichern Orten her vernommen, will ich der Neugier nicht vorenthalten.

Daß Gentz ungeheuer viel gearbeitet, mit Ausdauer und Folge, mit Eifer und Selbstvergessen, bestätigte auch Tettenborn. „Man spricht so viel von Sinnenlust und Ueppigkeit", sagte er, „von Weltgenüssen aller Art, denen er gefröhnt, aber niemand weiß oder erwähnt den eisernen Fleiß und die beharrliche Anstrengung, deren er jederzeit fähig war, die er Tage und Nächte durch übte, den strengen Ernst, die Seelenstärke, mit denen er dann allen Lockungen widerstand. Dies war freilich eine Nothwendigkeit für ihn, denn er arbeitete nicht leicht, sondern schwer; zu jeder großen Arbeit bereitete er sich durch langes Ueberdenken, schrieb dann einzelne Bemerkungen und Wendungen, die ihm blitzartig einfielen, auf kleine

Blätter, deren Inhalt er dann, wenn er sich zum eigentlichen Schreiben hingesetzt hatte und ihm die glücklichen Ausdrücke zuströmten, in die beredte Fülle mit aufnahm."

Ein sehr ergiebiges Thema war das von seinem Geldverbrauch. Hierüber konnten viele Leute aus eigner Erfahrung mitsprechen, aus guter und schlimmer. Er war so verschwenderisch mit seinem Gelde, daß er nur deßhalb gern zu haben schien, um es sofort auszugeben; wenn er, wie oft der Fall war, große Summen baar daliegen hatte, so war ihm gleichsam ängstlich und unbehaglich, bis er wieder im Zuge war sie los zu werden, und ruhte nicht eher, als bis er sich auf sein stehendes alltägliches Maß wieder beschränkt sah, was ihm dann aber auch bald neue Ungeduld erregte; so mußten denn Fluth und Ebbe stets bei ihm wechseln. Vor allem wollte er alle Menschen die ihm nahe standen oder mit denen er viel zu verkehren hatte, zufrieden und vergnügt sehen. Nach allen Seiten machte er die reichsten Geschenke. Seinem Kammerdiener gab er monatlich zweihundert Kaisergulden Silber, eine unerhörte Summe, deren man in solchem Verhältnisse kein zweites Beispiel wußte. Die Hausdienerschaft Metternich's, die von den Gesandten und Botschaftern zu Neujahr mit zwölf, sechzehn, höchstens zwanzig Dukaten bedacht wurde, bekam von ihm jedesmal hundert; dafür war denn auch alles zu seinem Dienste bereit, und er sah kein mürrisches Gesicht. Seine Einnahmen waren sehr groß, doch für diese Verschwendung noch lange nicht groß genug. Sein regelmäßiger Jahresgehalt im Kaiserlichen Dienst betrug früher neuntausend, in den letzten Zeiten zwölftausend Kaisergulden,

was in Oesterreich für einen Hofrath nicht ein zweitesmal vorkam. Als diplomatischer Agent der Hospodare der Moldau und Wallachei bezog er jährlich sechstausend Dukaten, ungerechnet die außerordentlichen Geschenke und Vergütungen, die Zugaben von Kaffeesendungen, von kostbaren Schalls, deren er immer eine große Menge zum Verschenken brauchte. Die Führung des Protokolls bei den häufigen Kongressen brachte ihm jedesmal ungeheure Summen. Alle Fürsten von Deutschland nahmen Gelegenheit ihm bedeutende Geschenke zu machen. Der Herzog von Nassau hat ihm öfters aus guter Neigung und Freundschaft tausend Dukaten und darüber auszahlen lassen. Summen von hohem Betrage hatte er früher aus England und Frankreich gezogen. Dabei verschmähte er auch kleinere Beihülfen nicht, so nahm er von Cotta unter dem Titel eines Mitarbeiters an der Allgemeinen Zeitung, die jedoch nie etwas anderes von ihm erhielt als was er schon in höherem Auftrage dorthin zu geben hatte, jährlich viertausend Gulden. Was er von Rothschildt gezogen, ist kaum zu berechnen. Auch andre große Wechselhäuser suchten ihn auf alle Weise zu verbinden, und wandten ihm oft große Vortheile zu. Wenn er gespart hätte, meinte man, so hätte er einige Millionen hinterlassen können.

Ein hübsches Geschichtchen wurde erzählt, wie Gentz mit den Leuten, denen er Geldverbindlichkeiten hatte, nichtsdestoweniger ungezwungen, ja herb und barsch umging. Eines Tages hatte sich zu einer kleinen Gesellschaft, die Gentz sehr ausgesucht bei sich zu sehen pflegte, auch ein bekannter Wechsler eingefunden. Dieser, seines Gewichtes sich bewußt und versichert daß jeder der An=

wesenden es anerkenne, sprach in alles dreist mit hinein, und oft auch ungewaschen genug, wobei er sich in jüdischer Redeweise bequem gehen ließ, bald von dem Hetzfeldt, bald von dem Schellnberg sprach und diese Namen zufällig oft wiederholte. Gentz hatte schon lange mit Verdruß das mitangehört, endlich brach sein Unmuth los, und er richtete an den Vorlauten mit aller Ueberlegenheit des wohlmeinenden Verweisens diese Anrede: „Aber Herr von ...! wie können Sie sich von solchen jüdischen üblen Angewöhnungen nicht endlich losmachen! «Der Hetzfeldt! der Schellnberg!» fühlen Sie denn nicht, daß Sie jedes Ohr damit beleidigen und jeden Anstand? Man sagt «der Fürst Hatzfeldt, der Graf Schulenburg», aber nicht «der Hetzfeldt, der Schellnberg», merken Sie sich das endlich, und lassen Sie es sich gesagt sein." Der Zurechtgewiesene nahm die Lehre demüthig hin. Erst am Morgen hatte er Gentz eine beträchtliche Summe bringen müssen, welche dieser ihm angefordert hatte.

Er machte auch mit andern Personen in diesem Betrachte wenig Umstände. Die Hospodare, mit ihrer Rohheit, Verderbtheit und Falschheit, dünkten ihn nichts Bessres werth, als daß man sie gehörig auspreßte. Einem derselben, welcher in einem gewissen Jahr zu Wien besonders wichtige Geschäfte betrieb, deren Führung allerdings bedeutende Summen erforderte, hatte Gentz in kurzer Zeit neunzehntausend Dukaten aufgerechnet, weil er mit dem fremden nicht karger als mit dem eignen wirthschaftete. Der Hospodar fand die Summe doch zu groß, und schrieb klagend an Metternich, er möchte doch Gentz vorstellen, etwas mehr Maß zu halten. Kaum aber begann Metternich der Sache gegen Gentz zu erwähnen, so fuhr dieser

heftig auf: „Was mischen Sie sich in meine Sachen?“ schrie er voll Grimm, „was gehen meine Sachen Sie an? Ich verbitte mir alles dergleichen! Und der Kerl von Grieche! — was untersteht der sich? denkt er mich einzuschüchtern? mir die Hände zu binden? Da kommt er eben recht! Ich will ihn schon bedeuten.“ — „Gentz war in solchem Zorn“, erzählte Metternich selbst, „daß ich um keinen Preis gewagt hätte ihn noch mehr zu reizen, und ich habe mich wohl gehütet, ihm je wieder von der Sache zu reden.“ —

Ueberhaupt war das Verhältniß zwischen Metternich und Gentz nicht immer friedlich, sondern oft gespannt, bisweilen stürmisch. In den letzten Zeiten, seit der Julirevolution, war der Widerstreit besonders heftig und brach bei fast allen Gegenständen aus. Bei solcher Gelegenheit sagte Metternich ihm einmal ganz herbe: „Das muß ich besser wissen, das verstehen Sie nicht; Sie sind zwar ein Publizist, aber ein Diplomat sind Sie nicht.“ In andern Fällen behielt Gentz die Oberhand. Dann war Metternich sehr ärgerlich, faßte sich aber bald und eignete sich das Brauchbare der Einwendungen von Gentz im Stillen an. Er hatte mir diesen Abfall — wie er es nannte — selber mit diesen Worten bezeichnet: „Das ging so weit: wenn ich wissen wollte, was meine erklärten Gegner über eine Sache meinten, und darin zu thun dächten, brauchte ich nur mit Gentz über den Gegenstand anzuknüpfen, der ärgste Widersacher sprach dann aus ihm, und so wurde er mir auch in dieser Weise noch überaus nützlich.“

Einmal aber kam es zum Aeußersten. Tettenborn war Zeuge des Auftritts, und sagte, Gentz habe den

Fürsten wie einen Schulknaben behandelt, und sich immerfort solcher Ausdrücke bedient, als ob er der Vorgesetzte, der Fürst der Untergebene sei, zum Beispiel: „Das geht nicht! Ich hab' es Ihnen ja schon gesagt; ich begreife nicht, wie Sie mir damit nochmals kommen können, nachdem Sie schon meine Ansicht wissen, ich dächte das sei genug!" Und weiter: „Was soll das heißen? Muß ich Sie an alles erinnern? Das ist ja gar nichts, das ist abgedroschen und leer, das ist nicht werth, daß ich es widerlege", und dergleichen mehr. Metternich blieb lange gelassen, bekam aber, wie in solchen Fällen öfters, ein ganz überglastes Gesicht, und wurde endlich auch seinerseits heftig, ja sagte zuletzt mit Ungeduld, Gentz solle ihn verlassen, worauf dieser mit seinen Papieren ging. Die Fürstin war auch zugegen, sonst aber nur Tettenborn. Dieser versöhnte die Entzweiten wieder, was um so leichter zu vollbringen, als Beide das Bedürfniß dazu in gleichem Grad empfanden, und doch nicht von einander lassen konnten.

Die Aenderung der politischen Ansichten von Gentz war schon im März 1831 merkbar geworden, und sprach sich seitdem mit steigender Lebhaftigkeit aus. Er sagte nun laut: „So wie bisher geht es nicht mehr, — man muß Schritte vorwärts thun, — die Zeit verlangt ihre Rechte, sie muß anders behandelt werden, — hat man sich über Katholizismus und Protestantismus zu vereinigen gewußt, daß einer neben dem andern bestehen konnte, warum sollte es nicht mit dem Aristokratismus und Liberalismus zu Stande kommen?" Man staunte ihn an, man stutzte; man fragte, wie er zu solchen schlechten Grundsätzen komme? Einer seiner angesehensten

und seit langen Jahren liebsten Freunde sagte gelegentlich, man müsse den Krieg gegen Frankreich nur so lange aufzuschieben suchen, bis hunderttausend Russen in Deutschland angelangt wären; „Russen?“ schrie Gentz mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens und Spottes, „die werden, so wie sie ankommen, von den deutschen Bauern todtgeschlagen!“ Die Russen haßte er besonders, und hierin war ihm Metternich keineswegs entgegen. Der Aufstand der Polen fand in ihm einen starken Fürsprecher, er baute auf die polnischen Fortschritte große Hoffnungen, meinte einige Opfer von Seiten Oesterreichs wären zu verschmerzen, wenn nur ein neuer Damm gegen Rußlands Uebermacht gewonnen würde; die Gesinnung des Kaisers Franz wußte man gleicherweise den Polen günstig, aber dies wollte man lieber nicht wissen, und stritt nur um so heftiger gegen Gentz. Seine Freunde entfernten sich von ihm, was ihn nicht kümmerte, die sonst unterwürfigen Schmeichler verstummten, was er verachtete, in der höheren Gesellschafts- und Diplomatenwelt zuckte man die Achseln, beklagte seine Verirrung, nannte seine Aufsätze schwach, erbärmlich, — doch das hörte er nicht, denn „mich hält Amor anders beschäftigt“, konnte er mit dem Dichter sagen. — Gegen das Ende seines Lebens war er wenigstens mit dem Fürsten persönlich ganz ausgesöhnt und in bestem Vertrauen; die Staatskunst hatte fast überall, wenn auch unwillig, schon größtentheils den Ansichten nachgegeben, welche von Gentz waren aufgestellt und empfohlen worden.

Metternich selbst erfuhr jetzt von vielen Seiten solche Nachreden, wie sie Gentz hatte erfahren müssen. Man sagte laut, er sei sich selber untreu geworden, gebe in allen Hauptsachen nach, und suche dies damit zu verdecken, daß er Nebendingen große Wichtigkeit beilege. So sei das jetzige Aufheben von den Vorgängen in der Schweiz, ja selbst die letzte große Berathung wegen der deutschen Angelegenheiten, nur aus dem Bedürfniß hervorgegangen, die Höfe zu beschäftigen, ihnen den Eindruck überwiegenden Ansehns aufzulegen, denn bei seinem Verstand und Geiste sei ihm nicht zuzumuthen, daß er die beschlossenen Maßregeln wirklich als wahre Hülfe gegen den ihm unangenehmen Gang der deutschen Entwicklungen ansehe, vielmehr müsse ihm klar sein wie ärmlich, unsicher und nutzlos diese Gegenwirkung ausfallen werde, da er recht gut wisse, daß viele Regierungen, welche ihre diplomatische Zustimmung nicht gut versagen können, in ihrem Verwaltungs- und Polizeiwirken die Sachen nicht unterstützen würden. Wenn er dergleichen als Erfolge zu betrachten scheine und rühmend preise, so habe er insofern Recht, als sie doch immer für ihn persönlich dafür gelten könnten. Allein von den letzten deutschen Berathungen sei auch dieses mehr als zweifelhaft, denn hier habe er Blößen über Blößen gegeben, und allen klügern unter den Bevollmächtigten habe nicht entgehen können, wie er eigentlich ohne Richtung sei, in seiner Verlegenheit ohne Hülfe, und nichts wisse und könne, als was ihnen allen als unzulänglich bekannt sei.

Nicht wenig tadelte man den Fürsten, daß er ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf die öffentlichen Blätter legte, dies sei gradezu eine Schwäche seiner Eitelkeit.

Darin thut man ihm meines Erachtens Unrecht; er fühlte den Werth der öffentlichen Meinung, und daß er sich mit dieser so sehr in Widerspruch wußte, dies verursachte den Rückschlag, daß er auf die gangbaren Organe derselben, die Zeitungen, so begierig und eifersüchtig achtete. Dabei war er stets ungemein vorsichtig, nicht durch feile, mißachtete Federn sich loben zu lassen; kamen ihm aber unabhängige, geachtete, mit freiwilliger Anerkennung entgegen, so war er davon sehr eingenommen und geschmeichelt. Gentz, der so oft auftrat in den Zeitungen die österreichische Politik zu vertheidigen, hat nie versucht, das persönliche Lob Metternich's auszurufen. Adam Müller, Friedrich Schlegel und Andre, die für diesen Zweck so geschickt als bereit waren, wurden keineswegs angetrieben, sondern eher gehemmt, und zuletzt verstummten sie völlig. Dies wäre auch der Fall gewesen, wenn Börne, wenn Lindner sich nach Wien hätten ziehen lassen, wie es mehrmals darauf angelegt war. Börne wurde von Gentz, der dem Vater befreundet war, ungemein gefürchtet, und da der Vater ihn in österreichische Dienste zu bringen suchte, so that Gentz diesem Wunsch allen Vorschub, überzeugt, daß Börne, wenn er auch in der gewünschten Richtung schwer würde zu gebrauchen sein, doch auch in der entgegengesetzten nichts mehr thun würde, sobald er durch ein leidliches Gehalt gedeckt, sich ungestört seiner Faulheit würde hingeben dürfen. Die angeknüpfte Unterhandlung scheiterte an der Weigerung Metternich's. Weiter war mit dessen Zustimmung eine andre gediehen, welche Lindner'n nach Wien berufen wollte. Gentz hielt ihn unbedingt für den fähigsten und bedeutendsten aller deutschen politischen Schriftsteller, sein „Manuskript aus

Süddeutschland" hatte dem Fürsten Ausrufe der Bewunderung abgenöthigt. Im Jahr 1827 oder 1828 hatte man ihm bedeutende Anerbietungen gemacht, ein Jahrgeld von viertausend Gulden Silber, wenn er nach Wien kommen und für Oesterreich schreiben wollte, allein er lehnte diese Anträge durchaus ab, und bat nur, indem er seinerseits ein maßvolles Verhalten versprach, daß man ihn nicht verfolgen möchte. Ungleich wichtiger als die deutschen Zeitungen hielt Metternich die französischen, und in Paris wollte man mehrere Federn kennen, die von ihm besoldet würden. Daß auch die liberalen Blätter ihn jetzt glimpflich behandelten, seinen Namen nur mit Achtung nannten, that ihm ungemein wohl, und mit Stolz machte er es oft bemerklich, daß die Feinde ihm fast mehr Ehre anthäten, als die Freunde.

Diese Sachen führten auf die Betrachtung eines Ausspruchs zurück, der mich seitdem vielfach gequält hatte, und zu dem ich trotz alles Sinnens keinen Schlüssel zu finden wußte. Der Fürst hatte zu mir gesagt, die jetzige Zeit sei weit besser, als die frühere, und hatte, mit bestimmter Hinweisung auf Frankreich die Jahre 1823 —1827 als die allerschlimmste bezeichnet. Bei allem Nachdenken hatte mir nie einleuchten wollen, wieso der Fürst dies behaupten könne, und aus was für Gründen er diese Meinung schöpfe, welche nach gewöhnlicher Ansicht äußerst willkürlich erschien, denn damals herrschte die Gegenrevolution mit großer Macht, und überall siegten die Grundsätze, welche man als die der österreichischen Politik genehmen ansehen durfte. Eher hätte ich aus dem Munde der Liberalen solchen Spruch erwartet; die schienen alles Recht zu haben, sich des eingetretenen Wech-

sels zu freuen. Doch nun dämmerte mir einigermaßen das Verständniß. „Für Metternich“, hatte man mir gesagt, „giebt es keine andre Richtschnur des Urtheils als sein persönliches Verhältniß; was ihn tragen hilft, was sein Ansehn fördert und sein Wirken erleichtert, das ist ihm willkommen, das billigt und rühmt er als gut und vortrefflich; was ihm entgegensteht, das verwirft er, bezeichnet es als schlecht und verderblich.“ Wandte ich dies auf die politischen Verhältnisse an, und zog in dieser persönlichen Hinsicht den Vergleich zwischen jener Vergangenheit und der Gegenwart, so mußt' ich bald einsehen, daß Metternich während der ganzen Restauration mit Frankreich nie so gut gestanden, als er jetzt mit ihm stand. Die alten Bourbons waren stets mißtrauisch gegen ihn, Karl der Zehnte sogar feindselig, und die Verhältnisse so gespannt und verdorben, daß es ganz nah am Kriege war. In Paris hatte der russische Einfluß, nächst ihm der englische, die höchste Geltung, und Oesterreich fand besonders in dem erstern bei allen Anlässen nur Schwierigkeiten und Hemmungen. Louis Philipp dagegen beweist für Metternich die höchste Achtung und zarteste Rücksicht, verlangt seinen Rath, kommt seinen Wünschen zuvor, soweit die eigne Stellung dies nur gestatten will, und das ganze politische Gewicht Frankreichs lenkt sich in allen für Oesterreich wichtigen Fragen, besonders in denen gegen Rußland durchzufechtenden, auf die Seite Oesterreichs. Dazu hat die liberale Presse in Frankreich gegen das Ausland einen bessern Ton angenommen, und mehr und williger als früher die ministerielle Presse, erkennt sie die Verdienste und die Bedeutung Metternich's an. Natürlich ist die Stellung jetzt bequemer, der Verkehr

vertraulicher, die Wirksamkeit leichter und sicherer; die Prinzipien haben eine furchtbare Niederlage erlitten, man hat die bisher feindlichsten anerkennen, sich mit ihnen befreunden müssen, — das ist wahr; aber was schadet das? Das Persönliche steht dabei in größtem Vortheil, und aus diesem Gesichtspunkt hat Metternich Recht, jene Zeit war die schlimmere, diese ist die bessere! —

Kein Wunder, wenn Metternich durch die Huldigungen, welche der Macht und dem Glücke stets überschwänglich zuströmen, am Ende gewöhnt wurde, den Stand seiner Person und der öffentlichen Angelegenheiten zu verwechseln! Die Macht und das Ansehn Oesterreichs waren wirklich oft in seiner alleinigen Verfügung, das Glück schien wenigstens auf seiner Seite, und diesen Schein wußte er geschickt zu unterhalten. Selbstständige Herrscher beugten sich ihm, oder behandelten ihn als ihresgleichen. Die Staatsmänner ersten Ranges, die englischen kaum ausgenommen, nahten ihm wie einem Höheren, wie einem Reihenführer, die unter ihm Angestellten verehrten ihn gleich einem gebietenden Oberhaupt, einer leitenden Vorsehung. Eine früher thätige Opposition war längst auseinander gesprengt, beseitigt, zum Verstummen gebracht. Aufrichtig, oder geheuchelt, in der Wirkung ununterscheidbar, erklang ihm unaufhörlich die ausgesuchteste Schmeichelei, so daß es auch dem Unbefangenen schwer wurde, sich dieses Tones zu erwehren, es war die Sprache, die hier gesprochen wurde, in der allein man hoffen konnte verstanden zu werden. In seiner Verwöhnung bediente er selbst sich solcher Ausdrücke, die nur dem wirklichen Herrscher zu gebühren schienen, und es fehlte nicht viel, daß er in aller Unschuld, wie

Ludwig der Vierzehnte, gesagt hätte: „Mais l'État, c'est moi.“ Man flüsterte über dergleichen Sichgehenlassen allerlei Lächerliches, Unwilliges, aber niemand trat offen dagegen auf.

Wie mächtig das Selbstgefühl in dem Fürsten sich befestigt hatte, geht aus folgenden Zügen hervor. Der General Baron von Wacquant-Geozelles, durch Gebrechen und Leiden zum Rücktritt aus dem diplomatischen Dienst genöthigt, sprach mit ihm über die Schwierigkeit, sich nach einem thätigen Leben in erzwungener Ruhe angemessen zu beschäftigen. Der Fürst läugnete, daß dies so schwer sei, es fänden sich immer Gegenstände, die zur Aushülfe dienten, wenn alle andern fehlten, so wäre noch das Kartenspiel übrig. Aber der General nannte dies eine traurige Zuflucht, und da der Fürst noch andre dürftige Mittel aufzählte, die dem feinen und stolzen Sinne beinahe beleidigend schienen, so fragte Wacquant etwas gereizt: „Mais mon prince, que feriez-vous, si vous n'étiez plus en activité?“ Mit mehr Lebhaftigkeit, als er sonst zu haben pflegte, antwortete Metternich unwillig: „Mais vous admettez un cas qui est impossible!“ Auf eine ähnliche Unmöglichkeit, die sich der Fürst in den Kopf gesetzt hatte, stieß der sächsische Gesandte Graf von der Schulenburg-Klosterroda, welcher in anhänglicher Freundschaft dem Fürsten seit langer Zeit vertraut war, und einesmals, in Betrachtung irdischen Wechsels, von der Zweifelhaftigkeit des Nachruhms und von der Ungewißheit sprach, daß nicht ein im Leben vergötterter Namen nach dem Tode in den Koth getreten würde. Der Fürst erwiederte kalt, das sei ganz wahr und richtig, aber es gäbe Namen, die über diese Gefahr hinaus wären. Der

Graf merkte, wie das gemeint sei, wollte jedoch einer solchen Einbildung nicht nachgeben, und sagte: „Glauben Sie denn im Ernste, man wird Ihnen nichts Uebles nachsagen? Hundert Zungen, die jetzt gebunden sind, werden dann sich lösen, und ich will es nicht erleben, das alles mitanzuhören!“ Metternich erwiederte mit Bitterkeit: „Sie mögen erleben zu sehen, wie sehr Sie sich geirrt haben!“ und grollte dem Grafen längere Zeit. Ein andermal, da Herr von Gagern die Bemerkung machte, wie zufällig es doch sei, in welcher Gestalt ein Namen auf die Nachwelt komme, daß aber der Fürst an ihm einen aufrichtigen Berichterstatter habe, wies Metternich in Bezug auf sich dies fern weg, und sagte, nicht ohne Anspielung auf Gagern, die Schriftsteller bildeten sich zu viel ein, wenn sie meinten den Ruhm geben oder bedingen zu können; Gagern erwiederte lächelnd: „Nun ich bin doch immer einer der Fuhrleute, der Sie in die Nachwelt fährt!“ Für Andre ließ der Fürst alles gelten, was in den menschlichen Loosen schwach und demüthigend war, er selbst nur wollte sich als begünstigte Ausnahme nicht davon erreichbar dünken. —

Zuletzt ward ich, indem ich das Bild des großen oder wenigstens höchst merkwürdigen Mannes aus der vielfachen kritischen Zerstückelung mir wieder in seiner Ganzheit herzustellen suchte, zu allgemeinerer Auffassung gedrängt. Sind nicht viele der großen Staatsmänner, mußt' ich mich fragen, die als solche gerühmt worden, es eigentlich dadurch, daß sie nicht sowohl den Staat, als vielmehr sich selbst zur Hauptsache machten? Freilich mußten sie dem Staate dienen, um selber gedeihen zu können, das war unerläßliche Bedingung, aber vor allem die eigne Macht-

führung anzustreben und zu behaupten, unter allen Umständen oben zu bleiben, lieber dem Feind als einem Nebenbuhler nachzugeben, und im Besitz des höchsten Ansehns und Einflusses bis zum Lebensende auszuharren, das scheint der Inbegriff einer Art von Staatskunst, die zwar keineswegs als die höchste zu behaupten ist, in der Welt aber am höchsten verehrt und beneidet wird. Dann freilich ist der fortdauernde Erfolg, sich auf seinem Posten und in seinem Glanze zu erhalten, der erste, wichtigste, größte, und gilt statt aller andern, ja gewährt die Täuschung, als seien auch diese vorhanden, während doch im Grunde nur jenes Eine und kaum nebenher ein anderes gelungen ist. Dann ist aber auch alle Wichtigkeit und Bedeutung der Person auf die Gegenwart beschränkt, auf den erlebten Tag, und mit dem Sterben völlig abgethan; die Erinnerung an ein solches Leben und Wirken muß in der Zukunft, wenn sie auch nicht ganz erlöscht, doch auf ihren kleinsten Ausdruck schrecklich zusammenschrumpfen. Bei den Staatsmännern, die in Ideen leben und wirken, für diese das Amt jederzeit und nöthigenfalls das Leben zu opfern bereit sind, findet das Gegentheil Statt, ihr Gedächtniß und ihre Gestalt wachsen in der Zeitenfolge gleich den Riesenbildern der altgriechischen Heroen.

Wie dem auch sei, wie hierüber das Urtheil in Betreff des Fürsten sich entscheide, mein Gefühl war davon wenig bedingt. Ich sah den Staatsmann auf dem Gipfel der Macht und des Ansehns, ihm gehörte der Augenblick unbestritten, er imponirte der Welt, dies mußt' ich erkennen und würdigen; allein mit allem diesen imponirte er mir nicht, jetzt so wenig wie vor fünfundzwanzig Jahren; alles Vertrauen hingegen und alle Neigung, die ich dem

Minister nicht widmete, hegte ich um so eifriger dem Menschen, ich fühlte, daß in seiner Nähe zu leben mir ein Glück sein würde, daß ich ihm alles Geheimste sagen könnte, von ihm in jeder Sache, die nicht Politik beträfe immer Einsicht und Billigkeit erwarten würde. Gab es auch andre Menschen, von denen ich Gleiches empfinden und sagen konnte, so war doch in keiner andern Persönlichkeit zugleich der Glanz der Welt mir so genähert und vertraulich, der ringsumher alles blendete, und mich ungeblendet ließ. Dies war allerdings eine mächtige Zugabe zu dem Reize, den ich von seinem innern Wesen empfand, und dessen Kraft ich empfunden haben würde, auch wenn sie jedes äußern Schmuckes baar mir erschienen wäre.

Durch einen Besuch des Grafen Robert von Saint-Marsan wurde ich veranlaßt auch seine Frau wiederzusehen, die vor kurzem noch als eine der schönsten Berliner Fräulein geglänzt, und auch jetzt, in leidendem Zustande, nichts von ihrer Schönheit eingebüßt hatte. Sie ging erwünschten Verhältnissen entgegen, in den vollen Genuß Italiens, aber die Anziehung der verlassenen Heimath war dadurch nicht überwunden, und die Liebe, mit der sie von ihren dort zurückgebliebenen Nächsten, von der Oertlichkeit und den Gewohnheiten des Lebens sprach, ließ auch mich die Sehnsucht empfinden, dorthin, wo vereint mit den theuersten Erinnerungen die noch möglichen Thätigkeitsberufe mir entschieden den angemessensten Kreis bezeichneten, innerhalb dessen meine Tage verfließen mochten. In solchem Gefühl war mir die Rückkehr schon lieber

als die Weiterreise, und hierin durch das Beispiel der schönen Landsmännin noch mehr bestärkt, verzichtete ich gern auf Italien, und bestimmte meinen Reisegefährten leicht, die von uns gemeinsam beabsichtigte Reise nun allein auszuführen. Wirklich reiste er bald darauf nach Venedig ab, und ließ mich in nun völliger Freiheit, jede Stimmung des Augenblickes zum Entschluß werden zu lassen.

Jetzt konnt' ich um so ruhiger noch einige Zeit in Wien verweilen, und dessen Darbietungen genießen. Unter andern Umständen hätte ich diese wohl reizend genug finden dürfen; allein mein Sinn war so gestellt, daß nur wenige Gegenstände ihn wahrhaft ansprechen konnten. Bei allem, was sonst als Genuß des Augenblickes an und für sich seine volle Geltung zu haben pflegt, war mir es erst die hinzutretende Betrachtung, die zum Genusse ward. Dies war auch der Fall bei einer Art von improvisirtem Fest, das uns der Graf Ferdinand Palffy auf seinem Landbesitz in Herrnals gab; dasselbe vereinigte alles, was zum ausgesuchtesten Sinnenreiz und zum reichsten Stoffe der Betrachtung dienen konnte. Ueppige Pracht; erfinderische Anstalten zur Lust und Bequemlichkeit, morgenländische Fülle und Verschwendung, begegneten dem Blicke wohin er sich wandte; weite Säle und ausgedehnte Gartenstücke, wo sich eine große Volksmenge ausbreiten konnte, athmeten die stille Heimlichkeit eines Boudoirs; herrliche Gemählde und Statuen erhoben das Gemüth zum reinsten Kunstgenusse, während die kostbarsten Spielereien dem kindischen Sinn zur größten Ergötzung dienten und von vornehmer Langweile zeugten. Besondere Geheimnisse schienen noch verborgen, die sich

nur in vorbehaltenen Fällen den Eingeweihten erschließen mochten; doch deutete manches darauf hin, ohne daß weiter eingegangen wäre. Ungarische Edelleute waren die Hausdiener, in volksthümlichen, prachtvollen Anzügen, Erfrischungen der reichsten und seltensten Art waren wie durch Zauberei hervorgerufen; für sieben bis acht Personen ein Fest, dessen Raum und Anstalten und Vorräthe hundert Gästen genügt hätte! Der liebenswürdige Wirth erschöpfte sich in Zuvorkommenheit, und war besonders bemüht dem Prinzen von Wasa die vielfachen Herrlichkeiten vorzuzeigen und zu erklären. Ferdinand Palffy, in früheren Jahren als üppiger Lebemann und großartiger Verschwender bekannt, eine Zeitlang im Besitze des Vertrauens der Kaiserin Ludovika von Este auch von politischer Wichtigkeit, dann als Eigenthümer und Leiter des Theaters an der Wien auch der litterarischen und künstlerischen Welt nicht gleichgültig, war unstreitig durch Geist und Talent einer der ausgezeichnetsten Kavaliere Wiens, und genoß als solcher auch einer seltnen Beliebtheit im Volke, dem er zu Zeiten seine Gartenräume zu Festlichkeiten eröffnete, wobei er der Nachwehen nicht achtete, welche gewöhnlich davon in mancherlei Beschädigungen und Verlusten zu spüren waren. Die früheren Leidenschaften hatten sich längst gemäßigt, der ehmalige Wüstling war in einen heitern Menschenfreund verwandelt, der mild und gutmüthig allen Leuten, mit denen er zu thun hatte, nur das größte Behagen zu verschaffen suchte, und seine durch Glücksfälle erneuerten reichen Mittel so wie seinen lebenserfahrenen Sinn nur noch hiefür zu verwenden schien. Wir verließen ihn mit wahrem Dankgefühl, und kehrten aus dem morgenländischen Feen=

mährchen gleichsam in die abendländische Wirklichkeit zurück. Ich fuhr mit Fräulein Karoline Bauer, und so bezaubert wir waren, so blieb uns doch noch Unbenommenheit genug übrig, um einander zu gestehen, daß solche Pracht und Herrlichkeit in diesem Gemisch von Schönem und Geschmacklosem doch eigentlich ein Unwesen in ihrem Verhältnisse zu dem allgemeinen Lebenszustande, sogar eine Unsittlichkeit zu nennen sei; unsre dem reichen Genuß auf dem Fuße nachfolgende wechselseitige Beichte mochte allerdings unter solchen Umständen wunderlich erscheinen, und wäre von unsern Mitgenossen uns schwerlich zugetraut, ja kaum geglaubt worden! —

Ein Gastmahl, bei welchem der päbstliche Nuncius Ostini, der Botschafter Graf von Lützow, die Gräfin Mazzuchelli, Pilat und Andre waren, hatte ich erst zum Schlusse besuchen können, fand aber die Gäste noch in großer Munterkeit beisammen. Mir ist von den mannigfachen Gesprächen jedoch keine andre Erinnerung geblieben, als der Eindruck des bei sorgfältiger Zurückhaltung von politischen Aeußerungen um so auffallenderen freien italiänischen Tones in Betreff aller sinnlichen Dinge, mit Bezeichnungen, die wir im nüchternen Norden nimmermehr zulässig erachten würden. —

Wenn ich nach aller Last und Hitze des Tages am späten Abend von Tettenborn nach dem Gasthofe heimging, führte mich mein Weg über den vielbegangnen Platz am Graben genannt, wo zwei Zeltbuden zum Genuß von Gefrornem einluden. Sie waren um diese späte Zeit schon weniger besucht, und um so mehr behagten die Kühlung und einsame Stille; halbe und ganze Stunden saß ich hier, in träumerischem Sinnen, in Betrachtung

des hellen Mondscheins, der zwischen den mächtigen Schlagschatten der hohen Häuser siegend durchblickte, in Erinnerung so vieles Dagewesenen, für immer Entschwundenen. Lange Zeit blieb ich in dieser Einsamkeit ungestört, eines Abends aber knüpfte ein junger Mann, den ich seiner Aussprache nach für einen Böhmen halten mußte, ein Gespräch mit mir an, dem ich anfangs ausweichen wollte, bald aber angezogen von einer Art rührender Vertraulichkeit, die sich auf meine Eigenschaft als Norddeutscher begründen wollte, mit einigem Zögern nachgab. Der junge Mann erzählte, er sei in Wien wegen eines Rechtshandels, von dem sein ganzes zeitliches Wohl abhänge, und den er ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die ihm hauptsächlich durch Verwicklung seiner Sache mit Verwaltungsbehörden entgegenstünden, bei der großen Ehrenhaftigkeit der österreichischen Landrechte zu gewinnen hoffe. Um sein unerschütterliches Vertrauen auf den Gerichtshof desto besser vor mir zu rechtfertigen, erzählte er mir eine Geschichte, die sich vor nicht langer Zeit ereignet hatte, und die er aus der reinsten Quelle zu wissen versicherte.

Nach dem verunglückten Freiheitsversuch der Polen im Jahre 1831 flüchtete mit vielen andern Gefährten ein junger Pole nach Ungarn, und auf den Rath eines verständigen Mannes, der sich seiner eifrig annahm, setzte er seinen Weg nach Wien fort, um dort ein Unterkommen zu finden, denn seine gerettete Habe, die in sechshundert Dukaten bestand, wollte er nicht aufzehren, er meinte sie als einen Nothpfennig zu bewahren, vielleicht auch bei einzugehenden Verhältnissen sicher anzulegen. In Wien angekommen, und eben vom Postwagen abgestiegen,

sah er sich fremd und unschlüssig um, an wen er sich wenden könnte, um ein Wirthshaus zu erfragen, da fiel sein Blick auf einen Mann, der seiner Verlegenheit freundlich entgegentrat, und ihn fragte, was er wünsche? Nachdem er dies vernommen, führte er den Fremden gutmüthig selbst in einen Gasthof guten Ansehns, und der Pole, dankbar und erfreut, gleich auf einen solch edlen Menschenfreund gestoßen zu sein, bat diesen um weitere Auskunft, wie er es wohl zu machen habe, um eine Sekretairstelle oder ein ähnliches Unterkommen zu erlangen? Der wackre Wiener sah den Polen nachdenklich an, schüttelte den Kopf und meinte, das sei nicht so leicht, besonders für einen wildfremden Flüchtling, dem man nicht sofort wichtige Geschäfte anvertrauen würde, auch pflege man dergleichen Stellen nur gegen Hinterlegung einer baaren Bürgschaft zu gewähren. „Was das betrifft", meinte der Pole indem er lächelnd seinen Beutel hervorzog, „so bin ich versehen, hier sind sechshundert Dukaten." Der Wiener war zufrieden, und sagte, nun sei eine Schwierigkeit weniger vorhanden, und er wolle sehen, ob er ein angemessenes Verhältniß ermitteln könne, er wolle sogleich deßhalb einen Freund besuchen, der in solchen Angelegenheiten die Kundschaft der angesehensten Kavaliere habe, doch müsse er sich ein paar Tage gedulden. Der Pole war sehr vergnügt, wandte die nächsten Tage dazu an in Wien sich umzusehen, wurde etwas unruhig als der dritte Tag verging ohne daß sein neuer Freund kam, rief aber um so froher ihm entgegen, als derselbe am Morgen des vierten Tages erschien. „Ich hoffe", sagte dieser, „Ihr Wunsch kann erfüllt werden, kommen Sie gleich mit mir, und nehmen Sie auch Ihr

Geld mit, auf daß die Sache gleich richtig und fest gemacht werden kann.“ Sie gingen nun zusammen in das Innere der Stadt, traten in ein stattliches Haus, stiegen eine Treppe hoch, und ließen sich bei dem reichen Grafen N. melden. Sie mußten lange warten, der Wiener wurde ungeduldig, schalt darauf, daß ein so reicher vornehmer Herr arg verwöhnt sei, und wollte schon weggehen, als endlich der Kammerdiener kam und sie eintreten hieß. Der Graf sah verdrießlich aus, war nicht besonders höflich, und fragte nach den Fähigkeiten des Polen, dessen Kenntniß des Französischen ihm zu gefallen schien. Als auf die Bürgschaft die Rede kam, verlangte er achthundert Dukaten, der Pole bekannte kleinmüthig nur sechshundert zu haben. „Dann ist es nichts“, versetzte der Graf, „mein jetziger Sekretair hat achthundert bei mir hinterlegt, die er heute über acht Tage bei seinem Ausscheiden aus meinem Dienst wiederempfängt, ich will von dieser Summe nicht abgehen, da sie nicht zur Verfügung steht, so ist mir's leid, daß wir uns bemüht haben.“ Der Pole stand betrübt, der edle Wiener aber, dem es zu Herzen ging den armen Fremden in seiner Hoffnung getäuscht zu sehen, schlug sich in's Mittel, und fragte zuletzt, ob seine eigne Bürgschaft für die fehlenden zweihundert dem Grafen genügen würde? Nach einigem Zögern willigte dieser ein, und ließ es geschehen, daß der Wiener sogleich zur Ausfertigung der nöthigen Verschreibungen schritt, die der Graf mit Unterschrift und Siegel versah, der Pole mußte seine Dukaten aufzählen, empfing darüber eine Quittung zugleich mit der schriftlichen Annahme zum Sekretair und mit dem mündlichen Bedeuten, daß er seine Stelle zwar erst nach acht Tagen antreten

könne, sich aber schon in den nächsten Tagen einzufinden, damit er sich für seine Arbeit vorübte. Zufrieden und dankbar seinem Beschützer für die großmüthige Aushülfe kehrte der Pole in seinen Gasthof zurück.

Schon am dritten Tage, ungeduldig in Thätigkeit zu treten, ging er in das wohlgemerkte Haus, um sich zur Arbeit zu melden. Im ersten Stock zog er die Klingel, ein Diener kam, und antwortete auf die Frage nach dem Grafen N. ganz unbefangen, hier wohne kein Graf solches Namens. Der Pole stutzte, versicherte sich durch untrügliche Merkmale, daß er sowohl im rechten Hause als vor der rechten Thüre sei, und behauptete, jener müsse hier wohnen. Der Diener dagegen sagte, hier wohne seit länger als einem Jahre der Baron L. und hieß den hiedurch aufgeregten Polen barsch seiner Wege gehen. Dieser eilte zu seinem Freunde, dessen Addresse er glücklicherweise bei sich hatte. Doch da gab es in der bezeichneten Straße gar keine solche Hausnummer, und auch der aufgeschriebene Name war völlig unbekannt, auch auf der Polizei, bei welcher der Unglückliche sogleich nachfragte. Kein Zweifel mehr, er war um seinen Schatz betrogen, doch seine Verzweiflung gab ihm den Muth, seine Sache noch nicht so leicht aufzugeben. Er ging nochmals in das Haus zurück, wo er den Grafen gesprochen, und verlangte Einlaß in die Zimmer, um auch diese wiederzuerkennen, man lachte ihm in's Gesicht, und warf den Zudringlichen zuletzt die Treppe hinunter und zum Hause hinaus. Er aber pflanzte sich in der Nähe als Wache auf, und hatte Acht auf die Ein= und Ausgehenden. Endlich erkannte er seinen Mann, den Grafen N. und stürzte auf ihn zu, dieser trat befremdet zurück,

und sagte gütig: „Sie irren sich, ich bin der Baron L. und habe Sie nie gesehen!" — „Was", rief der Betrogene, „Sie haben mich nie gesehen? Ich aber erkenne Sie genau, jeden Zug des Gesichts, jeden Ton der Stimme, Sie sind derselbe, der als Graf N. mich zu seinem Sekretair angenommen und als Bürgschaft gleich sechshundert Dukaten von mir empfangen hat!" — „Sechshundert Dukaten?" rief der Baron, „nun wird die Sache ernst, ich sehe, das ist auf eine Prellerei abgesehen, aber da kommen Sie bei mir Unrecht!" Und sogleich rief er den Hausmeister und andre Leute, ließ den Polen festhalten und die Polizei holen, um den unverschämten Spitzbuben zu verhören und nach Befund zu bestrafen. Vergebens betheuerte der Arme, er sei vielmehr das Opfer einer Prellerei, an ihm werde der schändlichste Frevel verübt, er wurde zum Verhaft gebracht, und nach langem Gefängniß und wiederholtem Verhör wurde ihm zuletzt angezeigt, er sei wegen Verdachts, daß er eine Prellerei gegen den Baron L. habe verüben wollen und wegen nicht nachgewiesener Unterhaltungsmittel für immer aus der Hauptstadt verwiesen. Man zwang ihn, dahin zurückzukehren, wo er sich vorher aufgehalten. —

Hier aber fand er Gönner, die ihn unterstützten, und mit Geld und Empfehlungen versehen, kehrte er heimlich nach Wien zurück, fest entschlossen das Aeußerste zu versuchen, und die Büberei aufzudecken und zu Schanden zu machen.

Schon verzweifelnd an seiner Sache trifft er eines Morgens auf der Bastei jemanden, der bei seinem Anblick erschrickt und sich eilig entfernen will, da erkennt der Pole seinen lieben Wiener, der ihn bei dem Grafen

eingeführt hat, er holt ihn ein und packt ihn am Arm, der Erschrockne sammelt sich, schaut ihm dreist in's Auge und fragt was er wolle? Aber der Pole läßt nicht los, führt den Mann, der um keinen Lärm zu machen der Gewalt folgt, zu dem Wirthshause, wo jener ihn zuerst hingebracht, läßt ihn von den Leuten gehörig erkennen, und sendet nach der Polizei. Der Mann, von Angst bedrängt, vergißt seine Rolle, bittet den Polen um Schonung und verspricht Erstattung des Geldes. Der Pole ruft die Anwesenden zu Zeugen dessen auf, was sie eben gehört. Jetzt ist keine Ausflucht mehr möglich, der Mann wird in Verhaft gebracht, die Sache kommt vor Gericht. Da er sich verloren glaubt, im Stich gelassen von dem Andern, so will er nicht allein zu Grunde gehen, er gesteht alles, und nennt den Baron L.

Allein dieser giebt sich so leichten Kaufes nicht. Er läugnet alles und beschuldigt die Beiden, welche gegen ihn auftreten, insgeheim verbunden zu sein um ihn zu prellen. Man stutzt, man verhört den Baron, aber man wagt nicht ihn zu verhaften, er geht frei und stolz umher, und erzählt lachend, was für eine sonderbare Geschichte ihm begegnet ist, er beklagt, daß es keine Galgen mehr giebt. Nicht lange so wird der Pole verhaftet, wegen seines Wiederkommens nach Wien in Anspruch genommen, und soll neuerdings fortgeschafft werden. Allein das Gericht läßt ihn nicht los, und rettet ihn, indem es größere Strenge wider ihn verhängt, vor dem leichteren, aber seiner Sache verderblichen Verfahren.

Die Inzichten gegen den Baron gewannen indeß solche Stärke, daß auch seine Verhaftung endlich beschlossen wurde. Nun entstand das größte Geschrei, der Baron

fand hohen Schutz, hatte mächtige Verwandtschaft. Schwierigkeiten häuften sich auf Schwierigkeiten, es traten Verzögerungen ein, alle Kniffe der Sachwalterei, alles vornehme Ansehn, die dringendsten Einflüsterungen wurden aufgeboten, um den Baron, an dessen Verbrechen schon nicht mehr zu zweifeln war, aus der Schlinge zu ziehen. Man bot dem Polen augenblickliche Freiheit und sein Geld und mehr dazu, wenn er sich auf und davon machen wolle; allein dieser hatte nun auch thätige Rechtsfreunde, und von ihnen ermuthigt, wies er jeden Antrag ab, und erklärte den Spruch des Richters abwarten zu wollen.

Nachdem alle Betriebsamkeit, alle einschüchternden Mahnungen, alle vorgeschobenen Hindernisse bei den unbestechlichen Landrechten nutzlos verschwendet waren, gaben diese endlich ihr Urtheil: der Baron von L. wurde als Theilnehmer an einem schändlichen Betrug des Adels verlustig erklärt und zu lebenswieriger Zuchthausstrafe verdammt; sein Helfer bekam eine nicht viel geringere Strafe, der Pole hingegen sein Geld wieder, fand aber doch gerathen den Ort bald zu verlassen, wo ihm so schrecklich war mitgespielt worden.

In diesem Bericht mögen einige Nebenumstände vielleicht nicht ganz genau sein, da das Ganze viele Jahre hindurch nur im Gedächtniß bewahrt worden, in der Hauptsache aber ist alles zuverlässig so wiedergegeben, wie es damals der junge Mann mir erzählt hatte. „Sehen Sie", sagte er frohlockend beim Schlusse seiner Mittheilung, „das ist unser Stolz und unser Verlaß, solche Rechtspflege, solche Richter! Und da ich mit demselben Gerichte hier zu thun habe, so vertraue ich gutes Muthes auf die Gerechtigkeit meiner Sache, und hoff

meinen Handel zu gewinnen!" Der Eisbudenmann wollte schon lange schließen, und ich sagte dem Erzähler, der mir gleichsam dankbar für die gestattete Herzenserleichterung die Hand drückte, mit besten Wünschen für seine Hoffnungen scheidend gute Nacht.

Am nächsten Abend traf ich ihn abermals; er setzte sich gleich wieder eifrig zu mir, war aber unruhig und weniger zuversichtlich, denn er hatte im Laufe des Tages eine ihm unerwünschte Nachricht gehört. Doch sagte er bald selbst, er müsse den Muth frisch behalten, es gehe die Wahrheit aus noch weit schlimmeren Verwicklungen endlich siegend hervor. Als Beleg erzählte er mir eine gräuelhafte Geschichte von einem galizischen Juden, der einem ungeheuern Unterschleif in Betreff des für Wien zu liefernden Schlachtviehes auf die Spur gekommen war; hier war der Kaiser selbst der Hintergangene, doch der Betrug rankte sich so weit und hoch, daß man für unmöglich hielt, er werde klar an den Tag kommen. Das geschah aber doch, wiewohl erst nach unsäglichem Mißgeschick und Leid, die der Angeber hatte ausstehen müssen. In diesen Erzählungen sprach die höchste Vaterlandsliebe, das schönste Lob für die Gerichte, für den Kaiser selbst, der nie zu bewegen gewesen war, in ihren Gang einzugreifen, den Lauf des Rechtes zu hemmen; dennoch war mir etwas Unheimliches in der abenddunklen Bekanntschaft, und da ich keine romantischen Geheimnisse von Wien — die von Paris gab es damals noch nicht — zu schreiben vorhatte, so wünschte ich den unerfreulichen Stoff dieser Art nicht unnütz anzuhäufen. Ich nahm die folgenden Abende meine Einkehr bei der andern Eisbude, und sah meinen gesprächigen jungen Mann nicht wieder.

Tettenborn, dem ich diese Sachen mittheilte, fand ebenfalls die Bekanntschaft jenes offenherzigen Erzählers bedenklich, und billigte sehr mein Ausweichen. Uebrigens gestand er, jene Geschichten, die auch er aus bester Quelle wußte, seien in der Hauptsache ganz wahr, und er gab noch einige genauere Beziehungen an, welche den Eindruck sehr erhöhten, aber auch erkennen ließen wie mißlich es sei diese Sachen ohne Noth gesprächsweise zu berühren. Aus diesem Grund erachtete er auch nicht für rathsam, über den jungen Mann nähere Erkundigung einzuziehen, wozu sonst die Gelegenheit ganz nahe gewesen wäre, da er mit dem Grafen Sedlnitzky, dem Vorstande der höheren Polizei, auf vertrautem Fuße lebte; lag eine ernste, redliche Sache im Hintergrunde, wie allerdings möglich war, so konnte jedes Erwecken anderweitiger Aufmerksamkeit leicht schaden; war aber dabei irgend eine Falschheit im Spiel, so wußten wir hinlänglich, daß es die undankbarste Sache ist, den Maßregeln der Behörden vorzugreifen oder sie gar aufzudecken. —

Die Zeit meiner Abreise war herangekommen, und ich machte die nöthigen Besuche. Tettenborn aber wollte nicht glauben, daß ich Wien verließe, ohne über die persönlichen Angelegenheiten, die er hartnäckig als schwebend ansehen wollte, von Seiten Metternich's eine schließliche Erklärung empfangen zu haben. Ich sollte ja ein Schreiben des Fürsten erwarten, bemerkte er, vielleicht aber sei es mir schon zugekommen und ich dürfe nur nicht davon sprechen, in diesem Fall bescheide er sich und wolle nicht weiter in mich dringen. Ich mußte wiederholt versichern, daß keine leiseste Spur eines

Antrages der vorausgesetzten Art vorgekommen, daß ein solcher auch doppelt unstatthaft sei, weil weder der Fürst daran denken können ihn zu machen noch ich ihn anzunehmen. „Bedenken Sie", sagte ich, „welche Kluft das Eine Wort bildet, das der Fürst, als er die Erhaltung des Bestehenden voranstellte, und ich die Fortbildung desselben hinzufügen wollte, er dies zurückwies! Aber wäre dies auch anders, und hätte man mir zu bieten was ich weiß daß hier unmöglich ist, unter keiner Bedingung möcht' ich in den hiesigen Staatsdienst treten. Wäre ich fähig noch in Geschäften zu arbeiten, und könnte ich den Wunsch dazu haben, so fände ich daheim genug zu thun, und in einer Richtung, bei der meine Denkart, wo nicht befriedigt, doch beruhigt wäre." Wirklich durfte ich dem politischen Handeln Metternich's nur in Einem Betreff beistimmen, in diesem aber unbedingt und mit offnem, ihm selbst nicht verhehlten Lobe, darin nämlich, daß er im Jahre 1830 mit soviel Besonnenheit und Kraft den Weltfrieden erhalten hatte; ein unter den damaligen Zeitumständen unermeßliches Verdienst, das sich im Jahre 1840 noch Einmal gesteigert wiederholte, als anderwärts so blinde als thörichte Leidenschaft heftig zum verderblichsten Kriege drängte. Für seine Maßnahmen in andren Beziehungen fand ich in mir nur Abneigung, ja Widerwillen und Empörung. Der Freund konnte dies nicht in Abrede stellen, und mußte freilich zuletzt bekennen, daß aus der langen Zeit unsres Zusammenlebens ihm Erinnerungen genug aufstiegen, die unverwerfliche Zeugnisse waren, daß meine Entschließungen und Thätigkeiten von den Geboten unbedingten Ehrgeizes sich unabhängig zu erhalten gewußt, er sah ein, daß

außer der Persönlichkeit des Fürsten, mich hier nichts reizen konnte.

Am Abend des 26. August war ich zuletzt mit den lieben Freunden zusammen. Ich empfing bei spätem Heimgange den letzten Nachteindruck von Wien. Der Blick von der Bastei über das dunkle Glacis nach den erleuchteten Vorstädten war zauberhaft. In den Straßen wechselten mächtige Schlagschatten mit grellen Lichtstreifen. Auf dem Graben war nur noch müdes, behagliches Regen, das mit jedem Augenblicke dunkler und stiller wurde, das ganze großartige Stadtwesen schien wohlthuend sich zu seinem Gegentheil umzuwandeln, zur idyllischen Einsamkeit.

Am nächsten Morgen in aller Frühe reiste ich von Wien ab, und nahm die Straße nach Linz.

Personen.



Voltaire in Frankfurt am Main.

1753.

Die Verhaftung Voltaire's in Frankfurt am Main durch den preußischen Residenten von Freytag ist ein Ereigniß, welchem einst die ganze gebildete Welt in Staunen und Spannung horchte, und das auch den Nachlebenden immer bedeutend bleiben muß, so lange der Name des außerordentlichen Mannes, den die Sache betraf, verbunden mit dem Namen des großen Königs, von dem sie ausging, den Antheil und die Forschung der Betrachtenden aufregen wird. Doch ungeachtet des vielfachen Reizes, der diesem Ereignisse lebenswarm inwohnt, hat dasselbe bisher, nachdem beinahe hundert Jahre darüber hingeflossen, noch keine genügende Beleuchtung empfangen, sondern schwebt nur im ungewissen Lichte der einseitigen Darstellung, welche der gekränkte Theil davon hinterlassen hat. Friedrich der Große hat in seiner hohen Stellung verschmäht, durch irgend eine öffentliche Erklärung den zahllosen Mißurtheilen zu begegnen, welche über jene Vorgänge und über das Maß seiner eignen Betheiligung dabei durch ganz Europa schallten, und von denen sein

Ruhm in den Augen sogar seiner Bewunderer zu leiden hatte. Zwar übernahmen spätere Thatsachen einigermaßen seine Vertheidigung; das erneuerte Entgegenkommen Voltaire's, das bald vollständig hergestellte, in Bewunderung und Freundlichkeit wetteifernde Vernehmen, zeigten offenbar, daß beide Theile das Geschehene vergessen wollten und konnten, und Voltaire selbst, indem er dieser verdrießlichen Sache in seinen Denkwürdigkeiten kurz erwähnte, schloß mit der Aeußerung: „C'était une querelle d'amans: les tracasseries des cours passent; mais le caractère d'une belle passion dominante subsiste longtemps.“ Allein diese spätere billige Ansicht konnte die leidenschaftlichen Zeugnisse der Erbitterung nicht auslöschen, welche der Grimm des Augenblickes hervorgerufen hatte; jedes von Voltaire geschriebene Blatt galt mit Recht als ein des Aufbewahrens werthes Kleinod, und in jeder spätern Ausgabe seiner Werke häufte sich die Sammlung seiner Briefe, deren eine gute Zahl auch jenes Frankfurter Ereigniß bespricht. Endlich im Jahre 1807 erschien sogar eine ausführliche Erzählung aus der Feder eines Augenzeugen, des Florentiners Collini, welcher als Voltaire's Sekretair in jene Vorgänge mitverwickelt worden war, und dessen Bericht natürlich ganz die Farbe derjenigen Seite trägt, auf die er sich gestellt fand. So mußte denn der Name des Königs hiebei mehr und mehr in den Schatten sinken, und wenn der prüfende Forscher auch leicht erkannte, daß nicht alles gläubig anzunehmen sei, was die Gegenseite vorbrachte, so fehlte es doch an einem bestimmten Anhalt, um das Falsche von dem Wahren zu sondern, und ein richtiges Bild des Geschehenen aufzufassen.

Wir waren daher ungemein erfreut, als uns die Gunst wurde, die im Königlichen Geheimen Archiv über jenen Vorgang aufbewahrten Akten einzusehen, welche neben mehreren bis jetzt noch nicht gedruckten Blättern von Voltaire und Mad. Denis, insbesondere die aus dem Königlichen Kabinet erlassenen Befehle und die hierauf erstatteten amtlichen Berichte des Residenten von Freytag enthalten. Wir haben also nunmehr zur Darstellung der Sache dreierlei Hülfsmittel, die Mittheilungen Voltaire's selbst und seiner Nichte, den Bericht seines Sekretairs Collini, und endlich denn auch die preußischen Aktenstücke. Aus der Zusammenhaltung dieser dreifachen Angaben werden sich dem unbefangenen Leser die Thatsachen von selbst in wünschenswerther Deutlichkeit aufstellen.

Das Verhältniß Friedrichs des Großen zu Voltaire können wir als bekannt voraussetzen, wenigstens dürfen wir auf die so belebte als gründliche Schilderung hinweisen, welche der treffliche Preuß in seinem schätzbaren Buche „Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden" auch von diesem Verhältnisse gegeben hat. Nur über Voltaire selbst erlauben wir uns einige vorläufige Bemerkungen, weil der berühmte Mann heutiges Tages in Deutschland doch nur selten gehörig erkannt und gewürdigt wird, und weil er auch eben in dieser Frankfurter Geschichte zu wenig vortheilhaft erscheint, als daß wir nicht gleich im Beginn seinen sonstigen hohen Menschen- und Geisteswerth wahren müßten. Voltaire, im Großen und Allgemeinen edel und wohlgesinnt, von reiner Gluth für die Menschheit erfüllt, und stets beeifert deren Gedeihen und Fortschreiten auch mit eigener Gefahr und Aufopferung zu fördern, war durch die Richtung seiner

staunenswerthen, in solcher Fülle beinahe nie zusammengewesenen Talente, die mit der Entwickelung seiner Nation und seines Zeitalters völlig zusammenstimmten, in seiner Aeußerungsart vorzüglich auf Scherz und Zierlichkeit, auf muntre Laune und beißenden Spott angewiesen; diese Waffen handhabte er in der That mit siegender Meisterschaft, und wenn ihm auch Pracht des Ernstes und strenge Gedankenfolge in seltnem Grade zu Gebote standen, so wurden diese doch von der hinreißenden Anmuth seines sprühenden Witzes weit überflügelt. Eine solche Geistesrichtung aber ist ohne heftige Reizbarkeit des Gemüthes und ohne rastlose Thätigkeit der Einbildungskraft nicht denkbar, und so gesellen sich der Ausübung der schönsten Gaben sogleich die Gefahren leidenschaftlicher Mißgriffe und Uebertreibungen bei. Was im Gebiete des ästhetischen Bildens als Erfindung und Ausschmückung erlaubt und gepriesen wird, erscheint, auf das praktische Leben übertragen, als gehässige Schwindelei, als unziemliche List und Tücke, ja sogar als Unredlichkeit und Lüge. So geschieht es denn auch bei Voltaire, daß wir den im Geiste frei und hoch stehenden Mann, sobald bestimmte Lebensverhältnisse und persönliche Einzelheiten ihn befangen, oft in blinde Leidenschaft, in possenhafte Unart, ja sogar in arglistige Schalkheit hinabgezogen sehen.

Dies war auch der Fall in den Verhältnissen, die er am Hofe Friedrichs gefunden hatte. Sie waren anfangs die besten und glücklichsten, und Voltaire glaubte und hoffte, in ihnen bis zu seinem Lebensende zu verbleiben. Doch das Glück selber trägt den Keim des Uebermuthes und Mißbrauchs in sich, und das durch die höchste Gunst gesteigerte Bewußtsein der eignen Geistesmacht führt zum

irrigen Urtheil über die im Aeußern doch beschränkte Geltung derselben. Zwar unmittelbar zwischen dem Könige und Voltaire entstand keine Spannung, sie lebten in wechselseitiger Anerkennung und Zuneigung. Aber aus der Eifersucht und der Widrigkeit, in welche Voltaire bald mit den andern Franzosen gerieth, die mit ihm in der Nähe des Königs lebten, erhob sich der Keim des Zerwürfnisses, das ihn diesem Kreise zuletzt entzog. Besonders wurde das Verhältniß zu Maupertuis, welches durch Neid und Zwischenträgerei schon genug getrübt war, bald ein unheilbar feindliches, und dieses zumeist, wir müssen es sagen, durch des letztern Schuld. Maupertuis hatte in einem wissenschaftlichen Streite sein entschiednes Unrecht gegen den Physiker König durch die Berliner Akademie der Wissenschaften, die hiebei schmählich mißbraucht wurde, für Recht erklären lassen; Voltaire wollte hiezu nicht schweigen, sein Spott griff lächerliche Meinungen des Gegners an, worüber der König lachte, gleichwohl aber die Veröffentlichung des Angriffs untersagte. Da Voltaire sich hiedurch in seiner schriftstellerischen Selbstständigkeit verletzt fühlte, einen offnen Kampf aber unmöglich fand, so nahm er seine Zuflucht zur List, und brachte seine Sachen unter der Hand in Druck. Dies ließ wieder der König nicht ungeahndet, und Voltaire zog sich in Ungnade vom Hofe zurück. Nun begehrte er in's Ausland zu reisen, wogegen aber der König immer Einwendungen hatte, in welchen Voltaire argwöhnisch den Vorsatz erblickte, ihn für immer und gewaltsam festzuhalten. Doch erfolgte nach einiger Zeit der erbetene Urlaub zur Reise nach Plombieres, und die Einladung, zum Abschied noch den König in Sanssouci zu besuchen. Voltaire fuhr am

18. März 1753 nach Potsdam, bezog wieder seine Wohnung in Sanssouci, speiste jeden Abend in fröhlicher Unterhaltung, bei dem Könige, der völlig mit ihm ausgesöhnt war, versprach nach seiner Badekur im Oktober bei dem Könige zurück zu sein, und reiste am 26. März früh mit seinem Sekretair Collini von Potsdam nach Leipzig ab, während der König an demselben Tage eine Reise zur Truppenschau nach Schlesien antrat.

Voltaire hielt sich in Leipzig drei Wochen auf, in gewohntem litterarischen Fleiße; zugleich fertigte er sein zahlreiches Gepäck nach Straßburg ab, und sorgte, dem verhaßten Gegner, den er in Berlin zurückgelassen, aus dieser sichern Nähe noch einige empfindliche Streiche zu versetzen. Dies gelang ihm vollkommen. Sein Sendschreiben des Doktor Akakia an Maupertuis brachte diesen zu einer Wuth, die sich sogar im Blute des Schreibers kühlen wollte, er sandte dem gebrechlichen, beinahe sechzigjährigen Greis eine Ausforderung auf Pistolen, worauf dieser aber nur mit komischer Kraft und zerschmetternder antwortete, als es durch Pistolenschüsse hätte geschehen können. Diese Streitigkeiten, bei denen Voltaire ebenfalls das litterarische Maß überschritt, und auch den König neckend und höhnend angriff, erzürnten diesen auf's neue, und Maupertuis unterließ nichts, um die schlimmen Eindrücke noch zu verstärken. Bald wurde dem Könige hinterbracht, welche Schmähreden und Spöttereien Voltaire sich erlaube, bald wie derselbe laut geäußert, daß er, dem Käfige glücklich entronnen, nie freiwillig in denselben zurückkehren werde, bald kamen selbst aus Paris Nachrichten, daß Voltaire mit dem Könige für immer gebrochen habe, daß er das von demselben gehabte Vertrauen

in aller Art mißbrauche, und in seinen Briefen schon jetzt die ungehörigsten Plaudereien übe. Jemehr der König ihm sein Innerstes geöffnet, je sorgloser Urtheile über Sachen und Personen ihm mitgetheilt hatte, um desto schmerzlicher mußte er bei dem Gedanken sich empört fühlen, von dem einstigen Liebling so verrathen zu werden. Was Voltaire sagen konnte, durfte dahingestellt bleiben, aber was er zeigen konnte, war nicht gleichgültig. In diesem Betreff beunruhigten den König nicht nur die von ihm in Voltaire's Händen befindlichen Briefe, sondern eben so sehr ein Band Gedichte, die nur in wenigen Abdrücken für die vertrautesten Freunde vorhanden waren, und deren Bekanntwerden dem Könige selbst politischen Nachtheil bringen mußte. Von Unwillen und Besorgniß erregt, traf dieser daher Anstalt, seine Briefschaften und Drucksachen zurückfordern zu lassen und nöthigenfalls die Rückgabe zu erzwingen; er durfte sich hiezu um so mehr berechtigt glauben, als auch Privatpersonen in solchem Falle nicht scheuen, den in ihren Umständen nur immer möglichen Zwang auszuüben; Voltaire stand überdies in des Königs Dienst und durfte auch in der Fremde zum Gehorsam angehalten werden. Damit jedoch ein so häßlich gewordenes Verhältniß völlig aufhörte, und das von Voltaire verbreitete Vorgeben, als wolle man ihn wider Willen in Preußen festhalten, sogleich zerfiele, beschloß der König, ihn zugleich aus dem Dienste zu entlassen, und ihm die Zeichen der bis dahin getragenen Gunst und Würden abzunehmen.

Die Gründe zu solchem Verfahren müssen sich bei dem Könige nach seiner Rückkehr aus Schlesien schnell angehäuft und den herben Entschluß eilig zur Reife gebracht

haben, denn der Geheime Kämmerier Fredersdorff, welcher als ein redlicher, zuverlässiger und tüchtiger Diener in großem Vertrauen stand, erhielt schon am 11. April den Auftrag, an den preußischen Residenten, Kriegsrath von Freytag, zu Frankfurt am Main, wo Voltaire auf der Reise nach Plombieres durchkommen mußte, folgenden Befehl aufzusetzen, welchen der König eigenhändig unterzeichnete:

„Seine Königliche Majestät, unser allergnädigster Herr, machen Dero Residenten und Kriegsrath von Freytag hierdurch in Gnaden bekannt, wie daß der von Voltaire mit ehsten Frankfurt am Main passiren wird, als ist Seiner Königlichen Majestät Befehl, daß Er sich mit Zuziehung des dortigen Hofrath Schmid zu ihm verfügen, dem Voltaire im Namen Seiner Königlichen Majestät den Kammerherrnschlüssel, wie auch das Kreuz und Band pour le mérite abfordern, und da auch der von Voltaire alle seine von hier abgehende Pakete und Emballagen dorthin addressiret, worunter von Seiner Königlichen Majestät höchst eigenen Händen viele Briefe und Skripturen sich befinden werden, als sollen gedachte Pakete und Emballagen, auch seine bei sich habenden Chatullen in Ihrer Gegenwart geöffnet werden, und alles Beschriebene abgenommen werden, ingleichen ein Buch, welches Einlage besaget. Da aber dieser Voltaire sehr intrigant, als haben Sie beiderseits alle Präkaution zu nehmen, daß Er Ihnen nichts verhehlet und unterschläget. Nachdem alles wohldurchgesucht und in Empfang genommen worden, so muß es gut eingepackt werden und an mir nach Potsdam gesandt werden. Allenfalls Er sich mit Gutem Obiges nicht wollte abnehmen lassen, soll Er

mit Arrest bedrohet werden, und so dieses nichts helfen möchte, muß Er wirklich arretirt werden, und ohne Komplimente Alles genommen, Ihn aber alsdann reisen lassen. Ich bin Euer wohlaffektionirter

Frch.

Potsdam, den 11. April 1753."

Daß der König hiezu sich der Hand Fredersdorff's, und nicht eines seiner Kabinetsräthe bediente, darf nicht auffallen, wenn man weiß, daß Friedrich dergleichen Aufträge, die nicht in den Lauf gewöhnlicher Geschäfte fielen, gern durch die seiner Person grade nahestehenden Vertrauten ausführte, und Fredersdorff war es, der auch bei den früheren Mißhelligkeiten zwischen dem Könige und Voltaire als Zwischenträger mit Sinn und Geschick erfolgreich gedient hatte. In diesem Umstande jedoch, daß ein zwar eifriger und kluger, aber zu Geschäften nicht streng eingeübter Diener den Willen des Königs in Worte faßte, liegt der erste Keim aller Verwirrung und alles Mißgeschicks, das sich aus diesem scheinbar einfachen Handel so unselig und verdrießlich für beide Theile entwickelte, und welches dann freilich der thörichte Wahn, die verkehrte Verschmitztheit und der blinde Ungestüm Voltaire's zur äußersten Spitze trieben. Die Mängel des Ausdrucks und die Nachlässigkeit der Ausfertigung fielen auch den Empfängern sogleich auf, denen die eigentliche Meinung der Sache um so weniger klar sein konnte, als sie von den näheren Verhältnissen nicht unterrichtet waren, und wegen der Briefschaften und Skripturen eben so leicht zu wenig als zu viel thun konnten. Beide Beauftragte fühlten indeß, fürerst sei die Hauptsache, solche Vorkehrungen

zu treffen, daß ihnen der Reisende nicht entschlüpfen könne. Und auf diesen Zweck wandten sie ihren besten Eifer mit genugsamer Klugheit. Sie empfingen den Königlichen Befehl am 19. April, brauchten den nächsten Tag zu Erkundigungen und Anstalten, und antworteten am 21. April dem Könige wie folgt:

„Ew. Königlichen Majestät allergnädigste Handschreiben vom 11. d. die von Voltairische Affairen betreffend sind uns vorgestern behändigt worden. Wir haben bei jetzigen Meßzeiten, da alle Moment Fremde ankommen, solche mesures genommen, daß wir hoffen können, Ihn nicht zu verfehlen. Unterdessen kommen wir hierdurch allerunterthänigst anzufragen, ob, wenn er vorgeben sollte, daß seine Emballagen bereits voraufgeschicket wären, man Ihn, bis Er sie zurück kommandirt, allhier in Verwahrung behalten möchte, — und wie die Worte „ingleichen ein Buch, welches Einlage besaget" zu verstehen, gestalten keine Einlagen bei Ew. Königlichen Majestät allergnädigsten Handschreiben befunden worden.

Man spricht hier, daß Er wirklich bettlägerig seie und vor Ausgang der Leipziger Messe nicht hier passiren werde. Wir verharren in devotester und treuester Devotion ꝛc."

Freytag hatte indeß die nöthigen Anstalten erdacht, die in nachfolgendem Promemoria aufgezeichnet sind, und solche dem Hofrath Schmid zur Genehmigung vorgelegt:

„Promemoria."

1. Wird Herr Hofrath Schmid von der Güte sein, sowohl an dem Allerheiligen- als Friedberger Thor die Thorschreiber, welche von denen Einundfünziger dependiren, und welche Respekt und Furcht vor ihnen haben müssen,

dahin und zwar persönlich zu instruiren, daß sie auf die Ankunft des von Voltaire genaue Acht haben; dessen Quartier nicht allein zu befragen, sondern auch der Kutsche sogleich einen Gefreiten nachzuschicken, um zu sehen, ob Er auch in dem angegebenen Wirthshause abgetreten. Hiernächst muß besagtem Hrn. Hofrath von der Ankunft sogleich durch einen besondern Gefreiten Nachricht gegeben werden, welchem der Thorschreiber 20 Kreuzer vor den Gang zu versprechen hat; dem Thorschreiber wäre auch ein Dukat pro discretione zu versprechen. Dem Thorschreiber muß zwar verboten werden, daß Er dem Voltaire nicht eröffne, man habe seinetwegen Bestellungen gethan; doch muß man dem Thorschreiber einen Prätext machen, warum man diese Bestellung thue, nämlich man habe ein Packet Ihme einzuhändigen. Sollte sich der Voltaire einen andern Namen geben, so wäre gut, wenn der Thorschreiber kommittirt würde, alle Franzosen, die mit einer reputirlichen Equipage ankommen, bei dem Hrn. Hofrath anmelden sollen. Er kann auch allenfalls nach seiner Statur und Gesichtsbildung Ihnen beschrieben werden.

2. Bei dem Postmeister Kleeß durch seinen Oberknecht aufpassen lasse, unter dem Prätext, daß Er Ihn weiter führen solle.

3. Wäre gut, wenn Hr. Hofrath einen vertrauten und verständigen Menschen auf Friedberg schickte, welcher allda im Posthaus, bis auf dessen Ankunft, liegen bleiben müßte, und dem man täglich einen Thaler reichen könnte.

4. Wie ich dann eben dergleichen noch heute nach Hanau bewerkstelligen werde.

5. Wäre sich beiderseits zu erkundigen, wo sonsten Hr. von Voltaire bei seiner Durchreis logirt habe.

6. Wäre beiderseits etliche Spionen auszuschicken, welche täglich in die vornehmste Wirthshäuser gingen, und nach einem gewissen französischen Kavalier Namens Maynvillar fragten, sie werden ohne Zweifel die Antwort mit Nein erhalten, hingegen werden sie antworten: Es ist zwar ein Franzose da, aber er schreibt sich Voltaire; und auf diese Art werden wir es erfahren ohne nach ihm zu fragen.

7. Werd ich meinen Briefträger, der mir sehr vertraut ist, ingeheim instruiren, genau Acht zu haben, ob bereits Briefe an denselben angekommen, und an wen sie addressiret worden 2c.

Hr. Hofrath belieben Ihre Gedanken darzu zu setzen, und mir dieses zu remittiren. Mein Mann auf Hanau gehet heute noch ab." —

Schmid, dem eigentlich nur die zweite Rolle beschieden war, der aber heftiger und dreister war, als Freytag, und auf dessen Urtheil dieser daher den größten Werth legte, billigte die gemachten Vorschläge und schritt sogleich zur Ausführung; besonders den siebenten Punkt hielt er für „sehr vorträglich". Da nun Freytag noch aus den Zeitungen ersehen hatte, daß für Voltaire im goldnen Löwen bereits Wohnung bestellt sei, und man ihn allda in einiger Zeit erwarte, so schien es unmöglich, daß er ihnen entgehen könnte, und sie glaubten deshalb auch, die auf den nächsten Stationen aufgestellten Leute mit aller Sicherheit wieder abrufen zu können.

Mittlerweile wurde von Potsdam den 29. April abermals eine Kabinetsordre und wieder von Fredersdorff aus-

gefertigt, worin die frühere bestätigt und in Betreff der ausgelassenen Angabe erläutert wurde. Sie lautet:

„Seine Königliche Majestät geben den von Freytag und Dero Hofrath Schmid hierdurch zur gnädigsten Antwort, daß wann der Voltaire Frankfurt passiren sollte, es bei dem ersten Schreiben bleiben soll. Sollten seine Emballagen schon durch sein, so soll Er so lange arretirt sein, bis Er alle Königlichen Manuskripte richtig ausgeliefert, und muß Er seine Emballagen lassen zurückkommen, damit Sie es beide sehn. Das Buch, welches hauptsächlich mit retour kommen soll, ist benannt Oeuvres de Poesie.

Frch.

Potsdam, den 29. April 1753.

Ordre an den von Freytag und Schmid dem Voltaire seine Emballagen durchzusuchen und die verlangte Manuskripte rauszunehmen."

Auch hier fällt wieder die ungenaue Bezeichnung auf, da es nicht mehr „Briefe und Skripturen" sondern „alle Königlichen Manuskripte" heißt, wobei selbst litterarische Männer zweifelhaft sein konnten, was alles für Papiere und besonders auch bis zu welchem Belange gemeint sein möchten.

Inzwischen vernahm Schmid, daß Voltaire noch in Leipzig mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt und wohl so bald noch nicht in Frankfurt zu erwarten sei. Durch Unwohlsein verhindert auszugehen, schrieb er dies unverzüglich an Freytag, durch ein Billet vom 6. Mai, und meldete zugleich: „Das quästionirte Buch, wovon Seine Königliche Majestät Anregung in deren Befehl gethan,

besteht in einem Band Poesie in Manuskript zur beliebigen Nachricht"; — welche Voraussetzung doch, wie wir schon wissen, irrig war, und nur dazu beitragen mußte, die Verwirrung zu vermehren, da sich schwer begreifen ließ, daß der König auf ein gedrucktes Buch einen so hohen Werth legen sollte.

Eine neue Schwierigkeit erhob sich für Freytag, als ihm Schmid ankündigte, er müsse zu der auf den 28. Mai ausgeschriebenen Generalversammlung der Königlich preußischen asiatischen Handelsgesellschaft nothwendig an jenem Tage in Emden eintreffen, und fordere ihn daher auf, falls Voltaire in der Zwischenzeit ankäme, die Königlichen Befehle nach dem Buchstaben auszuführen, jedoch in Beisein des frankfurtischen Senators Dr. Rücker, der den Abwesenden hiebei zu ersetzen ganz geeignet sei. Freytag aber, wegen dieses neuen Umstandes beunruhigt, wollte diese Stellvertretung nicht sogleich gutheißen, sondern fragte unter dem 22. Mai bei dem Könige an, wen er nach Schmid's Abreise zum Beistand nehmen solle, und ob nicht sein Sekretair Dorn, als schon in Dienstverpflichtung stehend, dazu tauglich erachtet werde? Hierauf erwiederte Fredersdorff am 29. Mai Folgendes:

Hochwohlgeborner Herr
Insonders hochgeehrter Herr Geheimder Kriegesrath.

Auf Euer Hochwohlgeboren abgelassenes an des Königs Majestät unter dem 22. Mai lassen Höchstdieselben allergnädigst wissen, daß, da der von Voltaire sich in Gotha einige Monate aufhalten wird, die aufgetragene Kommission ganz ruhig sein soll, bis der von Voltaire nach verflossener Zeit Frankfurt passiren wird, und da hoffent-

lich der Herr Hofrath Schmid gegen der Zeit wohl wieder zu Hause sein dürfte, so würde es nicht rathsam einen andern Assistenten anzunehmen. Sobald aber der von Voltaire dort passiren werde, bleibe es bei der einmaligen Königlichen Ordre. Es ist mir angenehm bei dieser Gelegenheit zu versichern, wie ich mit der vollkommensten Hochachtung bin

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam, den 29. Mai
1753.

Ergebenster Diener
Fredersdorff.

Die Vorsicht Freytag's war hiedurch gerechtfertigt, der König wollte den Kreis des Geheimnisses nicht erweitert sehen. Jedoch war die Voraussetzung irrig, Voltaire würde noch längere Zeit in Gotha verweilen, und bei seiner Ankunft in Frankfurt dennoch Schmid von Emden schon zurückgekehrt sein. Die Sachen kamen zur Entscheidung, noch bevor Freytag diese Antwort Fredersdorff's empfangen konnte.

Voltaire hatte seine Reise von Leipzig fortgesetzt, war nach der Mitte des April in Gotha eingetroffen, und erfuhr abseiten des dortigen Hofes die beeifertste und schmeichelhafteste Aufnahme. Nachdem er über einen Monat hier verweilt, nahm er seinen Weg über Kassel, wo er den Landgrafen besuchen wollte. Hier fand er unvermuthet den Kammerherrn von Pöllnitz, den bekannten Schriftsteller und Höfling, der zu Friedrichs naher Umgebung in Potsdam gehörte. Voltaire sprach nur flüchtig mit ihm, doch fiel ihm die Anwesenheit des Mannes auf, und er verwunderte sich, was doch Pöllnitz in Kassel vor-

haben möge? Der Argwohn, derselbe könne seinetwegen abgeschickt sein, mag in Voltaire's Seele sich wohl geregt haben, wir finden aber nichts, was diesen Verdacht begründen könnte. Man wußte schwerlich in Potsdam, daß Voltaire nach Kassel kommen würde, wo Pöllnitz auch gar nicht seine Nähe suchte, so wenig er ihm nach Wabern folgte, wo sich der hessische Hof damals aufhielt, und Voltaire ein paar Tage angenehm zubrachte.

Collini giebt eine artige Schilderung von Voltaire's bequemer, herrschaftlicher, reicher Art zu reisen: sie war seinem Alter, seiner Kränklichkeit und seinen Vermögensumständen angemessen, ohne Gepräng und ohne Knickerei, doch immer bemerkbar genug durch ihr stattliches Ansehn; er reiste ganz offen unter seinem Namen, und dachte weder an Geheimniß noch an Täuschung. Seine gute Laune, sein litterarischer Fleiß, verließen ihn auch unterwegs nicht, und jeder Aufenthalt war durch Arbeiten bezeichnet, deren er die verschiedenartigsten unter allen Umständen betrieb und förderte. So völlig harmlos und guter Dinge, kamen die Reisenden über Marburg, Gießen, Butzbach und Friedberg, wo sie sich die Muße nahmen die Salzwerke zu besehen, am 31. Mai gegen Abend wohlbehalten in Frankfurt an, bezogen die im goldnen Löwen vorausbestellten Zimmer, und dachten am folgenden Tage die Reise nach Straßburg fortzusetzen.

Hier beginnt nun eine Reihe von Auftritten, in welchen ein unscheinbarer, auf stillen Verlauf abgesehener Handel zu dem lärmvollsten Ereigniß aufschwoll, und ein Gegenstand der allgemeinen Theilnahme würde. Wir haben die verschiedenartigsten Berichte gegen einander abzuwägen, wobei die Wahrheit aus den unvollkommenen

Zeugnissen doch oft unmittelbar der Anschauung sich aufdrängt.

Freytag schritt gleich am nächsten Morgen zur Vollziehung der Befehle des Königs. Da er auf seine letzten Anfragen noch keine Antwort von Potsdam hatte, so blieb ihm nur übrig, die von Schmid empfohlenen Anordnungen zu befolgen. Er benachrichtigte daher den Senator Rücker, nahm noch einen in Frankfurt auf Werbung liegenden preußischen Offizier zu Hülfe, und begab sich mit beiden am 1. Juni früh zu Voltaire, als dieser eben Anstalten zur Wiederabreise zu treffen vorhatte. Was nun erfolgte, darüber erstattete Freytag noch desselben Tages dem Könige nachstehenden Bericht:

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Nachdeme der Hofrath Schmid nach Emden abgereiset, so hat Er mir einen hiesigen Rathsherrn Namens Rücker, welcher in Ansehung des reformirten Kirchenwesens sich ziemlich preußisch anstellet, auch derjenige gewesen, welcher mir dahier die Generalkollekte vor die verunglückten Breslauer ausgewirket, zum Beistand mit meiner Bewilligung, bis auf weitere Königliche allerhöchste Ordre, substituiret. Da aber unterdessen der von Voltaire gestern hier eingetroffen, so haben mich mit besagtem Senatore Rücker und mit dem hier auf Werbung liegenden Lieutenant von Brettwitz, Allemannischen Regiments, zu dem von Voltaire verfüget. Nach gemachten Politessen eröffnete Ihme Ew. Königlichen Majestät allergnädigste Willensmeinung. Er wurde sehr bestürzt, thate die Augen zu, und lehnte sich hinten an den Stuhl. Ich hatte Ihme nur von denen

Papieren gesprochen, und da er sich rekolligiret, so ließe Er seinen bei sich habenden ami Collini [Freytag schreibt Coligni], den ich heißen einen Abtritt zu nehmen, in das Zimmer kommen, und eröffnete mir zwei Koffers, eine große Chatulle und zwei Portefeuilles. Er machte tausend contestationes von seiner fidélité gegen Ew. Königliche Majestät, wurde wieder ziemlich schwach, wie Er denn wie ein Skelett aussiehet. Bei dem ersten Koffer fande ich gleich beigehendes sub a also eingewickeltes und überschriebenes Packet, welches ich ohne es zu eröffnen dem Offizier zur Verwahrung einhändigte; die übrige Visitation hat von 9 Uhr Morgens bis 5 Nachmittags gedauert, und habe weiter nichts als ein poème, welches er mir nicht gerne lassen wollte, und welches ich mit in das Paket gethan, gefunden. Hierauf ließe das Paket sub a von dem Senatore pitschiren, und ich druckte ebenfalls mein Signet drauf. Ich fragte Ihn auf seine Ehre, ob Er sonsten nichts hätte; so konteßirte er heilig quod non. Nun kamen wir auf das Buch oeuvres de poésiès, das, sagte Er, hätte Er in einem großen Verschlag, Er wüßte nicht, ob er in Leipzig oder Hamburg wäre. Hierauf deklarirte Ihme, daß ich Ihn, ohne diesen Verschlag zu haben, von hier nicht weglassen könnte. Er thate hundert Vorschläge um Ihn fort zu lassen. Er müßte die Bäder brauchen, sonst wäre der Tod vor Ihn gewiß. Da ich die Sache nicht gerne vor den Rath kommen lassen wollte, absonderlich weil Er sich noch wirklich, und auch bei mir, vor einen gentilhomme de chambre von Frankreich ausgiebt, bei welchen Umständen der Magistrat bei Arrestirungen viele Diffikultäten macht; so bin endlich dahin mit Ihme konveniret, daß Er, bis zu An-

kunft oben ermeldten Ballots von Hamburg oder Leipzig, an dem Hause wo er jetzo sich befindet, im Hausarrest verbleiben, und mir zu meiner Sicherheit zwei Paketer von seinen Papieren, so wie sie auf dem Tisch lagen, verpitschirter einhändigen sollte, auch mir den sub A B angeschlossenen Revers ausstellte. Bei dem Hauswirth, welcher einen Bruder in Ew. Königlichen Majestät Diensten hat, und unter Rochau als Lieutenant stehet, Namens Hoppe, habe solche Vorkehrungen getroffen, daß Er mit seinen Habschaften nicht wird wegkommen können; und falls ich Ihme auch etliche Grenadiers zur Wache geben lassen wollte, so sind doch die hiesigen Militairanstalten so beschaffen, daß ich mehr auf dessen Parole, welche er mit einem Eid bekräftiget, als auf die Wache reflektire. Weil Er sich in der That schwach und elend befindet, so habe Ihn dem hiesigen ersten Stadtphysikus zur Pflege übergeben, Ihme auch offeriret mit Ihme in Gärten spaziren zu fahren; auch sonsten meinen Keller und was in meinem Haus ist zu seinen Diensten dargeboten. Worauf ich ihn ziemlich tranquil und getröstet hinterlassen, nachdem er mir zuvor den Schlüssel und den Orden nebst dem Band überliefert.

Noch den nämlichen Abend um 7 Uhr schickte Er mir das Kammerherrndekret — sub C —, und diesen Morgen noch ein Königliches Schreiben — sub D —, welches er unter dem Tisch gefunden zu haben vorgiebet. Ich kann nicht wissen, wie viel Koffres er noch habe, und da ich gar nicht weiß was ich suchen solle, ob es viel oder wenig, so wäre wohl am füglichsten, wenn ein Königlicher Sekretaire hierher käme, der eine genauere Untersuchung anstellen könnte; zumalen da ich Ew.

Königlichen Majestät allerhöchste eigene Hand gar nicht kenne.

Zuletzt hat er an seinen Kommissionaire in meinem Beisein nach Leipzig geschrieben, daß Eingangs erwähnter Ballot an mich spediret werden sollte; und bate mich, an Ew. Königlichen Majestät Geheimden Kämmerier von Fredersdorff zu schreiben, damit Er hier nicht länger aufgehalten würde; Er wollte auch, daß ich dieses per Estafett fortschicken möchte; da nun aber bereits schon drei Louisd'or an Unkosten drauf gegangen, so habe mich der ordinairen Post bedienet. In devotestem Respekt beharrt Ew. Königlichen Majestät rc.

Ich habe Ihme ein reçu wegen dessen mir behändigten zwei Paketer Skripturen ausgestellet, auch auf sein inständiges Anhalten ein Billet an ihn gefertiget, welches Er zur Konsolation an seine Niece schicken wollte, worinnen ich Ihme versprochen, daß Er nach Anlangung des Leipziger Ballots nicht länger aufgehalten werden sollte."

Nach dieser Darlegung ging alles noch glimpflich genug her; Freytag wollte zwar durch die Art seiner Erscheinung einschüchtern, aber zugleich mit Höflichkeit verfahren, wozu das Bewußtsein, mit einem bisherigen Günstling des Königs zu thun zu haben, der vielleicht die Gunst nicht für immer verscherzt hatte, ihn allerdings auffordern mußte, auch sagte ihm wohl die ganze Erscheinung, daß ein Mann von Bedeutung und auch von äußerem Ansehen und Rang ihm vor Augen war. Voltaire's Ueberraschung, nachdem er vernommen was ihm angesonnen werde, war gewiß unverstellt; das Zurücklehnen mit verschlossenen Augen ist bezeichnend, er scheint in dieser Verfassung eiligst überlegt zu haben, was unter den vor=

handenen Umständen zu thun am gerathensten sei, und sein Verstand mußte ihm sagen, daß hier kein Ausweg bleibe als Nachgiebigkeit. Die mühsame Untersuchung des Gepäcks und die Auslieferung der Königlichen Papiere ging denn auch glücklich von Statten. Als aber nun auf das Buch die Rede kam, welches der König verlangte, war es für beide Theile der verdrießlichste Umstand, daß dieses nicht zur Hand, sondern in einer Kiste lag, die erst erwartet wurde, vielleicht auch gar nicht dieses Weges kommen sollte. Voltaire mochte sich anfangs freuen, daß dieser Umstand die Absicht des Königs denn doch zum Theil zu vereiteln schien, wenigstens gab er die Sache schwieriger an, als sie wirklich war, indem er sagte, er selber wisse nicht, ob die Kiste, in welche das Buch mit verpackt worden, in Leipzig oder in Hamburg sei, denn es ist mindestens zweifelhaft, ob er überhaupt Gepäck nach Hamburg gesandt habe, und als er die unausweichliche Nothwendigkeit erkannte, die Kiste kommen zu lassen, wußte er recht gut, daß sie noch in Leipzig war, und die rechte kam auch in kürzester Zeit richtig an. Freytag mochte wohl betroffener sein als Voltaire, konnte aber nicht umhin, das ganze Gewicht seiner eigenen Verlegenheit auf diesen zu werfen, indem er ihm erklärte, ihn nicht fortlassen zu können, bis das Buch abgeliefert worden. Nun sah Voltaire, daß nur er im Nachtheil war, den er durch seine Beredsamkeit vergebens noch abzuwenden suchte; er ging auch wirklich die Bedingung ein, bis zur Ankunft der Kiste unter Ehrenwort in Haft zu bleiben, und das Haus nicht zu verlassen. Allein er sann sogleich auf Listen und Vorwände, wie er sich ohne offenbaren Bruch seinem Versprechen entziehen könnte. Wenigstens

wenn man sieht, welchen Gebrauch er später von den Ausfertigungen machen wollte, die sein inständiges Bitten von Freytag erlangte, und bei denen die Tröstung seiner Nichte als Zweck angegeben war, so darf man zweifeln, ob nicht gleich anfangs seinen Bitten eine arglistige Absicht zum Grunde lag; er mochte fürchten, da man schon die Sachen so streng nahm, so könnten sich in der nächsten Zeit neue Gründe finden sie noch strenger zu nehmen, er war sich gewiß noch vieler Dinge bewußt, welche den Unwillen des Königs verschärfen konnten, deßhalb wünschte er, auf die bloße Ankunft der Kiste sich als frei betrachten zu dürfen; ja die Verpfändung der beiden Pakete von seinen eignen Papieren, — vielleicht grade solche, die er leicht verschmerzen konnte, — hatte vielleicht den Nebenzweck, sobald es ihm beliebte seine Haft als eine nicht durch sein Wort, sondern durch sein Pfand bedingte zu deuten. Das eine dieser Billette findet sich in den Akten und lautet in sehr beeilten Schriftzügen wörtlich:

„J'ai reçu de Monsieur de Voltaire deux paquets d'écritures, cachetés de ses armes, et que je lui rendrai, après avoir reçu la grande malle de Leipzig ou d'Hambourg, où se trouve l'oeuvre des poésies que le roi demande.

Francfort, le 1. juin 1753.

Freytag.
Résident."

Voltaire selbst aber schrieb auf das Rückblatt mit großer sorgfältiger Schrift: „Promesses de Mr. de Freytag."

Die widrige Verhandlung und Nachforschung hatte den ganzen Tag gedauert, und den kränklichen und reizbaren Alten gewiß nicht wenig erschöpft; doch am Abend

war sein Gemüth schon wieder genugsam beruhigt, um sowohl seiner Nichte den Vorfall mitzutheilen, der seine Ankunft in Straßburg auf einige Zeit verzögern werde, als auch andre Briefe von ganz freiem Inhalte zu schreiben, in welchen er des eignen Mißgeschicks nicht erwähnte. Collini versichert, daß er auch ganz unbefangen, als wenn nichts geschehen wäre, an den in Gotha von ihm begonnenen Annales de l'Empire fortgearbeitet habe. Diese ausgezeichnete Fähigkeit und immerwährende Bereitschaft, sich in Fleiß und Forschung zu vertiefen und in schaffender Thätigkeit zu erfrischen, ist unstreitig als ein herrliches Zeugniß der Stärke und Freiheit des Voltaire'schen Geistes auch hier gebührend anzuerkennen.

Ein paar Tage vergingen in diesem ruhigen Abwarten ganz friedlich. Allein Voltaire, dessen Anwesenheit bekannt geworden war, empfing nun viele Besuche, die ihn zum Theil aufregten; das Gefühl nicht frei zu sein, erbitterte ihn mit jedem Tage heftiger. Seine Reizbarkeit war auf's Höchste gestiegen. Collini erzählt, er sei Nachmittags mit Voltaire im Garten des Wirthshauses auf- und abgegangen, als der Buchhändler van Duren sich habe melden lassen, der eben eine große Frechheit gegen Voltaire verübt hatte; kaum habe Voltaire den Buchhändler erblickt, so sei er blitzesschnell auf ihn losgestürzt, habe ihm eine Ohrfeige gegeben, und sich dann entfernt; worauf Collini dem Betroffenen keinen andern Trost zu geben wußte, als die Bemerkung, daß diese Ohrfeige doch von einem großen Manne käme! Voltaire's Stimmung wurde auch bald durch mancherlei Winke und Warnungen erhitzt, die ihn zum Trotz aufforderten, ihm sein Recht gegen die Gewaltthat des preußischen Residenten vorstellten, ihn

9 *

sogar noch schlimmere Gewaltsamkeit fürchten ließen. Als der Herzog von Meiningen zufällig in Frankfurt eintraf, wollte Voltaire demselben aufwarten, und war höchst unwillig, als Freytag dies nicht gestattete. Hierüber berichtet dieser, dem inzwischen auch das Schreiben Fredersdorff's vom 29. Mai zugegangen war, in Antwort auf dasselbe unter dem 5. Juni folgendermaßen:

„Hochwohlgeborner Herr,

Hochgeehrtester Herr Geheimder Kämmerier.

Das mit der letzteren Post an Seine Königliche Majestät allerunterthänigst erlassene wird unter Kouvert Ew. Hochwohlgeboren richtig überkommen und vermuthlich eröffnet worden sein. Es ware bei Ankunft des von Voltaire kein ander moyen, als den von Hrn. Schmid vorgeschlagenen Assistenten zu nehmen. Den Offizier, welcher kein Wort französisch spricht, habe sowohl zu meiner Sicherheit, als auch mir bei dem Voltaire Respekt zu machen, damit ich zu keiner publiken Arrestirung schreiten dorfte, mit darzu genommen. Wie ich mir nun ganz wohl einbilden kann, daß Er noch Skripturen genug hinter sich habe, so weiß ich doch kein Mittel ausfindig zu machen, solche zu überkommen, er müßte denn in die Königlichen Lande zurückgeführet werden, welches aber ohne besonderes Requisitionsschreiben nicht geschehen kann. Er fängt schon an, sich gute Freunde zu machen, die ihme vielleicht Hoffnung bei dem Magistrat Assistenz zu erhalten. Er ware, da ich bei Ihme ware, ziemlich insolent; er verlangte in ein ander Quartier zu ziehen; er wollte dem Herzog von Meiningen aufwarten; ich mußte es ihme, doch mit aller

Politesse, abschlagen; da fuhre Er heraus: „Comment, votre roi me veut arrêter ici, dans une ville impériale? pourquoi ne l'a-t-il pas fait dans ses états? Vous êtes un homme sans miséricorde, vous me donnez la mort, et vous tous serez sûrement dans la disgrace du roi.“ Nachdeme ich ihm ziemlich trucken geantwortet, so habe mich retiriret.

Er scheinet elend und schwach zu sein; ob Er sich aber verstellet, und ob Er vielleicht allezeit wie ein Skelett aussiehet, kann ich nicht wissen.

Wo Er seine andern Ballots, die Er in der Welt herum hat, noch hierher kommen lassen sollte, so wird mir eine ostensible Ordre oder auch eine Requisition an hiesigen Magistrat, Ihn in aller Form zu arrestiren, nöthig sein.

Das Kreuz und den Schlüssel werde mit dem Buch einsenden.

Ich halte diese Gelegenheit vor einen längst gewünschten glücklichen Moment, der mir die Ehre und Gnade verschafft, mit Ew. Hochwohlgeboren einmal in Korrespondenz zu kommen, und versichern zu können, daß ich mit besonderem Attachement und mit wahrer Hochachtung seie 2c.“

Von diesem Tage an nahm Voltaire eine ganz andre Wendung, aller Gleichmuth verließ ihn, er sah das ihm Widerfahrne nicht mehr als ein verdrießliches Abentheuer an, in das man sich gutes Muthes fügen müsse, sondern als einen unerhörten Mißbrauch der Gewalt, als eine schmachvolle Beleidigung, die noch viele andre im Hintergrunde habe; der Triumph seines Feindes Maupertuis, der Hohn seiner Landsleute, denen er bisher im Glanz

und Schutze des ruhmvollen Königs getrotzt hatte, welcher ihn jetzt in den Staub zu treten schien, die wirklich grausame Verläugnung, welche dieser König gegen ihn ausübte, alles dies erbitterte ihn auf's Aeußerste, und er fühlte sich Muth und Geistesmacht genug, um für seine Freiheit und seine Rache jetzt alle Mittel aufzubieten. Unverzüglich wandte er den ganzen Eifer seines Zorns, die volle Gluth seiner Thätigkeit auf diesen Zweck. Aus der Schlinge, in die er gerathen war, sich herauszuziehen, war nun sein heftigstes Bestreben. Gelang ihm nur, aus Frankfurt wegzukommen, so hatte er gewonnen Spiel; eine günstige Viertelstunde war hiebei entscheidend, war diese erlangt und benutzt, so lachte er nachher die Andern aus. Gleich zuerst hatte er versucht, das Ansehn des Königs selber gegen den Residenten aufzuwenden, Mißverstand und Uebereilung vorauszusetzen, mit dem Zorn und der strengen Ahndung des Königs zu drohen, wenn die Sache zu dessen Kenntniß gekommen sein würde, und allerdings mochte Freytag hiebei sich nicht allzu wohl fühlen und mancher ängstlichen Betrachtung Raum geben; indeß waren die empfangenen Befehle zu entschieden, als daß er sich hätte erlauben dürfen von ihnen abzuweichen, er mußte sie erfüllen, selbst auf die Gefahr, dafür nachher Tadel und Vorwürfe einzuärnten. Da Voltaire durch diesen Versuch, den König gegen Freytag zu gebrauchen, nichts ausrichtete, so mußte er nun den König selbst bekämpfen. Ihm den vermeintlich schon gewissen Sieg zu entreißen, den dienenden Werkzeugen eine Nase zu drehen, sich selbst im Vortheile nicht nur des Rechtes sondern auch des Erfolges darzustellen, das machte er sich zur dringendsten Aufgabe. Allerdings hatte Voltaire hiezu

große Hülfsmittel, seine Bewunderer und Anhänger waren zahllos, er selbst hatte eine Art von Machtansehn, seine Verbindungen reichten überall zu den höchsten Personen; doch verrechnete er sich diesmal in der Bedeutung und Anwendbarkeit der Kräfte, die einem Privatmann gegen politische Macht zustehen. Voltaire fühlte wohl, daß er seine Sache gleich in den höchsten Regionen anknüpfen müsse. Könnte er dem Könige von Preußen mit dem Kaiser Trotz bieten und entrinnen, so war ihm dies unstreitig die süßeste Rache, dem Könige der empfindlichste Streich. Geblendet von dieser Vorstellung ging er rasch an's Werk, und entwarf ein Schreiben an den Kaiser Franz den Ersten, welches wir nach dem Abdruck in Beuchot's trefflicher Ausgabe der Werke Voltaire's hier mittheilen:

„Sire,

C'est moins à l'empereur qu'au plus honnête homme de l'Europe que j'ose recourir dans une circonstance qui l'étonnera peut-être, et qui me fait espérer en secret sa protection.

Sa Sacrée Majesté me permettra d'abord de lui faire voir comment le roi de Prusse me fit quitter ma patrie, ma famille, mes emplois, dans un âge avancé. La copie ci-jointe, (de la lettre du roi de Prusse, du 23 août 1750) que je prends la liberté de confier à la bonté compatissante de Sa Sacrée Majesté, l'en instruira.

Après la lecture de cette lettre du roi de Prusse, on pourrait être étonné de ce qui vient de se passer secrètement dans Francfort.

J'arrive à peine dans cette ville, le 1er juin, que le sieur Freytag, résident de Brandebourg, vient dans ma chambre, escorté d'un officier prussien, et d'un avocat, qui est du sénat, nommé Rücker. Il me demande un livre imprimé, contenant les poésies du roi son maître, en vers français.

C'est un livre où j'avais quelques droits, et que le roi de Prusse m'avait donné, quand il fit les présents de ses ouvrages.

J'ai dit au résident de Brandebourg que je suis prêt de remettre au roi son maître les faveurs dont il m'a honoré, mais que ce volume est peut-être encore à Hambourg, dans une caisse de livres prête à être embarquée; que je vais aux bains de Plombières, presque mourant, et que je le prie de me laisser la vie en me laissant continuer ma route.

Il me répond qu'il va faire mettre une garde à ma porte; il me force à signer un écrit par lequel je promêts de ne point sortir jusqu'à ce que les poésies du roi son maître soient revenues; et il me donne un billet de sa main conçu cn ces termes:

„Aussitôt le grand ballot que vous dites d'être à Leipsick ou à Hambourg sera arrivé, et que vous aurez rendu l'oeuvre de poëshie à moi, que le roi redemande, vous pourrez partir où bon vous semblera.“

J'écris sur-le-champ à Hambourg pour faire revenir l'oeuvre de poëshie pour le quel je me trouve prisonnier dans une ville impériale, sans aucune formalité, sans le moindre ordre du magistrat, sans la moindre apparence de justice. Je n'importunerais pas Sa Sacrée Majesté s'il ne s'agissait que de rester

prisonnier jusqu'à ce que l'oeuvre de poëshie; que M. Freytag redemande, fût arrivé à Francfort, mais on me fait craindre que M. Freytag n'ait des desseins plus violents, en croyant faire sa cour à son maître, d'autant plus que toute cette avanture reste encore dans le plus profond secret.

Je suis très loin de soupçonner un grand roi de se porter, pour un pareil sujet, à des extrémités que son rang et sa dignité désavoueraient, aussi bien que sa justice, contre un vieillard moribond qui lui avait tout sacrifié, qui ne lui a jamais manqué, qui n'est point son sujet, qui n'est plus son chambellan, et qui est libre. Je me croirais criminel de le respecter assez peu pour craindre de lui une action odieuse. Mais il n'est que trop vraisemblable que son résident se portera à des violences funestes, dans l'ignorance où il est des sentiments nobles et généreux de son maître.

C'est dans ce cruel état qu'un malade mourant se jette aux pieds de Votre Sacrée Majesté, pour la conjurer de daigner ordonner, avec la bonté et le secret qu'une telle situation me force d'implorer, qu'on ne fasse rien contre les lois, à mon égard, dans sa ville impériale de Francfort.

Elle peut ordonner à son ministre dans cette ville de me prendre sous sa protection; elle peut me faire recommander à quelque magistrat attaché à son auguste personne.

Sa Sacrée Majesté a mille moyens de protéger les lois de l'Empire et de Francfort; et je ne pense pas que nous vivions dans un temps si malheureux que M. Freytag puisse impunément se rendre maître de

la personne et de la vie d'un étranger, dans la ville où Sa Sacrée Majesté a été couronnée.

Je voudrais, avant ma mort, pouvoir être assez heureux pour me mettre un moment à ses pieds. Son Altesse Royale madame la duchesse de Lorraine, sa mère, m'honorait de ses bontés. Peut-être d'ailleurs Sa Sacrée Majesté pousserait l'indulgence jusqu'a n'être pas mécontente, si j'avais l'honneur de me présenter devant elle, et de lui parler.

Je supplie Sa Majesté Impériale de me pardonner la liberté que je prends de lui écrire, et, surtout, de la fatiguer d'une si longue lettre; mais sa bonté et sa justice sont mon excuse.

Je la supplie aussi de faire grace à mon ignorance, si j'ai manqué à quelque devoir dans cette lettre, qui n'est qu'une requête secrète et soumise. Elle m'a déjà daigné donner une marque de ses bontés, et j'en espère une de sa justice. Je suis avec le plus profond respect etc. Voltaire, gentilhomme ordinaire de Sa Majesté très-chrétienne.

à Francfort, le 5. juin."

Um dieses Schreiben an seine Bestimmung gelangen zu lassen, wandte er sich an einen hohen Staatsmann, mit welchem er in günstigstem Verhältnisse zu stehen sich schmeicheln durfte, und der ihm vollkommen geeignet schien, sein Anliegen bei dem Kaiser zu vermitteln. Der Name ist ungenannt geblieben, allein es wird vermuthet, daß der Graf Friedrich von Stadion gemeint sei, Wirklicher Geheimer Rath des Kaisers und Großhofmeister und Staatsminister des Kurfürsten von Mainz. Voltaire sandte ihm die Bittschrift an den Kaiser mit nach=

stehendem Begleitbriefe, den wir ebenfalls aus Beuchot entlehnen:

„A qui puis-je mieux m'adresser qu'à Votre Excellence? Elle m'a comblé de ses bontés, elle m'a procuré des marques de la bienveillance de Leurs Majestés Impériales, et je regarde aujourd'hui comme un de mes devoirs de n'implorer que sa protection. Je suis sûr du secret avec Votre Excellence; elle verra de quelle nature est l'affaire dont il s'agit par la lettre à cachet volant que je prends la liberté de mettre aux pieds de Sa Sacrée Majesté l'empereur. Elle verra que ce qui se passe à Francfort est d'un genre bien nouveau; elle sentira assez quel est mon danger de recourir à Sa Sacrée Majesté, dans des conjonctures où tout est à craindre, avant qu'un étranger, qui ne connait personne dans Francfort, puisse se soustraire à la violence.

J'espère que ma lettre et les ordres de Sa Majesté Impériale pourront arriver à temps. Mais si vous avez la bonté, Monsieur, de me protéger dans cette circonstance étonnante, je vous supplie que tout cela soit dans le plus grand secret. Celui que mon persécuteur, le sieur Freytag, ministre du roi de Prusse, garde soigneusement, prouve assez son tort et ses mauvais desseins. Je ne puis me défendre qu'avec le secours d'un ordre aussi secret adressé à Francfort à quelque magistrat attaché à Sa Majesté Impériale; c'est ce que j'attends de l'équité et de la compassion de Votre Excellence.

Mon hôte, chez qui je suis en prison par un attentat inouï, m'a dit aujourd'hui que le ministre du

roi de Prusse, le sieur Freytag, est en horreur a toute la ville, mais qu'on n'ose lui résister.

Votre Excellence est bien persuadée que je ne demande pas que Sa Majesté Impériale se compromette: je demande simplement qu'un magistrat à qui je serai recommandé, empêche qu'il ne se fasse rien contre les lois.

Je supplie Votre Excellence de vouloir bien m'adresser sa réponse par quelque homme affidé; sinon je la prie de daigner m'écrire par la poste, d'une manière générale. Elle peut assurer l'empereur, ou Sa Sacrée Majesté l'impératrice, que, si je pouvais avoir l'honneur de leur parler, je leur dirai des choses qui les concernent; mais il serait fort difficile que j'allasse à Vienne incognito; et ce voyage ne pourrait se faire qu'en cas qu'il fût inconnu à tout le monde. J'appartiens au roi de France, je suis très incapable de dire jamais un seul mot qui puisse déplaire au roi mon maître, ni de faire aucune démarche qu'il pût désapprouver. Mais, ayant la permission de voyager, je puis aller partout sans avoir de reproches à me faire; et peut-être mon voyage ne serait pas absolument inutile. Je pourrais donner des marques de ma respectueuse reconnaissance à Leurs Majestés Impériales, sans blesser aucun de mes devoirs. Et si, dans quelque temps, quand ma santé sera raffermie, on voulait seulement m'indiquer une maison à Vienne où je pusse être inconnu quelques jours, je ne balancerais pas. J'attends vos ordres, Monsieur, et vos bontés.

Je suis avec la reconnaissance la plus respec-

tueuse, etc. Voltaire, gentilhomme ordinaire de la chambre du roi très-chrétien.

à Francfort-sur-le-Mein, au Lion d'Or, le 5 juin.“

Wir wollen uns bei den sichtlichen Täuschungen, der falschen Beurtheilung aller Verhältnisse, den thörichten Hoffnungen, welche diesen beiden Schreiben zum Grunde liegen, nicht weiter aufhalten; doch so klug war Voltaire auch in seiner Verblendung, nicht ein offenbares Auftreten des Kaiserlichen Ansehns für seine Sache zu erwarten, sondern nur die Vergünstigung zu erbitten, daß im Stillen die Wirksamkeit jenes Ansehns für ihn gebraucht, der Magistrat von Frankfurt durch andringliches Vorhalten des Kaiserlichen Namens eingeschüchtert und zu dem Beschlusse bewogen würde, dem preußischen Residenten fernere Machthülfe zu versagen, Voltaire's Abreise zu beschützen, oder auch als Flucht heimlich geschehen zu lassen; daß sein Schreiben erst nach Wien gehen, dort Entschließungen hervorrufen und diese dann in Frankfurt zur Anwendung kommen sollten, war schwerlich seine Meinung; so große Frist, als hiezu erforderlich war, wollte er seiner jetzigen Haft wohl nicht voraussetzen; die Wirkung seines Anrufs an den Kaiser sollte in der Nähe Statt finden, sollte den hohen Gönner, und allenfalls den Kurfürsten von Mainz, veranlassen, in Frankfurt unter der Hand aufmerksam zu machen, daß das Reichsoberhaupt die bewiesene Gefälligkeit für Preußen mißbilligen dürfte. Beide Schreiben machen übrigens der Besonnenheit und richtigen Erwägung des Abfassers wenig Ehre, und sie konnten unmöglich einen guten Eindruck hervorbringen. Die bittende Schmeichelei wird durch ihre Aufdringlichkeit widrig, und verräth sogleich, daß sie nur

dem augenblicklichen Zwecke dienen soll. Das Hindeuten auf Mittheilungen, welche Voltaire dem Kaiserlichen Hofe zu machen im Stande wäre, und welche nur als ein Verrath an dem Könige, der ihm sein Vertrauen geschenkt hatte, gemeint sein können, ist die größte Selbstvergessenheit, in welche sich Voltaire je hat sinken lassen; der Kaiserliche Hof selber mußte dies Anerbieten verächtlich finden, und begehrte die Staatsgeheimnisse Preußens wohl nicht durch Voltaire zu erfahren! Die Darlegung der Vorgänge selbst hat einiges Ungenaue, das wir aber dem verzweifelten Gefangenen, der sein eigner Sachwalter sein muß, verzeihen können. Die beharrliche Wiederholung der lächerlichen Schreibart poëshie, die er dem Residenten Freytag aufmutzt, wäre wenigstens unschicklich, aber sie ist wohl noch schlimmeres! Fast überall, wo Voltaire dieser Vorgänge gedenkt, ist er beflissen, diese Lächerlichkeit mit anzubringen, die als unauslöschlicher Fleck dem armen Freytag ewig zu Spott und Verachtung anhaften soll. Die Sache ist höchst unbedeutend, besonders in Betracht jener Zeit, in welcher die besten Schriftsteller selten fehlerfrei schrieben; auch Voltaire selbst machte dergleichen Schnitzer, und seine Nichte Mad. Denis läßt es daran nicht fehlen, sie waren einem preußischen Beamten wenigstens nicht höher anzurechnen. Was aber unsern Fall besonders merkwürdig macht, ist der Umstand, daß der gerügte Fehler in Freytag's Handschriften sich gar nicht findet, sondern von Voltaire ihm geradezu angedichtet ist! Freytag schreibt in den zahlreichen Fällen, wo er das Wort gebraucht, immer poesie oder poesies, und nicht ein einzigesmal poëshie. Eben so wenig kommt die Entstellung von monsieur in monsir, welche Voltaire

gleicherweise dem Gegner beiher andichtet, in dessen Handschrift vor. Ueberhaupt erscheint derselbe des Französischen kundig genug, um als Geschäftsmann völlig damit auszureichen, und wenn ihm auch in seinem schweren Kanzleideutsch behaglicher ist, so verschmäht er doch sogar in diesem nicht eine Berufung auf Molière, was mehr ist als man verlangen durfte!

Wie sehr Voltaire's Eifer und Blindheit mit jedem Tage stiegen, sehen wir aus einem zweiten von Beuchot mitgetheilten Schreiben an den hohen Staatsmann, dem er diesmal zumuthete, gradezu ein Falsum für ihn zu verüben oder verüben zu lassen, ihm einen falschen Titel und mit diesem den Schein einer Eigenschaft beizulegen, die er nicht besaß, und nie besitzen konnte. Dieser Anschlag war so unwürdig, als verzweifelt und thöricht, und wäre sogleich als eine schlechte List erkannt worden. Die Rathgeber, denen er hierin folgte, dienten ihm schlecht, und erhitzten ihn mit grundlosen Vorstellungen. Auf diese Weise konnte er nichts gewinnen, im Gegentheil mußte er den Personen selbst, an die er sich wandte, nur gering und widrig erscheinen. Der Brief lautet folgendermaßen:

„Monsieur,

Ce matin, le résident de Mayence m'est venu avertir que la plus grande violence était à craindre, et qu'il n'y a qu'un seul moyen de la prévenir; c'est de paraître appartenir à Sa Sacrée Majesté Impériale. Ce moyen serait efficace, et ne compromettrait personne; il ne s'agirait que d'avoir la bonté de m'écrire une lettre par laquelle il fût dit que j'appartiens à Sa Majesté; et que le dessus de la lettre portât

le titre qui serait ma sauvegarde. Par exemple, à M. de . . . chambellan de Sa Sacrée Majesté; et on me manderait dans le corps de la lettre que je dois aller à Vienne sitôt que ma santé le permettra.

Votre Excellence peut être persuadée que si on avait la bonté de m'écrire une telle lettre, je n'en abuserais pas, et que je ne la montrerais qu'à la dernière extrémité.

Je n'ose prendre la liberté de demander cette grace; mais si la compassion de Votre Excellence, si celle de Leurs Majestés Impériales daignait condescendre à cet expédient, ce serait le seul moyen de prévenir un coup bien cruel. Ce serait me mettre en état de marquer ma sincère reconnaissance, et encore une fois, on ne serait pas mécontent de m'entendre.

Mais, Monsieur, s'il y a le moindre inconvénient aux partis que je propose avec la plus profonde soumission, et avec toute la défiance que je dois avoir de mes idées, s'il n'y a pas moyen de prévenir la violence, je suis sûr au moins que Votre Excellence me gardera un secret dont dépend ma vie; je suis sûr que Leurs Sacrées Majestés ne me perdront pas si elles ne sont pas dans le cas de me protéger.

En un mot, Monsieur, j'ai une confiance entière dans l'humanité et dans les vertus de Votre Excellence, et, quelque chose qui arrive, je serai toute ma vie, avec le plus profond respect, Monsieur, de Votre Excellence le très humble et très-obéissant serviteur Voltaire.

à Francfort, au Lion d'Or, 7 juin 1753."

Während Voltaire mit der erdichteten Eigenschaft eines Kaiserlichen Kammerherrn etwas auszurichten hoffte, ließ er auch seine wirkliche Eigenschaft als Kammerjunker des Königs von Frankreich, wie wir gesehen, nicht ungenutzt. Allein er fühlte wohl, daß er mit der Berufung auf seine Heimathverhältnisse sehr vorsichtig zu sein Ursache hatte. Der König war ihm abgeneigt, die Hauptstadt ihm verboten, durch sein Verhältniß in Preußen sein Anspruch auf das Vaterland zweifelhaft geworden. Er konnte gegen Freytag und bei der Stadt Frankfurt wohl darauf pochen, ein Franzose zu sein, wußte aber sehr gut, daß die französische Regierung nicht den geringsten Schritt für ihn thun würde. Indeß durfte er hoffen, durch seine zahlreichen Freunde und Gönner in Frankreich doch große Wirkungen hervorzubringen, und er unterließ gewiß nichts, was den Eifer der Seinen befeuern, die Meinung zu seinem Vortheil stimmen, die Gegner schrecken und hemmen konnte. Mad. Denis, welche von Paris zu seinem Empfange nach Straßburg gekommen war und ihn dort erwartete, war die Mittelsperson dieses Betriebes, und that ihrerseits alles Mögliche, denselben zu verstärken. Von den Briefen, welche Voltaire in dieser Zeit an seine näheren Freunde muß geschrieben haben, ist bei Beuchot nur einer an den Grafen d'Argental aufbewahrt, und er lautet wie folgt:

„Ma nièce me mande de Strasbourg que j'ai fait un beau quipropro; pardonnez, mon cher ange. Vous avez dû être un peu étonné des nouvelles dont vous aurez deviné la moitié en lisant l'autre. Je ne doute pas que ma nièce ne vous ait mis au fait, et ne vous ait renvoyé la lettre qui était pour vous.

Vous verrez ci-joint un petit échantillon des calculs de Maupertuis. Est-ce là sa moindre action?

Il n'est pas moins surprenant que, pour se faire rendre un livre qu'on a donné, on arrête, à deux cents lieues, un homme mourant qui va aux eaux. Tout cela est singulier. Maupertuis est un plaisant philosophe.

Mon cher ange, il faut savoir souffrir; l'homme est né en partie pour cela. Je ne crois pas que toute cette belle avanture soit bien publique; il y a des gens qu'elle couvre de honte; elle n'en fera pas à ma mémoire.

Adieu, mon cher ange; adieu, tous les anges. La poste presse. Et le pauvre petit abbé, où diable fait-il pénitence de sa passion effrénée pour le bien public? Portez-vous bien.

à Francfort-sur-le-Mein, sous l'enveloppe de M. James de Lacour; ou, si vous voulez, à moi chétif, au Lion d'Or."

Mad. Denis, als sie den unfreiwilligen Aufenthalt ihres Onkels in Frankfurt sich verlängern sah, wollte ihm wenigstens mit Trost und Pflege zur Seite stehen, und traf am 9. Juni in Frankfurt ein, wo sie in demselben Gasthof, wo Voltaire seine Gefangenschaft abwartete, ihre Wohnung nahm. Diese Nichte, welche ein böses Weib zu nennen uns Voltaire selbst das Recht giebt, war die Wittwe eines französischen Offiziers, welche bei dem Mangel eignen Vermögens auf die große Erbschaft ihres Onkels hoffte, und sich demselben aus diesem Grunde anschloß, übrigens aber wenig Liebe zu ihm hatte, im Gegentheil ihn durch Härte und Selbstsucht kränkte. Der

in solch nahen Verhältnissen überaus liebenswürdige Greis kannte die Nichte recht gut, wie ein rührender Klagebrief uns klar genug beweist, aber mit Willen drückte er die Augen zu, und suchte die Nichte nur immer zu begütigen, auch sie vor der Welt stets im günstigsten Licht erscheinen zu lassen. Den König von Preußen haßte sie, weil er seine Bewunderung und Liebe für Voltaire nie auf die ihm wenig zusagende Nichte hatte überströmen lassen; sie hatte nie aufgehört, so lange Voltaire in Preußen war, sein Mißtrauen gegen den König zu erregen, seine Unzufriedenheit zu nähren. Der Frankfurter Vorgang schien ihren Vorhersagungen volles Recht zu geben, und ihre Empörung stimmte leidenschaftlich in die des Onkels ein, dessen Thätigkeit sie nun aus allen Kräften unterstützte. Nun hatte Voltaire den Vortheil, eine Frauenhand schreiben zu lassen, die er leiten konnte, ohne daß sie ihn verantwortlich machte, und gleich in den nächsten Tagen liefen neue Bitten, Anforderungen und Beschwerden nach allen Richtungen aus. Wir finden bei Beuchot den Schluß eines Briefes vom 11. April, den Voltaire seiner Nichte an den Grafen d'Argenson diktirt zu haben scheint: „Voilà — heißt es darin — la cruelle situation où je me trouve. Je n'ai pas la force de vous écrire de ma main. Je vous conjure de lire la lettre du roi de Prusse, ci-jointe. Quelque connaissance que vous ayez du coeur humain, vous serez peut-être surpris. Mais vous le serez peut-être encore davantage des choses que j'aurai à vous dire à mon retour.“ Der hier erwähnte Brief des Königs ist wieder derselbe, den auch der Kaiser lesen sollte, nämlich der Einladungsbrief nach Sanssouci, aus dem sich Voltaire eine Waffe

machte, und den er in Abschriften möglichst verviel-fältigte.

An dem genannten Tage schrieb Mad. Denis auch an den preußischen Gesandten in Paris, Lord Marischal, der schon früher, auf eigne Hand oder im Auftrag, mit Mad. Denis über des Königs handschriftliche Papiere, welche derselbe nicht in jetzt unvertrauten Händen lassen wollte, verhandelt und deren Ablieferung empfohlen hatte. Nachstehender Brief von ihm an Mad. Denis, aus Paris vom 1. Juni, scheint erst in Frankfurt an sie gelangt zu sein. Lord Marischal schrieb:

„J'espère, Madame, que vous aurez vu votre oncle pour votre satisfaction et son profit. Votre bon sens et douceur le calmeront et le remettront, je me flatte, à la raison. N'oubliez pas surtout le contrat. J'ai répondu au roi mon maître de votre honnêteté, je ne m'en repents pas, mais je suis embarrassé du retardement. et si je ne l'ai pas bientôt, je ne saurais que dire. Il y a aussi certains écrits ou poésies qu'il me faut, je compte sur votre bon esprit, et permettez moi de vous représenter encore que votre oncle, s'il se conduit sagement, non seulement évitera le blame de tout le monde, mais qu'en homme sensé il le doit par intérêt, les rois ont les bras longs.

Voyons les pays (et ceci sans vous offenser) où M. de Voltaire ne s'est pas fait quelque affaire ou beaucoup d'ennemis. Tout pays d'inquisition lui doit être suspect; il y entrerait tôt ou tard. Les Musulmans doivent être aussi peu contents de son Mahomet que l'ont été les bons chrêtiens. Il est trop vieux pour aller à la Chine et devenir mandarin, en

un mot s'il est sage il n'y a que la France qui lui convienne. Il y a des amis, vous l'aurez avec vous pour le reste de ses jours, ne permettez pas qu'il s'exclue de la douceur d'y revenir, et vous sentez bien, s'il lâchait des discours ou des épigrammes offensantes envers le roi mon maître, un mot qu'il m'ordonnerait de dire à la cour de France suffirait pour empêcher M. de Voltaire de revenir, et il s'en repentirait quand il serait trop tard. Genus irritabile vatum, votre oncle ne dément pas le proverbe; modérez-le, ce n'est pas assez de lui faire entendre raison, forcez-le de la suivre. Horace, me semble, dit quelque part que les vieillards sont babillards, sur son autorité je vais vous faire un conte. Quand la discorde se mit parmi les Espagnols conquérants du Pérou, il y avait à Cusco une dame (je voudrais que ce fut plutôt un poète pour mon histoire) qui se déchainait contre Pizarro. Un certain Caravajal, partisan de Pizarro et ami de la dame, vint lui conseiller de se modérer dans ses discours, elle se déchaina encore plus; Caravajal, après avoir taché inutilement de l'appaiser, lui dit: „Comadre, vio que para hazer callar una muger es menester apretar la garganta“ (ma commère, je vois que pour faire taire une femme il faut lui serrer le gosier) et il la fit dans le même moment pendre au balcon. Le roi mon maître n'a jamais fait de mechancetés, je défie ses ennemis d'en dire une seule; mais si quelque grand et fort Preisser, offensé des discours de votre oncle lui donnait un coup de poing sur la tête, il l'écraserait. Je me flatte

que quand vous aurez pensé à ce que je vous écris, vous serez convaincue que le meilleur ami de votre oncle lui conseillerait comme je fais, et que c'est par vraie amitié et sincère attachement pour vous que je vous parle si franchement; je voudrais vous servir, je voudrais adoucir le roi. Empêchez votre oncle de faire des folies, il les fait aussi bien que des vers, et qu'il ne détruise pas ce que je pourrais faire pour vous à qui je suis fidèlement dévoué. Bon soir; ne montrez pas ma lettre à votre oncle, brûlez-la, mais dites lui en bien la substance comme de vous même! —"

Mad. Denis antwortete hierauf:

„J'ai à peine la force de vous écrire, Milord; j'arrive ici très-malade, et j'y trouve mon oncle mourant et en prison dans une auberge abominable. Il est affligé de la colère d'un prince qu'il a adoré et qu'il voudrait aimer encor; mais son innocence lui donne un courage dont je suis étonnée moi-même au milieu de tous les maux qui l'environnent. Il est très-vrai qu'il n'a point le contrat dont il est question, il est très-vrai qu'il a crû me l'avoir envoyé et que peut-être il me l'a envoyé en effet, il se peut faire qu'il se soit perdu dans une lettre qui ne me sera point parvenue comme bien d'autres; peutêtre aussi sera-t-il dans cette caisse qui est en chemin pour revenir, ou dans ses papiers à Paris. Pour obvier à tous ces inconvéniens, n'ayant pas la force d'écrire, il vient de dicter à un homme sûr, un écrit qui non seulement le justifie, mais annule à jamais ce contrat, et qui doit assurément désarmer Sa Majesté. Je crois, Milord,

que vous serez content, d'autant que si jamais ce contrat se retrouve notre premier soin sera de le rendre, malgré l'écrit que nous vous envoyons.

Je suis si malade, et mon oncle me donne pour sa vie des inquiétudes si réelles, qu'il ne me reste que la force de vous demander pour lui et pour moi votre amitié. Ne doutez jamais des sentiments de reconnaissance et d'attachement avec lesquels j'ai l'honneur d'être, Monsieur, votre très-humble et très-obéissante servante

à Francfort, ce 11 juin.

Mignot Denis."

Die uns vorliegende Urschrift ist von Voltaire's Hand an ein paar Stellen nachgebessert, und daher ganz als in seinem Sinne verfaßt anzunehmen.

Das wichtigste Schreiben aber, welches Mad. Denis an demselben 11. Juni absandte, war an den König selbst gerichtet, und ohne Zweifel von Voltaire eingegeben. Dies war der richtige und einzige Weg; hätte Voltaire seinen Stolz überwinden können, und gleich den ersten Tag an den König geschrieben, wie viele grausame Qualen hätte er sich erspart! Seine Handschrift würde den alten Zauber geübt, das Mißtrauen des Königs beruhigt, eine milde Freundlichkeit wieder hergestellt haben. Denn selbst jetzt, da er sich trotzig verhielt, wollte der König ihn keineswegs hart behandeln, noch weniger ihn einige Schmach empfinden lassen, wie die späteren Erlasse darthun. Die Ungeduld Voltaire's, welche freilich durch des Königs mittlerweile eingetretene Reise nach Preußen, durch die Langsamkeit der Posten und Nachrichten, auf eine harte Probe gestellt wurde, verdarb alles, und

entfernte durch klägliche Verwirrung den schon nahen guten Ausgang. Wir geben den Brief der Mad. Denis getreu nach ihrer eigenhändigen Schrift:

„Sire,

Je n'aurais jamais osé prendre la liberté d'écrire à Votre Majesté sans la situation cruelle où je suis. Mais à qui puis-je avoir recours si non à un monarque qui mêt la gloire à être juste et à ne point faire de malheureux.

J'arrive ici pour conduire mon oncle aux eaux de Plombières. Je le trouve mourant, et pour comble de maux il est arrêté par les ordres de Votre Majesté dans une auberge sans pouvoir respirer l'air. Daignez avoir compassion, Sire, de son âge, de son danger, de mes larmes, de celles de sa famille, et de ses amis. Nous nous jettons tous à vos pieds, pour vous en supplier.

Mon oncle a sans doute eu des torts bien grands, puisque Votre Majesté, à laquelle il a toujours été attaché avec tant d'enthousiasme, le traite avec tant de dûreté. Mais, Sire, daignez-vous souvenir de quinze ans de bontés, dont vous l'avez honoré, et qui l'ont enfin arraché des bras de sa famille à qui il a toujours servi de père.

Votre Majesté lui redemande votre livre imprimé de poésie dont elle l'avait gratifié; Sire, il est assurément prêt de le rendre, il me l'a juré. Il ne l'emportait qu'avec votre permission, il le fait revenir avec ses papiers dans une caisse à l'adresse de votre ministre; il a demandé lui-méme qu'on visite tout, qu'on prenne tout ce qui peut concerner Votre Màjesté.

Tant de bonne foi la désarmera sans doute. Vos lettres sont des bienfaits, notre famille rendra tout ce que nous trouverons à Paris.

Votre Majesté m'a fait redemander par son ministre le contrat d'engagement. Je lui jure que nous le rendrons dès qu'il sera retrouvé. Mon oncle croit qu'il est à Paris, peutêtre est-il dans la caisse de Hambourg. Mais pour satisfaire Votre Majesté plus promptement, mon oncle vient de dicter un écrit (car il n'est pas en état d'écrire) que nous avons signé tous deux; il vient d'être envoyé à milord Marichal qui doit en rendre compte à Votre Majesté. Sire, ayez pitié de mon état et de ma douleur. Je n'ai de consolation que dans vos promesses sacrées et dans ces paroles si dignes de vous: Je serais au désespoir d'être cause du malheur de mon ennemi, comment pourrais-je l'être du malheur de mon ami. Ces mots, Sire, tracés de votre main, qui a écrit tant de belles choses, font ma plus chère espérance. Rendez à mon oncle une vie qu'il vous avait dévouée, et dont vous rendez la fin si infortunée; et soutenez la mienne; je la passerai comme lui à vous bénir.

Je suis avec un très-profond respect, Sire, de Votre Majesté la très-humble et tres-obéissante servante

De Francfort-sur-le-Mein, ce 11 juin.

Denis."

Inzwischen war der Hofrath Schmid von Emden zurückgekehrt und als Freytag's Beistand wieder in Thätigkeit getreten. Mehrere Tage vergingen in gespanntem Abwarten, das für Freytag und Schmid kaum weniger

als für Voltaire und Mad. Denis peinlich war. Beide Theile beobachteten ein höfliches Benehmen, und Voltaire, den einige Verstellung wenig kostete, verschwendete sogar schmeichlerische Artigkeiten. Als er vom Postwagen ein Paket empfangen hatte, und Schmid bescheiden anfragte, ob darin vielleicht etwas enthalten sei, was auf ihr Geschäft Bezug habe, schrieb er zur Antwort auf einen bei den Akten vorfindlichen Zettel mit eigner Hand: „Ce ballot est un paquet de mes oeuvres, que je voulais faire corriger et relier pour en faire un présent à M. Schmid et M. de Freytag.“ (Voltaire schrieb anstatt Schmid immer Smith, welches ihm vom Englischen her geläufig war.) Mit dieser Angabe narrte er gewiß beide nur, und dachte ihnen eher ganz andre Geschenke zu; daß es aber klein ist und sich selbst wegwerfen heißt, solche Heuchelei zu treiben, fühlte er nicht. Endlich traf am 18. Juni frühmorgens bei Freytag die von Leipzig her verschriebene Kiste richtig ein; sie war zur Fracht ungewöhnlich schnell befördert worden, und kam im gegebenen Augenblicke sogar ungelegen, denn die Antwort auf den letzten Bericht Freytag's war aus Potsdam noch nicht eingetroffen. Da Voltaire die Ankunft sogleich erfuhr, und die Eröffnung mit Ungestüm begehren ließ, um das Buch herauszunehmen und abzuliefern, dann aber in Freiheit seiner Straße zu ziehen, so wußte Freytag nur durch allerlei Ausflüchte ihn bis gegen 11 Uhr hinzuhalten, als um welche Zeit die erwartete Briefpost ankam, und richtig ein Schreiben von Fredersdorff mitbrachte. Aber wie groß war Freytag's Schreck, als er anstatt der gehofften Entscheidung nur neues Hinhalten darin fand! Fredersdorff schrieb nämlich:

„Ew. Hochwohlgeboren geehrtestes vom 5. dieses ist gleich dem vorhergehenden an Seine Königliche Majestät richtig eingelanget und sofort besorget worden. Da aber Allerhöchstdieselben noch nicht de retour, wohl aber in einigen Tagen hier erwartet werden: so werden Ew. Hochwohlgeboren die anderweitigen Ordres Seiner Majestät erst mit künftiger Post zu erwarten haben. Indessen haben Sie sich an alles das, was die Ungeduld des Hrn. Voltaire Ihnen sagen kann, nichts zu kehren, sondern den erhaltenen höchsten Ordres gemäß, so zu kontinuiren wie Sie angefangen haben.

Uebrigens bin Ew. Hochwohlgeboren für die geneigte Gesinnung, die Sie mir mit so vieler Politesse zu bezeugen belieben, ergebenst verbunden, unter der Versicherung, daß mir jederzeit ein wahres Vergnügen machen werde, bei allen Vorfallenheiten zu zeigen, wie ich in der That sei Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster Diener Fredersdorff.

Berlin, den 11. Juni 1753."

Die nächste Post, auf welche Freytag vertröstet wurde, kam erst nach dreien Tagen an, und ihm schien nicht möglich, die Ungeduld Voltaire's bis dahin zu beschwichtigen; auch war dieser mit seinem Begehren im vollen Rechte, und es fehlte jeder Vorwand, ihm dasselbe zu versagen. Schmid fühlte dies lebhaft, und da er den Muth hatte zu handeln, so war er dafür, die Kiste zu öffnen; Freytag hingegen, dem die Angst, allerhöchsten Ortes getadelt zu werden, den Muth gab lieber nichts zu thun, widersetzte sich diesem Ansinnen, und versuchte durch ein freundliches Billet Voltaire'n zu besänftigen. Er schrieb:

„Monsieur.

Par un ordre précis que je viens de recevoir à ce moment, j'ai l'honneur de vous dire, Monsieur, que l'intention du roi est, que tout reste dans l'état où est l'affaire aprésent; sans fouiller et sans depaqueter le ballot en question, sans renvoyer la croix et la clef, et sans innover la moindre chose, jusqu'à la première poste qui arrivera jeudi qui vient. J'espère que les ordres de cette nature sont les suites de mon rapport du 5 de ce mois, dans lequel je ne pouvais pas assez louer et admirer votre résignation dans la volonté du roi, votre obéissance de rester dans la maison où vous êtes, malgré votre infirmité, — et vos contestations sincères de votre fidélité envers Sa Majesté. Si je mérite avec tout cela, Monsieur, votre amitié et votre bienveillance, je serai charmé de me pouvoir nommer votre très-humble etc."

Diese Angaben waren freilich aus der Luft gegriffen, und die falsche Vorspiegelung, daß auch die Zurücksendung des Ordens und Schlüssels noch anstehen sollte, konnte nur den arglistigen Zweck haben, die Eitelkeit Voltaire's trügerisch aufzuregen.

Doch mehr als die Eitelkeit, wurde das Mißtrauen Voltaire's durch dieses Billet und das ganze Verfahren aufgeregt. Warum waren die Befehle des Königs nur angekündigt, weßhalb nicht sogleich ausgefertigt? Wozu bedurfte es der Zwischenzeit? Was sollte während der neuen Frist zu Stande kommen? Diese Fragen konnte Voltaire sehr natürlich aufwerfen, und die Unmöglichkeit, sie genügend zu beantworten, mußte ihn beunruhigen, und neue Verwicklungen fürchten lassen. Seine Reizbar-

keit brach in heftigen Unwillen aus, er verweigerte entschieden, sich noch ferner als gebunden anzusehen, wobei er auch seinerseits mit dreister Unredlichkeit sich auf die beiden Zettel berief, welche Freytag ihm auf sein inständiges Bitten, doch gewiß nicht in solchem Sinne, gegeben hatte. Zwar willigte er, als er sich bedroht glaubte, nochmals ein, die nächste Post ruhig in seiner Wohnung abzuwarten, allein er machte neue Versuche auszugehen, und fertigte einen Boten Freytag's mit ungestümer Heftigkeit ab, so daß letzterer sich veranlaßt sah, Voltaire'n an seine Verpflichtung ernstlich zu erinnern, und auch an Mad. Denis warnende Worte zu richten. Als Entgegnung hierauf liegen uns ein paar eigenhändige Blätter vor, in denen sowohl Voltaire als Mad. Denis sich in aller Artigkeit äußern, und den guten Willen Freytag's ansprechen. Voltaire schrieb an ihn:

„Monsieur, j'ai demeuré constamment dans ma chambre jusqu'au jour où vous avez eu la malle entre vos mains. Je suis sorti ce matin suivant votre permission, j'ai été chez Mr. Smith comptant que nous irions ensemble chez vous, et ne sachant pas que c'était grand jour de poste. Je me suis trouvé mal chez Mr. Smith, je viendrai recevoir vos ordres, à l'heure que vous voudrez, ou je les attendrai chez moi, comptant entièrement sur les bontés dont vous m'avez donné des assurances et étant parfaitement, Monsieur, votre très-humble et très-obéiss. serviteur Voltaire."

Von Mad. Denis findet sich ein ausführlicher Brief vom 18. Juni, offenbar zur Mittheilung an den König

geschrieben, und wahrscheinlich an den Abbé de Prades gerichtet, den sie in des Königs Nähe und für Voltaire nicht ungünstig gestimmt wußte. Sie legt darin ihres Onkels Sache so ausführlich als beweglich dar:

„Vous savez sans doute, Monsieur, qu'au seul nom du roi votre maître, mon oncle a montré toute la résignation, toute la soumission possible, vous savez qu'il a fait plus que l'on exigeait de lui, et qu'il a fait adresser à M. Freytag, résident de Prusse, une grande caisse contenant des hardes, des papiers et des livres, voulant que M. Freytag l'ouvrit lui-même quand elle arriverait. Il a montré avec la même bonne foi à M. Freytag tout ce qui était dans les malles et les cassettes qu'il transportait avec son équipage et dans un grand portefeuille qui ferme. Il s'est soumis à rester en prison jusqu'au moment où le livre des poésies de Sa Majesté fut revenu. Le livre est arrivé, Monsieur, il est dans la caisse que M. Freytag a entre les mains, on ne veut pas l'ouvrir, et on l'empêche de partir. Mon oncle est prisonnier dans sa chambre avec les jambes et les mains enflées, et il a encor donné pour sûreté de ce livre de poésie qui est arrivé deux liasses de ses propres papiers cachetées que M. Freytag a reçues en dépot, et M. Freytag lui a fait deux billets conçus en ces termes:

„Mr, aussitôt le grand ballot que vous dites d'être à Hambourg ou Leipsik sera arrivé et l'oeuvre de poésies rendu à moi que le roi redemande, vous pourrez partir où bon vous semblera. Freytag."

„J'ai reçu de M. de Voltaire deux paquets d'écritures cachetés de ses armes et que je lui rendrai après avoir reçu la grande caisse où se trouve l'oeuvre de poésies que le roi demande. Freytag."

M. de Voltaire a satisfait à tous ses engagements, et cependant on le retient encor prisonnier. On ne lui rend ni sa caisse ni ces deux paquets ni sa liberté, que M. de Freytag lui avait promise au nom du roi en présence de M. Rücker, avocat. Je ne sais, Monsieur, si Sa Majesté redemande à présent le contrat annullé dont milord Marichal m'a parlé à Paris, il est encor malheureusement égaré, s'il ne se trouve pas dans la caisse qui est entre les mains de M. Freytag. Nous le cherchons, mon oncle et moi, sans cesse depuis deux mois. Je donnerais quatre pintes de mon sang pour qu'il fut retrouvé. Mais que le roi daigne se ressouvenir que ce contrat était sur un petit chiffon de papier fort facile à perdre; que mon oncle a beaucoup de papiers, qu'il brûle souvent des brouillons; qu'il daigne penser que cet écrit ne contenait rien qu'un remerciment de la part de mon oncle de la pension que Sa Majesté lui donnait lorsqu'il était auprès d'elle, et que l'acte de renonciation que nous lui envoyons prouve par sa force notre entière soumission. Mon oncle l'a adressé à milord Marichal, mais comme nous craignons qu'il n'ait pu encor arriver jusqu'au roi, j'ai l'honneur de vous en envoyer un pareil que nous avons signé et que nous vous prions de remettre à Sa Majesté prussienne; malgré cet acte nous ferons l'impossible pour le retrouver

s'il existe encor, et nous le rendrons dans la minute qu'il sera retrouvé.

Je vous rends un compte fidèle de tout pour vous marquer à quel point je compte sur la justice et sur la bonté de vous; j'attends de vous quelque consolation dans mon état déplorable, car pour mon oncle il n'est plus en état d'en recevoir, et vous apprendrez bientôt peutêtre sa fin déplorable. Il a sans doute des torts, mais jamais il n'a cessé d'adorer le roi, et jamais il n'en a parlé que pour publier ses talents et sa gloire. Je ne m'attendais pas, il y a trois ans, que ce serait le roi de Prusse qui lui causerait la mort. Pardonnez à ma douleur!

J'ai l'honneur d'être très-parfaitement, Monsieur, votre très-humble et très-obéissante servante

De Francfort-sur-le-Mein, ce 18 juin.

Denis."

Die Vermuthung lag ihr nahe, daß der König noch insbesondre die Rückgabe des Blattes verlange, von dem Lord Marischal ihr gesprochen hatte, und das noch nicht herbeigeschafft war, dessen Abschriften aber Voltaire eifrigst mittheilte, um den Gegensatz der früheren Gunst und jetzigen Behandlung recht schneidend fühlbar zu machen. Der König indeß, wie wir schon wissen, hatte hauptsächlich das gedruckte Buch im Sinne, dessen Mißbrauch ihm wirklich schaden konnte, und das er daher aus solcher Hand, die ihm keine Bürgschaft mehr gab, zurückziehen mußte. Wir bemerken, daß dieser, ohne Zweifel von Voltaire eingegebene und durchgesehene Brief keine Be=

schwerde gegen Freytag enthält, und daß hier, bei Anführung der Freytag'schen Zettel, weder poëshie noch monsir geschrieben steht, wie Voltaire dies in spöttischem Truge dem Schreiber beimessen wollte, und den Lesern leicht glaublich machte.

Dem Ausgange dieser Verdrießlichkeiten schon ganz nah, aber von ängstlicher Unruhe getrieben, und durch die reizende Vorstellung ergriffen, seinen Verfolgern kurz vor dem Ziele doch noch einen Streich zu spielen und die Lacher auf seiner Seite zu haben, beschloß Voltaire, nach gehöriger Berathung mit Mad. Denis und Collini, aus Frankfurt heimlich zu entweichen; durch die Ankunft der Kiste wollte er sich des gegebenen Wortes entbunden halten, ohne zu bedenken, daß er dasselbe seitdem erneuert hatte. Collini berichtet hierüber: „Voici quel était son plan: il devait laisser la caisse entre les mains de Freytag. Madame Denis serait restée avec nos malles, pour attendre l'issue de cette odieuse et singulière aventure: Voltaire et moi devions partir, emportant seulement quelques valises, les manuscrits et l'argent renfermé dans la cassette. J'arrêtai en conséquence une voiture de louage, et préparai tout pour notre départ, qui ressemblait assez à la fuite de deux coupables. A l'heure convenue, nous trouvâmes le moyen de sortir de l'auberge sans être remarqués. Nous arrivâmes heureusement jusqu'au carrosse de louage; un domestique nous suivait, chargé de deux portefeuilles et de la cassette; nous partîmes avec l'espoir d'être enfin délivrés de Freytag et de ses agens.“ Donnerstag der 21. Juni war der Tag, der durch Ankunft der preußischen Post das Loos Voltaire's entscheiden,

und ihm die Freiheit bringen sollte, Mittwoch den 20. wurde die Flucht unternommen.

Doch wir wollen diese Ereignisse zuvörderst im Zusammenhange vorführen, wie Freytag solche durch seinen Bericht an Fredersdorff vom 23. Juni umständlich mittheilt. Derselbe hebt also an:

„Hochwohlgeborner Herr,
Hochgeehrtester Herr Geheimder Kämmerier.

Ew. Hochwohlgeboren venerirliche vom 11. und 16. d. sind richtig eingegangen; in dem ersteren war die Gesinnung wie angefangen also fortzufahren, in dem letztern aber, daß ich den von Voltaire unter gewissen Bedingungen eines Reverses in Höflichkeit erlassen sollte; welches wir auch gar zu gerne exequiret hätten, um von dieser übergroßen Last, welche uns dieser Mann machet, los zu sein. Allein da er aus nichtswürdigen erfundenen und falsch erdachten Ursachen, seiner gegebenen Parole zuwider, sich mit seinen besten Sachen den Tag vor Ankunft Ew. Hochwohlgeboren letzterem, vor welchem Schreiben er sich gefürchtet, auf flüchtigen Fuß gesetzet, so hat die Sache dadurch eine ganz andere face bekommen.

Es war gegen 3 Uhr Nachmittag Mittwoch den 20. dieses, da mir der im Löwen, als dem Quartier des von Voltaire, von mir bestellte Spion in vollem Athem die Nachricht überbrachte, der Voltaire seie eschappiret. Zu allem Unglück war weder mein Sekretair noch ein Bedienter im Hause; ich bediente mich in dieser Noth der ganzen Nachbarschaft, schickte per posto nach denen drei Hauptstraßen Hanau, Friedberg und Mainz Boten aus, warfe mich eilends in die Kleidung, und liefe wie ein Laufer an den

Löwen, allwo ich erfuhre, daß der von Voltaire in einem schwarzen sammtenen Kleid nach dem Gasthofe zur Reichskrone gegangen, und allda eine Retourchaise aus Mainz arretiret, sich auch wirklich embarkiret hätte. Der kurtrierische Kanzler zu Worms Baron Münch war so freundschaftlich mir seinen vor dem Löwen stehenden Staatswagen mit sechs Fenstern zu meinem Behuf in hoc flagranti vorzulehnen. Ich schickte einen Laufer zum voraus nach dem Thor wo man auf Mainz fähret, den von Voltaire bis zu meiner Ankunft anzuhalten; fuhre aber erst zu meinem Assistenten Hrn. Hofrath Schmid, den ich zu noch größerem Unglück auch nicht zu Hause antrafe, sondern er war eine halbe Stunde von der Stadt in seinem maison de campagne; einer seiner Handlungsbedienten gallopirte in 10 Minuten hinaus, worauf er sich gleich in aller Geschwindigkeit zu dem regirenden Bürgermeister begabe, und von dessen Verrichtungen ich unten weitläuftiger sein werde.

Ich der Kriegesrath trafe den Voltaire mit seinem italiänischen Sekretaire in einer Dreihellerchaise just unter dem Schlagbaume an, — er hatte unterwegs in der Stadt eine Schreibtafel verloren, da hat er sich etwa 4 Minuten aufgehalten solche zu suchen, sonsten hätte ihn im Frankfurter Territorio nicht mehr angetroffen; der Unteroffizier hatte so viel Respekt vor einem Königlichen Minister, ihn den von Voltaire gleich zu arretiren, und hier habe ich erst gesehen, was dieses vor zwei Leute seind; die ärgste Banditen hätten nicht solche mouvements machen können, um allda los zu kommen. Er sagte mir unter andern ins Gesicht, ich hätte ihm 1000 Thaler abfordern lassen mit dem Versprechen ihn los zu lassen; er läugnete mir

alles was er versprochen hatte; ja er sagte gar, daß er mehrmals in meinem Haus gewesen wäre; und der junge Sekretaire, der sonst viel esprit zu haben scheinet, bekräftigte alles dieses mit solcher Effronterie, die mir in der Welt noch nicht vorgekommen ist. Unterdessen mußte ich ihn dem Schicksal bei einem Unteroffizier mit 6 Mann überlassen, und ich eilte auf die Hauptwache und von da zu dem Bürgermeister.

Ehe ich weiter fortfahre, so muß Ew. Hochwohlgeboren ich noch von einem Vorgang informiren, worauf alle Voltairische Grimacen gegründet waren. Als ich den 1. Juni mit ihme die erste Operation vornahme, allwo er sub juramento versprache, bis zu Anlangung Königlicher allergnädigster Ordre, — gestalten der gefundenen Königlichen Papiere so wenig waren, hingegen in dem Königlichen allergnädigsten Handschreiben von vielen Handschreiben und Skripturen Erwähnung gethan worden — und aller Ballots, in Hausarrest zu verbleiben; so ware ich von 9 Morgens bis 5 Abends ohne einen Bissen zu mir zu nehmen solchergestalt fatigiret, daß ich zuletzt halb krank und trostlos großes Mitleid mit ihme hatte, alle seine contorsiones und Tartüfferien vor wahr, und ihn in der That vor einen honnête homme hielte; ich achtete dahero nicht viel auf seinen Revers, und glaubte seinen Worten, zumalen ich zwei Zeugen bei mir hatte. Da nun die Untersuchung zu Ende war, und ich ihn getröstet und verlassen wollte, so bate er sich noch eine Gnade aus, nämlich ich möchte ihm in Form eines Billets pro forma zuschreiben, daß wenn das Ballot mit dem Buch anlangte, er hinreisen könnte wo er wollte, um solches seiner Niece (seiner einstigen Erbin) nacher Straß-

burg zu ihrer Konsolation zu senden, welche sonsten, wo sie von diesem Vorgang Nachricht erhalten sollte, gewiß Todes verfahren oder in eine schwere Krankheit verfallen würde; ich ware so barmherzig, und gabe ihme beigehendes Originalbillet sub a, welches er mir bei der letzten Arretirung, unter tausend Lügen und Vorwänden daß es verloren seie, bon gré mal gré restituiren mußte. Dieses thate ich um ihn bei Gutem zu erhalten und zu keiner publiken Arretirung zu schreiten, glaubte auch nicht daß dieser Ballot von Hamburg eher als die Königliche allerhöchste Resolution ankommen würde. Dieser Ballot kame wider Vermuthen Montags den 18. schon bei mir an, welches er Voltaire in dem Moment erfuhre, und in einer Stunde zu unterschiedenen malen solches zu eröffnen seinen Sekretaire fast mit importunité zu mir schickte; ich verwiese ihn zur Geduld, gestalten den Montag die Berliner Brief ankommen. Gegen 11 Uhr erhielte Ew. Hochwohlgeboren hochhaltendes vom 11. dieses, worauf ich ihme angeschlossenes Billet sub B, ihn zu adouciren und bis den Donnerstag zu warten, zuschickte. Er ware damit nicht zufrieden, sondern ginge den nämlichen Tag noch aus, den Dienstag Vormittag thate er dergleichen, und mein Spion rapportirte mir, daß er seine große Chatulle in des Herzogs von Meiningen Quartier bringen lassen. Ich ignorirte diese Demarchen, und ließe ihn wissen daß ich andere mesures ergreifen würde; da brache er endlich heraus, und beriefe sich ehrvergessenerweise auf das ihme pro forma gegebene oben allegirte Billet, und verfügte sich zu Hrn Hofrath Schmid, deme er die nämliche Deklaration thate. Da er aber doch den Ballot, so ich im Hause hatte, gerne eröffnet und, bis auf das Buch, aus=

geliefert haben wollte, auch noch nicht gewiß wußte, ob das Buch in dem Ballot wäre, so kame er in Gesellschaft besagten Hrn Hofraths, der ihme zuvor theuer angeloben mußte daß ich ihn nicht arretiren würde, und des Sekretairs zu mir in mein Haus, exkusirte sich daß er wäre ausgegangen, und wollte daß ich den Ballot eröffnen sollte; ich sollte ihm nur seine oeuvres herausgeben; dabei machte er wieder den malade, noch stärker als der Moliere, und schnitte solche Grimacen, daß Hr Hofrath Schmid selbsten der Meinung ware, ich sollte das Ballot eröffnen. Ich hingegen wollte ihn in meinem Haus in Arrest behalten, bis die Königliche Ordre den Donnerstag einlaufen würde. Er hatte bis dahin meinen Sekretaire noch nicht zu Gesichte bekommen, und als er diesen in der Antichambre mit einem grünen Kleid erblickte, so merkte ich an dem Voltaire, daß er ihn vor einen archer ansähe; er zoge ganz andere Seiten auf, bekennete nebst seinem Sekretaire daß das Billet pro forma gegeben worden, man sollte doch alles seiner Schwachheit zuschreiben, er wüßte nicht was er thäte; versprache sous serment mit einem Handschlag, daß er in seinem Conventional-Hausarrest bis den Donnerstag verbleiben wollte, worauf man ihn wieder in sein Quartier fahren ließe. Diesen abermaligen theuern Eid hat er, wie Eingangs gemeldet, Mittwochs gebrochen, und unterm Prätext des pro forma gegebenen Billets sich auf flüchtigen Fuß gesetzet.

Nun wende mich wieder zu dem Bürgermeister. Dieser machte mir anfangs viele Diffikultäten, theils weil er keine Königliche Requisition hatte, theils weil der Voltaire in Königlich französischen Diensten stünde; doch meine présence und das sub C angebogene Requisitionsschreiben,

welches aber erst des andern Morgens expediret und von uns beiden unterschrieben worden, machte, daß aller von ihm Voltaire gemachten Kabale ohngeachtet, die Arrestirung von dem Bürgermeister beliebet, auch die Auslieferung gegen die gewöhnlichen reversales versprochen worden; und diese des Bürgermeisters Provisional-Verordnung wurde Donnerstag früh durch einen Rathsschluß in pleno konfirmiret, und durch einen Stadtsekretaire, mit der Versicherung der unveränderlichen allerunterthänigsten Devotion vor Seine Königliche Majestät, mir intimiret.

Wenn Ew. Hochwohlgeboren alle menées, die doch in der That remarkable sind, so der Voltaire bei der Arrestirung gespielt, melden sollte, so müßte noch etliche Bogen haben. Das muß ich doch noch melden; nachdem ich mit der bürgermeisterlichen Ordre am Thor bei dem angehaltenen Voltaire ankame, so vernahme von dem Unteroffizier, daß er eine Parthie Skripturen zerrissen hatte. Ich offerirte ihm, ihn in mein Haus zu nehmen, und den Privatarrest bis morgen zu kontinuiren; er setzte sich auch in meinen sechsgläserigen Staatswagen, mit dem ich immer hin und hergerennet, und überlieferte mir alle seinen Reichthum wie er sagte, es war in der That eine kleine Chatulle dabei, welche mein Kerl kaum heben konnte; doch wie wir abfahren wollten, so deklarirte er, er wollte lieber in offnem Arrest als in mein Haus sein; ich ließe also etliche Mann mit dem Wagen gehen, und fuhre als ein Mitarrestant quasi in einem offenen Wagen durch die Stadt, da denn der Zulauf ungemein groß wurde. Dessen voriger Wirth im Löwen wollte ihn wegen seiner unglaublichen Kargheit nicht wieder in's Haus haben, ich setzte ihn also bei Hrn. Hofrath Schmid ab, weilen ich

ohne dessen guten Rath und Vorwissen wegen der Art und Weise des weitern Arrests nichts vornehmen wollte. Besagter Hr. Hofrath aber hatte sich bei seiner Ankunft in der Stadt sogleich bei den Bürgermeister verfüget, um ihn nicht allein in gutem Willen zu erhalten, sondern ihn auch ratione der Königlichen Requisition seiner Kaution zu versichern; er trafe allda die Voltairische sogenannte Niece an, die ich aber vor ein ander Personage halte, denn gestern kame ein Brief an sie mit der Addresse Mad. de Voltaire; weil dann dieses freche Weibsmensch in der Stadt herum liefe die Rathsherren irre zu machen, so ließe der Bürgermeister ihr nebst dem Sekretaire auch Arrest geben, und da der Voltaire in der Schmidischen Behausung zum andernmal eschappiren wollte, so ließe man ihn in das Gasthaus zum Bockhorn bringen, und gabe jedem Arrestanten eine Schildwache zu, die wir aber auf Anlangung Ew. Hochwohlgeboren letzterem bis auf zwei Mann zurückgezogen haben.

Beigepacktes sub D hat der Voltaire den zweiten Tag in seinem Hausarrest abdrucken lassen, und er hat schon wieder was unter der Presse. Er wird uns gewiß keinen Heller Ehre übrig lassen, und über Ew. Hochwohlgeboren ist er auch sehr ungnädig wegen des Rekommandationsschreiben. Unterdessen ist uns eine formelle Königliche Requisition, die wir in unserem Promemoria sub C versprochen, und wo er etwa zurückgebracht werden sollte, reversales höchst nöthig, eine Königliche ostensible Ordre ihn gnädig zu erlassen, mit allergnädigster Approbation unseren in dieser Sache bis dahin gethanes Betragens.

Sollten Ew. Hochwohlgeboren diese Affaire nicht gerne unter die Lateiner kommen lassen wollen, so senden mir

nur eine carta bianca mit Königlich allerhöchster Unterschrift, eben mit der Anschrift „Requisition an den Magistrat zu Frankfurt, den von Voltaire betreffend", so wollen wir sie schon nach Ordre ausfüllen.

Hätte dieser Mann den einen Tag abgewartet, so hätten wir ihn erlassen können; jetzo aber müssen wir die Requisition und weitere allergnädigste Königliche Verfügungen allerdevotest erwarten.

Schlüssel, Kreuz und Buch senden wir mit dem Postwagen.

Die wir in wahrer Hochachtung allstets beharren ꝛc."

Das von Freytag und Schmid an den Bürgermeister von Fichard gerichtete Ansuchen lautet in Freytag's Handschrift also:

„Promemoria."

„Nachdeme beide unterzeichnete Königliche Räthe von dem König Ihrem Herrn, in einem allergnädigsten Handschreiben d. d. Potsdam den 11. April, und in einem fernerweitigen allerhöchsten Schreiben d. d. Potsdam den 22. ejusdem, welche bei allerhöchste Ordres man des ältern Herrn Bürgermeisters Hochwohlgeboren originaliter vorgezeiget, gemessenst befehliget worden: dem von Voltaire den hohen Orden pour le mérite und den Kammerherrnschlüssel, nebst allen Königlichen Handschreiben und Skripturen, vornehmlich auch ein gewisses Buch oeuvres des poésies genannt, in der Güte abzunehmen; und wenn diese nicht verfangen wollte, Ihn von Voltaire mit Arrest zu bedrohen, im Widersetzungsfall aber Ihn wirklich arrestiren zu lassen.

Bei Exequirung höchstbesagter Königlicher Ordre hat besagter von Voltaire bald die Güte Statt finden lassen,

bald sich widersetzet, bis wir endlich dahin konveniret, daß die wenige vorgefundene Briefschaften nacher Hof gesandt, die Königliche allergnädigste Resolution darüber abgewartet, die Ballots, worinnen etwa die noch fehlenden Briefschaften und besonders das Eingangs erwähnte Buch oeuvres des poésies sich befinden könnten, hierher kommittiret, und Er von Voltaire bis dahin im Konventional-Arrest in seinem Zimmer verbleiben sollte.

Gleichwie Er Voltaire aber diese Verbindung parolebrüchigerweise nicht abgewartet, sondern sich auf flüchtigen Fuß gesetzet, durch gut genommene Präkaution aber in der Barriere des Bockenheimer Thors ad interim angehalten worden; als haben unterzeichnete Räthe durch diese eilfertige Requisition des ältern Hrn Bürgermeisters Hochwohlgeboren dienstgeflissentlich und gehorsamst ersuchen wollen, oftbemerkten flüchtig gewordenen von Voltaire nunmehro wirklich arrestiren, und Ihn im Gasthause zum Bockhorn bis zu Anlangung der weiteren Königlichen allergnädigsten Verfügungen, welche vermuthlich morgen einlaufen wird, wohlverwahrter aufhalten zu lassen.

Bei einem solchen unvermutheten Vorfall, wo es um die Königlichen Papiere zu thun ist, welche öfters höher als Land und Sand Geld und Gut geachtet werden, und wo man auch einem privato Haft würde angedeihen lassen-versichert man sich geneigter Willfahrung, und setzen dagegen beide Unterzeichnete das Ihrige quantum satis, so wohlen wegen aller Unkosten, als was auch sonsten occasione dieser Arrestirung entstehen möchte, zur wahren Sicherheit hiermit und in Kraft dieses, solchergestalten ein, daß sie die Königlichen Requisitorialien, und wenn

es nöthig sein wird respective Reversalien ohnfehlbar einzureichen ohnermangeln werden.

Frankfurt, den 20. Juni 1753."

Wir müssen nun einen Augenblick zurückkehren, und nun auch Collini's Angaben vernehmen, die aus seinem Standpunkte gefaßt aufrichtig genug sind: „Arrivés à la porte de la ville, qui conduit à Mayence, — sagt er, — on arrête le carrosse et l'on court instruire le résident de notre tentative d'évasion. En attendant qu'il arrivât, Voltaire expédie son domestique à madame Denis." Wie besonnen und schlau Voltaire während dieser Ueberraschung die Augenblicke benutzte, geht auch aus dem Zuge hervor, daß er eiligst viele Papiere zerriß, und die Handschrift der Pucelle, um die er besonders besorgt war und deren Verlust nicht zu ersetzen gewesen wäre, Collini'n zum Verbergen zusteckte. Dieser fährt nun fort: „Freytag paraît bientôt dans une voiture escortée par des soldats et nous y fait monter en accompagnant cet ordre d'imprécations et d'injures. Oubliant qu'il représente le roi son maître, il monte avec nous, et comme un exempt de police, nous conduit ainsi à travers la ville et au milieu de la populace attroupée. On nous conduisit de la sorte chez un marchand, nommé Schmid, qui avait le titre de conseiller du roi de Prusse et était le suppléant de Freytag. La porte est barricadée et des factionnaires apostés pour contenir le peuple assemblé. Nous sommes conduits dans un comptoir; des commis, des valets et des servantes nous entourent; madame Schmid passe devant Voltaire d'un air dédaigneux et vient écouter le récit de Freytag qui raconte de l'air d'un

matamore, comment il est parvenu à faire cette importante capture, et vante avec emphase son adresse et son courage.“ Man sieht hier den Einfluß darstellenden Talents, es gilt vor allem ein ergötzliches Bild zu liefern, und die handelnden Personen wenn auch eben nicht getreu doch lebendig hinzuzeichnen! Nach einiger Betrachtung, in welcher Lage und unter welchen Leuten hier der Dichter der Henriade und Merope, der Freund Friedrichs des Großen, der in Paris Vergötterte, sich hier befunden, heißt es weiter: „On s'empare de nos effets et de la cassette, on nous fait remettre tout l'argent que nous avions dans nos poches, on enlève à Voltaire sa montre, sa tabatière et quelques bijoux qu'il portait sur lui; il demande une reconnaissance, on la refuse. „Comptez cet argent, dit Schmid à ses commis, ce sont des drôles capables de soutenir qu'il y en avait une fois autant.“ Je demande de quel droit on m'arrête et j'insiste fortement pour qu'il soit dressé un procès-verbal. Je suis menacé d'être jeté dans un corps-de-garde. Voltaire réclame sa tabatière, parcequ'il ne peut se passer de tabac; on lui répond que l'usage est de s'emparer de tout.“ Nun folgen einige Stückchen, die uns Voltaire's Ungebärdigkeit und Possenspielerei noch weit greller zeigen, als Freytag dies gethan: „Ses yeux étincelaient de fureur et se levaient de temps en temps vers les miens, comme pour les interroger. Tout-à-coup, appercevant une porte entr'ouverte il s'y précipite et sort. Madame Schmid compose une escouade de courtauts de boutique et de trois servantes, se mêt à leur tête et court après le fugitif. „Ne puis-je donc,

s'écria-t-il, pourvoir aux besoins de la nature?" On le lui permet; on se range en cercle autour de lui, on le ramène après cette opération." Weiterhin bringt Collini noch folgenden Umstand nach: „Tandis qu'il était dans la cour de Schmid, occupé à satisfaire aux besoins de la nature, on vint m'appeler et me dire d'aller le secourir. Je sors, je le trouve dans un coin de la cour, entouré de personnes qui l'observaient de crainte qu'il ne prît la fuite, et je le vois courbé, se mettant les doigts dans la bouche et faisant des efforts pour vomir. Je m'écrie, affrayé, vous trouvez-vous donc mal? Il me regarde, des larmes sortaient de ses yeux; il me dit à voix basse: fingo .. fingo .. (je fais semblant). Ces mots me rassurèrent; je fis semblant de croire qu'il n'était pas bien et je lui donnai le bras pour rentrer dans le comptoir." Dann heißt es weiter: „En rentrant dans le comptoir, Schmid, qui se croit offensé personnellement, lui crie: „Malheureux! vous serez traité sans pitié et sans ménagement", et la valetaille recommence ses criailleries. Voltaire, hors de lui, s'élance une seconde fois dans la cour; on le ramène une seconde fois." Wir müssen die Spannkraft und Behendigkeit des beinahe sechzigjährigen, kränklichen, abgemagerten, von heftigen Gemüthsbewegungen seit vielen Tagen bestürmten Greises bewundern; bei den eben geschilderten Schalkheiten und Possen dürften wir aber wohl Collini'n auffordern, auch hier auszurufen: „Der Dichter der Henriade und Merope, der Freund Friedrichs des Großen, der in Paris Vergötterte!"

Doch wir müssen Collini weiter hören: „Cette scène avait altéré le résident et toute sa séquelle: Schmid

fit apporter du vin et l'on se mit à trinquer à la santé de son excellence monseigneur Freytag. Sur ces entrefaites arriva un nommé Dorn, espèce de fanfaron que l'on avait envoyé sur une charrette à notre poursuite. Apprenant aux portes de la ville que Voltaire venait d'être arrêté, il rebrousse chemin, arrive au comptoir et s'écrie: „Si je l'avais attrapé en route, je lui aurais brûlé la cervelle!“ On verra bientôt qu'il craignait plus pour la sienne qu'il n'était redoutable pour celles des autres.“ Die Unsicherheit solcher Aeußerungen, im Drange des Augenblicks, unter mehreren Personen, bei Verschiedenheit der Sprache, zeigt sich auch hier, indem Voltaire jenen Ausruf von Schmid gehört haben will. „Après deux heures d'attente, — heißt es weiter, — il fut question d'emmener les prisonniers. Les portefeuilles et la cassette furent jetés dans une malle vide qui fut fermée avec un cadenas, et scellée d'un papier cacheté des armes de Voltaire et du chiffre de Schmid. Dorn fut chargè de nous conduire. Il nous fit entrer dans une mauvaise gargotte à l'enseigne du Bouc, où douze soldats, commandés par un bas-officier, nous attendaient. Là, Voltaire fut enfermé dans une chambre avec trois soldats portant la bayonnette au bout du fusil; je fus séparé de lui et gardé de même.“ Selbst nach dieser Aussage scheint die Versiegelung der Sachen, wie früher die Beschlagnahme des Geldes, mit gehöriger Vorsicht und Ordnung geschehen zu sein. Weßhalb Voltaire nicht in den Löwen, sondern in den Gasthof zum Bockhorn gebracht wurde, haben wir aus Freytag's Angabe ersehen; die Zahl der Soldaten aber hat der Eifer des Erzählers vergrößert.

Wir kommen jetzt zur Verhaftung der Mad. Denis. Collini erzählt den Hergang folgendermaßen: „Madame Denis n'avait point abandonné son oncle. À peine avait elle appris que Voltaire venait d'être arrêté, qu'elle se hâta d'aller porter ses réclamations au bourguemaître. Celui-ci, homme faible et borné, avait été séduit par Schmid. Non-seulement il refusa d'être juste et d'écouter madame Denis, mais encore il lui ordonna de garder les arrêts dans son auberge. Ceci explique pourquoi Voltaire fut privé des secours de sa nièce pendant la scène scandaleuse du comptoir." Nach einigen Zwischenbetrachtungen fährt er fort: „Le redoutable Dorn, après nous avoir déposés à l'auberge du Bouc, se transporta avec des soldats à celle du Lion d'Or, où madame Denis gardait les arrêts par l'ordre du bourguemaître. Il laissa son escouade dans l'escalier et se présenta à cette dame, en lui disant que son oncle la voulait voir, et qu'il venait pour la conduire auprès de lui. Ignorant ce qui venait de se passer chez Schmid, elle s'empressa de sortir. Dorn lui donna le bras; à peine fut-elle sortie de l'auberge que les trois soldats l'entourèrent et la conduisirent, non pas auprès de son oncle, mais à l'auberge du Bouc, où on la logea dans un galetas meublé d'un petit lit, n'ayant, pour me servir des expressions de Voltaire, que des soldats pour femmes de chambre, et leurs bayonnettes pour rideaux. Dorn eût l'insolence de se faire apporter à souper, et sans s'inquiéter des convulsions horribles dans lesquelles une pareille aventure avait jeté madame Denis, il se mit à manger et à vider bouteille sur bouteille." Der

Leser kennt schon aus dem Berichte von Freytag die wahren Umstände, welche hier sichtlich entstellt sind; die Angabe Freytag's, daß Dorn auf die Bitte der Mad. Denis bei ihr geblieben sei und von ihr einen Louisd'or für diese Gefälligkeit empfangen habe, liegt in der Sache so nah, daß wohl niemand die andre Lesart vorziehen mag. „Pour me servir des expressions de Voltaire“, sagt auch Collini selber wohl nicht umsonst. „Cependant Freytag et Schmid — heißt es ferner, — firent des réflexions: ils s'apperçurent que des irrégularités monstrueuses pouvaient rendre cette affaire très-mauvaise pour eux. Une lettre arrivée de Potsdam indiquait clairement que le roi de Prusse ignorait les vexations commises en son nom. Le lendemain de cette scène on vint annoncer à madame Denis et à moi que nous avions la liberté de nous promener dans la maison, mais non d'en sortir. L'oeuvre de poëshie fut remis, et les billets que Voltaire et Freytag s'étaient faits furent échangés.“

Ehe wir weiter gehen, haben wir noch einige diesem Abschnitt der Erzählung angehörige Aktenstücke nachzuholen, welche den Zusammenhang der Sachen beleuchten helfen. Das Schreiben von Fredersdorff an Freytag, welches am Tage nach Voltaire's vereitelter Flucht einlief, war aus Potsdam vom 16. Juni datirt, und dieses Inhalts:

„Hochwohlgeborner Herr

Insonders hochgeehrtester Herr Geheimer Kriegsrath.

Nach Seiner Königlichen Majestät glücklicher Retour aus Preußen haben Höchstdieselben gnädigst approbiret, was Ew. Hochwohlgeboren, auf Höchstdero Ordre, wegen

des Hrn. von Voltaire veranstaltet haben. Um aber jedoch ihn nicht länger von seiner vorhabenden Reise nach Plombières abzuhalten, so gestatten Seine Majestät gnädigst, daß er dieselbe fortsetze, wenn er zuvor einen förmlichen Revers an Ihnen dahin eingeliefert haben wird, daß er das Seiner Königlichen Majestät zuständige Buch, in einer zu bestimmenden kurzen Frist, fidèlement, in originali, und ohne davon Kopei zu nehmen oder nehmen zu lassen, einschicken wolle, und solches bei Reputation eines ehrlichen Mannes, und der angehängten Klausul, daß er sich, im widrigen Falle, selbste des Arrestes unterwerfen wolle, in welchem Lande er auch anzutreffen sei.

Ew. Hochwohlgeboren belieben demnach ihm diesen Revers vorzulegen, und wenn er solchen vollzogen und unterschrieben haben wird, ihn in Frieden und mit Höflichkeit zu dimittiren; auch von dem Erfolg mir mit erster Post Nachricht zu geben.

Ich habe die Ehre mit aller Konsideration zu sein

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam, den 16. Juni
1753.

ganz ergebenster Diener
Fredersdorff.

P. S. Es ist nöthig, daß Mr. de Voltaire das Formular des Reverses, so Sie ihm vorlegen werden, ganz mit seiner eignen Hand abschreibe, unterzeichne und besiegele.

P. S. Alle die Sachen, so Sie von ihm ausgeliefert bekommen, belieben Sie an den König zu addressiren, aber unter meinem Kouvert abzuschicken."

Hier sehen wir nun freilich von Seiten des Königs

die anfängliche Forderung bedeutend herabgestimmt; Voltaire soll nicht länger aufgehalten werden, sondern seine Reise nach Plombières fortsetzen dürfen, statt der wirklichen Ablieferung des Buches soll das ausdrückliche Versprechen der Rückgabe genügen! Da nun aber diese selbst unterdessen Statt gehabt, so war also bereits mehr geschehen, als der König jetzt für den Augenblick verlangte. Demnach wäre den Beauftragten des Königs gewiß kein Vorwurf zu machen gewesen, wenn sie Voltaire'n sogleich für frei erklärt hätten, und wir glauben, daß Männer von Geistesfreiheit und Umsicht dies ohne Zögern würden gethan haben. Die Gründe der entgegengesetzten Ansicht von Freytag und Schmid lesen wir in deren Bericht, und ihre Meinung mag für unselbstständige Beamte vielen Anschein haben. Sie urtheilten jedoch darin falsch, daß durch die beabsichtigte Flucht die ganze Sache eine neue Wendung erhalten habe; für ihr eignes Verhältniß freilich wohl, aber für die Sache des Königs nicht. Der Entweichungsversuch war für diesen, nachdem er die Sache schon in andrer Weise vollkommen erledigt hatte, wie von keinen Folgen so auch von keiner Bedeutung, und am wenigsten war ihm die Absicht zuzutrauen, daß er wegen des gemachten Versuches, der ihn höchstens belustigen konnte, würde Rache nehmen oder Strafe verhängen wollen. Die scharfen Auftritte mußten ihm äußerst unangenehm sein, weit mehr noch aber die Verhaftung der Mad. Denis und Collini's, eine Sache, deren Möglichkeit ihm nie hatte einfallen können. Der König büßte das Unglück, zur Ausführung seines Befehls unselbstständige und in ihrem Eifer blinde Beamte gebraucht zu haben. Andrerseits dürfen wir diese wieder mit der Schwierigkeit ihrer Lage

einigermaßen entschuldigen; sie schwebten in steter Ungewißheit und Sorge, den Sprüngen und Einfällen Voltaire's wußten sie nur trockne Dienstlichkeit entgegenzustellen, seine Flucht erschien ihnen als ein Verbrechen, dessen Größe sie nach der Angst und Verlegenheit, die ihnen daraus erwuchs, als eine ungeheure anschlugen, und zum Unglück hatten sie auch schon den Magistrat der Stadt in die Sache verflochten, und meinten für sich allein nicht mehr zurück zu können. Sie litten selber dabei nicht wenig, und warteten in peinigender Spannung die weiteren Entscheidungen ab, von denen sie wenig Gutes ahndeten, während der Kampf mit Voltaire ununterbrochen fortdauerte, und Aerger und Erbitterung auf beiden Seiten immer höher stiegen.

Voltaire, den die Anstrengung des Körpers und des Gemüths keineswegs erschöpfte, sondern auf's neue zur eifrigsten Thätigkeit erregte, setzte noch am Abend des stürmischen Tages sich hin, und schrieb nachstehenden Brief an die Markgräfin von Baireuth, die Lieblingsschwester des Königs, um deren Fürsprache bei dem Bruder anzurufen:

„Madame!

Que la compassion de Votre Altesse Royale s'emeuve, et que votre bonté nous protège; Mad. Denis ma nièce qui avait fait le voyage de Francfort pour venir me consoler; qui comptait venir se jetter à vos pieds avec moi pour implorer votre médiation; une femme respectée et honorée dans Paris, vient d'être conduite en prison par le commis de M. Freytag résident de Sa Majesté le roi votre frère. Cet homme vient de

la traîner au nom du roi au milieu de la populace dans la même maison où l'on m'a fait transferer, on lui a ôté sa femme de chambre et ses laquais, quatre soldats sont à sa porte, le commis passe la nuit dans sa chambre — en voici la raison.

Lorsque M. Freytag m'arrêta au nom du roi le premier juin, je lui remis toutes les lettres que j'avais pu conserver de Sa Majesté. Il me demanda le volume des poésies du roi; il était dans une caisse qui devait partir de Leipzik pour Hambourg. Monsieur Freytag me signa deux billets conçus en ces termes

> Sitôt le grand ballot sera revenu et l'oeuvre de poésie que le roi redemande rendu à moi, vous pourrez partir où bon vous semblera.

Le livre en question, arriva le 17 au soir, j'ai voulu partir aujourd'hui 20, ayant satisfait à tous mes engagements. On a arrêté mon secrétaire, ma nièce et moi. Nous avons douze soldats aux portes de nos chambres. Ma nièce à l'heure que j'écris est dans les convulsions. Nous sommes persuadés que le roi n'approuvera pas cette horrible violence.

Daignez, Madame, lui envoyer cette lettre. Daignez l'assurer qu'au milieu d'un malheur si inoui je mourrai plein de la même vénération et du même attachement pour sa personne. Je lui demande encor très-humblement pardon de mes fautes. J'avais toujours pensé qu'il daignerait permettre que je tachasse de me défendre contre Maupertius. Mais si cela lui déplait il n'en sera plus jamais question. Encor une fois, Madame, jamais mon coeur n'a manqué, ni ne manquera au roi. Et il sera toujours rempli pour Votre

Altesse Royale du respect le plus profond et le plus tendre.

Hélas c'était autrefois frère Voltaire.

a Francfort, 20. juin, à dix heures du soir.“

An den König zu schreiben, was das Nächste und Wirksamste gewesen wäre, überwand er sich nicht; hingegen mußte Mad. Denis an denselben einen Klagebrief richten, dessen Mischung von Schmeichelei und Schärfe, so wie die Lust wahrheitwidrige Umstände vorzuschieben, nur zu sehr Voltaire's eigne Feder erkennen lassen. Dieses Schreiben steht auch bei Beuchot abgedruckt, allein mit späteren Zusätzen, die sich in der Urschrift nicht finden, namentlich fehlt nach dem Namen der Schreiberin die dort angehängte Aufzählung ihrer persönlichen Standesverhältnisse, deren Angabe auch in der That bei dem Könige ganz nutzlos und kaum schicklich gewesen wäre. Der Brief lautet wie folgt:

„Sire!

Je ne devais pas m'attendre à implorer pour moi-même la justice et la gloire de Votre Majesté. Je suis enlevée de mon auberge au nom de Votre Majesté, conduite à pied par le commis du sieur Freytag, votre résident, au milieu de la populace, et enfermée, avec quatre soldats à la porte de ma chambre; on me refuse jusqu'à ma femme de chambre, et mes laquais, et le commis passe toute la nuit dans ma chambre.

Voici le prétexte, Sire, de cette violence inouie, qui excitera sans doute la pitié et l'indignation de Votre Majesté aussi bien que celle de toute l'Europe. Le sieur Freytag ayant demandé à mon oncle le 1. juin

le livre imprimé des poésies de Votre Majesté, dont elle avait daigné le gratifier, le constitua prisonnier jusqu'au jour où le livre serait rendu, et lui fit deux billets conçus en ces termes:

„Monsieur, sitôt le gros ballot que vous dites d'être à Leipsik ou à Hambourg sera ici, qui contient l'oeuvre de poésies que le roi demande, vous pourrez partir où bon vous semblera.“

Mon oncle, sur cette assurance de votre ministre, fit revenir la caisse avec la plus grande diligence à l'adresse même du sieur Freytag, et le livre en question lui fut rendu le 17 au soir.

Mon oncle a crû avec raison être en droit de partir le 20, laissant à votre ministre la caisse et d'autres effets que je comptais reprendre le 21; et c'est le 20 que nous sommes arrêtés de la manière la plus violente. On me traite, moi, qui ne suis ici que pour soulager mon oncle mourant, comme une femme coupable des plus grands crimes; on met douze soldats à nos portes.

Aujourd'hui 21 le sieur Freytag vient nous signifier que notre emprisonnement doit nous coûter 122 écus et quarante creuzers par jour, et il apporte à mon oncle un écrit à signer, par lequel mon oncle doit se taire sur tout ce qui est arrivé, ce sont ses propres mots, et avouer que les billets du sieur Freytag n'étaient que des billets de consolation et d'amitié qui ne tiraient point à conséquence.

Il nous fait espérer qu'il nous ôtera notre garde. Voilà l'état où nous sommes le 21 juin à deux heures après midi.

Je n'ai pas la force d'en dire davantage. Il me suffit d'avoir instruit Votre Majesté. Je suis avec le plus profond respect, Sire, de Votre Majesté la très-humble et très-obéissante servante

à Francfort, ce 21 au matin.

Denis."

Wir haben hier vor allem die Unredlichkeit zu rügen, daß Mad. Denis den Sekretair Dorn anklagt, die Nacht hindurch ihr Zimmer nicht verlassen zu haben, was doch nur auf ihr eignes Bitten und mit ihrem Danke geschehen war; ferner den wohl kaum unabsichtlichen Irrthum, daß der Betrag der Kosten als ein täglicher angegeben wird, was auch späterhin Voltaire beharrlich so behauptet, obgleich es außer Zweifel steht, daß damit alle durch Voltaire's Haft veranlaßten Ausgaben gemeint sind, deren Summe indeß, nachdem Schmid's Rechnung hinzugekommen, nicht so viele Thaler wie Voltaire sagt, sondern 190 Gulden 11 Kreuzer betrug.

Es klingt seltsam, wenn Voltaire, bei so schmachvollen Anklagen und so heftigem Trotze, wie er bisher aufgeboten, und nach so vielen, von ihm angeblich erlittenen Rohheiten und Beschimpfungen, plötzlich wieder die höflichsten Bitten an dieselben Männer verschwendet, denen er doch einzig alle Schuld des Vorgefallenen beimißt. Aber wir haben seine eigne Handschrift vor Augen, und geben zwei seiner Blätter hier als ein Zeugniß, wie leicht der reizbare und zornmüthige Mann sich beherrschen und verstellen konnte, wenn er es für nöthig hielt. Gleich am 21. Juni früh schrieb er an Freytag diese Worte, deren Fassung nur Mitleid erwecken will:

„Je vous conjure, Monsieur, d'avoir pitié d'une

femme qui a fait deux cent lieues pour essuyer de si horribles malheurs.

Nous sommes ici très-mal à notre aise, sans domestiques, sans secours, entourés de soldats. Nous vous conjurons de vouloir bien adoucir notre sort, vous avez eu la bonté de nous promettre de nous ôter cette nombreuse garde. Souffrez que nous retournions au Lion d'Or, sous notre serment de n'en partir que quand Sa Majesté le roi de Prusse le permettra. Il y a là un petit jardin nécessaire pour ma santé où je prenais des eaux de Schwalbach. Tous nos meubles y sont encore, nous payons à la fois deux hôtelleries, nous espérons que vous daignerez entrer dans ces considérations. Au reste, Monsieur, j'avais toujours cru que tout serait fini quand le volume de Sa Majesté serait revenu, et je le croyais avec d'autant plus de raison que Mr. Rücker avait proposé de me faire laisser caution pour sûreté du retour de la caisse. Voilà ce que j'avais eu l'honneur de vous dire hier. Enfin, Monsieur, je vous prie d'excuser les fausses terreurs qu'on m'avait données. Soyez très-persuadé que ni ma nièce ni monsieur Collini ni moi nous ne sortirons que quand il plaira à Sa Majesté. Nous n'avons ici aucun secours, même pour écrire une lettre. Pardonnez, je vous en prie, et ne nous accablez pas.

Madame Denis a vomi toute la nuit, elle se meurt. Nous vous demandons la vie."

Und noch am nämlichen Tage richtete er an Freytag und Schmid zusammen in gleichem Sinne diese Zuschrift:

„A M. le baron de Freytag ministre de Sa Majesté Prussienne et M. Schmid son conseiller.

Messieurs!

J'ai exécuté les ordres que vous m'avez donnés de la part du roi votre maître.

Vous nous laissez encore deux soldats. Nous vous supplions ma nièce et moi de nous en délivrer. Ayez pitié de ma maladie qui demande que je respire l'air. Je promets encor sous serment que si je retrouve jamais quelques lettres de Sa Majesté, je les renverrai à Sa Majesté elle même. Et jamais je ne manquerai à la vénération que je lui dois.

Je vous supplie, Messieurs, de m'accorder ma très-humble requête.

Fait à Francfort, 21 juin.

Voltaire."

Als in den nächsten Tagen ein Diener Freytag's, der eine Bestellung zu machen hatte, von Voltaire und Mad. Denis schnöde abgefertigt worden, und Freytag hierüber erzürnt war, fürchteten bald jene gar sehr die Folgen, und gaben sogleich die besten Worte. Voltaire schrieb:

„J'apprends, Monsieur, que vous êtes en colère contre moi, sur ce que votre laquais vous a rapporté. Je vous supplie de considérer que je n'entends point l'allemand, que je lui ai dit dans les termes qu'on m'a fournis que madame Denis était dans des convulsions qui me font craindre pour sa vie. Je vous conjure, Monsieur, de représenter à Sa Majesté notre état déplorable et notre soumission. J'ai fait tout ce que vous m'avez prescrit, que voulez vous de plus?

Vous êtes trop honnête homme pour ne pas adoucir le sort d'une femme respectable et infortunée. Nous comptons sur un peu de pitié, et nous sommes prêts à tout faire pour la mériter, etc. V."

Mad. Denis suchte den Feind durch folgendes Billet zu begütigen:

„Je suis désespérée, Monsieur, de ce que vous me faites dire par le petit garçon. Au nom de Dieu n'envenimez pas une affaire lorsque mon oncle est prêt de faire tout ce que vous voudrez. Songez qu'il est attaché au roi plus que jamais. Si le mémoire vous déplait, mon oncle en fera un autre, il se soumet à tout ce qu'on veut, que lui demandez vous. J'implore votre justice et votre bonté, et je suis très-malade." Welchem Billet Voltaire auf der Rückseite noch die Worte hinzufügte: „Ma nièce est au lit mourante, au nom de Dieu ayez pitié de nous, et surtout d'une femme respectable et desespérée."

Hiemit noch nicht zufrieden, und die Einwirkung auf den König selbst in's Auge fassend, erließ Voltaire unter dem 23. Juni an Freytag folgenden ausführlichen Brief, von welchem uns eine Abschrift vorliegt, deren erste Zeile und die acht letzten von Voltaire's eigner Hand geschrieben sind:

„Copie de ma lettre à M. Freytag.

A Francfort 23 juin.

Je ne conçois pas, Monsieur, votre colère dans notre malheur. Je ne peux avoir rien dit de désagréable à votre laquais; puisque je ne sais pas l'allemand. Je lui ai dit dans les termes qu'on m'a four-

nis, que ma nièce était ce matin dans des convulsions mortelles, et que le docteur Müller était avec elle. Vous aurez sans doute compassion de la veuve d'un gentilhomme, officier d'un grand roi, qui fait deux cent lieues pour conduire son oncle aux eaux, et qui se voit trainée à pied en prison, au milieu de la populace, à qui on refuse sa femme de chambre, et auprès de laquelle on fait rester votre commis pendant la nuit, avec quatre soldats à sa porte; et que vous retenez encore prisonnière, sans qu'elle ait fait autre chose que d'implorer pour moi la miséricorde du roi, et de répandre devant vous et devant Mr. Schmid des larmes inutiles.

Je vous réitère, Monsieur, que j'ai obéi avec la plus profonde soumission aux ordres du roi que vous m'avez donnés de bouche. J'ai fait revenir le 17 la caisse où était le livre de poésies du roi, que Sa Majesté redemande. J'ai juré que je n'avais pas transcrit une seule page de ce livre, j'ai rendu toutes les lettres que j'avais de Sa Majesté, je me suis soumis à lui rendre toutes celles, dont il m'a honoré pendant quinze ans, et qu'on pourra retrouver à Paris; je vous ai signé le 1 juin que je ne sortirai pas, jusqu'au retour de la caisse, et du livre du roi. La caisse et le livre sont revenus le 17, j'avais crû sur vos promesses par écrit, être en droit de partir le 20, d'autant plus que je vous laissais ma caisse, et tous mes effets. Je me flatte que le roi écoutera sa clémence en ma faveur, et qu'il aura surtout pitié de l'état horrible où ma nièce est réduite, et dont il ne sait pas la moitié. Il sait seulement que ma nièce

n'est et ne peut pas être coupable de rien. Je connais la bonté du coeur du roi, je lui ai demandé pardon des fautes que j'ai pu commettre en soutenant avec trop de vivacité une querelle littéraire. Je lui serai toujours attaché. Je ne dirai jamais assurément un seul mot qui puisse lui déplaire. J'attendrai ses ordres avec résignation. Je ne suis inquiet àprésent que pour la vie d'une femme respectable, qui mérite l'estime et la compassion de l'Europe. J'assure encore une fois le roi de ma résignation respectueuse, de mon obéissance à ses ordres. Il peut compter que n'étant plus à lui, je me regarderai le reste de ma vie comme un homme qui lui a appartenu, que je ne lui manquerai jamais. Je vous supplie de vous joindre à moi pour implorer sa clémence, et de lui envoyer cette lettre."

Der Brief zeigt hinlänglich, daß er ganz für den König berechnet ist, und aus diesem Grunde scheut er auch nicht, die falschen Angaben, welche schon auf andern Wegen ausgesprengt waren, auch hier unter den Augen Freytag's zu wiederholen, wohl wissend, daß dieser wußte, sie seien falsch. In hartnäckiger Behauptung eigenwilliger Annahmen, die er einmal für Wahrheit ausgegeben, hat Voltaire auch auf dem litterarischen Felde es nicht an Proben seiner Dreistigkeit fehlen lassen!

Am 25. Juni empfing Freytag ein von Fredersdorff's Hand geschriebenes, von dem König unterzeichnetes Kabinetsschreiben, ohne Datum, dieses Inhalts:

„Seine Königliche Majestät unser allergnädigster Herr lassen Dero Residenten dem Baron von Freytag auf dessen Bericht wegen des Voltaire's Arretirung zur gnädigsten Resolution ertheilen, daß sobald der Voltaire seinen Re-

vers hat von sich gegeben, selbiger abreisen kann, und habt Ihr nicht Ursache ihn länger aufzuhalten; die Sachen, so er abgegeben, will ich mit erster Post eingesandt haben. Ich bin Ew. wohlaffektionirter

Frdch."

„Ordre an den Baron von Freytag, daß er den Voltaire soll abreisen lassen."

Obschon dieses nur eine Bestätigung des frühern Befehls, nicht die Entscheidung auf den späteren Bericht war, so glaubte Freytag doch, die Freilassung verfügen zu müssen. Allein jeder Tag brachte neue Unruhe und Besorgniß. Voltaire versuchte allerlei Bewegungen, und seine Geschäftigkeit war außerordentlich. In seiner Angst schrieb Freytag am 26. Juni hierüber an Schmid:

„Gestern ware der Voltaire den ganzen Nachmittag mit Fremden, denen Kavaliers des Herzogs von Meiningen, einigen Goldmachern, Buchdruckern und Buchführern environniret, daß ich abgeredetermaßen nicht zu Ihme fahren konte. Unterdessen muß heut der Bericht an den König abgehen, und eine ferme Resolution gefasset sein, ob wir die Königliche Resolution auf unser letzteres abwarten, oder ob wir es wagen wollen, bei dem Magistrat anzuhalten Ihn zu elargisiren. Weilen wir aber die Requisitorialien unter Verpfändung des Unsrigen versprachen, so ist zu befürchten, daß sich der Magistrat auf diese Requisitorialien steifen wird; die Sache ist épineuse, ich bitte mir Dero Meinung positive aus."

Worauf Schmid aber entschlossen antwortet:

„Dieser nimmet sich schon mehr aus als Ihme er-

laubt worden. Billig sollte der große Zulauf untersagt werden, denn jeder blaset das Feuer an, so uns Verdruß verursachen wird.

Weil der größte bruit vom Voltaire durch seine selbsteigne schlechte Aufführung geschehen, davon Seiner Königlichen Majestät keinen Unterricht noch hatten, der Magistrat auf den Requisitorialien beharren wird, so sehe dieses Mannes hier Verbleiben für höchst nöthig an. Die Wacht könnten wir ohnmaßgeblich abziehen lassen, dagegen seine Unterschrift begehren, daß Er nicht aus seiner Kammer weicht."

Voltaire aber wandte sich am 26. Juni auf heimlichem Wege neuerdings mit einem Schreiben an den hohen Gönner, in welchem der Graf von Stadion vermuthet wird. Er wiederholt hier die ihm schon ganz geläufigen unwahren Angaben, in welche er die Vorgänge verarbeitet hat, und ergeht sich in zum Theil nutzlosen Verläumdungen; er schreibt:

„La même personne qui a eu l'honneur d'écrire de Francfort à Son Excellence, et d'implorer la protection de Leurs Majestés Impériales, supplie très-humblement Son Excellence de continuer à lui garder le secret. Si Leurs Majestés Impériales ne sont pas dans le cas d'accorder leur protection dans cette affaire, elles seront du moins indignées de ce qui vient de se passer dans Francfort. Un notaire, nommé Dorn, commis du sieur Freytag, résident de Prusse, enlève une dame de condition, qui vient à Francfort auprès de son oncle malade. Il la conduit à travers la populace, à pied, dans une auberge, lui ôte ses domestiques, met des soldats à sa porte, passe la nuit

seul dans la chambre de cette dame mourante d'effroi. On supprime ici, par respect pour Sa Majesté Impériale la reine, les excès atroces où le nommé Dorn, commis de Freytag, et cependant notaire impérial, a poussé son insolence.

Son Excellence peut aisément s'instruire de ce que c'est que Freytag, aujourd'hui résident de Prusse. Il est connu à Vienne et à Dresde, ayant été châtié dans ces deux villes.

La personne qui a pris la liberté de s'adresser à Son Excellence, avait bien raison de prévoir les extrémités les plus violentes. Elle est bien loin de vouloir compromettre personne, elle ne demande que la continuation du secret.

On doit trouver étrange que tant d'horreurs arrivent dans Francfort, uniquement au sujet du livre de poésies françaises de Sa Majesté prussienne. Sa Majesté prussienne est trop juste, trop généreuse, pour avoir ordonné ces violences au sujet de ses poésies qu'on lui a rendues. Personne ne peut imputer de pareilles horreurs envers une dame à un si grand roi.

On se borne à remercier Son Excellence du secret, et à l'assurer du plus profond respect.

à Francfort, 26 juin."

Hier finden wir auch die Andeutung, die sich späterhin unumwunden ausspricht, daß der unglückliche Dorn in der Nacht, die er bei Mad. Denis auf ihr Begehren zugebracht, versucht habe ihr Gewalt anzuthun! Bei diesem Vorgeben ist an keine Spur von Wahrheit zu denken, dergleichen liegt außer der Möglichkeit des ganzen Zusammenhanges dieser Dinge, welche von Seiten der

preußischen Beamten nur mit Ernst und Furcht behandelt worden, ja außer der Möglichkeit des Karakters, den die Gegenseite einstimmig dem armen, mit Frau und Kind beladenen Manne beimißt. Unsres Erachtens hat Voltaire, gleich andern Zügen, auch diesen erfunden, um den Gegnern noch eine Schuld mehr vorzuwerfen, und nebenher mochte der Schalk heimlich auch an der Verlegenheit seiner Nichte sich ergötzen, die natürlich bei solcher Angabe nur schweigen konnte.

Freytag unterdessen hatte ihm den Revers vorlegen lassen, den er ausfertigen sollte und auch schon willens war zu schreiben; da jedoch der Aktuarius Dieffenbach, von dem Bürgermeister abgeschickt, sich anmelden ließ, so wollte Voltaire diesen erst sprechen, und nach der Unterredung hatte er seinen Sinn geändert, und wollte seine Sache nun allein mit dem Magistrat abmachen, als in dessen Haft er sich befände. Freytag entwarf über diesen neuen, für ihn sehr verdrießlichen Zustand am 26. Juni folgenden Bericht an den König:

„Ob wir schon in der größten Irresolution waren, ob wir den von Voltaire erlassen sollten oder nicht; allermaßen ein Diener pro re nata einen wohl arrestiren kann, so stehet Ihme doch nicht frei einen solchen ohne eingeholte allerhöchste Ordre wieder loszulassen, zumalen wenn einer wider gegebene Treu und Wort echappiret; ein solches zeuget entweder einer bösen That, die man begangen, oder die man noch begehen will, und wenn auch beides nicht wäre, so kann doch kein größeres Verbrechen gegen seinen Herrn begangen werden, als aus dem anbefohlenen Arrest zu entweichen, — dennoch aber, und weil Ew. Königlichen Majestät gestern eingelaufene allerhöchst eigen=

händige Ordre, obzwar ohne Dato, klar besaget den von Voltaire abreisen zu lassen, so haben wir Ihme heute über vier folgende Punkte einen Revers auszustellen angedeutet:

1. Alle noch vorfindende Königliche Skripturen an Ew. Königliche Majestät immediate einzusenden;

2. Daß Er von dem Buch oeuvres de poésies weder überhaupt noch per pièces eine Abschrift genommen;

3. Falls Er darwider gehandelt, sich selbst, in welchem Lande Er auch anzutreffen seie; dem Arrest unterwerfe;

4. Alle wegen dessen Flucht und Arrest aufgegangene Unkosten wie billig bezahlen wolle.

Es hatte der Sekretarius Dorn Ihme diese Punkte gegen 10 Uhr proponiret, und er stunde in procinctu solche auszufertigen; gleichwie aber unter dieser Zeit der Aktuarius des Bürgermeisters zu Ihme kame, so erließe Er ermeldten Dorn mit dem Bedeuten, in einer halben Stunde wieder bei Ihme Voltaire einzutreffen. Bei seiner Retour ware seine Antwort: es hätte der Bürgermeister zu Ihme geschicket, und er wollte seine Sachen anjetzo schon selbsten ausmachen, er ließe sich in nichts mehr ein. Bei so bestalten Umständen sind wir nicht im Stande, Ihn den Voltaire in Freiheit zu setzen, und müssen erwarten, was vor Komödien er mit dem Bürgermeister spielen wird, die wir aber, wenn man sie uns eröffnet, zu eludiren wissen, ingleichen ob Ew. Königliche Majestät Ihme seine genommene Flucht allergnädigst pardoniren werden. Unterdessen sind die meiningische Kavaliers den ganzen Tag bei Ihm, die Ihn verhetzen, gewisse hier renommirte Goldlaboranten umgeben Ihn, Drucker und Buchführer laufen

aus und ein, wie Er denn wöchentlich zwei Pièces ediret, wovon ich etliche hier allerunterthänigst beilege. Er hat dem Vernehmen nach ein Quartier auf ein halbes Jahr gemiethet, und denkt nichts weniger als nach Plombieres zu gehen.

Mit dem gestrigen Postwagen haben wir den Schlüssel, den Orden und das Buch, welches wir in seinem des Voltaire's Beisein sogleich bei dem Empfang besiegelt, und ebenfalls dessen Petschaft drauf drucken lassen, unter Addresse Ew. Königlichen Majestät Geheimden Kämmeriers von Fredersdorff wohleingepackt abgeschickt."

Wir haben nun zu sehen, wie Collini diese Vorgänge schildert. In seiner Erzählung fortfahrend sagt er: „Freytag fit transporter à la gargotte, où nous étions logés, la malle qui contenait les papiers, l'argent et les bijoux. Avant d'en faire l'ouverture, il donna à signer à Voltaire un billet par lequel celui-ci s'obligeait à payer les frais de capture et d'emprisonnement. Une clause de ce singulier écrit était que les deux parties ne parleraient jamais de ce qui venait de se passer. Les frais avaient été fixés à cent vingt-huit écus d'Allemagne. J'étais occupé à faire un double de l'acte lorsque Schmid arriva. Il lut le papier, et prévoyant sans doute, par la facilité avec laquelle Voltaire avait consenti à le signer, l'usage terrible qu'il en pouvait faire quelque jour, il déchira le brouillon et la copie en disant: Ces précautions sont inutiles entre gens comme nous." Stoßen uns bei diesen Angaben einige Zweifel auf, die doch füglich unerörtert bleiben können, so müssen wir das Nachfolgende, welches Collini seinem Herrn und Meister nachspricht, gradezu für Lüge und

Verläumdung halten: „Freytag et Schmid partirent avec cent vingt-huit écus d'Allemagne. Voltaire visita la malle dont on s'était emparé la veille sans remplir aucunes formalités. Il reconnut que ces messieurs l'avaient ouverte, et s'étaient approprié une partie de son argent. Il se plaignit hautement de cette escroquerie; mais messieurs les représentans du roi de Prusse avaient à Francfort une réputation si bien établie, qu'il fut impossible d'obtenir aucune restitution." Collini selbst, der hier sagt „sans remplir aucunes formalités", hat uns oben das Gegentheil berichtet; „il reconnut" ist hier unbestimmt und schwach, warum sagt er nicht, daß das Schloß erbrochen, die Siegel verletzt gefunden worden? Die angebliche Entwendung des Geldes nur als eine escroquerie zu bezeichnen, ist auch ganz ungehörig, doch zur Verunglimpfung genügte das Wort; die Sache beim rechten Namen genannt, hätte die Leichtgläubigkeit stutzen gemacht, und die ernste Frage geweckt, wieso ein so schweres Verbrechen nicht vor Gericht gebracht worden? „Cependant — heißt es weiter — nous étions encore détenus dans la plus détestable gargotte de l'Allemagne, et nous ne concevions pas pourquoi on nous retenait, puisque tout était fini. Le lendemain, Dorn parut et dit qu'il fallait présenter une supplique à Son Excellence monseigneur de Freytag et l'adresser en même temps à M. de Schmid. „Je suis persuadé qu'ils feront tout ce que vous désirez, ajouta-t-il; croyez-moi, M. Freytag est un gracieux seigneur." Madame Denis n'en voulut rien faire. Ce misérable faisait l'officieux pour qu'on lui donnât quelque argent. Un louis le rendit le plus humble des

hommes, et l'excès de ses remercìments nous prouva que dans d'autres occasions il ne vendait pas fort cher ses services." Und dieser erbärmliche, demüthige Mensch soll des nächtlichen Anfalls auf Mad. Denis schuldig gewesen sein? und nach solchem Vergehen machte man ihm doch noch ein Geschenk? Die Lüge wird in diesen Unvereinbarkeiten offenbar! Hierauf erzählt Collini den Besuch des Aktuarius: „Le secrétaire de la ville vint nous visiter. Après avoir pris des informations, il s'aperçut que le bourguemaître avait été trompé, Il fit donner à madame Denis et à moi la liberté de sortir; Voltaire eut la maison pour prison jusqu'à ce qu'on eût reçu de Potsdam des ordres positifs. Mais craignant de garder longtemps les arrêts s'il s'en reposait sur ces messieurs, il écrivit une lettre à l'abbé de Prades, lecteur de Frédéric."

Dieser Brief Voltaire's an den Abbé de Prades ist nicht bekannt geworden. Wir theilen hier aber einen andern zu Voltaire's Gunsten geschriebenen Brief mit, welchen auf dessen Anregung die Markgräfin von Baireuth an den König richtete; die geistvolle Fürstin schrieb unter dem 29. Juni an ihren Bruder:

„Mon très-cher frère!"

„Je compte ce jour parmi les heureux puisque j'ai la satisfaction de vous assurer des sentiments de mon coeur. J'ai fait une petite trêve avec les eaux, mes crampes et maux ayant rompu celle que j'avais faite avec eux. Ma cure me paraitrait insupportable me privant si souvent du plaisir de vous écrire, si je n'espérais qu'en la continuant elle me misse en état

de jouir encore une fois du seul bonheur après lequel je soupire, qui est de me retrouver auprès de ce que j'ai de plus cher au monde. Vous verrez, mon très-cher frère, une vieille squelette qui ne vit que pour vous, dont vous êtes le mobile, et qui peut-être ne serait plus si vous ne preniez soin de l'animer par l'amitié que vous lui témoignez. Je bénirai les eaux si elles contribuent à vous garantir, mon cher frère, des mauvaises attaques que vous avez eues l'hiver passé. Il me semble que je renais lorsque j'apprends de bonnes nouvelles de votre santé. Nos principautés sont encore ici. Tandis qu'on tâche de les amuser, je suis enfermée dans mon antre comme la Sibylle, et tâche d'y gouter des plaisirs dont ma misérable santé me permet encore de jouir.

Je viens de recevoir tout un paquet de Voltaire et de Mde Denis, que je prends la liberté de vous envoyer. Je suis fachée qu'ils s'adressent à moi, mais de crainte d'être compromise dans cette mauvaise affaire, je vous envoie, mon très-cher frère, ce que je reçois de leur part. La lettre de Mde Denis montre de la conduite et de l'esprit, il parait qu'elle n'est pas instruite des raisons qui vous ont porté à faire arrêter son oncle. S'il avait suivi ses conseils, il aurait agi plus sagement. Je le considère comme le plus indigne et misérable des hommes s'il a manqué de respect envers vous dans ses écrits ou dans ses paroles, une telle conduite ne peut que lui attirer le mépris des honnêtes gens. Un homme vif et bilieux comme lui, entasse sottise sur sottise lorsqu'il a une fois commencé à en faire. Son âge, ses infirmités

et sa réputation qui est flétrie par cette catastrophe, m'inspirent cependant quelque compassion pour lui. Un homme réduit au désespoir est capable de tout. Vous trouverez peutêtre, mon très-cher frère, que j'ai encore trop de support pour lui en faveur de son esprit, mais vous ne désapprouverez pas que j'aie pour lui la pitié qu'on doit même aux coupables dès qu'ils sont malheureux et lors même qu'on est obligé de les punir. Son sort est pareil à celui du Tasse, et de Milton. Ils finirent leurs jours dans l'obscurité; il pourrait bien finir de même. Si l'effort que font les poètes à composer les poèmes épiques leur fait tourner la tête, nous pourrions bien être privé de ce genre de poésie à l'avenir, puisqu'il semble qu'il porte guignon à ceux qui s'y appliquent. Je vous demande mille pardons, mon très-cher frère du griffonnage de cette lettre, ma tête toujours revêche et vraiment femelle en ce point m'empêche de la transcrire. Je suis avec toute la tendresse et le respect imaginable, mon très-cher frère,

votre très-humble

Le 29 de juin 1753.

et obéissante soeur et servante

Wilhelmine."

Doch bedurfte es längst keiner solchen Bitten und Vorstellungen mehr. Der König hatte schon am 19. Juni auf den ersten Brief der Mad. Denis eine Antwort erlassen, und der Abbé de Prades sie mit folgenden Zeilen an Freytag abgesandt: „Le roi m'a ordonné, Monsieur, de vous adresser une lettre pour madame Denis, nièce de monsieur de Voltaire, afin que vous la lui fassiez

remettre si elle est à Francfort, ou que vous la lui fassiez tenir où elle sera. Je suis charmé en m'acquittant de mon devoir de trouver une occasion où je puisse vous témoigner la considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être, Monsieur, votre très-humble et très-obéissant serviteur l'abbé de Prades." Auf ihren zweiten Brief aber hatte der König sogleich nachstehendes, von de Prades unter dem 26. Juni ausgefertigtes Kabinetsschreiben an Freytag unterzeichnet: „J'ai reçu une lettre de la nièce de Voltaire que je n'ai pas trop comprise, elle se plaint que vous l'avez fait enlever à son auberge et conduire à pied avec des soldats qui l'escortaient. Je ne vous avais rien ordonné de tout cela; il ne faut jamais faire plus de bruit qu'une ne le mérite. Je voulais que Voltaire vous remit la clef, la croix et le volume de poésies que je lui avais confiés, dès que tout cela vous a été remis, je ne vois pas de raison qui ait pu vous engager à faire ce coup d'éclat. Rendez leur donc la liberté dès ma lettre reçue. Je veux que cette affaire en reste là, qu'ils puissent aller où ils voudront, et que je n'en entende plus parler. Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait en sa sainte garde. A ma maison de Sanssouci ce 26 juin 1753.

Frederic."

Und am 2. Juli mußte Fredersdorff auch noch den letzten Bericht von Freytag und Schmid in gleichem Sinne beantworten:

„Seine Königliche Majestät lassen denselben auf Dero Eingelaufenes vom 26. pass. zur gnädigsten Resolution ertheilen, da der Voltaire seine Sachen abgegeben, daß Ihm sowohl als seiner Niece ohne den geringsten Anstand

sollten die Wache abnehmen und gehen lassen, Ihm auch nicht über seine Schappade die geringste Quästion machen. Der ich mit wahrer Hochachtung die Ehre habe zu sein

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam, den 2. Juli 1753.

ganz ergebener Diener

Fredersdorff."

Das Schreiben des Königs vom 19. Juni an Mad. Denis war ungemein verspätet worden, und Mad. Denis erfuhr erst durch einen abermaligen Brief vom 30. Juni, den der König ihr hatte schreiben lassen, daß eine frühere Antwort für sie an Freytag gelangt sein müsse: sie säumte nicht, sich dieselbe durch folgendes Billet auszubitten:

„Mad. Denis prie M. de Freytag de vouloir bien lui envoyer la lettre qu'il a reçue pour elle de la part du roi son maître.

Sa Majesté Prussienne vient de faire écrire à Mad. Denis en date du 30 juin que cette lettre qu'elle demande doit être parvenue à M. Freytag il y a quelques jours; elle ne doute pas, que M. de Freytag ne lui remette cette lettre selon les intentions de Sa Majesté.

Mad. Denis et M. de Voltaire font leurs compliments à M. de Freytag.

ce 5 juillet."

Wenn uns nach allem Vorgefallenen die artige Ausdrucksweise dieses Billets wundern kann, so müssen wir noch mehr über den Schluß eines Billets erstaunen, welches Voltaire desselben Tages an Freytag richtet, und worin er sagt: „Au reste si M. de Freytag à la bonté de venir aujourd'hui, il est supplié de vouloir avoir bien la bonté d'apporter les papiers cachetés qu'on

lui a remis en depôt. On lui fait beaucoup de compliments sur son esprit de conciliation, sur sa justice et sur la bonté de son coeur.“ Ein solches Zeugniß, welches wenigstens jetzt nicht mehr durch Furcht hervorgerufen sein und als trügerische Schmeichelei keinen Zweck haben konnte, steht in seltsamem Widerspruche mit den schnöden Beschuldigungen, die er kurz vorher gegen ihn geschleudert hatte, und auch nachher noch wiederholte. Wir sehen die reizbare Lebhaftigkeit des unruhigen Greises nach wechselnden Eindrücken des Augenblickes alles Urtheil und alle Stimmung wechseln, wobei er sich jedesmal den überschwänglichsten Wendungen hingab, die wir auch deßhalb weder im Bösen noch im Guten zum vollen Werth annehmen dürfen.

Wie sehr auch eben jetzt Voltaire bei seinen schönen Worten verstellt war, und in welcher Weise er die Sachen zu behandeln fortfuhr, ersehen wir aus dem folgenden Bericht, in welchem Freytag seinen Verdruß von diesen unseligen Händeln und seinen Schmerz über die Mißbilligung, welche der König zu äußern scheint, gegen Fredersdorff ausschüttet. Was er zu seiner Rechtfertigung sagt, läßt sich von seinem Standpunkt aus freilich nicht ganz verwerfen. Sein Bericht vom 6. Juli lautet:

„Was vor Chagrin, Unkosten und Noth uns beiden Krankseienden der von Voltaire mit seinen Erdichtungen und sowohl bei Gott als dem König unverantwortlichen Betragen erwecket, ein solches ist mit der Feder nicht zu beschreiben, ja was er gegen mich, den Hofrath Schmid, selbsten gegen Seiner Königlichen Majestät allerhöchste Person herausgestoßen, ist besser zu vergessen, als daran zu denken. Ob uns nun zwar auf unsere beide letztere,

eines an Ew. Hochwohlgeboren unterm 23. Juni, das andere an Seine Königliche Majestät unterm 26. ejusdem allerunterthänigst gestellet, keine Antwort zugekommen, so läuft unterdessen eine Königliche allerhöchste Ordre hier ein, welche unsere in dieser Sache geführte Konduite, zu unserem größten Schmerz, gar nicht zu approbiren scheinet, da wir doch an unserem allerdevotesten Eifer, nöthiger Behutsamkeit, und ordremäßige Exaktitüde, in keine Wege es haben ermangeln lassen. In der ersten Königlichen Ordre vom 11. April wird von vielen Briefen und Skripturen gemeldet, und die vorgefundenen machten nur ein mäßiges Paketel aus; in der zweiten allerhöchsten Ordre vom 29. April ward allergnädigst befohlen, daß der von Voltaire alle seine Emballagen zurückkommen lassen sollte; daß wir ihn also nicht eher abreisen lassen konnten, als bis wir vernommen, ob dieses kleine Paket alle Königlichen vielen Briefe und Skripturen seien; auf Schlüssel und Kreuz ware unser Augenmerk nicht so sehr als die Briefschaften gerichtet, die öfters mehr als Geld und Gut geschätzet werden, absonderlich da sie von Seiner Königlichen Majestät allerhöchstschätzbarsten Hand sein sollten, und eben deßwegen wollten wir das Leipziger Ballot nicht eröffnen, um zu ignoriren, ob das Buch darinnen seie oder nicht. Damit der von Voltaire aber den Konventional-Arrest desto ruhiger aushalten sollte, so habe von Zurückkunft der Hamburger und Pariser Ballots noch gar nicht gesprochen, und wann Seine Königliche Majestät nicht eben in Preußen gewesen wären, so wäre die allerhöchste Antwort auch vor Ankunft des Leipziger Ballots angelanget, so daß er mein ihme pro forma gegebenes Billet (und daß es pro forma gegeben worden, mit zwei

Zeugen beweisen kann) nicht hätte mißbrauchen und zum Fundament seiner Flucht nehmen können. Allein wann dieses ihme nicht gedienet hätte, so hätte er was anderes inventiret, denn er hat sich solchergestalten vor der Königlichen Antwort von Berlin gefürchtet, daß man nicht anderß glauben kann, denn er muß was ganz Enormes begangen oder in Zukunft zu begehen im Kopfe haben; er ginge also parol- und eidbrüchigerweise heimlich durch, nachdem er sich etliche Tage zuvor in den hiesigen Johanniter-Freihof aber umsonst zu retiriren getrachtet, und als er seine große Schatulle auch beste Sachen weg praktiziren lassen. Hiezu kame, daß Ew. Hochwohlgeboren unterm 11. Juni meldeten, uns an die Ungeduld des von Voltaire nicht zu kehren, sondern bis zu Ankunft Seiner Königlichen Majestät, welche nach etlichen Tägen ankommen würde, der erhaltenen Ordre gemäß so zu kontinuiren wie angefangen. Wie war es also möglich ihn loszulassen? Wer hat also nun den coup d'éclat gemacht? Wir hätten Leib und Leben dran gewaget, ehe wir ihn fortgelassen hätten; und wenn ich der Kriegesrath ihn nicht noch in der Barriere sondern im freien Felde angetroffen, und er zu retourniren sich geweigert, so wüßte ich nicht, ob ich ihme nicht eine Kugel durch den Kopf gejaget hätte; so lagen mir die Königlichen Briefe und Skripturen am Herzen.

Doch da nun Seine Königliche Majestät in der letzten allergnädigsten Ordre ausdrücklich melden, ihn zu dimittiren, so haben wir sogleich nach deren Empfang die zwei Mann Wache abgehen, und ihme seine beide bei mir in Deposito gewesene Paketer einhändigen lassen; mit dem Vermelden, daß wir beide selbsten zu ihme kommen und

das Fernere besorgen wollten. Sur ces entrefaits hat er bei dem Magistrat Himmel und Erde beweget, die Wache fortzuschaffen, über uns beide geklaget, Ein Memorial über das andere eingegeben; vornehmlich hat die Denis frecherweise vorgegeben, mein Sekretair wäre die Nacht über bei ihr im Zimmer geblieben, da sie ihn doch ersuchen lassen ein solches zu thun, auch vor diese Nachtwache ihme einen Louisd'or zum Präsent gemacht, — und hundert andere Dinge mehr; ja er hat mit Zuziehung eines meiningischen sogenannten Kavaliers und eines hiesigen Rathsherrn Namens Senckenberg — ein verruchter Mensch welcher alle preußischen Affairen kontrekarrirt, der an Bosheit und Gottlosigkeit in hiesigen Landen offenbarlich seines gleichen nicht hat, und damit man ihn erkennen möge, ein gegen ihn bis diese Stunde unbeantwortet gebliebenes impressum beilege, kraft wessen er überführet ist und gestehet, in Kriminalsachen ein falsches Protokoll gemacht zu haben, — mit diesem Senckenberg hat er den hiesigen Magistrat, deme eben in dieser Zeit eine scharfe Königliche Deklaration übergeben müssen und dahero gerne Revange nehmen wollen, dahin induziret, daß, wenn er seinem Vorgeben nach von seinen um den König seienden Feinden verhindert würde, seine Klagen vor Allerhöchstdenselben zu bringen, der Magistrat dessen gegen uns verfertigte Memoriale an Seine Königliche Majestät einzuschicken; welches wie ich vernehme hierauf unerhörterweise auch geschehen wird. Doch leben wir der Hoffnung, Seine Königliche Majestät werde diese magistratische Kühnheit auf das nachdrücklichste ressentiren und uns ungehört nicht lassen.

Eben nun, als wir uns zu ihme verfügen wollten, so

schickte der Bürgermeister und ließ uns wissen, der Voltaire hätte ein neues Memorial übergeben, und begehrte gegen uns eine Kommission, ingleichen daß bei seiner Demissions=Deklaration ein magistratisches Mitglied dabei sein sollte, ersteres wäre vom Magistrat selbsten verworfen worden, wegen des andern fragte er an, was wir gesonnen wären; bald darauf schickte der Voltaire beiliegendes Billet an mich, wir ließen uns dahero bei ihm melden, weil er schon etlichemal in das gegenüberliegende Wirthshaus im Löwen mit seiner Denis gegangen war, über welchen Gang, der kaum zwanzig Schritt ausmacht, diese Denis sich bei Seiner Königlichen Majestät sehr beschweret, daß man sie zu Fuß geführet; die Antwort aber war, er wäre unpaß, er könnte uns nicht sprechen. Bei so bestalten Unhöflichkeiten ersuchten wir hierauf den Bürgermeister, ihme den Degen zu schicken und zu sagen, daß er seine bei dem Hofrath Schmid deponirte wenige Gelder, nach Abzug der Unkosten, welche sich zusammen auf 190 Gl. 11 Kr. beliefen, abholen könnte, und wovon die Spezifikation auf allerhöchsten Befehl eingeschickt werden solle.

Wir müssen noch mit zwei Worten die Erfindungen, womit die Denis Seine Königliche Majestät beschweret, berühren. Aus unserem bereits eingeschickten Promemoria ist zu ersehen, daß wir nur den Voltaire zu arretiren angehalten; da aber ich der Hofrath Schmid besagte Denis in voller Klage bei dem Bürgermeister antraf und sie zu allen Rathsherren zu laufen in procinctu war, so habe sie, um unsern Handel nicht zu verderben, anzuhalten gebeten. Sobalde aber des andern Tags der bürgermeisterliche Arrestirungsspruch in pleno senatu gut=

geheißen worden, so hat man sie sogleich entlassen, und sie ist in aller Stille ohne Eskorte bei der Nacht von dem Sekretair zu ihrem Onkel, so wie sie es verlanget, gebracht worden. Die Unkosten giebt sie täglich 122 Rtl. an, da doch alles, wie schon gemeldet, nur 190 Gl. kostet; enfin der ganze Brief ist falsch.

Seine Königliche Majestät befehlen in Dero allerhöchsten letzten Ordre, daß man Allerhöchstihnen nichts mehr von dieser Sache reden sollte, daher haben wir uns die Freiheit genommen Ew. Hochwohlgeboren von dieser Sache in aller Eil zu informiren, damit Ew. Hochwohlgeboren bei Gelegenheit gegen alle Kalumnien uns das Wort reden mögen. Vornämlich bitten wir um die von uns dem Magistrat versprochenen Requisitorialien, gestalten er heute deklariren lassen, er würde bis dahin mit uns weiter in nichts entriren.

Wir legen hier einen Extrakt aus der Baseler Zeitung bei, welchen der Voltaire ohne Zweifel selbsten also hat einrücken lassen, denn es ist alles falsch, daß er mir ein einziges Wort von allen diesen Sachen deklariret hätte, und falls an den Kanton Basel geschrieben würde, so würde sich ergeben, daß dieses von einem gewissen James de Lacour eingeschickt worden.

Wir beharren mit der vollkommensten Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ꝛc.“

Schon am nächsten Tage, den 7. Juli, ließ Freytag einen abermaligen Bericht an Fredersdorff abgehen, worin der Schluß der ganzen Sache mitgetheilt wird:

„Unser weitläuftiger Rapport vom gestrigen Dato wird zweifelsohne richtig überkommen und ein guter Gebrauch davon gemacht worden sein.

Gleichwie nun der von Voltaire seine Gelder nicht selbsten abholen wollte, sondern dieserwegen einen Notarium schickte, so gaben wir dem Sekretario Dorn Ordre, Ihme solche gegen Quittung zu überbringen; anstatt aber sie zu empfangen, kame Er mit einer Pistol, spannte solche auf, und wollte den Sekretarium darnieder schießen, der Voltairische Sekretarius aber fiele Ihm in die Arme, rufend: „Mais, mon Dieu, Monsieur!“ und nöthigte ihn in ein ander Zimmer; welchen mördrischen Vorgang ermeldter Dorn sogleich dem Magistrat hinterbracht und das Nöthige zu verfügen gebeten. Enfin dieser vor Witz und Klugheit verrückte Mensch wird noch große Verdrießlichkeiten anrichten.

Bei dieser der Sachen Bewandtniß ist man bei Exequirung der Königlichen Befehle weder seiner Ehre, seines Hab, noch auch gar seines Lebens nicht mehr versichert. Seine Königliche Majestät geruhten in allerhöchstdero ersten Ordre zu erwähnen, dieser Voltaire seie ein Intrigant, wir erfahren es jetzo allzu viel. In eben diesem Schreiben hieße es auch, ohne Komplimente ihn zu arrestiren; hätten wir dieses zu Anfang gethan, wie die Ballots nicht bei Handen waren, so wären wir aller dieser Noth überhoben gewesen; doch man wollte allergnädigst anbefohlenermaßen gradatim gehen; und es ist unsere allerdevoteste Schuldigkeit, zum Dienst des Königs alles zu ertragen; hoffen aber auch nun, daß da die Abnehmung dieses Ordens und Schlüssels uns so viele Noth verursachet, wir auch einmal etwas zu überbringen werden beehret werden.

In ausnehmender Estime beharren ꝛc.

P. S. In dem Augenblick als wir dieses schließen, lässet der Bürgermeister wissen, der Voltaire wäre fort. Ob Er sich nun vor der enormen attentirten Mordthat, oder ob Er sich vor den Berliner Briefen gefürchtet, können wir nicht wissen. Der Magistrat ware eben im Begriff die Sache zu untersuchen. Unterdessen hat Er seine wenige Gelder bei mir dem Hofrath Schmid zurückgelassen, welche dem Sekretario Dorn zu seiner Satisfaktion dienen können; gestalten diese Grausamkeit mit allerlei Zusätzen sogleich durch die Stadt erschollen, daß dessen Frau und Kind in den äußersten Schrecken gesetzt worden und jetzo krank und elend darnieder liegen."

Der letzte Absatz dieses Berichts, wo gesagt wird, daß die zurückgelassenen wenigen Gelder dem Sekretario Dorn zu seiner Satisfaktion dienen können, ist allerdings von auffallender Unanständigkeit; wir müssen aber bemerklich machen, daß derselbe nicht mehr von Freytag's Hand, sondern von Dorn's geschrieben ist, und daß diesem eigennützigen Antrage nie Billigung oder gar Folge gegeben worden.

Collini dagegen erzählt die Sachen wie folgt, „Le lendemain 6, nous rentrâmes à l'auberge du Lion d'Or. Voltaire fit aussitôt venir un notaire, devant lequel il protesta solennellement de toutes les vexations et injustices commises à son égard. Je fis aussi ma protestation, et nous préparâmes notre départ pour le lendemain. Peu s'en fallut qu'un moment de vivacité de Voltaire ne nous retînt encore à Francfort et ne nous replongeât dans de nouveaux malheurs. Le matin, avant de partir, je chargeai deux pistolets que nous avions ordinairement dans la voi-

ture. En ce moment, Dorn passa doucement dans le corridor et dans la chambre, dont la porte était ouverte. Voltaire l'apperçoit dans l'attitude d'un homme qui espionne. Le souvenir du passé allume sa colère; il se saisit d'un pistolet et se précipite vers Dorn. Je n'eus que le temps de m'écrier et de l'arrêter. Le brave, effrayé, prit la fuite, et peu s'en fallut qu'il ne se précipitât du haut en bas de l'escalier. Il courut chez un commissaire qui se mit aussitôt en devoir de verbaliser. Le secrétaire de la ville, le seul homme qui, dans toute l'affaire, se montra impartial, arrangea tout, et le même jour nous quittâmes Francfort. Madame Denis y resta encore un jour pour quelques arrangements, et partit ensuite pour Paris."

Voltaire selbst erzählt den Vorfall mit Dorn in seinem „Journal de ce qui s'est passé à Francfort-sur Mein" in dieser Weise: „Le 7 au matin, le nommé Dorn ose revenir chez la dame Denis et le sieur de Voltaire, feignant de rapporter une partie de l'argent que le sieur Schmid avait volé dans les poches du sieur de Voltaire et du sieur Collini; puis il va au conseil de la ville faire rapport, qu'il a vu passer le sieur de Voltaire avec un pistolet, et prendre ce prétexte, pour que Schmid et lui gardent l'argent. Deux notaires jurés, qui étaient présents, ont beau déposer sous serment que ce pistolet n'avait ni poudre, ni plomb, ni pierre, qu'on le portait pour le faire racommoder; en vain trois témoins déposent la même chose. Le sieur de Voltaire est forcé de sortir de Francfort avec sa nièce et le sieur Collini, tous trois volés et accablés de frais, obligés d'emprunter de l'argent

pour continuer leur route. On a volé au sieur de Voltaire papiers, bagues, un sac de carolins, un sac de louis d'or, et jusqu'à une paire de ciseaux d'or et de boucles de souliers." Die Wahrheit stellt sich aus diesen Widersprüchen der verschiedenen Erzähler unschwer heraus. Voltaire war bei seinem großen Reichthum allerdings oft unbegreiflich geizig und gewinnsüchtig, aber eben so oft achtete er der größten Summen nicht, wenn er einen edeln oder ihn reizenden Zweck vor Augen hatte. Diesmal verweigerte er die Zurücknahme des Geldes und der Sachen, die ihm in seiner Hand nie so viel werth sein konnten, als wenn sie in der fremden blieben, da er hiemit das ihm unschätzbare Recht gewann, mit einem Schein von Wahrheit auszuschreien, er sei bestohlen und beraubt worden, was er denn auch lebenslang mit bittern Klagen zu wiederholen sich nicht versagte.

Nachträglich empfing Freytag noch ein Kabinetsschreiben des Königs vom 9. Juli, welches in Folge des Briefes von Voltaire an den Abbé des Prades diesem von dem Könige scheint diktirt worden zu sein, und die früheren Befehle wiederholt:

„J'ai reçu une lettre de Voltaire qui me parle encore de sa liberté. Vous devez avoir reçu les ordres que je vous ai donnés de le laisser aller où bon lui semblera, ainsi que sa nièce. Je n'avais d'autres prétentions sur lui que de le dépouiller de la croix, de la clef de chambellan et de retirer le livre que je lui avais confié. Vous m'avez écrit qu'il avait satisfait à tout ce que je demandais de lui. Ne différez donc point de mettre fin à tout cela, parceque sans doute, que s'il était survenu quelque incident

nouveau, vous m'en auriez averti. Sur ce je prie Dieu etc.

à Potsdam, ce 9. juillet 1753.

Federic."

Fredersdorff aber fertigte am 14. Juli dem von den stürmischen Auftritten und vielen Sorgen abgehetzten und durch die Unzufriedenheit des Königs tief gebeugten Freytag zu dessen Beruhigung und Trost folgendes Schreiben zu:

„Ich habe sowohl Dero jüngstes vom 6. hujus mit den Beilagen, als auch das von Herrn Hofrath Schmid unterm 29. pass. seiner Zeit richtig erhalten; aber meine Unpäßlichkeit hat verhindert, letzteres ehender zu beantworten. Indessen wird die Königliche Ordre schon eingelaufen sein, den von Voltaire (den alle Welt für einen Kujon erkennet,) laufen zu lassen. Die in Dero letztem bezeugte inquiétude können Sie gänzlich fahren lassen. Sie haben nichts gethan, als auf Königliche Ordre, und diese haben Sie dergestalt wohl exekutiret, daß Seine Königliche Majestät darüber gnädigst zufrieden sein. Dem dasigen Magistrat sind Sie beide, als Königliche karakterisirte Personen, die nach Ordre ihres Souverains handeln, keine Verantwortung schuldig, und dieses können Sie ihm hautement bezeugen. Von dem Voltaire aber, der ein Mensch ohne Ehre ist, wollen Seine Königliche Majestät nichts mehr wissen, und mag er, nach nunmehro abgelieferten Sachen, gehen wohin er will. Wäre er noch dorten, so lassen Sie ihn schreien soviel er will, und geben ihm so wenig als dem Magistrat über Ihr Verfahren Rede und Antwort. Ersterem aber können

Sie ins Gesicht sagen, er habe sich mit seinem vorgeblichen Königlich französischen Kammerjunker-Karakter nicht breit zu machen; wenn er solches in Paris thäte, so wäre die Bastille sein Lohn. Im Uebrigen versichere Ihnen nochmals, daß Sie völlig beruhigt sein können. Sie haben als treuer Diener des Königs, nach Höchstdero Ordre gehandelt, und die Lügen und Kalumnien des Voltaire finden hier und in aller Welt keinen Ingreß.

Ich bezeuge Ihnen insbesondere meine Hochachtung und bin jederzeit

Ew. Hochwohl- und Hochedelgeboren

Potsdam, den 14. Juli 1753.

ergebenster Diener

Fredersdorff."

Daß inzwischen Voltaire nicht ruhte, sondern den König wegen der ihm angeblich vorenthaltenen Gelder und Sachen in Anspruch nahm, ersehen wir aus dem Kabinetsschreiben des Königs, das am 31. Juli wiederum durch die Hand des Abbé des Prades an Freytag erging:

„J'ai encore reçu une lettre de Voltaire dans laquelle il me demande que je lui fasse rendre les effets qu'on lui retint lorsqu'on l'arrêta. Je vous ai déja donné mes ordres là-dessus. Ne manquez pas, dès ma lettre reçue, de le satisfaire là-dessus, et quant aux frais qu'il ne veut peutêtre pas payer, il n'est pas nécessaire pour cela de lui retenir le tout, ne gardez que ce qu'il faudra pour le payer et rendez lui le reste. Sur ce je prie etc.

à Potsdam ce 31 juillet 1753.

Federic."

Voltaire hatte sich zunächst nach Schwetzingen begeben, wohin der Kurfürst von der Pfalz Karl Theodor ihn eifrigst eingeladen hatte. Auch hier, in dem Glanze des Hofes und in den anmuthigsten Zerstreuungen setzte er seine Klagen heftig fort, und suchte die preußischen Beamten, mit denen er in Frankfurt zu thun gehabt, in das gehässigste Licht zu stellen. An wen nachstehender Brief gerichtet ist, finden wir nicht angegeben, aber vollständig von Voltaire's eigner Hand geschrieben liegt er bei den von uns benutzten Akten:

„à Schwetzingen près de Mannheim,
5 août 1753.

Monsieur!

Monsieur le chevalier de La Touche me mande que vous l'avez assuré que la malheureux affaire de Francfort était finie. Je ne doute pas qu'en effet Votre Excellence n'ait fait ce qui dépendait d'elle pour faire rendre justice. Sa Majesté le roi votre maître ayant désavoué l'abus que les sieurs Freytag et Smith ont fait de son nom, nous ne pouvons douter qu'ils ne rendent au moins l'argent qu'ils ont pris dans les poches du sieur Collini et dans les miennes. L'Europe serait trop étonnée si après de tels excès il n'y avait aucune réparation. Un nommé Dorn qui n'a d'autre fonction que de servir quelquefois aux expéditions du sieur Freytag a trainé dans les rues de Francfort au milieu de la populace une femme respectable qui voyageait avec les passeports du roi de France; on lui a ôté sa femme de chambre, ses domestiques. Le nommé Dorn a eu l'insolence de passer la nuit

seul dans sa chambre. Votre Excellence peut sentir à quel point ces atrocités ont excité l'indignation universelle. Pourra-t-on s'imaginer que ce soit au nom d'un monarque aussi bienfaisant et aussi juste que le roi votre maître, qu'on ait violé ainsi les loix, les bienséances et l'humanité? et qu'après tant d'indignités Freytag ose exiger encore de cette dame le payement exorbitant d'un emprisonnement qui crie vengeance, et pour lequel il doit demander pardon.

Votre Excellence ignore-t-elle quel est Freytag? ignore-t-elle les extortions publiques qui l'ont rendu l'horreur de Francfort, et de tous les environs? ignore-t-elle qu'ayant fait payer au comte de Vasco l'espérance d'un régiment au service du roi qu'il avait osé lui promettre, le comte de Vasco ne put retirer de lui une partie de l'argent que Freytag avait extorqué, qu'en le battant publiquement? vingt aventures pareilles l'ont fait trop connaître. On sait assez que ces excès si odieux commis contre une dame, contre le sieur Collini et contre moi, n'avaient pour but que de nous voler. Nous l'avons été en effet d'une manière bien violente. Presque tous nos effets ont été dissipés comme dans un pillage. Les sieurs Dorn, Freytag et Smith nous ont pris l'argent que nous avions dans nos poches, et ce qu'on a pris au sieur Collini est tout son bien. Et c'est au nom d'un roi juste qu'on a commis tous ces attentats! Certainement il les aurait punis si nos lettres n'avaient été interceptées. Nous espérons au moins, Monsieur, que le roi ordonnera qu'on nous rende l'argent qu'on nous a pris, et dont le compte est entre les mains des

magistrats de Francfort, nous l'espérons de l'équité du roi et de vos bons offices. Nous oublierons un traitement si cruel et nous ne nous souviendrons que de la réparation.

Je suis avec des sentimens respectueux, Monsieur, de Votre Excellence le très-humble et très-obéissant serviteur Voltaire gentilhomme de la chambre du roi de France.

Noch Einmal wandte sich Freytag an Fredersdorff, um wegen der Voltaire'schen Sachen rechtfertigende Auskunft zu geben. Er schrieb am 7. August: „Es haben Ihre Königliche Majestät unter dem 31. vorigen Monats mir eine abermalige Ordre, welche ich hier im Original beilege, allergnädigst zugehen lassen, dem von Voltaire seine Effekten zu behändigen.

Gleichwie mir aber Seine Königliche Majestät in einem allergnädigsten Handschreiben allergnädigst und gemessenst anbefohlen, in dieser Voltairischen höchst verdrießlichen Sache Allerhöchstdenenselben nichts mehr zu berichten, so nehme mir abermalen die Freiheit, Ew. Hochwohlgeboren zu bitten, Seiner Königlichen Majestät allerunterthänigst vorzustellen, daß ich niemalen von den Voltairischen Effekten vor keinen Dreier werth, als sein an mich addressirtes Ballot in Händen gehabt, welches ihme den andern Tag darauf ohneröffnet zugestellet worden; seine ihme durch den Adjudanten abgenommene Gelder sind bei dem Hrn Hofrath Schmid deponiret, und solche hat man ihme durch meinen Sekretarium auszahlen lassen wollen, anstatt der Annahme aber, hat er, wie schon zu melden die Ehre gehabt, das Pistol auf ihn zu spannen ergriffen; nachdem derselbe sich aber gleich retiri-

ret, und diesen Vorgang dem Magistrat angezeiget, ist Voltaire eschappiret, und habe ich zu dato von ihme weiter nichts mehr gehöret, und es liegen ihme seine Gelder, die ja nur überhaupt fünfhundert und zwanzig Thaler ausmachen, nach Abzug der Unkosten, die sich über hundert und neunzig Gulden nicht belaufen (weilen jederman bei dieser Gelegenheit zu wenig bekommen zu haben klaget) parat; wie ich denn sowohl als der Hr. Hofrath Schmid noch wohl zwanzig Gulden aus unsere Säcke ohne solche zu berechnen aparte Kosten gehabt. Unterdessen sind mir anliegende Schreiben ohne Namen von Paris aus zugekommen, woraus Ew. Hochwohlgeboren die infame Schreibart des Voltaire's ersehen werden.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich dahero weiter gehorsamst ersuchen wollen, Seiner Königlichen Majestät von diesem allen allerunterthänigst zu referiren; und keine Schreiben von diesem infamen Menschen mehr anzunehmen, maßen ihme sein Geld, wann er sich selbsten melden wird, ohne Anstand nach Abzug der Kosten ausbezahlet werden wird. Womit ich mich zu Dero hochschätzbaren Wohlgewogenheit anempfehle und mit der vollkommensten Hochachtung beharren wollen,

Ew. Hochwohlgeboren rc."

Die anonymen Briefe, deren Freytag erwähnt, und die er seinem Schreiben beilegte, waren von Voltaire's Freunden, ohne Zweifel auf seinen Betrieb, und vielleicht aus seiner eignen Feder, von Paris in der Absicht ausgegangen, den preußischen Residenten einzuschüchtern. Sie mußten ihren Zweck verfehlen, und kamen überdies viel zu spät. Der erste vom 12. Juli lautet:

„Il s'est répandu ici, Monsieur, des bruits si étranges au sujet de l'arrêt de Madame Denis et de la manière dont elle a été traitée, le tout fondé sur la copie qui court d'une lettre de cette dame, que vous ne pouvez désabuser trop tôt le public pour l'honneur du roi votre maître et pour le vôtre. Vous avez sans doute des correspondents à Paris et vous connaissez le ministre de Sa Majesté Prussienne. Vous avez aussi M. Darget sécretaire du cabinet de Sa Majesté qui demeure Rue Française, près la comédie italienne. Ils ne sont pas mieux instruits que le reste de Paris, et le bruit général est que le droit des gens a été ouvertement violé à l'égard de Mad. Denis: quant à son oncle les bruits sont partagés. C'est l'intérêt que je prends à la gloire de Sa Majesté Prussienne qui m'engage à vous inviter de faire cesser des bruits injurieux pour ce monarque.

Paris, 12 juillet 1753."

Der zweite, von derselben Hand geschrieben, ohne Datum, wiederholt denselben Inhalt:

„Vous verrez, Monsieur, par la lettre et l'écrit ci-joint ce qu'on peut dire de vous à Paris. Il importe à votre honneur et à celui du monarque que vous représentez comme son ministre de faire cessez des bruits injurieux. Vous avez sans doute des correspondents à Paris et Sa Majesté Prussienne y a des ministres et des agents que vous pouvez informer de la manière dont les choses se sont passées. Et les gazettes sont encore une voie plus prompte."

Schließlich theilt Fredersdorff durch ein Schreiben vom 18. August des Königs letzte Befehle in Betreff der

Voltaire'schen Gelder und seine eignen Versicherungen mit, daß die ganze Sache nun als abgethan zu betrachten sei und Freytag für sich keinerlei Nachtheil zu befürchten habe; er schreibt:

„Aus Ew. Hochwohlgeboren Schreiben vom 7. hujus sowohl, als auch aus denen zwei beigefügten Briefen habe hinlänglich ersehen, was Dieselben wegen der Voltairischen Sachen bereits für Verdrießlichkeiten ausgestanden, und auch noch ausstehen müssen. Ich habe aber die Ehre darauf in ergebenster Antwort zu vermelden, daß Ew. Hochwohlgeboren gar nicht Ursache haben, darüber fernerhin in Sorge zu stehen, weil ich es durch meine Vorstellung bei des Königs Majestät dahin gebracht, daß dem Voltaire durchaus kein Gehör mehr gegeben werden soll.

Was seine Gelder anbetrifft, so sollen Ew. Hochwohlgeboren befugt sein, sie ihm verabfolgen zu lassen, doch würde nöthig sein dabei alle mögliche Präkaution zu nehmen, daß ihm ohne vorher ausgestellten Schein nicht das Geringste extradiret würde.

Seine beiden Briefe erfolgen wieder zurück, und Ew. Hochwohlgeboren dürfen sich um so viel weniger daran kehren, da sie Denenselben auf keinerlei Weise nachtheilig sein können. Ich empfehle mich hiermit Dero werthen Gegengewogenheit, und verbleibe mit einer beständigen Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam, den 18. August
1753.

gehorsamster Diener
Fredersdorff."

Während seines noch langen Lebens, und trotz der späteren Aussöhnung und erneuerten Zärtlichkeit hat Voltaire dem Könige diese Frankfurter Geschichte doch nie ganz verziehen, vielmehr bei jeder Gelegenheit seine Klagen und Stachelreden darüber ausgelassen, und in den Fällen, wo er nicht wagte den König selber deßhalb anzuschuldigen, wenigstens an dessen Werkzeugen seine Rache zu nehmen und alles aufzubieten suchte, um sie dem Spott und der Verachtung preiszugeben. Freytag spricht einmal gegen Fredersdorff aus, man trage vielleicht Bedenken, diese Sache unter die Lateiner kommen zu lassen; allein sie nahm einen weit schlimmeren Verlauf, sie kam unter die Franzosen, — und ist bisher fast ausschließlich in deren Händen geblieben; auch den Deutschen war sie fast nur in der Gestalt bekannt, die es Voltaire'n beliebt hatte ihr zu geben, und die seine Freunde und Nachsprecher um so leichter gültig erhielten, als man preußischerseits darüber schwieg. In der Kunst des Uebertreibens und Entstellens, in der Dreistigkeit des Vorgebens, sehen wir aber Voltaire und sein Gefolge als nicht unwürdige Vorfahren der späteren Bulletinschreiber, die denn freilich das Höchste leisten! —

Was Friedrich den Großen betrifft, so gewährt die gegebene Darlegung wohl jedem die klare Ueberzeugung, daß der König den widrigen Vorgängen, die sich an seinen erlassenen Befehl anreihten, völlig fremd ist, daß er sie weder befohlen noch gewollt, noch irgend hat voraussehen können. Die Verwicklung, einmal begonnen, setzte sich aus ihren eignen Kräften von selbst fort, und zog jeden neuen Zufall in sich hinein. Voltaire hat einen großen Theil des von ihm Erlittenen selbst hervor-

gerufen, durch seine Versuche zu überlisten, durch sein unzuverlässiges, wechselvolles Betragen, durch seine Ungebärde. Anderes fällt den Umständen zur Last, der räumlichen Entfernung, durch die Reise des Königs zufällig noch vergrößert, den sparsamen und trägen Verbindungsmitteln, mit denen damals die Welt sich noch behalf. Daß des Königs Werkzeuge dem ihnen gewordenen Auftrage und seinen Folgen nicht völlig gewachsen waren, ist richtig, ihm aber nur als ein Unglück anzurechnen, dem die Herrscher leider zu allen Zeiten ausgesetzt sind, und das sie nur allzu oft erfahren. —



August Ferdinand Bernhardi.

Schreiben an seinen Sohn Wilhelm Bernhardi.

Das schöne Vorhaben, welches Sie mir ankündigen, begegnet einem meiner längst gehegten Wünsche, und trifft grade jetzt in eine Zeitstimmung, die für dasselbe als eine günstige gelten darf. Mehr als sonst wenden sich Neigung und Fleiß der Deutschen den Schriftstellern zu, welche unsrer heutigen Litteratur vorangingen und ihr die Wege bahnten. Allzurascher Jugendmuth meinte bisweilen, diese Vorfahren unbeachtet vorübergehen, ja wohl gar sie wegstoßen und zertreten zu dürfen, im Wahn dadurch für sich selber mehr Boden und leichteren Ruhm zu erlangen, aber solche Thorheit konnte nicht lange gedeihen; reifer Sinn und vaterländisches Gewissen rufen das Andenken jener Väter lebhaft hervor, nicht um bei ihren Bildern stehen zu bleiben und ihr Ansehen starr zu verehren, nein, sondern um aus ihnen neue Antriebe sichern Fortschrittes, aus ihren Leistungen Muth und Maß für neue Aufgaben zu nehmen. Mit inniger Freude haben wir in diesem Sinne die neue Erscheinung der Schriften von Kant, Winckelmann, Lessing, Möser,

Lichtenberg, Fichte, ja von Gellert und Engel begrüßt, so wie die umfassenden Arbeiten von Gervinus und Hillebrand nebst der Folge litterargeschichtlicher Darstellungen von Prutz, Bock und Anderen, — aber Mannigfaches und Großes ist in diesem Gebiete immer noch zu thun.

Besonders ist die Zeit der sogenannten romantischen Schule, deren Häupter schon zum Theil dahingeschwunden, und deren Schriften meist zur Seite gedrängt sind, noch keineswegs nach Gebühr aufgehellt, ihr Verdienst ermessen, ihre Bedeutung anerkannt. Wo findet sich, nach so vielen Jahren seit seinem Tode, eine würdige Darstellung des Lebens und der Schriften Friedrichs von Schlegel, eines Mannes, der zu den Zierden der Nation gehört und zu den merkwürdigsten Erscheinungen aller Litteratur? Wo eine Schilderung dessen, was Schleiermacher als Mensch und Schriftsteller gewirkt? denn die sonst ausgezeichnete Prüfung des Schleiermacher'schen Geistes durch Schaller hat nicht solchen Zweck, sondern beschränkt sich auf das engere Gebiet des Gedankens. Sehr erwünscht, und doch schon sehr verspätet, kündet sich uns endlich eine erste Ausgabe der Werke August Wilhelms von Schlegel an, und gleichzeitig verlautet aus Wien, daß auch an eine Ausgabe der Schriften Friedrichs von Schlegel neuerdings gedacht werde.

Viel aber bleibt hier noch zu wünschen. Nicht die ersten Häupter allein haben für die Geschichte Geltung; auch ihre Genossen und Gehülfen, das ganze Leben, in welchem sie einherschritten, müssen in das Bild aufgenommen werden, wenn dasselbe den wahren Eindruck geben soll. Bis jetzt hat aus jenem Kreise nur Hardenberg=

Novalis durch Ludwig Tieck's liebevolle Sorgfalt ein schönes Lebensdenkmal empfangen. Für Wackenroder, dessen Gefühls- und Sinnesart so einflußreich wurde, ist noch nichts geschehen, für Fouqué nichts, für Achim von Arnim und Brentano wenig. Aber am unbilligsten verabsäumt wurde bisher Bernhardi! Seit einem Vierteljahrhundert uns entrissen, entbehrt er noch immer sein Ehrengedächtniß, und das jüngere Geschlecht weiß kaum, wer er gewesen. Doch war er ein rüstiger Kämpfer seiner Zeit, ein nicht nur in die Litteratur und das Theaterwesen, sondern auch in die strenge Wissenschaft und in die Jugendbildung stark eingreifender Mann. Mit Ludwig Tieck, mit Schleiermacher und beiden Schlegel verbündet, trug er zuerst und nachhaltigst in dem begonnenen Kriege gegen das wuchernde Unkraut gemeiner und geistloser Strebungen, in Berlin den örtlichen Angriff und das schreiende Getümmel der aufgeweckten und täglich gereizten Feinde, warf seine kritischen Schwärmer auf die Bühne, neckte und traf deren Verwaltung, geißelte gelehrte Schwächen und Anmaßungen, und machte durch seinen derben Humor, in welchem der Kenner Jean Paul Richter eine neue ursprüngliche Gattung erblickte, die Widersacher zum Gegenstande der Belustigung. Daneben jedoch pflegte er mit Treue des Lehrberufs, der Philosophie, zunächst auf den Geisteswegen Fichte's, gründete das Gedankengebäude einer allgemeinen Sprachwissenschaft. Was er im letztern Fache geleistet, ist von Friedrich August Wolf und August Wilhelm von Schlegel nach Verdienst gepriesen, spät noch durch Wilhelm von Humboldt mit großen Ehren anerkannt worden.

Werden Sie ein vollständiges Bild dieses eigenthüm-

lichen Mannes geben können? Sie waren, als er starb, noch zu jung, um Alles festzuhalten und zu sammeln, was Ihnen jetzt dienen könnte. Ich zweifle, daß Sie Alles auffinden und ausscheiden, was von ihm in Zeitschriften und Sammlungen vorhanden sein mag. Die gelehrten Arbeiten ohnehin, die philosophische Sprachwissenschaft, die philologischen Abhandlungen und Kritiken, müssen von Ihrem Zweck ausgeschlossen bleiben, wiewohl solche bei der Schätzung des Mannes schwer in's Gewicht fallen, und auch der Humor und Scherz dadurch, daß sie in solcher Begleitung gehen, einen ganz andern Halt bekommen.

Ich weiß nicht, ob eine Zeichnung oder ein Gemählde vorhanden ist, das die Züge Ihres Vaters getreu wiedergiebt. Die Aehnlichkeit seines Profils mit dem Profil Bonaparte's war auffallend. Aus der dunkeln, südlichen Gesichtsbildung sprachen Scharfsinn und Laune, Derbheit und Wohlwollen. Seine Lust am Zerlegen und Verknüpfen nahm gern ihren Auslauf in's Komische, und Spott, Neckerei, Wortspiele und Possen lagen bei seinen ernsten Verhandlungen stets im Hinterhalt. In der Kunst, Witzworte und lustige Geschichten vorzutragen, hatte er die größte Meisterschaft; die zu seiner Zeit hierin Berühmtesten, einen Markus Herz, Engel, Zöllner, Euchel, übertraf er weit; in dem Roman: „die Versuche und Hindernisse“ (von Neumann und Varnhagen) ist das dreizehnte Kapitel mit seinen Anekdoten aus Bernhardi's Feder, allein die geschriebene Erzählung kann nicht wiedergeben, was die gesprochene leistet. Neben jenen gefährlichen Waffen besaß er, wie zur Ausgleichung, die außerordentlichste Gutmüthigkeit, und die Weichheit seines

Herzens ging oft bis zur größten Verläugnung seiner selbst.

Ich würde Ihnen zu Ihrem Buch einen schönen Beitrag anbieten können, hätte ich in frühern Jahren den Vorgängen des Tages gleiche Aufzeichnung gewidmet, wie ich es wohl in spätern gethan. Wie vielmals haben wir, wenn unser Freund Chamisso dem Wachtdienst oblag, die Stunden der nächtlichen Stille mit ihm zusammen verlebt, in heitern Gesprächen und strengen Studien, in frischer Lust und tiefer Selbstprüfung! Uns in Wissenschaft wie an Alter und Erfahrung überlegen, war dann Bernhardi unser freudiger Vormann, Lehrer zugleich und Gefährte, sprudelnd von Witz und Laune, Kenntnisse mittheilend und Gesinnung anregend; die wichtigsten allgemeinen Fragen und die engsten persönlichen Verhältnisse wurden hier ohne Scheu besprochen, in rückhaltlosem Vertrauen machte jede Wahrnehmung sich Luft, und Lust und Begeisterung der Jugend ließen hier im engen Raume der Wachtstube sich frei und sicher Vieles entfalten, was nachher am nüchternen Tage weder das Schulamt, noch der Kriegsdienst so ganz hätte vertreten mögen. Von allem diesen ist mir ein tiefer und lebhafter Eindruck, aber leider nur im Allgemeinen verblieben, das Einzelne ist aus der verdüsternden Nebelhülle, mit welcher sich die unbewachte Vergangenheit so schnell bedeckt, nicht mehr genügend heraufzubeschwören.

Verschieden von diesen Unterhaltungen, schärfer und gemessener, jedoch gleichfalls von Witz und Laune durchflochten, waren diejenigen, welche Bernhardi mit Fichte zu haben pflegte; auch bei diesen war ich oft gegenwärtig, meist nur als stiller Zuhörer, wenn die tiefsten Fragen

der Philosophie dialektisch behandelt wurden, die Sprachwissenschaft nach dem Lichte reiner Begriffe rang, oder das Bürgerthum und Staatswesen sich gleicherweise der Prüfung des Gedankens, wie der Geschichte, unterwerfen mußte. War in solchen Erörterungen Fichte der unerschütterlich Feste und Einfache, so glänzte Bernhardi durch reicheren Stoff, den er stets mit Anmuth und oft in überraschenden Schlagworten zu entfalten oder zusammenzufassen verstand, so daß Fichte nicht selten das größte Wohlgefallen an dem Gegner hatte.

Von solcher lebendigen Geistesmunterkeit geben freilich die Schriften nur einen schwachen Abglanz; einen Abglanz aber doch, und dieser wird hoffentlich manchen Sinn erfreuen und vielleicht neue Thätigkeit anregen. Ich glaube versichern zu können, die deutsche Lesewelt wird das von Ihnen Dargebotene mit Dank empfangen und durch frische Theilnahme gern dazu mitwirken, daß künftig eine bereicherte Sammlung und ein vervollständigtes Bild erscheinen könne! —

Berlin, den 10. November 1845.

Karl Müller.

Die Helden unsrer Befreiungskriege gehen einer nach dem andern dahin, bald wird keiner mehr übrig sein, der sagen kann: Ich habe des Vaterlandes Noth und Schmach mitgetragen, zu seiner Rettung nach Kräften mitgestrebt! — Als Helden aber rechnen wir nicht die des Kriegerstandes allein; es gab andre und größere Gefahren als die des Schlachtfeldes, und härtere Prüfungen und Schicksale als der Tod und die Wunden des Waffenkampfes. Die vorliegenden Blätter sollen das Andenken eines der würdigsten und tüchtigsten jener Vaterlandseifrigen bewahren, die sich in allen Ständen erhoben, eines Mannes, der ohne die äußern Zeichen oder entsprechenden Rangstufen seines kriegerischen Berufes in bescheidener Stille unermüdlich und fruchtbar gewirkt hat, und bei dessen Bilde die Geschichte, welche Tausende im Leben Hochgestellte spurlosem Vergessen überläßt, in liebevoller Anerkennung verweilen mag. —

Karl Christian Müller wurde zu Klebitz, einem Dorf unfern Wittenberg, am 13. April 1775 geboren. Sein Vater war daselbst Landprediger, und leitete den Knaben,

13*

den ältesten von vier Brüdern, durch Beispiel und Lehre zum Fleiß und Eifer in allem Guten, besonders auch zu rechtschaffener Frömmigkeit an, in welcher ein geläuterter Glaube mit hellem Denken und ächter Menschenliebe sich einträchtig vereinigte. Der Knabe wuchs in blühender Gesundheit groß und kräftig heran, und zeigte körperlich wie geistig eine frühe Reife. Seine Wißbegier und besondre Liebe zum Lesen erregten in ihm selbst wie in seinen Angehörigen den Wunsch, daß der Weg gelehrter Bildung ihm eröffnet würde; jedoch die Amtsgeschäfte des Vaters ließen demselben nur wenige Zeit zur Ertheilung eines täglich anspruchsvolleren Unterrichts, noch gestatteten die spärlichen Einkünfte einen Hauslehrer anzunehmen. Da kam von einem Freunde, dem Prediger Wagner in Kropstädt, das erwünschte Anerbieten, für seine Söhne und den jungen Müller auf gemeinschaftliche Kosten einen Hofmeister zu halten, der auch in einem der grundgelehrten Kandidaten, an denen die trefflichen Schulen Kursachsens es nie mangeln ließen, für geringe Kosten bald gefunden war. In Kropstädt blieb Müller viertehalb Jahre, und lernte hier Griechisch und Lateinisch mit solchem Fleiß und Erfolg, daß er zum Herbst 1787 in die Fürstenschule zu Meißen in seinem zwölften Jahre als kurfürstlicher Alumnus ohne Schwierigkeit eintreten konnte. Nun waren seine fernern Studien gesichert, denn dem Fürstenschüler konnten auch für die Universität künftig die erforderlichen Stipendien nicht fehlen; er fühlte sich hier in den Schooß des Glückes versetzt, sein heißester Wunsch, dem bisher noch viele Sorgen und Zweifel entgegenstanden, war in herrlichster Weise gewährt. Frei konnte er sich seinem Hang und Eifer hingeben, und in dem ganzen

Gebiete der Wissenschaften alles ergreifen und genießen, was seinen freudig-regen Geist anzog und befriedigte. Der strengen Schulzucht unterwarf er sich leichter als Andre, da er bei seinem Fleiß und Wandel sich weniger von ihr berührt, und für den Zwang, den sie auferlegte, durch den Gewinn der höchsten Güter sich so reich entschädigt fühlte. Die ältern Schüler legten in jener Zeit den jüngern herkömmlich Bedrückungen auf, gegen welche selbst bei den Lehrern kein ausreichender Schutz zu finden war. Müller aber wehrte dergleichen theils durch seine sittliche und geistige Ueberlegenheit ab, theils, wo es nöthig wurde, durch seine Körperstärke, die für seine Jahre sich als eine außerordentliche zeigte, keinen einzelnen Gegner scheute, oft aber auch mehreren gewachsen war. Diese Eigenschaften, verbunden mit früh entwickeltem Sinn und Eifer für Gerechtigkeit, gaben ihm solches Ansehn und Vertrauen bei seinen Schulgenossen, daß er bei vorkommenden Streitigkeiten gern zum Schiedsmann erwählt und seinen Aussprüchen ohne Widerrede gehorcht wurde.

Die Kenntniß der alten Sprachen galt auf der Fürstenschule als Hauptsache, Müller bemächtigte sich derselben in seltnem Grade. Mit voller Neigung wandte er sich besonders den Dichtern zu, und versuchte bald, außer den vorgeschriebenen Uebungen in lateinischer Verskunst, auch deutsche Verse, Oden und Elegieen in antiken Maßen, nicht minder gereimte Lieder, bisweilen schalkhaften Inhalts. Er unternahm sogar eine Uebersetzung der Aeneis in deutsche Hexameter und fügte einen deutschen Kommentar des Textes hinzu. Doch blieb sein Fleiß nicht innerhalb dieses Sprachgebietes stehen, sondern zeigte zugleich eine große Liebe zur Mathematik, Physik, Geschichte

und Geographie, wobei eine entschiedene Neigung hervortrat, diese Kenntnisse in praktischer Anwendung zu verfolgen. Sechs Jahre blieb Müller in der Fürstenschule zu Meißen, unter den Rektoren Matthäi und Müller, und bezog dann im Oktober 1793, mit den rühmlichsten Zeugnissen versehen, die Universität Wittenberg, wo er sich zum Studium der Theologie einschreiben ließ. —

Er hätte vorgezogen in Leipzig zu studiren, wo sein gewähltes Fach damals ihm günstiger besetzt schien, allein der Vater wollte ihn durchaus in seiner Nähe und gleichsam unter seinen Augen haben, und bestand auf Wittenberg. Müller fand auch hier treffliche Lehrer, unter welchen besonders Weber, Nitzsch, Schleusner und Schröckh seinem dankbaren Herzen theuer blieben, und persönliche Verhältnisse machten ihm den Aufenthalt bald angenehm. Unter den Mitstudirenden erwarb er bald Freunde, namentlich den Wittenberger August Zeune, mit dem später gleiche Gesinnungen und Arbeiten ihn noch näher verbanden. Durch Leibesgestalt und Stärke ragte er sichtbar über alle Mitstudirenden hervor, sein erprobter Muth und seine feste Haltung durften jedem Bedrängten eine sichre Stütze dünken. Als vorzüglicher Fechter hatte er sich bald in Ansehn gesetzt, als Reiter und Pferdebändiger leistete er Außerordentliches; aber wie seiner Hand vertraute man auch seinem Urtheil, und er übte in seinem Kreise eine Art richterliche Macht. Seine Stärke, von der wunderbare Proben erzählt wurden, verleitete ihn nie zur Gewaltsamkeit, sondern ordnete sich willig unter, sobald von Recht oder Sittlichkeit die Rede war. Ergriffen von den Ideen der Zeit, nahm er nicht nur selbst einen höheren Aufschwung, um für allgemeines Men-

schenwohl zu wirken, sondern wollte auch Andre für solchen Zweck vereinigen. Er entwarf den Plan einer Verbrüderung, eines Ordens der freien Männer, die zunächst die Universitätsfreunde umfassen, später aber auch in das bürgerliche Leben übergehen sollte. Die Grundlagen waren einfach und harmlos, in dem engen Gesichtskreise der Theilnehmer konnte der Zweck kaum über die Selbstveredlung der Einzelnen hinausgehen, und wenn je der Staat in Betracht kam, so war es, um seine Gesetze zu ehren, sein Ansehn zu befördern. Auch die Ausrottung des Zweikampfes, als eines unsittlichen, unvernünftigen Hülfsmittels falscher Ehre, ließ man sich angelegen sein, und Müller konnte um so sicherer dem Vorurtheil absagen, als er schon genug bewiesen hatte, daß weder Muth noch Gewandtheit im Waffenspiel ihm fehlten.

In Wittenberg blieb Müller vier Jahre. Nach Vollendung seiner Studien, wohlbegründet in der Theologie, ausgezeichnet auch in andern Wissenschaften, zu denen freie Neigung ihn getrieben, empfing er im Oktober 1797 den nach damaligen Umständen vortheilhaften Ruf als Hauslehrer der drei Söhne der Baronin von Flemming auf Falkenhain. In diesem Verhältnisse blieb er fünftehalb Jahre, und gewann auch hier durch sein ehrenfestes Benehmen, durch seinen Fleiß und seine Treue in Erfüllung der übernommenen Pflichten, die Achtung und Zuneigung nicht nur des Hauses, sondern auch aller Freunde und Besucher desselben. Als eifriger Kandidat versäumte er nicht, auch auf seinen künftigen Predigerberuf sich vorzubereiten, und bestieg oft die Kanzel, und solchen Beifall erwarb seine kraftvolle und würdig-ernste Rede, daß ihm beim Austritt aus dem Flemming'schen

Hause, im Frühjahr 1802, das Amt eines Oberpredigers in Goltzen angetragen wurde. Seine bescheidenen Wünsche waren hiermit erfüllt, und freudig wollte er die Stelle antreten, welche wahrscheinlich seinen Lebensgang in diesem Kreise für immer festgehalten hätte, als ihm unvermuthet eine Eröffnung gemacht wurde, die ihn zu ganz andern Laufbahnen führen sollte.

Der kursächsische General von Christiani hatte Müller'n kennen gelernt, und ihn dem Oberkammerherrn Graf Bose in Dresden so nachdrücklich empfohlen, daß dieser von ihm die günstigste Meinung faßte, und den lebhaften Wunsch hegte, seinem ältesten Sohne, der eben die Universität beziehen sollte, einen so trefflichen Mann als Führer mitzugeben. Gewohnt, seine Vorsätze nicht leicht aufzugeben und kein Mittel zu sparen, um seine Zwecke zu erreichen, ließ er sich auch jetzt durch die Schwierigkeiten nicht abschrecken, und unternahm es sogleich, die für Müller schon in Aussicht gestellte bedeutende Versorgung durch glänzende Anerbietungen aufzuwägen. Müller wollte den ehrenvollen und vortheilhaften Ruf nicht ausschlagen, verzichtete auf die Oberpredigerstelle, und ging mit seinem neuen Zögling auf die Universität nach Leipzig. Graf Bose — die Familie hat ursprünglich vor ihrem Namen kein „von" — greift in Müller's Leben so bedeutend ein, daß es wohl nicht ungehörig erscheint, wenn wir von ihm eine kurze Schilderung nach Angaben, die wir von Müller's Hand vorgefunden, hier einfügen. Er war in Baireuth geboren, wohin sein Vater sich aus Sachsen an den Hof des letzten Markgrafen begeben hatte, kam aber im zwölften Jahre nach Leipzig, wo er von guten Lehrern Unterricht empfing, später die Vorlesungen

an der Universität besuchte, und hier besonders von Gellert ausgezeichnet wurde. Hierauf ging er mehrere Jahre auf Reisen, hielt sich geraume Zeit in Paris, dann lange Zeit in Wien auf, wo er die Gunst und Vorliebe des Fürsten von Kaunitz auf sich zog, und auch dem Orden der Freimaurer mit forschendem Eifer beitrat, welche beiden Verhältnisse auf sein ferneres Leben von großem Einfluß blieben. Nach Sachsen zurückgekehrt und hier standesgemäß verheirathet, trat er in die Dienste des Kurfürsten, wurde Gesandter in Stockholm, dann in Dresden Hofmarschall und später Oberkammerherr. In letzterer Eigenschaft war ihm auch die Oberleitung der großen Bibliothek übertragen, die er in Ordnung bringen ließ und durch neue Vorschriften, so wie durch erhöhte Besoldung und Thätigkeit der Beamten, zuerst der freieren Benutzung öffnete; gleiches Verdienst erwarb er sich bei andern ihm zugewiesenen Anstalten der Wissenschaft und Kunst. Nach den Kriegsunfällen des Jahres 1806 wurde er nach Berlin zum Kaiser Napoleon gesandt, und erlangte hier die für Sachsen unerwartet günstigen Bedingungen des Friedens und eines Bündnisses, das dem Lande damals vortheilhaft schien, aber den Gesinnungen vielfach widersprach. Zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, suchte er bei der Fremdherrschaft vor allem das Wohl des Landes zu wahren, während er deutschgesinnt blieb. Er war ein bildschöner Mann, in dessen lebhaften Bewegungen männliche Würde und höchster Anstand sich vereinigten. Sein durchdringender Scharfsinn erkannte schnell den Zusammenhang der Dinge, und ersetzte leicht, was ihm an bestimmten Kenntnissen bisweilen mangeln mochte; seine natürliche Wohlredenheit gab allem, was

er sagte, Kraft und Anmuth. In Gesellschaft unterhaltend, witzig, munter, in Geschäften ernst, bündig, rasch, stand er als Hof- und Staatsmann in gleicher Auszeichnung. Die Anhänglichkeit an seinen Fürsten ging bei ihm bis zur Leidenschaft. Von unbestechlicher Ehrenhaftigkeit, reinen Sinnen, gottesfürchtig ohne Frömmelei, war er auch im Privatleben musterhaft, ein guter Hausvater, fürsorglich für seine Nächsten, wohlthätig und freigebig in weitem Kreise. Er liebte das Landleben, freute sich der schönen Natur, und war vollkommen beglückt, wenn er mit seinen Hausgenossen bei Musik und Gesang, in deren Ausübung er selber Vorzügliches leistete, oder in traulichem Gespräch aller Reizungen der großen Welt vergessen konnte.

Die eigenthümliche Geistesart des Grafen näher einzusehen, dient am besten ein von ihm geschriebenes Blatt, welches er Müller'n beim Beginn des neuen Verhältnisses übergab. Dasselbe ist vom April 1802 und lautet wie folgt: „Mein lieber Sohn tritt nun nächstens in eine andre Welt; aber, immer noch nicht in die *wirkliche*. Er wird jetzt das Bild zweier Inseln! Noch bleibt er auf dem Ideen-Eilande, und wird allmählig mit der *Brücke* bekannt gemacht, die zu der wirkenden Welt-Insel führt. Dieses schlecht gewählte Gleichniß enthält doch Wahrheit, und meines Sohnes *ganze* Instruktion. — Immer habe er die wirkliche, handelnde, wirkende Welt vor Augen, und im *Andenken* (er weiß schon manches davon!), und finde weder sich, noch irgend Einen aller derer, von jedem Alter und Stande, mit welchen er *als Studirender* zu thun haben wird, noch darinnen angestellt. Daher gewöhne er sich durchaus an keine dort

vorkommenden Systeme, Meinungen, Sitten, Gebräuche und Moden noch Lebensart, daß ihm etwas zur zweiten Natur werde, was die wirkende Welt modifizirt, widerspricht, tadelt oder wohl gar verwirft. Stets begleite ihn der Gedanke jener Brücke, welche etwas so ganz Verschiedenes von dem Lande ist, wohin man, durch sie zwar, nothwendig und ausschließlich, zu gelangen gedenkt. — Ein rastlos aufmerksamer Beobachter, mit angespannter Beurtheilungskraft und Gedächtniß, in mancherlei Wissenschaften, unter steter Hinsicht auf unsre ernstliche, moralisch-religiöse Bestimmung, zu werden: dieses sind nun also die Uebungen, welche die Vervollkommnung des Geistes und die Zukunft von meinem Sohn fordert, und ihm zur Pflicht macht, so lange derselbe auf dieser Brücke verweilen wird. — So viel kürzlich zum baldigen Abschiede, mit väterlichem Herzen, aus dem großen Buch der Erfahrung, mit schuldiger Warnung, und den seligsten Hoffnungen; im Vertrauen auf den Vater und Führer unser Aller! — Wenn mein Sohn nun, bei jeder seiner Handlungen, seinen ihn begleitenden Freund zu Rathe ziehen, und mit ihm aufrichtigst über die Gegenstände derselben jederzeit Rücksprache halten wird, so kann derselbe auch, nach dem Zutrauen, das ich in jenen setze, alsdann mit Zuversicht hoffen, daß, wenn er dem Resultat dieser Verabredungen zutraulich folget, es eben so gut ist, als hätte er, in Dingen wo meine Meinung nicht erlangt werden mag, nach meinem wirklichen Geheiß gehandelt; und wie wichtig ihm dieses stets sein und bleiben müsse, erspare ich mir, getrost, weitläufig zu bemerken. Graf von Bose."

Mit dem Vater und bald auch mit dem Sohne stellte

sich das Verhältniß Müller's in würdiger, ehrenvoller Weise fest. Nicht nur hatte er an der überaus reichen, für das tägliche Leben angewiesenen Ausstattung seinen vollen Antheil, sondern er verfügte auch über solche nach eigner Einsicht. Die Leitung der Studien war ohnehin seinem Ermessen größtentheils anheim gegeben. Der lebhafte Briefwechsel, den er mit dem sorgsamen, überall wenigstens mitrathenden Vater unterhielt, bezeugt auf allen Seiten das Zutrauen, dessen er genoß, den freundschaftlichen Ton und Sinn des ganzen Verhältnisses. Gewissenhaft erfüllte er jede seiner Pflichten treulichst, behielt aber dabei noch viele Stunden täglich frei, die er mit Eifer den Wissenschaften widmete, besonders solchen, welche er bisher um der Theologie willen minder hatte betreiben können. Er hörte Vorlesungen über die Rechtswissenschaft, die Mathematik und die Geographie, und legte so den festen Grund zu den Staats- und Kriegswissenschaften, welche später ihn ganz erfüllen sollten. Oeftere Besuche mit seinem Zögling in Dresden und kleine Reisen unterbrachen die Einförmigkeit des Studirlebens, und brachten manche für die Folge nützliche Anschauung und Erfahrung.

Müller's Führung des jungen Grafen erreichte ihr natürliches Ende, und er stand im Begriff einen neuen Lebensberuf zu wählen, als er durch den Antrag überrascht wurde, auch den jüngern Bruder seines Zöglings in Obhut und Leitung zu nehmen, der inzwischen zur Universität herangereift war. Müller bequemte sich nur ungern diesem Ansinnen, denn sein Geist hatte sich bereits andern Richtungen und Thätigkeiten zugewandt, und die Sache des deutschen Vaterlandes ihn mächtig angezogen.

Schon die Siege der Franzosen im Jahre 1805 und die Auflösung des deutschen Reiches, noch mehr die im Jahre 1806 erfolgte Stiftung des Rheinbundes und das Kriegsunglück Preußens, hatten Müller's Gemüth mit Schmerz und Zorn erfüllt, die Schmach und der Druck der Fremdherrschaft entflammten ihn zu Haß und Rache. Graf Bose hatte mit den Franzosen die freundschaftlichsten Beziehungen zu unterhalten, und obschon Müller wußte, wie keineswegs hiebei die Gesinnung, sondern vielmehr der Zwang der Umstände wirkte, so standen doch diese Verhältnisse mit seinen innersten Gefühlen so sehr in Widerspruch, daß auch der gebotene Schein guten Vernehmens mit den Franzosen ihm unerträglich dünkte. Jedoch der dringende Wunsch des Grafen, verbunden mit neuen großen Versprechungen, die Ehre und das Zutrauen, welche in dem Anerbieten lagen, endlich Dankbarkeit und Zuneigung, bestimmten ihn, das bisherige Verhältniß auch mit dem neuen Zögling fortzusetzen.

Mit den Franzosen hatte Müller schon in Leipzig allerlei Verdrießlichkeiten; ihm war es unmöglich, dem Uebermuthe der Einzelnen in Gesellschaften oder an öffentlichen Orten nicht bisweilen entgegen zu treten; schon seine mächtige Gestalt und sein kraftvolles Aussehen mußten ihm auferlegen, manche Begegnisse scharf zu behandeln, bei denen eine minder auffallende Persönlichkeit allenfalls gelassen bleiben konnte. Mißlichere Händel aber standen ihm in Dresden bevor. Mit seinem Zöglinge öfters dorthin zu Hoffesten berufen, wo die Franzosen nun die höchste Geltung hatten, kam es mehrmals zu herben Erklärungen, und gerade die Entschiedenheit des Trotzes und Muthes, mit der sie gegeben wurden, mag wesentlich

dazu beigetragen haben, daß nicht üble Folgen daraus entstanden. Das Schlimmste jedoch war ein Vorfall, bei welchem Müller mit dem Marschall Davoust selber zufällig in Hader gerieth, und der sehr bedenklich werden konnte, hätte nicht Graf Bose seine vermittelnde Gewandtheit zur Beschwichtigung des erzürnten Feldherrn aufgeboten.

In Leipzig setzte Müller seine höheren Studien fort, besonders aber legte sich sein Fleiß auf die Kriegsgeschichte und Kriegskunst, welche ihm für die Deutschen jetzt das Nöthigste dünkte, weil ihrer Sache kein andres Heil als die Waffen verblieben sei. Er lebte hier in einem ausgezeichneten Kreise strebender edler Jünglinge, die sich nach dem Maß ihrer deutschen Gesinnung nur enger ihm anschlossen. Außer dem jungen Grafen Bose studirten in Leipzig dessen sächsische Landsleute Graf von Friesen und Graf von Schönfeld, beide nebst dem Führer des letztern, dem damaligen Magister August Wagner, waren lebhaft entbrannt für die deutsche Sache. Graf Friedrich von Pückler aus Tannhausen in Schlesien, und ebendaher Fürst Eduard Lichnowsky, gaben den muthigsten Eifer kund. Nach dem Schlage, der die Universität Halle durch die Franzosen getroffen, hatte sich der Mecklenburger Johannes Schulze von dort nach Leipzig gezogen, und war nebst dem wackern tüchtigen Seume und unsrem Müller die Seele der sich bald fester schließenden deutschen Verbindung, zu welcher Franz von Elsholtz aus Berlin, die Leipziger Buchhändler Heinrich Gräff und Reclam, ein ehmaliger Husarenrittmeister von Stockmeier und noch viele Andre gehörten; auch sogar der Kriegsrath von Cölln bot seine Theilnahme an. In nahem Bezuge zu diesen

Personen sowohl als zu deren politischen Zwecken standen zwei Grafen von Pahlen aus Liefland und ein Baron von Krüdener aus Kurland, der in Folge eines Zweikampfes den einen Arm verloren hatte, dessen Kampflust aber dadurch nicht geschwächt war. Man fand sich häufig in den sonntäglichen Abendgesellschaften des Professors Erhard, und suchte hier politisch zu wirken, erkannte aber bald diesen Boden nicht tauglich. Sichrer fühlte man sich in der Freimaurerei, der die meisten der genannten Männer angehörten, und in der Loge Minerva zu den drei Palmen hielten Müller und Seume, besonders aber mit hinreißendem Feuer Johannes Schulze, begeisternde Vorträge. Müller war unermüdet in allen Richtungen, nah und fern, durch Rede und Schrift, das Vaterlandsgefühl zu beleben, die Zahl der zuverlässigen Verbündeten zu mehren. Von seinem ansehnlichen Einkommen unterstützte er mehrere wackere, treugesinnte Offiziere, welche durch die Ereignisse der Jahre 1805 bis 1807 dienst- und hülflos geworden waren. Die Universitätsferien pflegte er mit der Familie Bose in Dresden und auf dem Landsitze Gamig zuzubringen.

Diese Lebensart und Betriebsamkeit dauerte bis zum April des Jahres 1809, wo auch der jüngere Graf Bose die Universität verließ, und Müller's bisherige Verhältnisse von selbst aufhörten. Der alte Graf wollte seine Dankbarkeit dem trefflichen Manne, der seine ganze Achtung besaß, in glänzender Weise bezeigen, und da er wußte, daß die Theologie von Müller schon längst aufgegeben war, so dachte er ihm auf andrem Gebiete die vortheilhafteste Versorgung zu. Er ließ ihm das Postdirektoramt in Leipzig, oder, falls er sie vorzöge, die

Generalpacht der dortigen sechs Tageblätter anbieten; allein Müller hatte keine Lust, sich in dieser bewegten Zeit bürgerlich festzusetzen, und schlug beiderlei Anerbietung aus. Der Graf, um ihn zu entschädigen, machte ihm hierauf, unter Bezeigung seines herzlichsten Dankes, die ansehnliche Summe von sechstausend Thalern zum Geschenk.

Müller fand sich unerwartet so reich, wie er nie zu werden gehofft, und zweifelte keinen Augenblick, welchen Gebrauch er von seinem Schatze zu machen habe. Er wandte sich zuerst in seine Heimath, wo er die Seinigen beschenkte, und in Wittenberg unter dem Dekanate Groh-mann's die philosophische Doktorwürde erwarb. Hierauf kehrte er nach Leipzig zurück, das noch für einige Zeit der Mittelpunkt seiner vaterländischen Thätigkeit blieb. Reichlicher flossen seine Unterstützungen den verarmten Offizieren zu, welche mit Kummer und Noth rangen, um nur nicht ein verhaßtes Unterkommen anzunehmen. Die Schaaren dieser dienstlos gewordenen Kriegsmänner wurden, besonders nach dem Frieden von Tilsit, der alle noch schwebenden Hoffnungen zerstörte und die schlechte Lage der Dinge entschieden feststellte, im ganzen nörd-lichen Deutschland ein schmerzlicher Augenschein des allge-meinen Unglücks. Jeder suchte sich zu helfen wie er konnte, durch neue Anstellung, Wanderung in die Fremde, Eingehen in andere Berufe, Zurückgezogenheit in dürf-tige Enge, Zuflucht bei Freunden. Den schlechtesten Theil dieser Verunglückten zogen die vom Fürsten von Ysenburg in Napoleon's Auftrag errichteten Regimenter an sich; Andre fanden bei den süddeutschen Regierungen, deren Kriegs-stand sich vergrößern mußte, gute Aufnahme; noch Andre, und darunter sehr Edle und Tüchtige, die sich von Hei-

math und Landsleuten nicht trennen konnten oder mochten, gingen sogar in den Dienst des neuen Königreichs Westphalen. Ein Häuflein der Treusten und Ergrimmtesten, welche durch zwingende oder zufällige Umstände nicht in dem nun sehr verringerten preußischen Heere sein konnten, widmete sich auf eigne Hand und Gefahr dem Dienste des Vaterlandes, suchte aus allen Kräften den Haß gegen den Feind zu entflammen, die deutsche Gesinnung zu stärken und für künftige Ereignisse zu bereiten. Mit solchen Männern trat Müller in engste Gemeinschaft, unterstützte die Bedürftigsten, half ihre augenblicklichen Zwecke ausführen, und suchte ihren Betreibungen Zusammenhang und Ausdehnung zu geben. In ähnlichem Sinne war schon in Königsberg der sogenannte Tugendbund entstanden, der die mannigfachsten Mitglieder zählte, arme und reiche, vornehme und geringe, von denen eine kleinere Zahl besonders Eifriger sich ganz und ausschließlich den Zwecken des Vereins hingab. Müller kam leicht mit diesen Männern in Berührung, führte ihnen seine Gleichgesinnten zu, und trat mit ihnen dem Tugendbunde bei.

Die Entstehung des Tugendbundes ist bekannt, die Geschichte seines Wirkens liegt größtentheils im Dunkeln. Man darf behaupten, seine wahre Thätigkeit habe erst recht begonnen, als er sein erkennbares Bestehen hatte aufgeben und sich in's Verborgne zurückziehen müssen. Konnte man auch mit Wahrheit sagen, daß viele der angesehensten und ruhmvollsten Männer, die früher als Mitglieder genannt worden, dies nie gewesen, so waren sie es doch nur deshalb nicht, weil sie es dem Buchstaben nach wollten verneinen können, im Geiste jedoch dem

Bunde innigst angehörten, und mit ihm gemeinsam wirkten. Mag immerhin manche der Unternehmungen und Absichten sich in Nichts aufgelöst haben, mancher unausführbare Plan ausgearbeitet worden sein, das Zusammenhalten des Eifers und das Vorbereiten der Mittel hat sicher unberechenbar genützt, und die Vorstellung schon von dem Dasein solcher Genossen war überall in Deutschland den Gleichgesinnten ermuthigend, dem Feinde eine stete Besorgniß und Unruhe. Der Auszug Schill's, das Unternehmen Katte's, und mancher andre kühne Versuch, gingen aus dem Tugendbunde hervor oder wurden von ihm unterstützt; das Mißlingen schadete kaum, weil die Beispiele zeigten, was für Möglichkeit offen lag, und doch Sinn und Muth dieselben blieben. Jahn hat uns dankenswerthe Bilder damaliger Vorgänge in seinen wunderlich-trefflichen „Denknissen eines Deutschen" aufbewahrt. Wie vielfache und wichtige Züge vaterländischer Gefahren und Abentheuer würden uns vorliegen, wenn Schleiermacher, Reimer, Barnekow, Hirschfeld, Rumohr und besonders unser Müller, ähnliche Aufzeichnungen hinterlassen hätten! Manche Aufhellung steht vielleicht in der Folge noch zu erwarten, denn allerdings sind sogar unsre Tage jenen Zeiten noch nicht fern genug, um alles ohne Scheu sagen zu dürfen. Wir müssen uns begnügen, in Betreff Müller's die spärlichen Angaben mitzutheilen, welche uns aus vertrauter früheren Kunde in der Erinnerung geblieben oder nachträglich aus guter Bewahrung sich eröffnet haben.

Hier ist sogleich mit Nachdruck hervorzuheben, daß in jener Zeit alle deutschen Hoffnungen sich innigst mit den preußischen verbanden, und die Wohlgesinnten aller Volks-

stämme das Heil der deutschen Zukunft vorzugsweise von Preußen erwarteten, von dem gedemüthigten, zerschmetterten Preußen, das aber selbst in seinem kaum geretteten Ueberbleibsel noch immer der umfangreichste, geistkräftigste und kriegsfähigste deutsche Staat blieb, mit dem kein andrer, wenn auch durch die neusten Ereignisse noch so gehobener und begünstigter, an Macht und Gehalt sich messen konnte. In Preußen allein war auch die zwischen Regierung und Volk so nöthige Gemeinschaft und in beiden die lebendige Gesinnung, gegen die Fremdherrschaft aufzustehen und das Befreiungswerk muthig auszuführen. Wer an der Donau und am Rhein, an der Elbe und Weser solche Gesinnung und Gedanken hegte, der war eben dadurch gut preußisch, und den mit Frankreich verbündeten Regierungen abgeneigt, ja feindlich. Wie stark diese Sympathie wirkte, sehen wir in Müller's Beispiel auffallend ausgesprochen. Sohn eines sächsischen Predigers, Zögling der Fürstenschule zu Meißen, Student in Wittenberg mit dem Blick auf erwünschte Versorgung in der Heimath, Hausgenosse und Freund des angesehensten sächsischen Ministers, dabei von Gefühlen der Zuneigung und des Dankes, der Liebe und Treue für Land und Fürsten durchdrungen, — wer hatte wohl mehr Ursache, ein Sachse zu sein, als Müller? Und eben dieser Sachse, weil er höheren Vaterlandssinn hegte, wurde in jener Zeit ein Preuße, wurde es für immer! Der äußerlich begünstigten, zum Königreich erhobenen, in Glanz und Wohlfahrt stehenden Heimath und den eignen vielversprechenden Aussichten freiwillig entsagend, schließt er sich dem geschmähten, unter dem Drucke fast erliegenden, ihm keine Gunst, keinen Vortheil, ja kaum sichern

Anhalt bietenden Lande zuversichtlich an, einzig darum, weil er in ihm allein den Kern erkennt, aus dem die Herstellung eines freien Vaterlandes, eines ächten Deutschlandes ihm möglich dünkt!

Müller kam im Mai 1809 zuerst nach Berlin, wo er die persönliche Bekanntschaft vieler Mitverbundenen machte, und sofort mit Aufträgen bedacht wurde, die sowohl Muth als Gewandtheit voraussetzten. Müller saß ganze Nächte hindurch bei der Arbeit. Der mit allen Volkskräften erhobene Krieg Oesterreichs gegen die Franzosen setzte alle Hoffnungen in Bewegung, eröffnete hundert Möglichkeiten, für die man vorbereitet sein mußte. Müller entwarf strategische Pläne und kriegerische Anordnungen, welche fast allen Wechselfällen entsprachen, die als die nächstwahrscheinlichen vorherzusehen waren. Diese Entwürfe wurden durch Gruner einem Ausschusse vertrauter Kriegskundigen vorgelegt, unter denen auch der Prinz August Ferdinand von Preußen sich befand. Ohne die Unfälle der Oesterreicher in Baiern würden die Preußen unfehlbar in Norddeutschland losgebrochen sein, alle Anstalten waren dazu getroffen, der General von Blücher harrte mit Ungeduld des entscheidenden Befehls. Müller lieferte die genauesten Nachrichten über die Stellung und Zahl der französischen Truppen, gab mit Sicherheit die Punkte an, wohin der erste Stoß zu leiten, wo die kräftigste Volkserhebung zu gewärtigen war. Gleichzeitig richtete sich seine Aufmerksamkeit nach Polen, wo die Preußen den unter dem Erzherzoge Ferdinand vorrückenden Oesterreichern die Hand bieten sollten. Die Siege des Kaisers Napoleon vereitelten alle diese Anschläge, deren nur vereinzelt und voreilig versuchte Ausführung

von Schill und seinen Gefährten nutzlos mit dem Leben bezahlt wurde!

Müller's und seiner Gleichgesinnten Muth und Vertrauen zur vaterländischen Sache wurde durch kein Mißgeschick gebrochen. Sie waren rastlos in neuer Betriebsamkeit, in neuen Anknüpfungen. Die Leitung der preußischen Angelegenheiten hatte nach dem Ausscheiden des Ministers vom Stein in verschiedenen Händen geschwankt, bis der im Jahre 1810 zum Staatskanzler ernannte Freiherr von Hardenberg sie in traurigstem Zustand übernahm, und die äußere Erhebung durch innere Stärkung vorzubereiten strebte. Mit Hardenberg stand Müller bald in naher Verbindung, und genoß das volle Vertrauen desselben. Solches Vertrauen forderte seinen eignen Schein zum Opfer, man mußte sich das Ansehn geben, einander nicht zu kennen, man trennte sich in der That, und ging abgesonderte Wege zu demselben Ziel. Der Staatsmann hatte Rücksichten zu beobachten, auch er bestand Gefahren genug, wie das Beispiel Stein's und später Justus Gruner's zeigte; es wäre nutzlos gewesen, ihn auch die Wagnisse mittragen zu lassen, die der Freithätige persönlich und täglich auf sich nahm. Müller war bereit und willig, in letzterer Weise die halsbrechendsten Aufgaben zu übernehmen und auszuführen. Er bereiste große Strecken von Deutschland, um den Zustand der Dinge überall örtlich zu erkunden, die Stärke der Franzosen und ihre Hülfsmittel und Vorräthe auszuspähen, brachte den Eingeweihten die nöthigen Weisungen, kaufte heimlich Pulver und Waffen an, warb neue Theilnehmer für Gesinnung und That, unterhielt die Verbindung mit dem Auslande, mit den Engländern, trotz der darauf gesetzten

Todesstrafe, mit den Geächteten in Schweden, Rußland und Oesterreich. Im Frühjahr 1811 wurde Müller nach Prag an den Kurfürsten von Hessen und an den Minister vom Stein in geheimer Sendung abgefertigt, dann weiter nach Wien, wo viele franzosenfeindliche Betreibungen zusammenflossen und besonders englischer Einfluß wirksam war, und da es wünschenswerth erschien, auch über die Stärke und die Verhältnisse der Franzosen in Italien zuverlässige Nachrichten einzuziehen, so dehnte er seine Reise ohne Bedenken dorthin aus, und blickte überall mit geübtem Auge dreist umher.

Als nach seiner Rückkehr die Ereignisse sich immer drohender anließen, und der Ausbruch neuer Kriegsflammen unvermeidlich schien, drängte die Stimmung in Preußen heftig zum Entschlusse. Mit außerordentlicher Kühnheit legte Justus Gruner, damals Leiter der preußischen Polizei und Müller's besonderer Freund, die umfassendsten Pläne zum Verderben des Feindes an, vollführte gegen französische Auflaurer und deutsche Verräther die verwegensten Handstreiche, und wußte die mächtige Betriebsamkeit der abgefeimten, schonungslos thätigen, über die reichsten Mittel der Gewalt und Bestechung verfügenden französischen Polizei so glücklich zu lähmen oder zu irren, daß die deutschen Anschläge selten von ihr entdeckt oder gehindert wurden. Da die Franzosen vertragsmäßig die drei Oderfestungen auch im Frieden besetzt hielten, so war es ein besonderes Augenmerk, diese Haltpunkte, im Falle des Krieges, ihnen schleunigst aus den Händen zu reißen. Es wurden Einverständnisse mit erprobten Bürgern geknüpft, mit verabschiedeten Offizieren; der Lieutenant von Fehrentheil hatte einen Plan entworfen, mit einigen alten

Soldaten die Besatzung von Küstrin von innen zu überrumpeln, für Stettin sollte eine preußische Truppenschaar in der Nähe bereit stehen. Bei allen diesen Dingen war Müller tief betheiligt; er bereiste die Oderfestungen, die in Mecklenburg gegen die preußische Gränze herangerückten französischen Truppen, durchstrich Sachsen, und besuchte wiederum in Prag den Kurfürsten von Hessen, um dessen Ansehen und reiche Geldmittel sich zahlreiche Franzosenfeinde geschaart hielten. Auch nach Schlesien zu dem General von Blücher wurde er geschickt, um mit dem entschlossenen Feldherrn für gewisse Fälle feste Verabredung zu nehmen. Alle diese Reisen und Geschäfte führten mitten durch den Feind, an seinen wachsamsten Spähern vorüber; auf jedem Schritte war Gefahr, entdeckt, ergriffen und erschossen zu werden.

So vielfacher Ortswechsel und geschäftiger Betrieb konnte in der That nicht lange unbemerkt bleiben; Müller war bald verdächtig, wurde streng beobachtet und in böse Fallen gelockt, die er jedoch stets glücklich vermied. Sorgfältigere Heimlichkeit, weite Umwege und sogar Verkleidungen halfen nur kurze Zeit aus; die große Gestalt und bedeutende Gesichtsbildung Müller's ließen ihn unter Hunderten sogleich erkennen, ihm war es unmöglich, in der Menge sich unbeachtet zu verlieren. Bald hatten die Franzosen thatsächliche Beweisstücke wider ihn, er wurde als ein Feind Napoleon's und als Aufwiegler des Volks bezeichnet, und die ganze Meute der französischen Polizei, die ihren leitenden Mittelpunkt zu Hamburg in dem Grafen d'Aubignosc hatte, war verfolgend auf seiner Spur. Der französische Gesandte in Berlin, Graf von Saint-Marsan, hielt sich von dergleichen Verfolgungen fern,

und wenn er dennoch bisweilen mit eingriff, so war es nur, um sie zu schwächen oder die Opfer zu bewahren. Aber was der französische Gesandte als seiner hohen diplomatischen Stellung unwürdig von sich wies, das übte der westphälische mit niedriger Beeiferung. Ein deutscher Edelmann, Herr von Linden, hatte diese schlechte Sendung übernommen, und übte sie mit schamloser Gehässigkeit. Er war weniger des Königs von Westphalen Beamter, als der des Kaisers Napoleon, seine Berichte gingen eben so nach Paris wie nach Kassel, und der Marschall Davoust, der Graf d'Aubignosc, und überhaupt jeder französische Polizeischerge, konnte auf seine Dienstbeflissenheit rechnen. Ihm als Deutschen war es allerdings leicht, deutsche Verhältnisse zu durchspähen, und bedeutende Hülfsmittel waren ihm zu Gebote gestellt, sowohl an Leuten als an Geld; denn außer einem Gehalt von hundertsiebzigtausend Franken bezog er in Berlin jährlich vierzigtausend Franken zu geheimen Ausgaben. Dieser Mann hatte Müller'n mehrmals gesehen, und mit seinen spürenden Augen ihn bald auf's Korn genommen. Er stellte ihm mit böser Heftigkeit nach und versprach den Franzosen einen guten Fang. Doch Müller war ihm bisher noch glücklich entgangen. Auf einem Durchfluge durch Sachsen, im Oktober 1811, wollte er in Leipzig nur eilig bei einem Freunde einsprechen und dann nach Berlin weiter reisen. Er ahndete nicht, daß Linden in Leipzig sein könne, und als er ihm auf der Straße unerwartet begegnete, wollte er seitwärts ausbiegen; allein dieser hatte ihn schon erkannt, schrie den Leuten zu, sie sollten ihn festhalten, und zwang ihn, auf das Polizeiamt mitzugehen, wo die Verhaftung des Angeklagten dem

westphälischen Gesandten unter den herrschenden Umständen nicht versagt werden konnte. Doch während Linden bei höheren Behörden seine Maßregeln anerkennen und bestätigen ließ, half ein deutschgesinnter Beamter der Polizei dem Verhafteten zur Flucht, und rettete ihn aus einem Hause zum andern, bis er vor dem Thore seine Postpferde fand, die ihn rasch nach Berlin brachten. Aber Linden war ihm gleich wieder auf der Spur, folgte ihm nach Berlin, hatte hier seinen Aufenthalt bald entdeckt, und forderte die preußische Behörde auf, sich des gefährlichen Mannes zu versichern. Der Staatskanzler, durch Gruner im voraus benachrichtigt, erwiederte dem westphälischen Gesandten, was er beantrage, sei schon geschehen, Müller sei bereits in Haft; allein bevor davon die Rede sein könne, seine Vergehen wider Frankreich zu bestrafen, habe Preußen Anspruch an ihn, er sei wegen einer schändlichen Lästerschrift gegen Hardenberg in Haft, und man habe die Absicht, wider ihn mit aller Schärfe zu verfahren. Müller war des Scheines wegen wirklich als gemeiner Verbrecher in's Gefängniß gebracht; und Linden war vorläufig zufrieden, daß seine Beute ihm nicht entschlüpfen könne. Der Gefangene bekam jedoch auf seinem abgelegenen Zimmer alles, was ihm den Aufenthalt erleichtern konnte, besonders Licht, Schreibsachen und Bücher, und empfing durch Gruner's Veranstaltung die Besuche seiner mitverschwornen Freunde, des Prinzen von Hessen-Philippsthal, des Fürsten Eduard Lichnowsky, des Grafen Friedrich von Pückler, und vieler andern bedeutenden Männer, die mit ihm den Stand der Sachen, die möglichen Wendungen derselben, die Besorgnisse und Hoffnungen der nächsten Zukunft, aus-

führlich besprachen und beriethen. Ungeschwächten Muthes brütete Müller während seiner Gefangenschaft Tag und Nacht über Plänen und Berechnungen zum Kriege gegen die Franzosen, zur Erregung und Bewaffnung des Volks; für den Augenblick, daß der König von Preußen, wie man angstvoll erwartete, sich als Rußlands Verbündeter und Feind Frankreichs ausspräche, sollten aller Orten die vorbereiteten Anschläge und Kräfte zugleich losbrechen, die Hülfsmittel des Feindes zerstören, seine durch das Land zerstreuten Mannschaften überfallen, die Massen der Bevölkerung wider ihn aufbieten. Doch diese großen Entwürfe mußten fürerst wieder zurücktreten, weil der König, in reifer Ueberlegung des Standes der Verhältnisse, der nahen Uebermacht der Franzosen und der fernen Hülfe Rußlands, den rechten Zeitpunkt für solchen Entscheidungskampf noch nicht gekommen glaubte, und dem Zwange der Umstände nachgebend sogar eine nähere Verbindung mit Frankreich einging. Daß in diesem Entschlusse, der viele heftige Gesinnungen tief schmerzte, ja mit Grimm erfüllte, kein Aufgeben der vaterländischen Sache lag, sondern die Zuversicht ihrer festen Bewahrung auf bessre Zeit, beweisen die Denkschriften Hardenberg's und die von ihm schon damals im vertrautesten Kreise ausgesprochenen Vertröstungen.

Für die offenkundigen oder schwerverdächtigen Franzosenfeinde war aber jetzt kein längeres Bleiben in Berlin. Gruner legte sein Amt nieder und begab sich nach Prag. Im Februar 1812, zwei Tage bevor der Marschall Oudinot mit seinen gegen Rußland ziehenden Truppen in Berlin einrückte, wurde Müller in der Stille entlassen, empfing von Hardenberg das nöthige Reisegeld, und flüchtete nach

Schlesien, wo er sich auf den Gütern des Grafen Sandreczky von Sandraschütz, dem Schwager des Grafen Friedrich von Pückler, verborgen hielt, und hier unablässig seine mannigfachen Arbeiten und Betreibungen fortsetzte.

Gruner, der mit den Russen in geheimer Verbindung stand und großartige Anschläge für die deutschen Verschwornen im Sinne trug, war in seinem Briefwechsel nicht genug vorsichtig gewesen, und die österreichische Behörde eilte den Auslieferungsansprüchen zuvorzukommen, welche von Seiten der Franzosen erfolgen mußten, ließ Gruner in Prag verhaften und als österreichischen Staatsgefangenen nach Peterwardein in Ungarn abführen. Mit ihm wurde dasselbe Spiel wiederholt, das in Berlin mit Müller war gespielt worden; nur klagte Gruner späterhin, daß in seinem Falle der Schein doch dem Ernste zu sehr geglichen, und daß man die beruhigende Versicherung, wie es mit seiner Haft gemeint sei, ihm selber vorenthalten habe. Gruner's Wegführung war seinen Mitverschwornen ein harter Schlag; es galt, ihn schleunig zu ersetzen, und die mancherlei Fäden, welche ihm aus der Hand gefallen, mit Geschicklichkeit aufzunehmen und weiter zu spinnen. Müller wurde beauftragt, an Gruner's Stelle zu treten, und seine Thätigkeit umfaßte die wichtigsten Einverständnisse und bedeutendsten Hülfsmittel; es wurden kühne Männer im feindlichen Gebiet angeworben, Waffenvorräthe zusammengebracht, Aufrufe vorbereitet. Ein furchtbarer Plan, die französischen Magazine durch ganz Deutschland niederzubrennen, war durch Gruner's Unfall vereitelt; die Wachsamkeit der gewarnten Franzosen verdoppelte sich, und die zu solcher Arbeit gedungenen Leute

mußten flüchtig werden. Der Feldzug des Jahres 1812 war inzwischen eröffnet, die Franzosen drangen bis Moskau vor, und die Sache der Deutschen schien abermals auf weit hinaus hülflos.

Von welchen Empfindungen und Hoffnungen Müller durch die Wendung des Glücks erfüllt wurde, die den französischen Kaiser und seine Heerschaaren in Rußland traf, läßt sich nach allem, was er bisher gesonnen, gestrebt und gelitten, ausreichend abnehmen. Im Frühjahr 1813 sah er in Folge des ungeheuren Umschwunges den König von Preußen, Hardenberg, Blücher, Gneisenau, und andre Staatsmänner und Generale in Breslau anlangen, aus Oesterreich erschienen der Graf von Wallmoden, Karl von Nostitz, aus den preußischen Ländern strömten Schaaren von Freiwilligen herbei. Müller hatte mit Hardenberg eine geheime Unterredung, und ging mit dessen Aufträgen zu dem Oberfeldherrn der Russen, Fürsten Kutusoff-Smolenskoi, der sein Hauptquartier in Kalisch hatte. Hier fand er Stein, der ihn als alten Bekannten freudig begrüßte, Nesselrode, Anstett, Cancrin, und hatte über das gegen Frankreich zu schließende Bündniß und den gemeinschaftlich fortzusetzenden Krieg mehrere Vorfragen zu erörtern, vielfache Auskunft zu ertheilen und sogar manche Schwierigkeiten wegzuräumen. Ihm kam dabei sehr zu statten, daß er nicht nur im Namen Preußens und Hardenberg's, welche den Russen noch einiges Mißtrauen ließen, sondern auch als Vertreter und Genosse der Volksgesinnung und freier Verbündeter sprechen konnte, die dem Sinne Stein's näher standen, und als deren Haupt er sich gewissermaßen betrachten durfte. Müller entwickelte seine eignen Ansichten und Entwürfe

mit eindringendem Feuer, drang entschieden darauf, daß die Sache der Fürsten zugleich als eine der Völker gefaßt und dargestellt würde, und verlangte, daß die Russen beim weitern Vorrücken dies durch öffentliche Ansprache laut verkündigten. So wurde Kutusoff's berühmter Aufruf von Kalisch zu Stande gebracht, der erste dieser Art, welcher die Auflösung des Rheinbundes und die Befreiung Deutschlands aussprach, und auf dessen Verheißungen in der Folge noch oft genug zurückgeblickt wurde. Ueber Inhalt und Form wurde von Müller mit Stein, Kutusoff, Nesselrode und Anstett lebhaft verhandelt, endlich die Abfassung ihm übertragen und von ihm auf der Stelle ausgeführt. Ein Blatt grobes Papier, wie es eben zur Hand war, stellenweise bedruckt für polnischen Postamtsgebrauch, wurde eilig beschrieben, nach geringen Aenderungen in's Reine gebracht, von Kutusoff unterzeichnet, und dann in alle Welt gesandt.

Nachdem dieses Geschäft abgethan war, eilte Müller zu dem längstersehnten Waffendienst, und schloß sich zunächst dem Obersten Füger an, der mit einer Streifschaar in Schlesien gegen Sachsen vordrang. Doch in der Gegend von Glogau bekam er eine Botschaft, die ihn zu Stein zurückrief, der sich jetzt in Breslau befand, und für Müller geheime Aufträge hatte, zum Theil von so wichtiger und zarter Beschaffenheit, daß er sie nur solch erprobter Besorgung vertrauen mochte. Es galt unter andern, gewisse Anknüpfungen in Westphalen für den Feldzug nutzbar zu machen, so wie auch den Kurfürsten von Hessen in Prag zu nachdrücklichem Handeln zu bewegen. In Breslau hatte Müller noch die Freude, verbunden mit Arndt, Jahn und Friesen, die Lützower Frei=

schaar errichten zu helfen, nicht ohne Widerspruch und Hinderung von manchen Seiten; denn die Eifersucht der Behörden wollte den freien Schwung einer selbstständigen Deutschheit, auf die es unverkennbar abgesehen war, nicht zu sehr aufkommen lassen, und schon damals wirkten viele Kräfte dahin, alle Bewegung möglichst in den Schranken des Herkömmlichen zu halten und überall den Zügel vorschriftlicher Befehlsordnung anzulegen.

Als die russisch-preußischen Truppen in Sachsen vorrückten, nahm Stein Müller'n mit nach Dresden, um bei der Verwaltung des Landes mitzuwirken. Der Verwaltungsrath der verbündeten Truppen für das nördliche Deutschland, bestehend russischerseits aus Stein, preußischerseits aus den Geheimen Räthen Schön und Rehdiger, hatte den Grafen von Reisach als Generalgouverneur in die sächsischen Herzogthümer, in die schwarzburgischen und reußischen Besitzungen gesandt, und ihm Müller zum Gehülfen beigeordnet. Der Graf von Reisach war aus Baiern geflüchtet, hatte als Deutschgesinnter und als Feind des baierischen Ministers Grafen von Montgelas bei Stein die wärmste Aufnahme gefunden, und dessen Gunst und Vertrauen in höchstem Grad erworben. Es war daher auch eine Gunst für Müller, diesem Manne zugesellt zu sein, und das ganze Benehmen desselben war so wacker, eifrig und geschickt, daß Müller sich ihm gern und herzlich anschloß. Mit der bezweckten Sendung jedoch hatte es keinen guten Fortgang. Einige Streifschaaren der Verbündeten waren wohl in die bezeichneten Länder vorgedrungen, wurden aber eben so schnell zurückgedrückt, denn schon zogen starke französische Truppenmassen heran, dem verbündeten Heere weiteres Vorrücken zu hemmen.

Als diesem ein Zusammenstoß mit dem Feinde nahe schien, wollte Müller nicht zurückbleiben, und nachdem er vorläufig als Hauptmann dem Generalstabe der Legion, welche man in Sachsen errichten wollte, zugetheilt worden, ging er nach Altenburg in das Hauptquartier des Generals von Blücher, wo er mit alten Freunden zusammentraf, und seinem Auftrage gemäß für die deutsche Sache Freiwillige aufrief und den Landsturm einzurichten anfing.

Blücher brach am 1. Mai von Altenburg auf, dem schon wieder von Napoleon geführten französischen Heere entgegen zu rücken, und ließ Müller'n mit dem Auftrage zurück, in Altenburg einige Sicherheitsmaßregeln anzuordnen, was ihn verhindern mußte, die bevorstehende Schlacht mitzumachen. Schmerzlich hiervon betroffen, klagte Müller sein Mißgeschick dem Prinzen Karl von Mecklenburg, der eben durch die Stadt kam, und ihn gütig anhörte, ihm darauf aus dem eigenen Gefolge einen Stellvertreter gab und hierdurch die Freiheit verschaffte, dem Hauptquartier nachzueilen. Es war schon spät geworden, als er am 2. Mai nach Zeitz kam, wo die russischen Truppen des Generals Miloradowitsch aufgestellt waren, während bei Groß-Görschen der heftige Kampf in glühender Entscheidung schwebte. Müller besichtigte mit dem russischen General von Korff, den er schon aus früherer Zeit kannte, die vorliegende Gegend, und da Miloradowitsch auf keine Weise ohne nähern Befehl in's Gefecht gehen wollte, so ließ er ihn durch Korff beschwören, wenigstens die Anhöhen von Mölsen zu besetzen, als welche beim Gewinne wie beim Verluste der Schlacht von äußerster Wichtigkeit seien. Doch Miloradowitsch wollte davon nichts hören, und berief sich auf seine empfangenen Befehle. Die Schlacht

wurde verloren, und als die Verbündeten den Rückzug antraten, erhielt Miloradowitsch nun um 11 Uhr Abends den Befehl, sich bei Mölsen aufzustellen; jetzt wünschte er, der landeskundige Rathgeber möchte ihn begleiten, allein Müller lehnte dies mit den Worten ab, er würde den fremden Truppen zum Angriffe sich gern gesellt haben, den Rückzug mitzumachen wolle er die aufsuchen, zu denen er gehöre. So ritt er in der Nacht über Altenburg zurück, und schloß sich an Blücher's Truppen glücklich wieder an.

Stein ließ Müller'n nicht lange bei den Truppen, sondern rief ihn wieder zu den Geschäften seiner Verwaltung, die freilich auch kriegerischer Gehülfen und Leistungen bedurfte. Als nach der Schlacht von Bautzen die Verbündeten aus Sachsen zurückgingen, und bald darauf der Waffenstillstand erfolgte, hörte Stein's Verwaltung von selbst auf, und Müller konnte sich frei zu andrer Thätigkeit wenden, wie solche seinem Sinn und Eifer sich darbot. Er sammelte viele der bei Kitzen von den Franzosen trotz des Waffenstillstandes überfallenen und versprengten Lützower Reiter, und schaffte sie auf weitem Umwege nach Mecklenburg, wohin die Lützower Hauptschaar gezogen war. Sodann weilte er einige Zeit in Polen, um für die Lützower und andre Freischaaren zu werben, denen er auch wirklich viele wackre Leute, zum Theil aus rheinbündnischen Gefangenen, gewann.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes wollte Müller sich wieder den preußischen Truppen anschließen, doch Stein nahm ihn auf's neue für die Verwaltung von Sachsen in Anspruch, und als die Verbündeten wieder den größ-

ten Theil des Landes in Besitz genommen hatten, wurde der Graf von Reisach als Generalgouverneur der Ober- und Niederlausitz, Müller aber für die Niederlausitz insbesondre als Gouvernements-Kommissair eingesetzt. Dieser nahm nun seinen Wohnsitz in Lübben, und führte sein Amt während sechs Monaten mit größter Redlichkeit, uneigennützig, partheilos, mild, nur da streng und scharf, wo es die deutsche Sache galt, hart und verfolgend nur, wenn undeutsche Gesinnung oder gar verrätherische sich zu zeigen wagte. Seine Thätigkeit beschränkte sich aber keineswegs auf örtliche Verwaltung, sondern griff mannigfach in die Kriegsbewegungen ein. So wurde er zum Beispiel am 5. September in Aufträgen Blücher's zu dem Nordheere gesandt, traf am 6. früh bei dem General Grafen von Tauentzien ein, und that bei demselben während der Schlacht von Dennewitz Adjutantendienste. Nach errungenem Siege ritt Müller auf dem Wahlplatze umher, und forschte, ob er unter den verwundeten und gefangenen Sachsen alte Bekannte fände. Da traf ihn ein Streifschuß aus nahem Gebüsch. Der Thäter wurde bald ergriffen, und Müller erkannte in ihm den Hauptmann Friedrich von Flemming, seinen ehemaligen Zögling, der das Gewehr eines gefallenen Soldaten aufgenommen und ohne sein Ziel zu erkennen abgedrückt hatte. Als nach der Schlacht der Kronprinz von Schweden eintraf, richtete Müller ihm seinen Auftrag aus, und kam bald in ein großes Gespräch mit ihm, wobei er die Errichtung einer sächsischen Legion wieder zur Sprache brachte und bereitwilliges Gehör fand. Er schrieb an seine Landsleute dieserhalb einen beredten Aufruf; allein die Sache kam nicht zu Stande, weil die Sachsen preußische Offiziere

bekommen sollten, und dieser Beaufsichtigung widerstrebten. — So bedeutend und ehrenvoll die Wirksamkeit auch war, welche Müller in dieser ereignißvollen Zeit ausübte, so konnte sie doch weder seinem Kriegsmuthe noch seinen sonstigen Ansprüchen ganz genügen. Wir finden hierüber in einem seiner Briefe eine Herzensergießung, die uns seine Ansichten der persönlichen und allgemeinen Dinge klar darlegt. Er schrieb aus Lübben am 27. September 1813 an seinen Bruder August Müller nach Berlin: „Ach mit welcher Wonne nahm ich das lang berechnete, lang ersehnte Schwert zur Hand, und welche Opfer habe ich gebracht, um es zu können und frei zu können! Aber es ist nicht alles, wie es sein sollte und könnte. Der kommt nicht durch, den nicht Fortuna besonders anlächelt. Der Krieg entwickelt die Kräfte des Menschengeschlechtes, aber den Einzelnen stellt Zufall und Glück auf seinen Platz. Mancher Name wird bereits rühmlich genannt; ich möchte ihn beneiden. Ich muß Gouvernements-Adjutant sein, und man beneidet mich. Wie soll ich von der friedlichen Kriegsstelle loskommen? Ich habe meine Dienste angeboten vor Wittenberg, vor Dresden. Umsonst, ich bekomme keine andre Ordre. Freilich, ich kenne jene Gegenden zu genau: und wenn ich so glücklich gewesen wäre, ein paar tausend Menschen vielleicht weniger umkommen zu lassen, so könnte ich dabei auch vielleicht diesem oder jenem ein Lorbeerblättchen weggenommen haben. Siehst Du, man kommt nicht durch; und alle Wünsche, Plane und Entwürfe, die über den zufälligen Standpunkt des Angebers hinausgehen, sind ganz verloren, oder es führt sie ein Anderer aus, der sie kaum halb faßt. Tröstet mich hier in meinem ruhigen Gouvernement irgend

etwas, so ist es die Möglichkeit, als Sachse meinen Landsleuten vielleicht nützlich werden zu können."

Müller blieb in seiner zuletzt ganz selbstständig gewordenen Amtsführung in der Niederlausitz bis zum Januar 1814, und begab sich dann nach Dresden, wo er in theils aufgetragenen, theils freien Arbeiten für die deutsche Sache thätig fortwirkte. Nach beendigtem Kriege nahm die Hauptverwaltung der eroberten Länder eine neue Gestalt an, und das ganze Königreich Sachsen erhielt einen russischen Generalgouverneur in dem Fürsten Repnin, der ebenfalls von Müller's Eifer und Kenntnissen in besondern Anlässen manchen Nutzen zog.

Im Laufe der Waffenereignisse hatte Müller vielfach Aergerniß an den Kriegsberichten genommen, die ihre bezeichnendsten Ausdrücke vorzugsweise dem Französischen abborgten, und durch ihr Kauderwelsch den Sinn wie das Ohr solcher Deutschen verletzten, denen alle Ausländerei verhaßt und besonders im Sprachgebiete längst geächtet war. Die Bezeichnungen der Kriegssachen in reinem Deutsch zu geben, gehörte gewiß zu den schwierigsten Aufgaben; der Vorrath alter Worte konnte für neueres Bedürfniß nicht ausreichen, es mußten gewaltsame Schöpfungen versucht werden, denen schwerlich allgemeiner Beifall und noch weniger Eingang in den Gebrauch zu versprechen war. Müller unternahm die Sache, und gab siebzehn Kriegsberichte des Kronprinzen von Schweden „in teutschem Gewande". Das Büchlein wurde zu Ende Oktobers 1813 in Berlin gedruckt und zum Besten der Lützow'schen Freischaar verkauft. Im folgenden Jahre widmete er demselben Zwecke ein „Verteutschungswörterbuch der Kriegssprache", wo die Sache mehr im Ganzen über-

schaubar wurde. Doch mußten diese Bemühungen, in welchen schon Campe, Wolke, und für die Kriegssprache besonders der General von Schlieffen sich hervorgethan, größtentheils fruchtlos bleiben, so lange von Staatswegen die fremden und verdorbenen Bezeichnungen beibehalten blieben. Müller war übrigens in jener Zeit noch nicht mit den Tiefen vertraut, in welche die deutsche Sprachforschung bereits gedrungen war, ohne noch die reichen Ergebnisse zum Gemeingut verarbeitet zu haben. So war auch sein Eigensinn, „Teutsch" zu schreiben anstatt Deutsch, wenn auch gut vaterländisch gemeint, nicht auf richtige Ableitung gegründet, und mußte daher späterer Einsicht weichen.

Neben diesen Aeußerlichkeiten der Kriegssachen gab der Kern derselben, die Leitung der Heerbewegungen, dem Geiste Müller's unausgesetzt Beschäftigung. Sein prüfendes Urtheil folgte den Anordnungen und Ereignissen mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Kenntniß des Landes und Bodens kam ihm hiebei trefflich zu statten. Seine Betrachtungsweise erlangte die größte Höhe und Bestärkung durch die Schlacht von Leipzig, deren strategischen Gehalt und Zusammenhang er in einer kleinen Schrift darlegte, die unter dem Titel: „Auch eine Ansicht von der Völkerschlacht bei Leipzig" im November 1813 gedruckt erschien. Sie machte durch die Eigenheit und Kraft der darin ausgesprochenen Urtheile, durch die unzweifelhafte Fachkenntniß und die Schärfe des Ueberblicks ein allgemeines Aufsehn, und man suchte den Verfasser unter den höchsten und begabtesten Militairpersonen. Auf Müller verfiel man um so weniger, als auch seine Freunde, welche seine Einsichten kannten, ihm doch nicht die Gerechtigkeit

zutrauten, welche diese Schrift in auffallender Weise dem Kaiser Napoleon angedeihen ließ, dessen Kriegs- und Schlachtführung hier vertheidigt wurde, entgegen dem gemeinen Geschrei, das dem Besiegten sofort auch alle Tüchtigkeit absprechen wollte. Nachdem der wirkliche Verfasser allmählig bekannt geworden, empfing er von allen Seiten die schmeichelhaftesten Lobsprüche; die höchsten Generale und kenntnißreichsten Offiziere bezeigten ihm die ehrenvollste Anerkennung, ja Gneisenau that den Ausspruch, Müller sei zum Kriegsführer geboren. Angespornt durch diesen Erfolg, und noch besonders aufgefordert durch Stimmen aus dem großen Hauptquartier, zog Müller auch den weitern Kriegsgang in kritische Betrachtung, und während alles noch in Ungewißheit schwankte, ob der Krieg fortzusetzen, wo und wie Frankreich anzugreifen sei, zeigte er den Weg, auf dem die Verbündeten nach Paris vordringen müßten. Dies geschah durch die kleine Schrift: „Ueber Dijon nach Paris", welche im Januar 1814 zu Dresden erschien, und, wenn auch nicht auf die Leitung des Feldzuges, der unter ganz andern Bedingnissen als denen richtiger Strategie sich durchquälen mußte, doch stark und heilsam auf die Gesinnung wirkte.

Im Sommer rief ein sehr peinlicher Gegenstand Müller's schriftstellerische Thätigkeit auf. Der Graf von Reisach, früher von Stein höchlich gefördert und geehrt, war durch bösen Leumund, der ihm aus Baiern gefolgt, plötzlich in seines Gönners Ungnade gerathen, und dieser, der seinen früheren Irrthum glaubte rächen zu müssen, verfolgte jetzt den gewesenen Günstling eben so leidenschaftlich, als er ihn früher ausgezeichnet hatte. Der Graf war seines Verwaltungsamtes schon enthoben, nun aber

sollte den baierischen Anforderungen auch seine Verhaftung zugestanden werden, und es hieß, seine Auslieferung nach Baiern sei beschlossen. Müller konnte die früheren Verhältnisse Reisach's nicht beurtheilen; aber seit er ihn kannte, hatte er nur Gutes und Wackeres an ihm gesehen, war von seiner Redlichkeit im Amte, von seiner ehrenhaften und deutschen Gesinnung überzeugt. Er sah in ihm das schuldlose Opfer der mächtigen Feindschaft, die er in der Heimath zurückgelassen, einer Macht, mit welcher freilich deren bisherige Gegner, denen der Flüchtige sich in die Arme geworfen hatte, jetzt Frieden und Bündniß eingegangen waren! Müller wollte den Verfolgten, Mißkannten und Hartbedrohten nicht fallen lassen, sondern ihn gegen die Unbill, die ihm bloß als das Werk fremder Ränke galt, nach Kräften vertheidigen. Er that dies durch eine Flugschrift, die unter dem Titel: „Graf Reisach in Verhaft!“ im Juli zu Dresden gedruckt wurde. Sie gereicht dem Verfasser jedenfalls zur Ehre, um so mehr, als er wissen konnte, daß ihm Stein dieses Auftreten übel anrechnen, und ihm davon auch an andern Orten mancher Nachtheil entstehen würde. Sein edler Muth aber zeigte sich noch besonders darin, daß er dieser Schrift seinen vollen Namen beisetzte, den er in andern Erzeugnissen, wo nur Lob und Ruhm zu erwarten stand, bescheiden verschwiegen hatte. — Reisach wurde auf Hardenberg's Befehl zwar der Haft entlassen und gegen Auslieferung geschützt, auch später bei dem westphälischen und rheinischen Archiv wieder angestellt; allein das Erlittene lastete schwer und dauernd auf dem Gebeugten, der, auch gerechtfertigt, nie wieder sich völlig aufrichtete. —

Als die Zeit der Eröffnung des Wiener Kongresses

herannahte, wurde Müller von Dresden nach Berlin berufen, und von Hardenberg als einer derjenigen bezeichnet, die ihn nach Wien begleiten sollten. Man erwartete damals mit Zuversicht, daß Sachsen mit Preußen würde vereinigt werden, und Müller durfte diesem Geschicke seiner Heimath getrost folgen, da seine Gesinnung auf diesem Wege schon vorangegangen war. Seit ihrem Erwachen hatte die neue Deutschheit immer entschiedner preußische Richtung angenommen und durch die gemeinsamen Kriegsthaten sich unwiderruflich in ihr befestigt. So war Müller längst ein Preuße, und fühlte klar, daß er nichts andres sein konnte und wollte; die Versprechungen Hardenberg's, die Freundschaft und das Vertrauen der angesehensten Männer, sicherten ihm günstige Aufnahme. Glänzende Anerbietungen, welche ihm von andern Seiten gemacht wurden, durch russische Staatsmänner, durch österreichische Generale, hatte er unbedenklich abgelehnt, ohne nur erst anzufragen oder viel davon zu reden.

In Wien wurde Müller mit wichtigen Arbeiten beauftragt, theils von Hardenberg selbst, theils von dessen Räthen Stägemann und Jordan. Für die Vereinigung Sachsens mit Preußen schrieb er einen bedeutenden Aufsatz, dessen Handschrift unglücklicherweise vor dem Druck verloren ging. Hardenberg und Wilhelm von Humboldt befragten ihn öfters über die sächsische Sache, und gaben seinen Rathschlägen mehrmals Folge. Er verfocht in Zeitschriften und Tagesblättern überall mit Lebhaftigkeit die Sache Preußens, und führte seine Streiche besonders gegen die Schreiber aus Baiern, die damals sehr laut waren und sich von dem Verdachte, noch gewisse ausländische Neigungen zu tragen, nicht ganz befreien konnten. Als

die Theilung Sachsens durch den Kongreß bestimmt wurde, welche Müller als ein großes, auch der sächsischen Sache zugefügtes Unrecht tief beklagte, bekam er den Auftrag, den vorgeschlagenen Lauf der Gränzen zu prüfen, und ihm wurde das Verdienst anerkannt, darin ein paar wichtige Verbesserungen, sowohl strategische als finanzielle, angedeutet zu haben, die dann auch noch glücklich durchgesetzt wurden. Gleicherweise lieferte er Arbeiten, welche für die Gränzbestimmung gegen Polen hin wichtige Angaben enthielten. Die Richtung und der Umfang seiner Kenntnisse war einigen österreichischen Generalen schon bekannt, seine gründliche Beurtheilung der Kriegsereignisse des Jahres 1809 auf dem Marchfelde, in einer Denkschrift niedergelegt, erregte die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Karl, und das Verlangen, den Autor, der ihn keineswegs geschont hatte, kennen zu lernen. Als Napoleon von Elba nach Frankreich zurückgekehrt war und neue Feldzüge und Kämpfe zu erwarten standen, legte Müller seine strategischen Ansichten in raschen Entwürfen vor, die auch andern als preußischen Lesern mitgetheilt wurden. Der österreichische General Bianchi, bestimmt, den Krieg in Italien gegen den König Murat zu führen, wollte den Verfasser seinem Generalstabe zutheilen, und machte ihm die ehrenvollsten Anerbietungen, die er jedoch bescheiden ablehnte.

Der Kongreß ging aus einander, die Heere standen abermals im Felde, und Hardenberg mit seinem ganzen Gefolge eilte nach kurzem Aufenthalt in Berlin dem Kriegsschauplatze zu, um in der Nähe der Ereignisse zu sein. Die Schlacht von Belleallianee öffnete schnell den Weg nach Paris, und hier entwickelte sich auf's neue die man=

nigfachste politische Thätigkeit. Müller empfing wie bisher Aufträge von Hardenberg und Humboldt, dazu von Altenstein und Gruner, und ärntete von allen Seiten Lob und Zufriedenheit. Sein Eifer bedurfte keines Sporns, er führte in seinen Geschäftsarbeiten, welche hauptsächlich deutschen Verhältnissen und Ansprüchen gewidmet waren, gleichsam seine eigne Sache, das höchste Anliegen seines Herzens. Elsaß und Lothringen für Deutschland wieder zu gewinnen, die deutschen Gränzen gegen Frankreich auf Thatsachen der Natur und Geschichte zurückzuführen, das war der Gegenstand, welchen unter Preußens Obhut die Deutscheiferer heftig anstrebten, und kaum dann aufgeben wollten, als Preußen, im Rathe der Verbündeten überstimmt, nur mit Mühe einige Nebenvortheile noch zu retten suchte. Müller's Denkschriften über diese Sachen wurden den bedeutendsten Staatsmännern vorgelegt, ja zur Kenntniß der verbündeten Herrscher gebracht; allein die Kraft ihrer Beweisführung mußte an schon früher gefaßten Vorsätzen scheitern. Nicht weniger thätig war Müller im Gebiete der Oeffentlichkeit. Er schrieb Aufsätze für den Rheinischen Merkur, für den Deutschen Beobachter in Hamburg, die Allgemeine Zeitung in Augsburg. Sein Franzosenhaß, durch die Lauigkeit, die er überhand nehmen sah, gesteigert, wurde zu wahrem Grimm. Er reizte laut zu dem Antrage, die französischen Kunstsammlungen ihrer Kriegsbeute zu entledigen, er wollte sogar die Zerstörung aller französischen Siegsdenkmale. Und neben diesen heftigen Absichten und Reden war er mit den Einzelnen des verhaßten Volkes, die er zufällig kennen lernte, auf dem freundlichsten Fuß, erwarb die Zuneigung und den Dank der Leute, bei denen er wohnte, die ihn um Gefällig=

keiten ansprachen! Der Graf von Schlabrendorf, Oelsner, und andre Deutsche, welche Paris und die Franzosen schon länger kannten, waren überzeugt, Müller würde die Franzosen, bei näherem Verkehr, seinen Napoleonshaß nicht lange mehr mittragen lassen.

Gegen das Ende der Pariser Verhandlungen mußte Müller in besondern Aufträgen noch einige Reisen machen, nach der Normandie und Bretagne, nach Lothringen und nach Landau. Als er von letzterm Orte nach Paris zurückkehrte, vernahm er unerwartet, daß in seinem Dienstverhältniß seit langer Zeit, ohne daß er es gewußt, eine wichtige Veränderung vorgegangen war. Die Kriegsbehörde hatte nach dem ersten Pariser Frieden, in Folge erhaltener Vorschriften, die Lützower Freischaar aufgelöst, aus dem Fußvolk das fünfundzwanzigste Feldregiment gebildet, und Müller'n, den bisherigen Hauptmann, in dieses als Lieutenant versetzt. Das Regiment berief ihn durch ein nach Wien gerichtetes Schreiben ein; dieses Schreiben aber war an Hardenberg gelangt, der, weil er Müller'n bei sich behalten wollte, dasselbe unbeantwortet bei Seite legte, ohne weiter von der Sache zu reden. Jetzt, nach so langer Zwischenzeit, empfing Müller eine zweite Mahnung, und hatte den Verdruß, nicht nur das nachtheiligste Unrecht über sich verhängt zu sehen, sondern auch vor einem Kriegsgerichte sich wegen seines Ausbleibens rechtfertigen zu müssen. Unter diesen Umständen erbat er seinen Abschied aus dem Kriegsdienste, den er mit den ehrenvollsten Zeugnissen erhielt. Hardenberg's Versicherungen hatten ihm ohnehin schon andre Bahnen des Staatsdienstes, die seinen ausgezeichneten Fähigkeiten im Frieden günstiger entsprechen würden, angedeutet und verheißen.

Bevor noch die Pariser Verhandlungen zum völligen Abschlusse gekommen waren, machte Müller eine Reise nach London, wo er von Deutschen und Engländern wohl aufgenommen wurde, aber gleichwohl zu beklagen fand, auch hier die deutschen Angelegenheiten vielfach mißkannt und durchaus vernachlässigt zu sehen. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt kehrte er aus England über Holland nach Berlin zurück, wo inzwischen auch Hardenberg mit seinem ganzen Gefolge wieder eingetroffen war.

Seine wirkliche Anstellung im Staatsdienst erfolgte nicht sogleich; mehrere Posten, die seinen Fähigkeiten und Ansprüchen gemäß und ihm halb zugesagt waren, fanden sich durch Andre besetzt. Hardenberg hatte die mißliche, für das Loos vieler Menschen gefährliche Art, die indeß auch bei andern Männern vielfachen und weiten Wirkens nicht selten ist, daß er alle Menschen von Talent und Geist, die sich ihm näherten, gern in seiner Umgebung festhielt, überzeugt, sie irgendwie gebrauchen und auch fördern zu können; denn wie er im Allgemeinen das größte Wohlwollen hegte, so gönnte er auch jedem persönlich alles Gute. Seine Versprechungen waren daher aufrichtig und glänzend, und mochten auch den Ungeduldigsten eine Weile hinhalten. Sollte doch endlich die Erfüllung folgen, so zeigte sich diese durch außer Acht gelassene Schwierigkeiten, durch anderweitigen Einspruch oder Mangel an offnen Stellen, gehemmt. War dann die Zeit der unmittelbaren Nutzbarkeit, der frischen und wichtigen Leistungen vorüber, so sanken Werth und Lohn derselben leicht auf ein geringes Bruchtheil des hohen Betrages herab, zu welchem sie früher angeschlagen worden. Dies war auch der Fall Müller's. Hardenberg gestand ihm

seine Verlegenheit, eine selbstständige, seinen Verdiensten und Fähigkeite angemessene Stellung für ihn zu ermitteln, und bestimmte ihn, unter Vertröstungen auf die Zukunft, einstweilen in beschränktem Verhältnisse sich zu gedulden; er wurde den Räthen Stägemann und Rother als Hülfsarbeiter zugewiesen, und leitete unter des Erstern Namen eine Zeitlang die Herausgabe der neugegründeten Staatszeitung.

Müller verhehlte sich nicht, daß mit dem Frieden ein großer Wechsel der Richtungen vorgegangen sei, daß auch ihn persönlich dieser Wechsel sehr betreffe. Doch sah er so große allgemeine Hoffnungen getäuscht, daß er seine eignen Verhältnisse minder schwer nahm. Wenn sein Stolz einen Augenblick zürnte, und er an die Schätzung der Menschen und Dinge erinnerte, die noch vor kurzem gegolten hatte, so war seine Gutmüthigkeit durch ein freundliches Wort bald wieder beschwichtigt, und sein bescheidner Sinn fand wohl gar, daß er noch ganz gut bedacht worden sei. Er drängte sich nicht auf, er schmeichelte nicht, er suchte keine Nebenwege und Ränke. Wenn er stets die wärmste Verehrung für Hardenberg aussprach, so war das der reine Ausdruck seiner Einsicht und seines Gefühls; auch wußte er, daß ihm der gute Wille des vielgeplagten Greises nicht fehle; den Leuten aber, welche diesen guten Willen für ihn zur That machen konnten, gab er kein gutes Wort, sondern drehte ihnen wohl gar den Rücken zu.

Erst im Jahre 1817 wurde ihm die feste Anstellung als Hofrath, später Geheimer Hofrath, im statistischen Amt, wo seine Beschäftigung von der Art war, daß sie doch mit seinen Wünschen und Neigungen einigermaßen über-

einstimmte. Leider traf er es in Betreff des Vorstandes dieser Behörde nicht glücklich. Der Staatsrath Hoffmann, ein enger Kopf, und dabei eingebildet und störrig, förderte keinen seiner ihm untergebenen Gehülfen, alles Verdienst und alle Ehre der geleisteten Arbeiten legte er nur sich selber bei. Am wenigsten war er Müller'n geneigt, dessen deutscher Eifer ihm, dem früheren Napoleonsbewunderer und Franzosenfreund, durchaus zuwider war; überdies hatte Müller auch in früherer Zeit eine Arbeit von Hoffmann über westliche Gränzlinien prüfen müssen, und bedeutende Mängel darin aufgezeigt, wobei sein Name dem Getadelten nicht verschwiegen geblieben war. Durch Müller's standhafte Gradheit und Bescheidenheit behielt das Verhältniß dennoch ein gutes Ansehn, aber an Weiterkommen war unter diesem Obern nicht zu denken. Die Pedanterei kleinlicher Berechnungen, die sich meist um unsichre Zahlen drehen, berührte ihn zwar wenig; er hatte die Bibliothek und die sämmtlichen öffentlichen Blätter in Aufsicht, seiner Theilnahme an gelehrten und politischen Dingen sehr erwünscht. Doch fand sich bisweilen Anlaß, auch aus dem statistischen Gebiete den höchsten Behörden solche Arbeiten zu liefern, welche diese mit Dank benutzten, wie zum Beispiel für die Gränzberichtigung mit Polen, für das Konkordat mit dem römischen Hofe, für die Rheinschifffahrt.

Müller war ein gewissenhafter Arbeiter, der sein Tagewerk mit unverdrossener Sorgsamkeit vollbrachte, nach strengen Pflichtbegriffen, die ihn von Jugend auf geleitet. Aber ihm blieben Mußestunden genug, die er nach Lust und Neigung ausfüllen konnte. Er sollte Vorlesungen an der Kriegsschule über Militair-Sta-

tistik halten, was aber durch Nebendinge sich wieder zerschlug.

Die Sache des Vaterlandes war jetzt so gestellt, daß sie nach außen keiner Kämpfe mehr bedurfte, nach innen ihre fernere Entwickelung nur aus den bestehenden Staatsordnungen erwarten sollte, und sich gegen das selbstständige Mitwirken nicht unmittelbar dazu Berufener täglich mehr abschloß. Zwar setzten sich zahlreiche Eiferer diesem Gang entgegen, und suchten durch die Presse, durch Turnübungen und sonstige Mittel einen Einfluß zu behaupten und auszudehnen, an welchen die Kriegszustände sie gewöhnt hatten, allein der Uebermuth der Jugend wußte kein Maß zu halten, und es erfolgten herbe Rückwirkungen. Müller's meiste Freunde waren in diese Sachen verflochten, er theilte im Allgemeinen die Gesinnung, mißbilligte aber die Handlungsweise. Er, der alte und verwegene Tugendbündler, verwarf jetzt alles Geheimwesen und hielt sich von demselben fern. Die politischen Maßregeln, welche bald über ganz Deutschland verhängt wurden, und statt gehoffter mehreren Freiheit auch die schon gewährte wieder verkümmerten, durften seine Seele tief betrüben, aber ihn persönlich berührten sie nicht. Unmuthig wandte sich der edle Geist von den traurigen Verwirrungen ab, wo Wahn gegen Wahn sich austobte, und stählte den Muth in treuer Arbeit, in stiller Pflege der Wissenschaft und Kunst.

Zwölf Jahre hindurch stand Müller als Ordner der deutschen Sprachgesellschaft vor, die er in Berlin hatte stiften helfen, und suchte den mannigfachen Bestrebungen dieser Art in Deutschland einen festen Zusammenhang zu geben. Seine eignen Studien gingen nun tiefer ein, und

er kam von manchen Abwegen zurück. Indeß blieb in seinen Versuchen, die deutsche Sprache von fremden Wörtern zu reinigen, neben Ausgezeichnetem und Vortrefflichem, auch viel Gewaltsames und Willkürliches, und seine Vorschläge fanden, gleich den frühern von Campe, Wolke und Schlabrendorf, wenig Eingang. Auch sein Bemühen um unsre Rechtschreibung, gleich dem so vieler Andern, deren irrende Ritterschaft sich auf diesen nächsten harmlosen Stoff warf, drang nicht durch. Das lange ſ, welches in Frankreich durch die Buchdrucker Didot abgeschafft worden — was ihnen der Buchdrucker und Schriftsteller Retif de la Bretonne zum strafbarsten Verbrechen macht — wünschte er im deutschen Druck ebenfalls zu verbannen, und benutzte dazu die Staatszeitung, wo dann Worte wie besser, müssen und dergleichen seltsam auffielen, sogar dem Könige, der die Neuerung abstellen ließ.

Als erneuerte Schulerinnerung und Jugendlust erwachte in ihm auch wieder der Trieb, lateinische Verse zu machen, und die Schwierigkeiten zu überwinden, welche der Ausdruck heutigen Lebens in der todten Sprache findet. Mag man über diese gelehrte Poesie denken wie man wolle, immer wird man zugestehen, daß auch wahre Dichter und ächtes frisches Leben sich in dieser Dichtungsweise kund gegeben, und wir fügen hinzu, daß, auch wo der höhere Genius fehlt, schon die bloß technische Meisterschaft in Verskunst und Sprache eine Gediegenheit und Kraft der Studien voraussetzt, wie schwerlich durch andre Leistungen so unmittelbar sich darlegen kann. Die Reformationsfeier im Jahre 1817 war ein Gegenstand, den lateinisch zu besingen für Müller mehrfachen Reiz haben mußte; die Feier führte nach Wittenberg, wo er

studirt hatte und in dessen Nähe er geboren war, und rief die Theilnahme für Kirche und Theologie neu her- vor, die in seinem Herzen noch stets ein treues Andenken hatten. Er widmete dem Anlaß ein Carmen saeculare, welches Aufsehn erregte und großen Beifall erwarb. Nach drei Jahren ließ er ein Heft andrer lateinischer Oden folgen, die meistens schon vorher in den Berliner Zei- tungen einzeln erschienen waren. Ueber den Kunstwerth dieser Gedichte mögen die großen Meister des Faches, ein Eichstädt, ein Kirchner, das Urtheil sprechen; wir haben sie hier als Zeugnisse einer edlen und würdigen Erho- lungsmuße anzuführen. Die während einiger Jahre be- liebten Festmahle akademischer Zeitgenossen gaben Müller'n ebenfalls Gelegenheit, ein frisches Studentenlied in der Weise des „Gaudeamus igitur“ zu dichten, welches nebst der von ihm selbst gemachten deutschen Uebersetzung in der kleinen Sammlung nicht fehlen darf.

Eine schwere Prüfung wurde ihm durch häusliches Mißgeschick auferlegt. Er hatte sich bald nach seiner Nie- derlassung in Berlin mit einer Frau verheirathet, die bei zuerst günstigem Anschein doch in kurzem weder den gei- stigen noch selbst den sittlichen Forderungen einer solchen Verbindung entsprach. Alle Stärke des guten Willens, aller Edelmuth und Hochsinn, durch welche Müller das Verhältniß zu stützen und zu heben trachtete, blieben un- wirksam gegen die sich stets erneuenden Störungen. Nach hartem Kampfe wurde die Verbindung endlich gelöst, und für Müller kehrte mit der äußern Ruhe auch schnell der innere Frieden, das Gleichgewicht einer heitern Seele zu- rück, welche dem Guten und Schönen zugewandt von Un- würdigem nicht lange befangen bleibt.

Aufmerksam für alles, was im Staatswesen und in der Litteratur vorging, innig theilnehmend an den wechselnden Zeitgeschicken, aber dabei gedeihlich mitzuwirken in den nächsten Verhältnissen weder Beruf noch Zulaß ersehend, lebte Müller fortan in Geschäfts- und Studienfleiß, und im Genusse biedrer Freundschaft seine Tage ruhig dahin, und würde sich in ihnen befriedigt gefühlt haben, wäre nicht aus den allgemeinen Zuständen düstrer Schatten in sie gefallen. Er kannte der Hohen und Vornehmen viele, und manche derselben hätten seine Näherung und Anschließung gern gesehen, nahmen ihm die Vernachlässigung, deren er sich schuldig machte, sogar übel; aber seine Neigung war anders gerichtet, sie wandte sich dem harmlosen Behagen eines sichern Umgangs mit Näher- und Gleichstehenden zu. Seine Gutmüthigkeit überwand sogar den früheren Partheihaß, und Friedrich Buchholz, der einstige Bewunderer und Lobredner Napoleon's, gehörte mit zu dem trauten Freundeskreise. Das Schicksal aber gönnte ihm spät noch ein schönes Lebensglück in der Verbindung mit einer liebevollen Gattin, der verwittweten Majorin von Gottberg, gebornen Elßholtz, mit der er seit dem Jahre 1828 bis an seinen Tod in zufriedner Ehe lebte. Sein Haus, das er außerhalb der Stadtmauer im Freien gründete und mit anmuthigen, von ihm selbst gepflegten Gartenanlagen umgab, wurde nun der Sammelplatz bewährter Freunde und mancher Fremden, denen die gastliche Häuslichkeit dankbar in Erinnerung blieb.

Wunderbar hatte sich dieses bewegte Leben aus den weiten Kriegs- und Staatsbahnen, in die es gerissen worden, im Alter allmählig wieder zu dem engeren Kreise

zusammengezogen, auf den es zuerst angelegt war. Der Weg der Theologie, wenn er ihn verfolgt hätte, würde in dem Geschick eines wackern Landpredigers ihm leicht ein ganz ähnliches Ziel und Ergebniß dargeboten haben. Diesem Bild eines Landpredigers konnte auch seine liebreiche Milde, sein offner Sinn, seine würdige Haltung, seine Neigung zum Wohlthun und seine freundliche Bereitwilligkeit, stets nach bestem Vermögen Rath und Hülfe zu gewähren, vollkommen zustimmen. Und wir dürfen sagen, der Himmel hat es gut mit ihm gemeint! Müller hatte seine Zeit gehabt, und er grollte nicht, daß sie vorüber war; auf Sturm und Gefahr und Glanz war friedliche Stille gefolgt. Seine Bescheidenheit ließ ihn der Ansprüche des Ehrgeizes gern vergessen. Allerdings war mancher Augenblick seines Lebens so gestellt, daß die höchsten Aemter und Würden ihm erreichbar scheinen konnten, falls er unbedingt nur sie hätte erstreben mögen; auch war es nicht aus Unkunde ihres Werthes, daß er solche Vortheile ruhig schwinden sah. Zugleich erkannte er, daß, was ihm wohl ein Gewinn hätte sein können, nicht immer denen, die es erlangt, ein solcher war, und ohne Neid sah er sie danach ringen und es haben. In mäßigen Verhältnissen, mit reinem Bewußtsein und freiem Sinn, war er reicher und glücklicher und achtungswerther, als wenn er durch anmaßliches oder schmeichlerisches Vordringen, durch Selbstverläugnung und Heuchelei zu den höchsten Ehrenstellen aufgeklommen wäre. Sei dies denen zum Troste gesagt, die sich in gleichem Fall befinden! —

Er genoß lange einer kräftigen Gesundheit; erst an der Schwelle des Alters befiel ihn ein Nervenzustand,

von dem er doch völlig genas. In seinen letzten Lebensjahren unternahm er öfters kleine Reisen. Auf einer derselben hatte er das Unglück, mit dem Wagen umgeworfen zu werden; dieser Vorfall erschütterte seinen bisher noch rüstigen Körper, andre schlimme Einflüsse traten hinzu, er fing an zu kränkeln, und starb beinahe zweiundsiebzig Jahre alt, liebevoll und ergeben, am 3. Februar 1847 in seinem Gartenhause. — Ihn überlebten seine treue Gattin und zwei Brüder, der ältere ein hochgeachteter Arzt in Leipzig, der jüngere ein ehrenwerther Kaufmann in Berlin; ein dritter Bruder, von den dreien der älteste, früher Senator in Wittenberg und darauf Land- und Stadtgerichts-Direktor in Delitzsch, war um wenige Tage ihm in die Ewigkeit vorangegangen. — Was von Karl Müller's Schriften aufzufinden war, haben wir treu gesammelt, vieles aber von ihm, der nie Schriftsteller zu sein bezweckte, ist verloren oder zerstreut, theilweise in Akten vergraben. Das Beste blieb wohl ungeschrieben, und mit seinem Tode ist der Welt ein Schatz gediegener Kenntnisse und reicher Lebenserfahrungen verloren worden!

Juni 1847.



Karl Gustav Freiherr von Brinckmann.

Es ist ein Zeugniß der Höhe und Reife, zu welcher die Geistes- und Sprachbildung eines Volkes gediehen ist, wenn diese auch in fremden nationalen Boden übergreift, und von dorther Kräfte anzieht, die ihr ursprünglich nicht eigneten. Dergleichen Anziehung übten unter allen Neuern zumeist die Franzosen, und ihrer Bildung schmiegten aus allen Völkern vorzügliche Geister sich dienend an. Die Deutschen waren nicht die letzten, sich zu diesem Dienst einzufinden, und die gekrönten Häupter zuerst. Während wir diese Einwirkung von Seiten Frankreichs erfuhren, gelangten wir aber, mit dem Ablaufe des achtzehnten Jahrhunderts, zu eigner mächtiger Geistesentwicklung, und diese öffnete nun auch für uns den Anlaß und Erfolg, aus andern Nationen einzelne Wandelsterne in unser Gebiet hereinzuziehen. Die Dänen Baggesen und Oehlenschläger dichteten großentheils deutsch, der Franzose Chamisso wurde ein deutscher Dichter. Besonders aber ist der Schwede Brinckmann ein glänzendes Beispiel solcher Anziehung; stammverwandt allerdings, aber doch abgetrennt, und der Zeit noch nah, wo

schwedischen und deutschen Strebungen der Hang zu französischer Bildung noch gemeinsam war, fand er früh in deutschem Leben das Element, und was mehr ist, das Organ seines eigensten Wesens und Wirkens.

Er wurde am 24. Februar 1764 in Schweden geboren, auf einem Gute seines Vaters, der in Stockholm als Sachwalter in Ansehn und Wohlstand lebte. Die religiöse Denkart der Eltern neigte sich zu der Brüdergemeinde, und dies bestimmte sie, den unter sorgfältiger Aufsicht herangewachsenen Jüngling, der die Stockholmer Lehranstalten benutzt und auch schon die Universität Upsala besucht hatte, nach Deutschland auf die herrnhutische Schule zu Barby zu schicken, welche damals in großem Rufe stand. Hier war Schleiermacher sein Mitschüler, und beide schlossen bald enge Freundschaft, die sich auf der Universität Halle, wohin sie von dort abgingen, noch mehr befestigte.

Hierauf lebte Brinckmann einige Zeit in Berlin, wo er in einem weiten Gesellschaftskreis verkehrte, mit Markus Herz, Ancillon, Wilhelm von Humboldt, Zöllner, Engel, Gentz. Der letztere berichtet in einem Brief an Garve von einer besondern Gesellschaft, die der Damen-Thee hieß, und die sich alle Dienstage versammelte, einmal bei der Demoiselle Hainchelin, einmal bei Madame Herz, einmal bei der Kriegsräthin Eichmann und einmal bei Demoiselle Dietrich; zu diesem Thee waren Brinckmann, Spalding, Humboldt, Graf Dohna, Gentz und Ancillon ein- für allemal geladen, außerdem bat jede Dame, die grade die Wirthin war, noch wen sie wollte. „Dieses Institut, schreibt Gentz, hat der jetzt nach Schweden zurückgekehrte Brinckmann kurz vor seiner Abreise zu

Stande gebracht, und es ist wirklich ein recht schätzbares Vermächtniß, was er seinen Freunden hinterlassen hat." Auffallend ist es, daß von diesen Damen, mit Ausnahme der Henriette Herz, nur diese schwache Spur ihres Daseins und Wirkens uns erhalten ist! —

Im Herbst 1790 kam Brinckmann nach Schweden zurück, und wählte das diplomatische Fach, zu welchem er sich besonders vorbereitet hatte. Nachdem er einige Zeit in der Kanzlei gearbeitet, erhielt er seine erste auswärtige Anstellung als Legationssekretair, in welcher Eigenschaft wir ihn 1792 zu Berlin finden.

Brinckmann war klein und schwächlich, eine große Nase gab seinem Gesicht, eine ungemeine Beweglichkeit seinem ganzen Wesen etwas Seltsames; aber er war jung, lebhaft, voll begeisterter Huldigung, seine rege Theilnahme und dichterische Gabe widmete er in allen Richtungen eifrig der Geselligkeit, wo sein Stand und Verhältniß ohnehin manchen Vorzug sicherten, und so war er im Ganzen doch eine angenehme, willkommene Erscheinung. Die damalige Geselligkeit von Berlin war etwas ganz anderes, als sich aus späterer Gestaltung desselben Stoffes nur ahnden läßt. Die Sitten waren schon durch das von oben gegebene Beispiel äußerst frei, große Lebenslust in allen Klassen, und bei der Mäßigkeit der Ansprüche die beschränkten Hülfsmittel doch zureichend. Die französische Revolution fluthete in vollen Wogen, und während sie den Staat nach außen beschäftigte, wirkte sie auf das innre Leben mächtig ein. Denkart, Bildungsweise, Richtungen des Geistes, der Neigung, des Geschmackes, waren gesellig vollkommen freigegeben, auf diesen Bahnen traf man weder Gunst noch Verketzerung.

In der Gesellschaft galten wohl, wie dies immer sein wird, Stand und Rang und Reichthum, aber sie gaben keineswegs die Vorschrift, nach der die Geselligkeit sich gestaltete, sondern diese ging aus dem Sinn, dem Talent, dem Geist und der Thätigkeit hervor, die sich wie von selbst für diese Sphäre darboten, welche zwar einigen äußern Zwang recht gut verträgt, unter ihm allein aber bald vernichtet wird. War Berlin damals reicher an geselligen Talenten und Kräften als jetzt? Wir dürften auch dies bejahen; aber als ganz unbestreitbar können wir behaupten, daß damals die vorhandenen Anlagen vollständiger und reicher an den Tag kamen, nicht so leicht von rohen Aeußerlichkeiten unterdrückt wurden.

Für Brinckmann konnte kein erwünschteres Element gefunden werden. Er mochte in die Tiefen der Erkenntniß tauchen, oder auf der Oberfläche leichthin schwimmen, — und beides war ihm Bedürfniß, — niemals fehlte die Befriedigung. Er fand sich glücklich, nach Gelegenheit mit Männern, wie Markus Herz, Maimon, Schleiermacher, Gentz, Wilhelm von Humboldt, Tieck, später auch mit Fichte, wissenschaftlich zu verkehren, mit Rahel, Gualtieri, Friedrich Schlegel Lebensansichten zu erörtern, und daneben allen Schönheiten und geistigen Würden der ihn umgebenden Frauenwelt als huldigender Anbeter den Hof zu machen. In letzterem scheute er keinen Nebenbuhler und wurde keinem gefährlich; ihm genügte wohlwollendes Vertrauen und leidenschaftliche Mittheilung, für die sein unerschöpflicher Redefluß und seine noch staunenswürdigere Schreibseligkeit überreich sorgten. In letzterer hat ihn vielleicht kaum Böttiger übertroffen. Er schrieb eine leichte, angenehme, flüchtige Hand; eben so leicht und

rasch, wie die Schriftzüge, flossen ihm Gedanken und Bilder, denen er nebst ungemeiner Glätte doch immer auch eine gewisse Lebenswärme zu geben wußte; in den herrnhutischen Kreisen, wo von jeher viel geschrieben wird, wurde dieser Hang bestärkt, und endlich durch Amt und Geschäft sogar mit der Pflicht verknüpft. Rasch, zahllos, endlos, flogen nach allen Seiten seine Billette und Briefe, voll Anklängen des Tages, voll Scherz und Vertrauen und persönlicher Beeiferung. Mit oder statt der Prosa stellten sich auch Verse ein, in gleichen Vorzügen der Leichtigkeit und Glätte, französisch oder deutsch, lateinisch und englisch, in späterer Zeit auch schwedisch. Vermißte man in seinen Briefen wohl meist einen hervorstechenden Inhalt, so mußte man doch die Rundung und Fülle des Vortrags anerkennen, der auch einen anspruchsvollen Leser meist bis zum Ende festhielt, das doch oft erst nach weitem Weg erreicht wurde. Zwanzig, vierzig und mehr Blätter in einen Brief zu verschreiben, war für Brinckmann eine Kleinigkeit; und mit freudigem Stolze sah er die Nummern, welche eine Reihefolge von solchen Briefen an ein und dieselbe Person bezeichneten, in die Hunderte übergehen — ja sogar an die Tausend hinanstreben!

Aber nicht minder, als durch seine Feder, war er auch durch persönliche Gegenwart thätig und ergiebig. Rasch und unermüdet, zu jedem Gange, zu jedem Besuch bereit, griff er überall anregend, vermittlend, benachrichtigend ein, und obgleich er hiebei in den meisten Fällen, seinem wohlmeinenden Sinn und edlen Geiste gemäß, nur Gutes und Erwünschtes bewirkte, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß auch bisweilen, gegen seinen Willen, seine Thätigkeit in Verdruß und Nachtheil ausschlug; ihm selbst

war hievon späterhin die bitterste Erfahrung zugedacht! Wem Brinckmann nicht näher befreundet war, und also nicht seine innern unendlich schätzbaren Eigenschaften, sondern nur diese behende, vielthätige, meist scherzende, witzelnde, und nicht selten über die Gebühr neckende Außenseite zeigte, dem ließ er oft sehr ungünstige Eindrücke, und es fehlte nicht an spöttischen Urtheilen, indem die Einen ihn für einen Phantasten, die Andern für einen Schwätzer erklärten, der sprachwitzelnde Bernhardi aber ihm seinen Namen in's Französische durch Colporteur übersetzte.

Welchen Eindruck sein vielseitiges Wesen bei einem Besuch in Weimar und Jena machte, wohin er im Februar 1798 aus Berlin kam, ersehen wir aus Goethe's und Schiller's Briefwechsel. Goethe, dem er schon bekannt war, und dem er auch später (1804) seine Gedichte widmen durfte, gab ihm einige Empfehlungsworte für Schiller nach Jena mit, und berichtete diesem bald nachher: „Brinckmann war sehr erfreut mit Ihnen einige Stunden vertraulich zugebracht zu haben. Seine lebhafte Theilnahme an so vielem verdient wirklich eine gute Aufnahme; gestern aß er mit mir, und ich hatte ihn zwischen unsere zwei liebenswürdigen Schriftstellerinnen placirt, — [ohne Zweifel Amalia von Imhoff und Sophie Mereau] — wo er sich außerordentlich gut befand. Eigentlich aber scheint er mir eine rechte Natur für ein so großes Element wie Berlin zu sein.“ Schiller schreibt einige Tage später: „Nach dem was meine Frau mir sagte, hat Brinckmann in Weimar gar großes Glück gemacht, und besonders am verwittweten Hofe. Er ist ein sehr unterhaltender Mensch in Gesellschaft, und schlau

genug, das Geistreiche und das Triviale an beiden Enden zusammen zu knüpfen.“ Worauf dann Goethe schließlich erwiedert: „Unsern Brinckmann, den Sie trefflich geschildert haben, habe ich noch morgen zu bleiben beredet. Unsere Frauen in Weimar bedürfen gar sehr solcher fremder Erscheinungen, und ich mag ihnen, da sie sonst so wenig Vergnügen haben, dergleichen gerne gönnen. Gewiß sind diese Naturen sehr wünschenswerth, weil sie zur affirmativen Seite gehören und doch immer Talente in der Welt supponiren müssen, wenn ihr Talent gelten soll.“ Bei den Frauen in Weimar, die sonst so wenig Vergnügen haben, und denen daher eine solche fremde Erscheinung wie Brinckmann gern gegönnt wird, könnten einem muthwilligen Leser die vornehmen Türken einfallen, die den Frauen ihres Harems wohl gelegentlich einen schönen Christensklaven schenkten, der aber, nach kurzer Frist verbraucht, unwiderruflich sterben mußte. —

Nicht alle jedoch waren so nachsichtig wie Goethe. Brinckmann reizte sowohl durch seine dichterischen Ansprüche, als besonders auch durch seine — übrigens ganz harmlose — Bewerbung bei Frauen, besonders die jüngern Gesellen wenn auch nicht zu Eifersucht, doch zu Mißvergnügen und Widerwillen. Ludwig Robert schonte den Freund seiner Schwester keineswegs; unter den Anbetern der liebenswürdigen Friederike Unzelmann, den Verehrern der schönen Mad. Sander fand er keine freundliche Gesinnung; beleidigende Epigramme von Chamisso gegen ihn und seine Verse gelangten, wider alle dem fremden Diplomaten gebührende Rücksicht, sogar in die Berliner Zeitung, wo der Name Selmar den darunter verhüllten sogleich erkennen ließ. Bisweilen auch ergrimmten die

Frauen selber, und ließen ihre Unzufriedenheit aus, wenn Brinckmann im Gedränge der Pflichten und Beeiferungen einen Verstoß oder eine unzeitige Mittheilung gemacht, einen Scherz zu weit getrieben hatte. Dann war ihm nicht Ruhe noch Rast, bis die Versöhnung erfolgt, das Geschehene ausgeglichen war.

Einen Fall der letztern Art, wo Brinckmann die geistreiche Doktorin Flies, nachherige Baronin Boye und spätere Gräfin Sparre, zum Zorn gereizt hatte, gab den Anlaß zu einem beißenden Scherze Ludwig Robert's, der in Brinckmann's Namen folgendes elegische Gedicht umlaufen ließ, das in der damaligen Gesellschaft außerordentliches Glück machte, und hier wohl seine Stelle verdient.

Brinckmann's Jammer und Flehen.

Sie, die ein Glied ist, ein großes, aus jener unendlichen Kette,
Die ich, dem Amor zum Trotz, listig aus Freunden mir schuf. —
Ach! ich habe verkannt sie, die Frau hochstrebenden Geistes, —
Lieget das Glück uns zu nah, stolpern wir drüber hinweg.
Doktorin war sie mir einst, und jetzt ach! fühl' ich den Werth erst
Ihrer gewaltigen Kur, die mir die Schmerzen gestillt;
Doch nun bluten sie wieder, die Wunden des kränklichen Busens,
Seit sie mit trockenem Ton grausam das Haus mir verbot!
Ach! was hab' ich verbrochen, um solche Qual zu erleiden?
Hab' ich nicht Tugend von je, Tugend wie keiner geübt?
Nie ein Laster begangen, und alles geduldig ertragen?
Ewig geh' ich zu Fuß; Thee ist mein einziger Trank;
Nimmer auch spiel' ich, es sei denn mit Musch, dem Mopse der Freundin,
Daß ein gütiger Blick falle auf mich wie auf ihn!
Dann, was Liebe betrifft, so schwör' ich bei Feder und Tinte,
Schwör' es, o Theure, bei Dir, und bei dem heiligen Strauch,

Der mir in China erblüht, und bei dem Moose von Island,
  Daß ich des Heiligthums Inneres nimmer betrat!
Viel wohl hab' ich geschrieben, und hier und da mich gebärdet,
  Daß ich vermuthe, man traut Liebesgefühle mir zu:
Aber das ist auch alles, und glaub' es mir, Freundin, von Liebe
  Kenn' ich die Briefe ja nur, die ich als Dichter verfaßt!
Sage, was hab' ich verübt, um solcherlei Schmach zu erleiden?
  Willst Du die einzige sein, die mich Unschädlichen bannt?
Sieh, ich will dir den Thee, den köstlichsten, wirthlich bereiten,
  Und verspreche, du sollst Göttin des Festes mir sein.
Weder Luise von Berg, noch ihre reitende Mutter,
  Noch Henrietten, die ich Nymphe der Donau genannt,
Nicht die kleine, von Göttern und mehr noch von Menschen beschenkte
  Tochter Thalia's, und noch minder die riesige Herz,
Nicht die bescheidene Sander, und nicht die gewaltige Engström, —
  Keine von allen, ich schwör's, lad' ich zum herrlichen Thee;
Lauter Männer, die besten, dieserngesehensten, Lippe,
  Löwenhjelm, Gentz, Schack, Brockes der kühne Gesell,
Humboldt, Darbes, und wen du noch sonst dir wählest, sie sollen
  Alle sich drängen um dich, eifrig vor allen ich selbst!
Götter! ich sehe sie schon, die Kuchen, die Tassen, den Kessel,
  Sehe dein frohes Gesicht, wie du mir Armen vergiebst,
Wie — nun, Musen genug! vergebens strebt ihr zu schildern,
  Wie sich Jammer und Glück wechseln in reizbarer Brust;
Lösen könnet den Bann nicht ihr, den jene gesprochen, —
  Lösung hoff' ich und Heil, Doktorin, einzig von dir!

Zur Erklärung fügen wir folgende Angaben bei. Luise von Berg, nachherige Gräfin von Voß; Henriette, Frln. von Arnstein aus Wien, spätere Baronin Pereira; Tochter Thalia's, Friederike Unzelmann; Herz, die Hofräthin Henriette; Sander, die schöne Gattin des Buchhändlers; Engström, schwedische Gesandtin; Lippe,

Alexander Graf zur Lippe; Löwenhjelm, schwedischer Diplomat; Schack, der glänzende Rittmeister vom Regiment Gendarmen; Brockes, Freund Heinrich's von Kleist, Edelmann von sehr einnehmendem Wesen; Humboldt, der ältere, Wilhelm; Darbes, damals berühmter Portraitmahler.

In Folge solcher widrigen Erfahrungen entwickelte sich noch eine Eigenheit, die doch kaum eine solche zu nennen ist, da sie in ähnlichen Fällen sich öfters zu zeigen pflegt. Je weniger Brinckmann selber vorsichtig und verschwiegen war, je leichtsinniger seine Mittheilungen geschahen, sowohl des Geschriebenen als des Gesprochenen, um so heftiger drang er bei seinen Freunden auf Verschwiegenheit, um so stärker forderte er die Angelöbnisse und mehrte er die Bedingungen des Schweigens, wo er etwas von dem Seinen zu vertrauen meinte, und über eine von ihm bekannt gewordene Briefstelle, oder einen Vers, der zu früh veruntreut wurde, konnte er den größten Lärm und die bitterste Wehklage erheben. Dann fiel ihm ein, daß er ein Diplomat sei, daß er außer dem eignen Namen einen höheren zu vertreten habe. Daher auch seine gesammelten Gedichte anfangs nur unter dem Namen Selmar und spät erst in sorgfältiger Auswahl unter seinem Namen erscheinen durften, den darauf auch ein Band philosophischer Ansichten auf dem Titel führte. Den eigentlichen Geschäften und politischen Beziehungen kam auch jene ängstliche Vorsicht lange zu statten, doch leider nicht immer.

Von seiner Redseligkeit und harmlosen Selbsttäuschung darin können wir ein artiges Beispiel erzählen. Brinckmann drang einst zu Rahel in die Dachstube, wohin sie

sich zurückgezogen hatte, weil sie wegen unleidlicher Zahnschmerzen niemand sehen wollte. Mit verbundenem Kopf lag sie in einer Ecke des Sopha's, und mochte und konnte nicht sprechen. Brinckmann aber setzt sich vor sie hin, erzählt, erörtert, spricht sich in's Feuer, ist überzufrieden, kramt alle seine Reden aus, Rahel antwortet gar nicht, hört kaum zu, und nachdem das wohl eine Stunde gedauert, fühlt sich Brinckmann so wonnig, daß er mit Entzücken Rahel's Hand faßt und ausruft: „Sie sind göttlich heute!" Das war für Rahel zu stark, sie mußte trotz der Schmerzen laut lachen, und Brinckmann wurde nun erst inne, und gestand es beschämt, daß sie in der That bis dahin kein Wort gesprochen hatte!

Ueber solche Schwächen sah gern hinweg wer ihn genauer kennen gelernt. Sein Geist erfaßte das Höchste, sein vielseitiger Sinn war dem Edelsten zugewandt, ein aufrichtiger Bekenner der Wahrheit verläugnete er diese auch im Scherze nicht, sein Gemüth empfand und gewährte die treuste Freundschaft. Rahel, die ihn früh erkannte, und wie seine Mängel auch seinen innern Werth einsah, hielt lebenslang an diesem fest, ebenso Schleiermacher, der ihm die zweite Auflage der Reden über die Religion zueignete, aber freilich gar oft seinen Freund, wenn derselbe von Andern scharf angeschuldigt wurde, nur mit Lächeln oder Achselzucken vertheidigen konnte. Klopstock, Jacobi, Graf Christian Bernstorff und viele andre ausgezeichnete Personen, besonders aber edle und liebenswürdige Frauen, Frau von Berg, Madame Sieveking, Frau von Staël, Frau von Woltmann, Frau von Stägemann, blieben ihm vertraut und gewogen, und

selbst im Alter noch hatte er das Glück, neue Verbindungen dieser Art zu knüpfen und dauernd zu erhalten.

Seinen Schriften muß man das Verdienst einer maßvollen, klaren, durchaus korrekten Darstellung zugestehen; die philosophischen Ansichten, Jacobi'n zugeeignet, gaben einen edlen Geist zu erkennen und enthalten viel Feines und Treffendes, das aber wenig akzentuirt ist, und daher nicht immer sogleich auffällt; dieselbe Bemerkung gilt von seinen Gedichten, die er durch schöne Stanzen Goethe'n zugeeignet hat, die Reinheit und der Wohlklang des Verses in den antikgemessenen Elegieen und Epigrammen so wie die Behandlung der Sprache stehen noch heute als musterhaft zu preisen.

Wir können hier den äußern Wechsel seines Lebens nur flüchtig berühren. Nachdem er in Berlin eine Zeit lang Geschäftsträger gewesen, wurde er nach Paris versetzt, von wo er über Hamburg nach Schweden zurückkehrte, wieder nach Berlin kam, und endlich als Gesandter dem preußischen Hofe nach Königsberg und Memel folgte. Später war er Gesandter in London, von wo er für immer nach Stockholm zurückkehrte.

Brinckmann war bisher unter schwierigen Umständen in seiner Laufbahn günstig genug vorgeschritten, seine Brauchbarkeit war anerkannt, seine persönliche Mäßigung, sein ränkeloser Diensteifer, gereichten ihm zur Empfehlung. Er hatte sich der neuen Ordnung der Dinge in Schweden gefügt, und durfte hoffen, von dem Kronprinzen in bedeutende Wirksamkeit gesetzt zu werden. Allein wie sehr die Eigenschaften des Menschen sein Schicksal sind, sollte Brinckmann, wie bisher im Guten, nun auch im

Schlimmen erfahren. Der Kronprinz hatte ihm Einiges von den Absichten und Maßregeln anvertraut, durch die er in der Meinung der Schweden sich recht befestigen wollte; darunter war auch eine sehr weislich vorbereitete Anordnung in Betreff des Handels, die auf die Kaufleute sehr vortheilhaft wirken sollte, aber bis zum bestimmten Tage das strengste Geheimniß bleiben mußte. Brinckmann verhieß die größte Verschwiegenheit. In seiner Freude aber konnt' er sich nicht enthalten, das Geheimniß in einer kleinen vertrauten Gesellschaft mitzutheilen. Fräulein von E. war zugegen, die Tochter des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, mit Brinckmann altbekannt, aber nicht immer befreundet, er pflegte sie grausam zu necken, zu peinigen, aufzureizen, und über ihren Zorn und Unwillen dann zu scherzen. So machte er es auch jenen Abend, und so scharf und maßlos verfuhr er in seinem Uebermuthe, daß das Fräulein vor Unwillen außer sich nun auch alles Maß wegwarf, und dem ungeschickten Peiniger rund heraus erklärte, sie würde sich rächen, und da er keine Schonung übe, verdiene er auch keine; — damit er aber sehe, daß man ihm auch etwas thun könne, so solle er nur wissen, sie würde seine frühere Ausplauderei weitererzählen. Brinckmann wurde plötzlich ernst, und meinte, so etwas würde sie doch nicht thun, er würde ja für immer dadurch verloren sein. „Ganz gewiß, versetzte sie, würde sie das thun, und gerade um dieses Erfolgs willen.“ In solcher Gesinnung verließ sie die Gesellschaft. Brinckmann sah die Gefahr mit Entsetzen, man rieth ihm, alles zu versuchen um das Fräulein zu versöhnen, er hoffte es. Allein das Fräulein war eilig und unerbittlich, sie sagte was sie erfahren hatte, und

als man nach der Quelle fragte, nannte sie Brinckmann, der es vom Kronprinzen selbst habe. Dieser letztere erfuhr es ohne Verzug, die Sache war nun vereitelt, die beabsichtigte Wirkung unmöglich. Von der Zeit war alle Gunst und Hoffnung Brinckmann's erloschen, der Kronprinz hielt ihn für einen unbrauchbaren Plauderer, grollte ihm, und stellte ihn niemals an.

In seiner unfreiwilligen Muße nahm Brinckmann mehr als je seine Zuflucht zu litterarischer Beschäftigung und zum Briefwechsel. In letzterem leistete er Unglaubliches, doch widmete er denselben weniger seinen alten Verbindungen, obgleich er seinen langen wiederholten Aufenthalt in Berlin und die dort gewonnenen Verhältnisse als die Höhe seines Lebens ansah, sondern mehr neuen Anknüpfungen, die seinem beweglichen Eifer nicht fehlen konnten. Die deutsche Litteratur hatte eine Wendung genommen, der er sich fremd fühlte und nicht folgen konnte, die Fortsetzung seiner Schriften wurde nicht begehrt, und er wagte kaum sie anzubieten; mißvergnügt gab er diesen Boden auf, richtete aber nun um so stärker seinen Eifer auf die schwedische Litteratur und Sprache, wo seine Arbeiten nicht ohne Erfolg blieben. Er wurde Mitglied der schwedischen Akademie, und gewann Preise der Dichtkunst und Beredsamkeit. Auch gab er nun zwei Bändchen seiner schwedischen Gedichte heraus, nebst einem Anhange lateinischer. Im Alter noch stets lebhaften Geistes und Eifers wie in der Jugend, doch kränklich und durch Kränklichkeit reizbar, zog er sich aus der Geselligkeit sehr zurück, und lebte daheim behaglich unter Büchern und Gegenständen der Erinnerung, die er reich um sich versammelt hatte. Im Jahre 1833 hatte er die

Freude, Schleiermacher zum Besuch in Stockholm zu sehen, der seinerseits nicht wenig über den muntern, ja fast noch leichtfertigen Greis verwundert war, den, wie vor vierzig Jahren, jede hübsche Frau noch in raschere Bewegung setzte. Wie frisch sein Geist und wie warm sein Herz sich erhalten hatten, zeigt sich am schönsten in dem Denkmale, worin er nach dem Ableben Rahel's, dieser von ihm treu verehrten und stets mit höchstem Lobpreis anerkannten Freundin, seinen Schmerz über diesen Verlust niederlegte.

Er lebte noch viele Jahre in wechselnden Gesundheitsumständen, beschränkte sich immer mehr auf die behagliche und ästhetische Häuslichkeit, die er sich geschaffen hatte, und dachte — zu spät — an die Abfassung von Denkschriften seines Lebens. Die neuesten Erscheinungen der deutschen Litteratur, besonders alles was auf Goethe Bezug hatte, ließ er sich regelmäßig aus Deutschland zusenden. Auch erfreuten ihn von daher fortwährend Besuche und schmeichelhafte Aufmerksamkeiten. Dem Tode sah er getrost entgegen, nicht nur mit Muth, sondern auch mit Scherz, er meinte zum Sterben habe er noch lange Zeit, er sehe noch gar kein Ziel ab, ja vielleicht werde er gar nicht sterben, wenigstens solle kein Freund es glauben daß er gestorben, bis er selbst es schriftlich gemeldet habe.

Allmählich aber nahm seine Schwäche zu, sein Lebensfeuer ab. Er hörte aus der Nähe und Ferne nur immer neue Todesnachrichten, die Genossen seiner früheren Zeit waren alle dahin, er schien nun auch endlich lebensmüde zu werden, und sehnte sich nach Ruhe. Sanft entschlief er am 25. Dezember 1847 zu

Stockholm im vierundachtzigsten Lebensjahre. Sein Andenken wird Allen, die ihn gekannt, theuer bleiben. Er hatte ein edles Herz, einen regen aufstrebenden Geist, die treuste Gesinnung; seine Schwächen selbst waren liebenswürdig.



Ludwig Tieck.

Der am 28. April 1853 zu Berlin erfolgte Tod des beinahe achtzigjährigen Dichters Ludwig Tieck ist ein Ereigniß, an dem alle gebildeten Kreise dieser Stadt sich lebhaft betheiligen. Er war schon viele Jahre krank, die letzten anderthalb Jahre bettlägerig, und bei hellem Geist und frischem Sinn doch keiner Anstrengung mehr fähig, so daß litterarisch nichts mehr von ihm zu erwarten stand, allein er war doch da, man sah seine edlen, auch im Alter noch schönen Züge, man hörte sein sinniges Gespräch, die reichen Erinnerungen seines treuen Gedächtnisses! Seinen Freunden und Bekannten ist durch seinen Tod ein Gegenstand der belohnendsten Theilnahme, der vielseitigsten Anregung geraubt. Kurz vorher, ehe die Verschlimmerung seiner Krankheit eintrat, vor wenigen Wochen, sprach er noch zu Besuchenden, die an seinem Bette saßen, ausführlich und mit Sachkenntniß und Scharfsinn über die in England von Collier aufgefundenen bisher unbekannten Shakspeare'schen Lesarten. Vier Bände seines Briefwechsels hatte er seit Jahren zur Herausgabe vorbereitet, er wünschte sehr, diese noch selbst

zu bewerkstelligen, allein er vermißte schmerzlich die sonst in solchen Fällen ihm hülfreiche Hand seines Freundes Eduard von Bülow, und glaubte daher das Vorhaben nicht mehr ausführen zu können. Seine Memoiren zu schreiben, wozu der König ihn aufgefordert und ihm deßhalb eigends einen Schreiber zum Diktiren gehalten hatte, würde er selbst bei besserer Gesundheit sich schwerlich entschlossen haben. Sein Leben, wiewohl er nie ein öffentliches Amt bekleidet — wenn man nicht sein Theaterwirken so nennen will — noch sonst eine andre als litterarische Thätigkeit ausgeübt hat, war ein sehr bewegtes, reich an Verhältnissen und Schickungen, die zum Behuf der Darstellung nochmals im Gemüthe durchzuleben ihm nicht zugemuthet werden konnte. Der wahre Gehalt seines Lebens sind seine Dichtungen; in diese höhere Sphäre verklärte sich die bisweilen trübe Wirklichkeit. Den Verfasser der Genoveva, des Prinzen Zerbino, des Kaisers Oktavianus — dies sind die Kern- und Glanzwerke seiner Dichterkraft — lernt man aus diesen hinreichend und am besten kennen.

Tieck war ein geborner Berliner; sein Vater, ein ehrlicher Seilermeister, hatte einen Laden in der Roßstraße, wo die gleichfalls dichterisch begabte Tochter Sophie, nachher Gattin des Professors Bernhardi und darauf eines Herrn von Knorring, das Verkaufsgeschäft besorgte. Der Bruder studirte, erst auf dem Friedrichswerderschen Gymnasium, dann in Halle, Göttingen und Erlangen doch ohne ein bestimmtes Fach zu wählen. Der jüngere Bruder Friedrich wurde Bildhauer. Des Dichters Fruchtbarkeit war anfangs sehr groß, und seine Schriften gewährten ihm reichlich die Mittel seines Lebensunterhaltes.

Dabei hatte er angesehene Jugendfreunde, wie Wackenroder und Wilhelm von Burgsdorf. Durch die Bekanntschaft mit den Brüdern Schlegel und Friedrich von Hardenberg nahm seine Poesie einen höheren Schwung, und er wurde mit ihnen Stifter der sogenannten romantischen Schule, die mit schweren Kämpfen unter Verachtung und Hohn, sich zur glänzenden Herrschaft in fast ganz Europa emporarbeitete, und deren Erlöschen er allein von den Stiftern noch erlebte! Später ging Tieck nach Italien. Daß er in Rom katholisch geworden sei, ist vielfach behauptet worden, doch seine letzten Schriften wie seine mündlichen Aeußerungen und seine Lebensweise begründen die Annahme, daß er den protestantischen Glauben nicht verlassen habe, oder doch bald zu ihm zurückgekehrt sei. Sein vieljähriger Aufenthalt in Dresden, wo die Meisterschaft seines Vorlesens ihn zu einem der ersten Mittelpunkte der Gesellschaft machte, seine nachherige Berufung nach Berlin und sein Wirken daselbst sind allgemein bekannt und vielfältig besprochen worden. Er bezog durch die Gnade des Königs ein Jahrgeld von viertausend Thalern. Ludwig der Vierzehnte ernannte, nachdem er den Marschall Turenne verloren, an dessen Statt acht Marschälle, die man la monnaie de Turenne nannte; so könnten jetzt, als die kleine Münze Tieck's, acht gute Dichter mit schönen und noch immer ansehnlichen Gnadensolden bedacht werden! —

In seiner Jugend war Tieck ein glühender Anhänger der französischen Freiheit, worüber merkwürdige Briefzeugnisse noch vorhanden sind; später hegte er bittern Haß gegen die Unterdrückungsherrschaft Napoleons, und dehnte diesen Haß auf alles Französische aus. Dem

Altdeutschen mit Liebe zugewendet, blieb er doch stets ein Mann seines Zeitalters, und sprach in kirchlichen wie politischen Dingen stets einen löblichen, oft sehr kräftigen Freisinn aus, dem die Hofluft nichts anhaben konnte. Die Ereignisse des Jahres 1848 waren dem alten, kranken Manne zu stark, sie erschreckten ihn mit Besorgnissen, die für ihn zugleich persönliche waren; die Wendung, welche sie im Herbste desselben Jahres nahmen, war ihm daher willkommen; aber die weitere Entwicklung dieser Wendung erschreckte ihn ebenfalls, und er verdammte auch jetzt wieder, was ihm alles Maß zu überschreiten schien. Als Dichter war er überhaupt der eigentlichen Politik fremd. — Wir wünschen, daß eine vollständige Ausgabe seiner Schriften diese auf's neue in die Lesewelt bringen möge. Seine von Rudolf Köpke mit Sorgsamkeit und Liebe reich und anmuthig verfaßte Biographie darf uns als sein schönstes litterarisches Denkmal gelten, neben dem auch einst ein marmornes ohne Zweifel würdig sich erheben wird.

Goethe beim tollen Hagen.

Goethe hat uns in seinen Tag= und Jahresheften eine höchst anmuthige Schilderung des Besuches gegeben, den er in Begleitung Friedrich August Wolf's und Henke's im Sommer 1805 dem Herrn von Hagen auf dessen Gute Nienburg abgestattet hat. Dieser letztere, welcher bei nicht geringer Weltbildung durch absonderliche Sinnes=art und Handlungsweise, durch ungewöhnliche Derbheit und unsaubere Natürlichkeit in der ganzen Umgegend sich den Beinamen des „tollen" erworben hatte, ist von Goethe hinreichend als solcher bezeichnet, jedoch mit der=jenigen Mäßigung, welche der eigne Sinn ihm hiebei gebot; er begnügte sich, die wunderlichen Launen, deren Ungebühr und Zuchtlosigkeit, mündlichen Ueberlieferungen zufolge, in's Unglaubliche ging, und deren vollen Aus=druck unsere Schriftsprache zu verweigern pflegt, in bloßen Umrissen anzudeuten, ohne die Sache selbst rohstofflich vorzutragen. Diese Mäßigung hat aber vielleicht auch die andere Seite des Mannes, seine Geistesbildung und redliche Gemüthsart, nicht ganz in das hellste Licht gestellt, sondern uns zwischen zweien widerstreitenden

Aeußersten nur in schicklichem Helldunkel durchgeführt. Nachdem jedoch, neben Goethe's bescheidenen Angaben, auch in den unverhülltesten jene tolle Richtung im Uebermaß bekannt geworden, erscheint es billig, auch die guten Eigenschaften, so vortheilhaft als sie es vertragen, hervortreten zu lassen, und so das einseitige Bild zu ergänzen. Die Auffassung Goethe's wird damit nicht angetastet, sondern eher bestätigt; sie bleibt als ein richtiger Mittelweg in ihrer Geltung.

Wir finden diese günstige Schilderung des Herrn von Hagen in der sehr schätzbaren und lesenswerthen Autobiographie des Predigers Waitz, die schon im Jahr 1841 zu Halberstadt im Druck erschienen, aber nur wenig bekannt geworden ist. Der Verfasser schreibt, was wir freilich nicht dürfen unbeachtet lassen, als dankbarer Freund und Genosse des Hauses, der persönlich von der sonst herrschenden Unart des Hausherrn — was diesem in dem gegebenen Falle wieder sehr zum Lobe gereicht — nicht zu leiden gehabt hat; in allem was er sagt, ist er gewiß vollkommen wahrheitsgetreu, und seine Angaben wären ganz geeignet, jenem den erworbenen Beinamen fast wieder abzustreifen, ließen sie nicht da, wo sie verschweigen, den Raum zu beliebiger Ausfüllung frei, und wir wissen schon, was hineinzulegen ist!

Waitz beginnt seine Schilderung wie folgt: „Herr von Hagen hatte mich nicht bloß des Unterrichts wegen angezogen, sondern er wollte mir wohl, wollte mir bei meiner kärglichen Einnahme aufhelfen, und mit mir in einen litterarischen und Geistesverkehr treten. In ihm war eine Lebendigkeit und ein bisweilen ungezügelter Humor, wornach er sich dann im Auffallenden gefiel, aber auch

überaus viel Geist und Witz, der aus ihm Schlag auf Schlag hervorbrach, ein Geistesphänomen, welches durch nichts zurückgehalten, sich selber treu hervortrat, wie ein Gewitter in Blitz und Wetterleuchten, Hagel und Donner, aber auch in allen schönen segensreichen Erscheinungen, ein durch und durch excentrischer Geist. Früher, besonders als Officier, hatte ihn sein Temperament und sein muthwilliger Humor zu den tollsten Streichen fortgerissen. Diese Periode aber war vorüber, als ich zu ihm kam. Durch den Ernst der Jahre beruhigt und abgeklärt, war er jetzt einer der treuesten Staatsdiener, voll des begeistertsten Patriotismus, gleich geachtet von den vorgesetzten Behörden und von seinen Untergebenen, ein würdiger Gatte und Vater, ein sehr redlicher Freund, und ein Wohlthäter vieler Nothleidenden und Hülflosen. Nur selten kehrte, worüber er nachher meist verdrießlich war, ein Anfall seiner Ueberlebendigkeit zurück. Er gehörte einmal zu den Geistern, welche sich nicht, wie die Planeten des Sonnensystems, auf schon bekannten Bahnen bewegen, sondern sich wie die Kometen über alle Bahnen hinausdrängen. Wäre seine Ausbildung harmonisch gewesen, so hätte er Großes leisten können. Schon sein Antlitz und sein Blick kündigten fast ein Uebermaß von Geist an. Seine Bildung war ursprünglich — wie die fast aller Edelleute aus dem Zeitalter Friedrichs des Zweiten — eine französische gewesen. Nicht bloß sprach er die französische Sprache mit größter Fertigkeit und mit bestem Accent, sondern er las auch fort und fort die klassischen Schriftsteller, und ließ sich nicht leicht eine Erscheinung in der neueren französischen Litteratur entgehen. Dabei war er jedoch keineswegs in der deutschen Litte-

ratur, oder gar in der deutschen Sprache völlig Idiot; denn er wußte sich sehr treffend, ja sogar oft mit bewundernswerther Beredsamkeit in ihr auszudrücken. Es fehlte ihm nur das Technische und Harmonische der Ausbildung. Er interessirte sich um so lebhafter für jede ausgezeichnete litterarische Leistung, für jede Geistesbildung. Er war mit ausgezeichneten Männern in Verkehr getreten; er hatte sie gesucht, und sie hatten sich von ihm angezogen gefühlt. Um jene Zeit verkehrte er mit Henke und Häberlin in Helmstedt, mit der Familie Maaß, mit dem Superintendenten B., mit dem Postdirektor H., einem vielseitig gebildeten und kenntnißreichen Mann, und manchen Andern aus der Umgegend, und es ist interessant zu bemerken, daß in Gegenwart solcher Männer sein Benehmen stets umsichtig und gemessen erschien. Mir aber ward sein Umgang überaus wichtig, theils weil er gute Bücher hatte, welche er mir gern lieh, theils weil ich in dem lebendigen Verkehre mit ihm mich immer geweckt fühlte, und theils weil sich meinem Blicke in seinem Hause, welches mit sehr angesehenen und vornehmen Familien verwandt und befreundet war, die höhere Sphäre der Gesellschaft und des Lebens aufschloß. — Auch selbst meine Stellung zu der Hausfrau, welche mir bis an's Ende die freundlichste Theilnahme widmete, konnte nicht unwichtig für mich sein. Sie war eine Frau von wahrer Bildung, vollkommen des schriftlichen Ausdruckes mächtig, still und sanft, fromm, wohlthätig und aufopfernd, stets ihren Stand behauptend, stets in ruhiger Heiterkeit sich Andern darstellend, und jedes Schicksal mit christlicher Fassung ertragend, streng gegen sich selbst, und milde gegen die Schwächen Anderer."

Nach Erwähnung einiger seine Amtsverhältnisse betreffenden Angelegenheiten, fährt der Verfasser also fort: „Grade um diese Zeit kam in das Haus ein Besuch, welcher mein höchstes Interesse rege machen mußte; es war eine Trias von Männern, wovon jede Einzelheit hingereicht hätte, einen bewundernden und wißbegierigen Blick auf sich zu ziehen. Henke, Goethe und Wolf hatten sich vereinigt, um dem Herrn von Hagen einen Besuch zu machen. Ich hatte grade Ernteferien, und blieb in dieser Zeit immer auf dem Gute, um den Unterricht in der Religion ununterbrochen fortzusetzen. Wie erstaunte ich, als mir beim Kaffee gesagt wurde, wen ich heute sehen werde! Goethe's Gestalt, wie ich ihn vor zwei Jahren in Halle und Lauchstädt gesehen hatte, schwebte mir noch als eine überaus stattliche vor. Unwillkürlich überdachte ich nochmals, was ich von ihm gelesen, in welcher Folge und mit welchen Empfindungen. Ich gedachte der mächtigen Aufregung, die sein Werther in mir hervorgebracht; des reinen Ideales eines Kunstwerkes, welches seine Iphigenia in der Muttersprache mit hellenischer Wahrheit und Einfachheit mir vorgehalten; des ruhigen genußreichen Ergehens in der Welt seines Wilhelm Meister's, und der kräftigen, biedern, altdeutschen Natur, welche in seinem Götz, als Repräsentanten seiner Zeit, zu mir gesprochen hatte. Insonderheit aber gedachte ich der durchsichtigen, dem Gegenstande stets entsprechenden Prosa, welche im Verfolge der Erzählung einen Eindruck auf mich machte, wie der, den die Fahrt auf einem krystallhellen ruhigen See hervorbringt. Immer hatte ich von dem wunderbaren Einklange gehört, worin bei Goethe Geist und Körper, gesellschaftliche Darstellung und Kunst-

leistung, Person und Leben stehe. Dies alles schwebte mir vor, als ich seines Anblickes harrte."

„Als der Wagen vorfuhr, ging der Herr von Hageu den Dreien entgegen, und rief ihnen zu: „Willkommen, willkommen Ihr Ersten bei einem der Ersten Eurer Verehrer! Seine Augen funkelten dabei vor Freude und Bewegung. Goethe schien anfangs etwas zurückhaltend und gemessen; aber er thauete immer mehr auf, als er sah, welchen regen Geist und welch redliches Gemüth er hier vor sich hatte. Er wurde auf eine Art gesprächig, wie ich es noch von keinem gehört; so inhaltsreich und doch so einfach, und so darstellend war seine Mittheilung. Er sprach unter andern über Gebirgsschönheiten und Aussichten, und was sie bedinge; über Farben, Licht und Schatten, und über Landschaftsmaler, und ich brauche gewiß nicht erst zu versichern, daß Alle mit gespannter Aufmerksamkeit ihm zuhörten. Einige frappante Witze, welche der Wirth dazwischen schleuderte, brachten ihn zum lauten Lachen, was ihm gewiß nicht oft vorgekommen sein mag. Der Hausherr wagte sogar mit Goethe zu disputiren, indem letzterer der Behauptung widersprach: daß eine Person, welche die Erfüllung des kategorischen Imperativs in sich darstelle, zugleich als sittlich vollendetster Charakter der höchste Gegenstand schöner Darstellung sei, weil die wahre Größe stets eine sittliche sein müsse. Und wie klar und geistreich widerlegte Goethe diese Behauptung! Auch auf objektive und subjektive Darstellung kam die Rede. Wolf behauptete, bei den Griechen habe, sowohl bei den Dichtern als bei den Rednern der besten Zeit, die objektive Darstellung vorgeherrscht, weil die Objektivität zur Subjektiviät, nicht des

Individuums bloß, sondern der Nation geworden sei, als die Nation diese Richtung verloren, sei immer mehr das Individuell-Subjektive hervorgetreten, und dadurch die volksthümlich-klassische Darstellung verloren gegangen. Henke sagte mehr zu mir, als zu den Andern: «Was würden die Herren wohl von einer solchen subjektiven Erkenntniß denken, als manche Theologen der Gottheit, ja den Personen in der Gottheit, jeder für sich beilegen, und da theologia eine wissenschaftliche gelehrte Kenntniß bedeutet, mit dem Namen der theologia Dei, Jesu Christi und Spiritus Sancti als ein diesen beiwohnendes gelehrtes Wissen von sich selbst und von einander bezeichnen?» — In Beziehung auf poetische Behandlung philosophisch-religiöser Gegenstände, welche Goethe einen widerstrebenden Stoff nannte, kam die Rede auf Tiedge, den der Wirth kannte, und an welchem er Wohllaut und Musik der Sprache lobte. Ein nicht gedrucktes, wirklich schönes Gedicht, welches er einst von dem Dichter erhalten hatte, trug er mit bewundernswerthem Wohlklange und richtigster Betonung vor. Das nahm Goethe mit großer Freude auf, bemerkte aber einige Stellen, wo «der alte Herr» doch gefehlt hatte. Herr von Hagen sagte: «Die Urania gefällt mir nicht; als Philosophen stört mich die Poesie, und bei der Poesie sperrt sich der Stoff, der sich mir immer in philosophischer Reinheit entgegendrängt. Stoff und Gewand gehören hier nicht zusammen; es ist mir dabei so, als wollte ich dort dem Apoll oder dort der Venus (er wies auf zwei im Saale befindliche Kartonstatuen) ein Kleid von Drapd'or anziehen.» Goethe gab diesem Einfalle seinen Beifall."

„Am Abende, als die Gesellschaft sich in Gruppen

vertheilte, würdigte mich Goethe einer kurzen Unterhaltung. Er hatte zufällig gehört, daß ich jetzt hier Religionsunterricht gebe. Da erzählte er mir, daß sein Sohn vor kurzem von Herder konfirmirt und vorher unterrichtet sei. «Ich habe bei dieser Gelegenheit», sagte er, «selbst zugehört und auf den Lehrgang geachtet. Licht und Finsterniß, Gutes und Böses im Menschen, im Zwiespalte und in Mischung, war die Grundlage. Dann folgte die Lehre von des Menschen Freiheit und Sittlichkeit als Bestimmung und seine Hülfsbedürftigkeit. Daraus ward die Nothwendigkeit der Erlösung und Beseligung dargethan, und diese als in Jesu erschienen, nachgewiesen. Was mir dabei sehr gefiel, war, daß alles dem Konfirmanden so hingehalten und überall so klar dargestellt wurde, daß er immer selbst das Rechte erkennen, und bei sich feststellen konnte. Es war eine Vollständigkeit, welche keinen Fehlgriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall stand die Frage vor ihm: ob er dem Lichte oder der Finsterniß angehören wollte?» — Dieses letzten Ausdruckes, von dem ich vermuthe, daß ihn Goethe von Herder herübergenommen, weil ich von ihm keinen direkten Bibelausdruck erwartete, und dieser ganzen Mittheilung, habe ich mich oft später erinnert, wenn ich las oder hörte, Goethe habe alle religiösen Ideen zurückgewiesen. Nun darf man zwar nicht vergessen, daß er hier darstellte, wobei es auf den Stoff nicht so sehr ankommt; aber ich bin der Meinung, ohne allen Glauben konnte er Herder's Verfahren weder auffassen noch mittheilen. Ueberdies sprach aus ihm lebendig die väterliche Theilnahme an des Sohnes Seelenrichtung. Ich glaube daher, Goethe habe religiöse Wahrheiten nur für keinen ihm zu schöner Darstellung zusagenden Stoff

gehalten, wenn gleich er vielen Kirchenliedern, z. B. denen eines Novalis, den poetischen Werth nicht abgesprochen haben würde. Auch hat gewiß seine totale Hinneigung zur Natur in ihrer Selbstständigkeit und seine Vorliebe für Spinoza einen Glauben erzeugt, der nicht frei von Materialismus, jedenfalls pantheistisch war."

„Goethe hatte auf dieser Reise seinen Sohn bei sich; ich ging mit ihm spazieren und zeigte ihm von einem nahen Berge die wenigstens zehn Meilen weit reichende Aussicht, und ließ ihn durch einen Tubus den Magdeburger Dom erkennen. Dieser blühende Jüngling gefiel mir außerordentlich; er schien sehr gutmüthig, freundlich und bescheiden."

„Am spätern Abend setzte sich die Gesellschaft nochmals zu Tische: mehr der Unterhaltung als des Essens wegen. Der Wirth gab eine für die seltensten Gäste gesparte Flasche zum Besten. Er bemerkte, daß diese Flasche ein Jahr älter sei, als Goethe und er selbst; beide waren 1749 geboren. Henke, der gerade etwas an Halsschmerzen litt, hatte wenig Wein getrunken, und wollte zu Abend durchaus keinen mehr trinken, sondern hatte sich ein Glas Bier erbeten. Da wollte ihn der heitere Wirth auf seine Weise bewegen, seine Rarität auch zu kosten. Es entstand ein Spaß daraus, der viel Heiterkeit erzeugte. Der Herr von Hagen ernannte nämlich Goethe'n zum Gesetzgeber und Kampfrichter gegen Henke. «Es hilft nichts, Hochwürden», sagte er, «Sie müssen sich heute der Excellenz unterwerfen.» Da diktirte Goethe, jeder solle, wie er es am besten könne, Henke einladen und treiben, den Wein zu kosten. «Der alte Herr hier», sagte er zu Henke, «von dem ich höre, daß er ein fester

Kantianer sei, muß es in Form eines Syllogismus thun dem Henke nichts anhaben kann. Wolf muß ihn in einer griechischen Anrede im Anakreontischen Ton auffordern.» Hierauf sah er mich an; ich verneigte mich mit den Worten: «Ich komme bei dem Symposion solcher Männer nicht in Betracht.» Aber das ließ der Wirth nicht gelten, sondern sprach: «Ei was, der Herr macht Verse, gebe er sein Scherflein auch.» — «Nun gut», sagte Goethe, «so schmieden Sie schnell ein Distichon. Henke aber mag sich vertheidigen, aber nur in lateinischer Rede, die ihm ja so sehr zu Gebote steht.» — «Nein», sagte Henke, «da sitzt der Mann (auf Wolf zeigend), der eine fünfte Fakultät, die philologische, gestiftet hat; der läßt mir nicht ein Wort passiren; es wäre Verwegenheit, mit theologischem Latein vor ihm zu erscheinen.» — «Wenn das erste Glas getrunken und das zweite eingeschenkt ist», sagte Goethe, «muß jeder fertig sein, und wenn Henke überwunden wird, trinken wir mit ihm auf seine Gesundheit.»"

„Herr von Hagen kam zuerst an die Reihe und bestand sehr gut, wiewohl Henke die Abfassung des Major anfocht. Wolf gestand, daß er von Logik nichts wisse, warnte aber Henke'n vor Verschmähung des köstlichen Weines in ächt poetischer Rede, worin er Anakreontische Verse verflocht. Was ihm so leicht wurde und immer gelang, that er auch hier; er übersetzte sie ex tempore metrisch, wenn auch nicht in der Kürze des Originals."

„Ich sann mehrere Tage nach, um mir die deutschen Worte zurückzurufen. Der Hauptsache nach (was gut ist, gehört Wolf an, was nicht, kommt auf den Fehler meines Gedächtnisses!) klangen sie etwa so:

Schönste Gaben, uns zu laben,
Reicht Lyäus mild und hold;
Und die Becher froher Zecher
Füllt er an mit flüss'gem Gold.
Und er lächelt zu den Zügen,
Die mit wachsendem Vergnügen
Jeder tiefer wiederholt;
Doch auch duldend, daß die Lippe
Mäßig nur und schüchtern nippe,
Wenn er Göttertrank ihr beut.
Schwer jedoch ist das Vergehen,
Ganz die Gabe zu verschmähen;
Dieser Undank jeden reut;
Mit des Durstes Höllenschmerzen
Nach dem Becher stets im Herzen
Quälend Schmachten sich erneut.
Doch vergebens! ausgeschlagen,
Achtet er nicht Flehn noch Klagen!
Koste drum! Er winkt dir heut!"

„Darauf kommentirte er sehr geistreich scherzend die Worte, und schloß mit der Anwendung:

Drum, wer den Wein kennt,
Weiß auch wie Durst brennt,
Und wer den Zorn des Gottes scheut,
Verschmäht nicht, was er freundlich beut."

„Jetzt kam die Reihe an mich, und ich wollte mich abermals entschuldigen. «Sie haben in's Glas gesehen», sagte Herr von Hagen, «was haben Sie herausgelesen? Diese Herren, welche Ihre Lehrer gewesen, wollen sehen, ob Sie etwas gelernt haben!» Da mußte ich mich denn mit meinem Distichon hervorwagen, und nicht, weil es an sich gerathen wäre, sondern weil es in solcher Gesellschaft mit Nachsicht aufgenommen wurde, mag es hier stehen:

Golden perlet der Wein, das Bild der geistigen Freude,
Aehnlich dem sinnlichen Rausch schäumet das schlechtere Bier."

„Henke setzte darauf sein Bierglas zur Seite, und ließ sich einige Tropfen des Weines einschenken, und Alle stießen mit ihm auf seine Gesundheit an, wofür er auf die gemüthvollste und heiterste Weise dankte. Am andern Morgen schrieb Goethe einen Vers in mein mir leider in der Franzosenzeit entwendetes Stammbuch. Auch die Züge seiner schönen Handschrift kündigten ein vollendetes Können an."

„In einem Alter von sechsundfünfzig Jahren stellte sich der große Dichter als einen kräftigen Vierziger dar, als einen vollendeten Mann, dem die höchste Anmuth und Gewandtheit der Haltung und des Ausdruckes zu Gebote stand. Seine Erscheinung ist mir in meinem oft so dunkeln Leben ein Lichtpunkt geblieben, der nie seinen Glanz verloren hat."

„Henke unterhielt sich nach Goethe's und Wolf's Abreise noch längere Zeit mit mir. «Nun», sagte er scherzhaft, «müssen wir das theologische Air wieder annehmen.» Er rauchte, was er in Goethe's Gegenwart nicht gethan hatte, eine Pfeife, die man ihm präsentirte, und unterhielt sich mit Frau von Hagen über religiöse Gegenstände und insonderheit über Predigten sehr anziehend. Noch mit der langen Thonpfeife im Munde, stieg er heiter in den Wagen, und ich, entzückt von den eben erlebten Stunden eines unvergeßlichen Geistesgenusses, setzte meine Beschäftigung fort." —

So weit unser wackerer Waitz, dessen gutmüthigen Eifer zur Vertheidigung Goethe's in Betreff der ihm von Andern abgestrittenen religiösen Ansichten und Gefühle

man wohl gleicherweise als überflüssig und unzureichend belächeln kann, aber doch immer dem starren Unverstande vorziehen muß, der in die Enge seiner eigenen Beschränktheit den freien Flug des mächtigen Genius einzwängen möchte. — Wir glauben den Dank vieler Leser zu verdienen, daß wir diesen Bericht, welcher dem Goethe'schen sich bescheiden anschließt und ihn durch manchen artigen Zug ergänzt, hier wiedergegeben und einem größern Kreise mitgetheilt haben, als derjenige sein konnte, den das Buch selbst unmittelbar angesprochen hat. Dasselbe gewährt nebst manchen trefflichen Einzelheiten — z. B. die Schilderungen der Lehrvorträge Henke's, Wolf's und Anderer — einen reichen Einblick in das Stillleben des Schulmannes und Pfarrers, in welches die allgemeinen Weltgeschicke gewaltsam eindringen und dasselbe in ihre Wirbel fortreißen. Wir führen hier zur Empfehlung noch den ausführlichen Titel an, der freilich etwas kürzer hätte gefaßt werden mögen: „Rückblick eines evangelischen Predigers in der preußischen Provinz Sachsen auf mehr als fünfzig Lebens- und mehr als dreißig Amtsjahre. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dem ältesten Sohne. Halberstadt, 1841."

Kritiken.

Einige entferntere Gründe für ständische Verfassung. Leipzig, 1816. 128 S. 8.

Wenn Verfassungsurkunden zunächst von den Herrschern ausgehen: so pflegt der Entwurf den obersten Staatsbeamten, die Ausarbeitung aber solchen Männern übertragen zu werden, die auch sonst die Schreibereien der Regierung besorgen. Auf diese Art läßt sich freilich selten etwas Vorzügliches, noch seltener etwas Befriedigendes erwarten; und wenn man den aus dem Volk hervorgegangenen Konstitutionen vorwerfen kann, daß sie sich in zu rascher Lebenskraft bald verzehren: so dürfte den blos von den Fürsten herrührenden wohl der Vorwurf drohen, daß sie langsam und mühselig und oft gar nicht zum rechten Leben gelangen. Allein da aus einer dieser beiden Quellen vorzugsweise doch immer eine Verfassungsurkunde hervorgehen muß: so ist es von größter Wichtigkeit, die Nachtheile der einen wie der anderen Entstehungsart durch gründliche und reife Vorbereitung derselben zu mildern. Die konstituirende Volksvertretung ist gleichsam das Urbild aller folgenden konstituirten; jene kann da durchaus nicht fehlen, wo etwas Rechtes herauskommen soll; tritt sie nicht auf geradem Wege in bestimmter Gestalt auf: so wird sie nebenher durch mannichfache Windungen ihre

Aeußerungen zum Ziel bringen; setzt sie sich nicht aus freigewählten Mitgliedern ausdrücklich zusammen: so wird ihr Auftrag, im ganzen Publikum aufgelöst, durch allgemeinere Thätigkeit gefördert. Dies letztere dürfte vorzüglich unser Fall sein. An konstituirten Volksvertretungen scheint es uns nicht fehlen zu sollen; zu ausdrücklicher Berufung konstituirender ist nirgends viel Aussicht, und weil doch dieser wichtige Mangel durchaus nicht unersetzt bleiben kann: so helfen nun einzelne Einsichten und Gesinnungen der Staatsbeamten, der Schriftsteller, der Sprecher u. s. w., in wechselnder Maßgabe und Gelegenheit, die Lücke gut oder übel auszufüllen. Aus diesem Gesichtspunkte haben wir einen besonders hohen Werth auf alle die Schriften und Aufsätze zu legen, welche jetzt zur Untersuchung von Verfassungsgegenständen in unserer Mitte erscheinen; es sind Stimmen der Nation, die in einer Versammlung der Stellvertreter derselben noch nicht laut werden können, und die daher im weiten Umfange unbekannter Leser jedes Herz, jeden Kopf, jede Hand zu erreichen haben, die für das Vaterland redlich fühlen, groß denken und tapfer handeln können. In der Ehre solcher Würde möchten wir unseren Lesern besonders die vorliegende Schrift zuführen, als welche gewiß eine der reichhaltigsten Gaben ist, die seit langer Zeit auf den Altar des Vaterlandes aus den Schatzkammern tiefer, erfahrungsreicher Einsicht dargelegt worden!

Der Verfasser schreibt auf eine sehr einfache, allgemein verständliche Weise, aber darum doch sehr gebildet, und geistreich eigenthümlich; wer mit den Sachen und ihren bisherigen Verhandlungen ein wenig bekannt ist, der weiß, welche tiefsinnige Gedankenreihen solchen Aussprüchen, welche

Kraft und Leidenschaft der Gesinnung solcher gemäßigten Haltung zum Grunde liegen müssen. Wir wollen dem Inhalte seines Vortrags in der Kürze nachgehen.

„Wir wünschen dem Könige Heil", so hebt der Verfasser seine Schrift an, hoffend, daß den Meisten diese vorausgeschickte Verwahrung gegen böswillige Auslegung seiner Absichten unnöthig, und jener Satz als einer, der sich von selbst verstehe, dünken möge. Aber es sind allenthalben Feinde des Guten, die, weil sie Vortheil ziehen von einer mangelhaften Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, den Bestrebungen der Vaterlandsfreunde entgegenwirken. Die gemeine, immer wiederkehrende List dieser Feinde besteht in Erregung des Argwohns, in verdeckter Beschuldigung, daß der, welcher getrieben wird, wahr zu reden vom Vaterlande, aus Liebe zum Vaterlande, unlautere Gesinnung hege gegen das Oberhaupt, daß er sich neige zur Empörung gegen die Krone. Das nun ist grade am wenigsten in dem Sinne des Verfassers, ihm ist grade die Unversehrbarkeit, die Majestät des Königs desto heiliger, je mehr er gesonnen ist, die Verantwortlichkeit der Minister festzuhalten. Er bemerkt, daß die Minister nur im Sonnenschein und Regen des öffentlichen Lobes und Tadels gedeihen, daß alle öffentlichen Karaktere nur dadurch gedeihen, der Karakter des Fürsten aber sei ein unveränderlicher, außer und über allem Streit; dies letztere sei es, was Viele, nicht glücklich, mit dem aus Superiorität verderbten Bastardworte Souveränität bezeichnen wollen, gegen welches Wort der Verfasser mit Recht zu eifern scheint. Wir würden dasselbe in mehr äußerlichem Sinne durch Obersamkeit, noch lieber durch Obrigkeit, wenn uns dies nicht schon genommen wäre,

übersetzen, in mehr innerlichem Sinne aber durch Rechtsquelle der Macht, deren Ursprung aus dem Volke uns Deutschen in solch deutschen Worten nur um so deutlicher sein müßte. Der mildeste Gebrauch des Rechtes, die Minister in Verantwortung zu ziehen, das beinahe niemals und nirgends dem Volke ganz bestritten worden, scheint dem Verfasser die Einreichung von Petitionen. Findet sich kein geregelter Geschäftsgang für solche eingerichtet, wie in England: so nehmen doch die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes tausendfältige freie Wege, um sich unter einander und auch dem Fürsten vernehmbar zu machen. Wir alle wünschen, sagt der Verfasser, daß eine bessere Zeit werde, als die wir durchlebten, daß die Kräfte, die wider die Macht des Unrechts kämpften, nicht zerstörende nur, auch bildende seien, daß das edelste Blut, welches willig gegeben ward, wohl für die Heimath, aber noch mehr für das, was auf Erden zeugt von der besseren Heimath, nicht verschwendet sei an Undankbare, Unwürdige. Daß wir nun unseren gerechten Wünschen feste, bestimmte Gestalt geben, darauf kommt alles an: denn unbestimmte, noch so warme Wünsche für das Gute verschwinden wie Seufzer. Der Verfasser glaubt den Hauptwunsch Aller in den beiden Sätzen vollständig auszusprechen: Sicherheit der Person und des Eigenthums, und Möglichkeit der Verbesserung. Als erfahrungsgemäßes, bestes Beförderungsmittel des Hauptzwecks, Sicherheit, kraft guter Gesetze, und Möglichkeit der Verbesserung, durch freie Bewegung der Kräfte, wünschet er mit der Gesammtheit seiner Landsleute, unter Voraussetzung der einen nothwendigen Bedingung unverbrüchlicher Treue gegen das Oberhaupt, wohlgeordnete

Repräsentativverfassung. Es sei neben besoldeten, verantwortlichen Ministern des Fürsten eine unabhängige hohe Rathsversammlung. Soweit sind wir Alle mit dem Verfasser ganz einverstanden. Weniger gleichlautend mit seinen Meinungen sind die unserigen in einigen näheren Erörterungen. Er wünscht, daß nicht falsche, unheilbringende Phantasieen und Schlußfolgen über Ursprung und Befugniß der Regierungen herrschend werden, sondern daß die Aufmerksamkeit gerichtet werde auf Thatsachen; weder die Phantasie noch die Begriffsweisheit wohlwollender Menschen liefern sicheren Stoff zu neuem Bau. Nehmen wir die Beiwörter „falsch, unheilbringend, unsicher" als solche, die dergleichen Phantasieen und Schlußfolgen und Stoffe von richtigen, heilbringenden und sicheren unterscheiden sollen: so haben wir dagegen nichts einzuwenden; die im Gegensatz angeführte Berufung an Thatsachen scheint aber überhaupt gegen alle Phantasieen, Schlußfolgen und Begriffsweisheit gerichtet sein zu wollen, wie wir unserem Verfasser doch so wenig zutrauen können, daß wir seines eigenen Widerspruchs vielmehr gewiß sind. Wie soll die Denkkraft sich hemmen in ihrem Aufsteigen zum Allgemeineren und Höheren, und wer will ihre, auch für das Gemeine und Alltägliche unentbehrlichen Flugkräfte innerhalb einer gewissen Grenze zurückhalten, wer die Grenze ziehen? Soweit die philosophische Bildung, die spekulative Richtung eines Volkes geht, soweit werden alle wissenschaftlichen, sittlichen, künstlerischen, und also auch politischen Fragen dieses Volkes zu ihrer Beantwortung steigen müssen, ja vielmehr nur die aus solcher Höhe geholten Antworten können die rechten, die wahrhaft ersprießlichen und dauernd

befriedigenden sein. Die Thatsachen, die Wirklichkeit müssen die Bedingungen liefern, unter denen etwas gethan werden mag, und diese sind allerdings nie ohne die gewisse Gefahr des Mißlingens unbeachtet zu lassen, aber die Grundsätze dessen, was gethan werden soll, müssen höher stammen; sie aus dem Thatsächlichen, Vorhandenen ableiten, heißt nicht minder gewiß die Gefahr des Mißlingens herbeirufen, und das Unzureichende mit dem Angemessenen vertauschen. Wir dürfen daher die höchsten Untersuchungen über Ursprung und Befugniß der Regierungen zu den nothwendigsten, wünschenswerthesten und brauchbarsten Schätzen rechnen, die ein Volk für den Gewinn und die Erhaltung seiner Freiheit, seines gerechten und hohen Lebens, seiner ganzen Geschichte, sammeln und austheilen kann; freilich setzen wir die Aechtheit der Münze voraus, nicht eine falsche, die philosophische Untersuchung, nicht die sophistische; aber so ist es in allen menschlichen Dingen, daß der Schein des Wahren dem Wahren selbst ewig zur Last gelegt wird, und doch nie zur Last gelegt werden soll! Aber wenn wir des Widerspruchs des Verfassers gegen die scheinbare Richtung seines Satzes gewiß zu sein meinten: so brauchten wir nicht weit zu suchen; er selbst fügt unmittelbar hinzu, daß doch nicht von mehr eifrigen, als klugen oder aufrichtigen Königsfreunden der gefährliche Versuch wiederholt werden möge, die Throne der Fürsten auf erschütterliche Grundsätze zu stützen! Welche Grundsätze können ihm erschütterliche sein, wenn nicht die aus der bloßen Thatsächlichkeit gewaltsam aufgetriebenen, welche unerschütterliche, wenn nicht die aus den heiteren und festen Höhen der wahren Philosophie abgeleiteten? Dennoch

warnt er gleich darauf wieder, daß Phantasie und Dialektik die politischen Wahrheiten, die wir durch viele theure Erfahrungen gewonnen haben, trüben könnten, und wünscht, daß wiederholt auf die politischen Erfahrungswahrheiten und die einzig sichere Methode, wie in der Politik Wahrheit erlangt werden kann, aufmerksam gemacht werde; allein wo sind diese Erfahrungswahrheiten? Jeder hat die seinigen, mit himmelweiten Unterschieden, mancher, der ihrer am meisten haben sollte, gar keine gemacht; die Streitverschiedenheit darüber ist noch größer als über die Grundsätze reiner Vernunfterkenntniß; es wären auf diese Art die Kämpfe der Irrungen nur von dem einen Felde ohne Gewinn auf ein anderes verwickelteres gespielt. Der Verfasser selbst wird von seinen gewiß geist- und sachreichen Sätzen keinen einzigen ausheben können, der nicht wenigstens mit angeblicher Erfahrungsweisheit bestritten, und von ihm selbst durch ächte Begriffsweisheit möglichst gestützt werden wollte. Vortrefflich, mit eingreifender Kunst und Wahrheit geht der Verfasser darauf selbst an die bedenklichen Untersuchungen über den vermeinten ehemaligen Naturstand des Menschen, das Verhältniß einer ursprünglichen Familie, oder ein unmittelbares Verhältniß des Fürsten zur Gottheit, einen gesellschaftlichen Grundvertrag, den räthselhaften Begriff der Souveränität, und weiß in allen diesen Annahmen mit kurzen, geübten Worten das Unstatthafte, das Unzureichende darzuthun. Es ist Schade, daß er den neuen, scharfsinnigen Aufsatz Troxler's über die Idee des Staats noch nicht gekannt, vielleicht würde hier manche Annäherung Statt gefunden, und der Verfasser sich mehr mit der philosophischen Behandlung dieses Gegenstandes

versöhnt haben; im Vorbeigehn sei bemerkt, daß, wie geistreich populär, wie unbefangen treffend und wie lebhaft verständlich der Ausdruck des Verfassers auch sein möge, derselbe doch wohl schwerlich von anderen, als denen auch eine wissenschaftlich strenge Darstellung geläufig oder erreichbar ist, gehörig verstanden und gewürdigt werden dürfte. Wir können nicht in den Zusammenhang der vielen wahrhaft weisen, scharfen und zarten Sprüche eingehen, durch welche der Verfasser, ohne sie zu nennen, Rousseau's, Chateaubriand's, Ancillon's und Anderer Behauptungen und Annahmen widerlegt und berichtigt; mit dem Letztgenannten, dessen Schrift über Souveränität er im Auge hatte, verfährt er etwas unglimpflicher, indem deren vielversprechendes Auftreten in Gegensatz mit der Seichtigkeit des Inhalts ihn doppelt gereizt zu haben scheint an einem Schriftsteller, der, wenn er einmal ein Deutscher sein will, den spekulativen Hang der Deutschen doch nicht ohne deren Tiefe und Gründlichkeit sollte erscheinen lassen. Die französisch-deutsche Souveränität, sagt der Verfasser, ist nichts anderes, als ein Stück von Bonaparte's Purpurmantel; und das, was nicht genug ist, die Blöße eines einzigen herrschsüchtigen Menschen zu verbergen, wird uns geboten, um alle unsere Wunden zu bedecken. Großer Gott, gieb uns Geduld! Auch der Spuck im neueren Frankreich, der Grundsatz der Legitimität, behauptet sich schlecht in seiner Anwendung: denn wenn die Nachkommen das Recht vom Vater haben, fragt der Verfasser, woher hatte es denn dieser? Es muß doch Anfang sein, und es ist eben so gewiß, daß Wahlreiche gewesen sind, als daß Erbreiche sind. Daß irgend eine anerkannte Macht in einem Jahre, an

einem Tage mehr moralisches Recht gehabt habe, Gesetze zu geben, und auf weithin, auf kommende Geschlechter Gesetze auszudehnen, als in jedem anderen Augenblick, wird als eine Abgeschmacktheit weggewiesen.

Als Hauptfrage wird aufgestellt: Wie erlangen wir gute, das ist gerechte und den jedesmaligen Verhältnissen anpassende, daher mit Nutzen streng anwendbare Gesetze? Ist es am wahrscheinlichsten, daß ein einzelner Mensch, trotz allen Zufälligkeiten der Persönlichkeit und allen besonderen Irrthümern, denen das Auge und der Geist dessen ausgesetzt ist, der auf dem erhabensten Punkte steht, aus eigenem Wissen die besten, das ist, zweckdienlichsten Gesetze für das Wohl von Millionen schöpfen kann? Und wenn Räthe des Fürsten nothwendig sind, welche Einrichtung der Räthe giebt die größte Wahrscheinlichkeit, daß sie wissen und sagen, was wahr und gut ist? Wird ein Kreis von besoldeten, des Winks gewärtigen Räthen immer die lautere Wahrheit sagen? Oder ist es nicht wahrscheinlicher, daß das, was gesucht wird, das beste Gesetz dann gefunden wird, wenn der Fürst nicht bloß die Meinung besoldeter Räthe in geschlossener Stube hört, sondern auch das Wort des unbesoldeten, unabhängigen Raths, welcher das, was er für wahr hält, laut ausspricht, und seine Meinung und sich selbst dem öffentlichen Lobe und Tadel hingiebt? Ueber diese wichtigen Fragen kann nur die Erfahrung entscheiden. Sie hat entschieden. Wären alle Menschen vollkommen, so fährt der Verfasser späterhin fort: so bedürften wir keiner Regierungen; und wären alle Obrigkeiten vollkommen: so bedürfte es keiner Sicherungsanstalten gegen möglichen Mißbrauch der obrigkeitlichen Gewalt. Aber alle Men=

schen, vom Weibe geboren, so Unterthan als Fürst, sind gebrechlich, sind in steter Gefahr, das Recht zu verletzen. Ein Staat, eine Zwangsanstalt für lauter gute Menschen, wäre ein Gefängniß für ehrliche Leute. Weil es Gerechte und Ungerechte giebt, weil kein menschlicher Wille ohne Neigung zum Ungerechten ist: so fragt sich, wie Sicherung möglich ist auch gegen Mißbrauch der obrigkeitlichen Gewalt? Die Erfahrung kann befriedigende Auskunft geben. Die Aufgabe erfodert aber vor allem eine Betrachtung des Materiellen der Staatsgesellschaft.

Der Verfasser findet, nachdem er sich anderweitig vergeblich umgeschaut, zuletzt eine Hauptverschiedenheit in den Bestandtheilen der Staatsgesellschaft, sie besteht letztlich aus Besitzern und Nichtbesitzern, sagt er. Wir wollen uns hier nicht damit aufhalten, die Unzulässigkeit der anderen Unterschiede, die der Verfasser anführt, zu prüfen, oder etwa von ihm übergangene nachzutragen; wir folgen vielmehr seinem Gedankenzuge soweit als möglich. Er hält sich an diesen Hauptunterschied fest, als in welchem er die Fäden, aus denen das Gewebe der bürgerlichen Gesellschaft besteht, gefaßt haben will; die Besitzer nennt er Sassen, die Nichtbesitzer Jüngere. Scharfe Gränze, sagt er, existire zwar nicht, und niemand könne angeben, wo die Gränze sei zwischen viel und wenig, aber die Extreme seien deutlich: das eine Extrem mache das, was nach Ort und Zeit Reichthum heißt, das andere sei die Lage des Arbeitsmannes; zwischen diesen beiden Aeußersten liegen unzählige und unmerklich verschiedene Stufen des geringeren und mehreren Vermögens. Ueber das Verhältniß der Sassen und Jüngeren zu einander, über seine Veränderlichkeit, und seine vortheilhaftere Stel-

lung wird mit Beispielen aus England und Rußland viel Treffendes gesagt, auch der Grundsatz angenommen, daß eine allmähliche Vermehrung der Sassen, durch ein Aufrücken mancher Jüngeren in deren Reihe, als eine wahre Vermehrung des Nationalvermögens anzusehen, und sowohl möglich als höchst wünschenswerth sei; Sassen und Jüngere bleiben aber relativ, und beider Interesse verbiete sogar, daß nicht künstlicherweise eine zu scharfe Abtheilung, die in der Natur nicht vorhanden, gemacht werde, und wo eine solche gemacht worden, da sei gerade Erstorbenheit der Nation oder ihre Empörung Folge gewesen; die Jüngeren seien jedoch keineswegs geneigt, gegen die Sassen gemeinschaftlich Gewalt anzuwenden; selbst das Beispiel Frankreichs in seiner Revolution beweise eher das Gegentheil, — denn allerdings haben hier die ersten Sassen, Mitglieder der Königlichen Familie, und unter diesen nicht bloß der Herzog von Orleans, eine große Rolle gespielt —; die Benennungen Sassen und Jüngere bezögen sich auch nicht auf den Reichthum oder die Armuth, sondern auf die Gesinnung, und jeder ohne Ausnahme sei ein Sasse, sofern er mit dem Seinigen zufrieden ist, jeder ohne Ausnahme ein Jüngerer, sofern er mehr wünscht. Nach dieser Erklärung muß man sich wundern, wie der Verfasser, der alle anderen Unterschiede in der Staatsgesellschaft für unhaltbar ausgiebt, diesen einen, flüchtigen, veränderlichen, abstrakten, der real in denselben Individuen vereinigt ist, zur Grundlage seiner volkvertretenden Anordnungen machen will. Hätte er es bei dem rohen Begriffe, wie er in den Extremen wohl materiell zu fassen ist, bewenden lassen: so würde er mit einiger durchgreifender, nur hin und wieder ungerechter

Allgemeinheit irgend ein Ziel haben erreichen können; allein er ist ein zu folgerechter, feiner, und, daß wir nur auch das rechte Wort sagen, ein zu menschenfreundlicher Denker, um sich mit einem so rohen Resultate befriedigen zu können. Daher zerstört er schneller wieder, als er sie aufgebaut, die Künstlichkeit seiner Zurüstung, und wird nun der eifrigste Schützer und Vertreter des armen Volks, seiner Beweglichkeit und Freiheit, seiner Aussichten und Möglichkeiten; er will Gerechtigkeit für Alle, daß keine Art der Tyrannei der Reichen gegen die Armen sei, daß es jedem möglich sei, freies Grundeigenthum zu erwerben, durch Verdienst zu jedem Amte zu gelangen, daß überhaupt keine künstliche Schranke den redlich Vorwärtsstrebenden hemme, und findet desto nöthiger, hierüber kräftig zu wachen, als gerade immer von Seiten der Sassen, der Besitzenden, Reichen, eine offensive, zusammenhaltende Stellung gegen die Jüngeren, gegen Alle, die nicht in der Innung sind, wahrzunehmen sei. Wir können nicht alle die feinen, treffenden, geistreichen Bemerkungen, die der Verfasser diesen Erörterungen, meist mit glücklichen Geschichtsbeziehungen, einzustreuen weiß, einzeln anführen, doch geht aus dem Ganzen hervor, daß derselbe außerordentliche Kennerschaft des weitverzweigten Unwesens, in welche das Verhältniß der Sassen ausarten kann, mit tiefem Gefühl für die Zurücksetzung der Jüngeren vereinigt.

Nachdem der Verfasser mancherlei Gegenstände in diesem aufgestellten Unterschiede zu neuer Ansicht durchgearbeitet, führt er darauf die Untersuchung zu folgendem Resultate: drei Kräfte seien es, welche in jeder menschlichen Gesellschaft, in jedem Staatsvereine, wirken und

beständig wirken, die Kraft der Jüngeren, das ist die treibende Kraft, die nach Mehrerem trachtet, und auch den Trieb der Verbesserung in sich schließt; die Kraft der Sassen, das ist die hemmende Kraft, welche das Eigenthum behauptet; und die Kraft der Obrigkeit, die vermittelnde; daraus entstünde zu allen Zeiten und Orten, wo menschliches Leben ist, ein monarchisches, ein aristokratisches und ein demokratisches Streben, eins so ursprünglich und nothwendig wie das andere, jedes einer verderblichen wie einer heilsamen Richtung fähig. Wir bemerken, daß dieses dreifache Streben, gleich dem Unterschiede der Sassen und Jüngern, ebenfalls in logischer Trennung besteht, durchaus nur in den Extremen zu fassen, real in denselben Individuen vereinigt, und in Beziehung auf verschiedene Gegenstände gleichzeitig, in verschiedenen Zeitabschnitten für denselben Gegenstand beisammen ist. Und auf solche bloß in den Gedanken künstlich auseinander gehaltene, im Leben aber überall verflößte und zu verflößende Unterschiede, auf solche der Begriffsweisheit symmetrisch entwundene Schlußfolgen will unser, einem solchen Verfahren sonst so abholder, wohlwollender Verfasser nun gleichwohl in der thatsächlichsten Wirklichkeit seine Eintheilung der Repräsentativverfassung gründen? Also was er als Denker gewonnen, die Aufmerksamkeit, die ein Kopf wie der seinige nothwendig haben, und eine Rechtschaffenheit wie die seinige nothwendig in Anspruch nehmen mußte, daß der Unterschied zwischen Sassen und Jüngern kein thatsächlicher, kein festzuhaltender sei, diese Warnung, die er mit logischer Gewissenhaftigkeit immer schärfer und schärfer setzt, dies alles geht ihm plötzlich verloren, so wie er zum Praktischen über-

tritt, und er macht von demselben Gegenstande, den er dort als flüchtig bezeichnet, hier eine Anwendung, als ob er dort als beständig gefunden worden? Eine solche Anwendung ist die des Verhältnisses der Sassen und Jüngern auf das Verhältniß zweier Kammern in der Volksvertretung. Ob die hohe Rathsversammlung, wie der Verfasser die Volksvertretung früher benannt, besser aus Oberhaus und Unterhaus bestehe, als nur aus Einer Kammer, darüber wollen wir hier uns nicht weitläufig ausbreiten: aber auf den Unterschied von Jüngeren und Sassen kann diese Abtheilung nicht begründet werden; sie darauf begründen wollen, heißt die künstliche Scheidelinie, die der Verfasser eben so verdammlich findet, gewaltsam ziehen. Sehen wir nun vollends auf die näheren Bestimmungen, welche der Verfasser dem Oberhause, als der für die Sassen geltenden Kammer, beilegt, auf die Erinnerung an die Nothwendigkeit, daß auch im Unterhause viele Sassen, daß sie im Besitze vieler Stellen im Heere und in den obern Zivilämtern seien: so laufen wir wahrhaftig Gefahr, in der anmuthigen und schuldlos scheinenden Benennung Sassen am Ende doch nichts weiteres zu finden, als einen seines wahren Namens sich schämenden, und daher verkappten Adel, wie wir ihn Alle nun längst zur Genüge kennen!

Das ist der faule Fleck unserer vorliegenden Schrift, um den sich vergebens so viel Gesundes und Blühendes gelegt hat, ihn zu verdecken oder zu heilen! Vergebens, er steht nur um so heftiger damit in Widerspruch, und wenn er auf der einen Seite Heilung anzunehmen scheint, theilt er auf der andern wieder Vergiftung aus. Der Denker und der Aristokrat ringen mit einander nach einem

Ziel, und jeder eignet es sich auf seinem Felde zu; jener kann sich in der Erörterung nichts vergeben, und verschmäht, die vorausgefaßten Neigungen des letztern bloß dialektisch aufzuputzen; dieser mag seinen Lieblingsvorstellungen nicht entsagen, und schämt sich doch ohne den würdigen Beistand des erstern aufzutreten; indem beide mit Ehrlichkeit ihre Bahn verfolgen, jener nicht theoretisch, dieser nicht praktisch das loslassen will, was ihrer Vereinigung entgegen ist, treffen sie nie zusammen, und auch in dieser Schrift sind sie nur neben einander, ohne sich zu durchdringen.

Mit hohem Dank ist diese Schrift gleichwohl anzunehmen! Sie ist reich an Geist und Sachen, und auch von gutem Willen beseelt. Wenn wir uns nicht täuschen, so haben wir in dem Verfasser einen Mann von hohen Eigenschaften zu verehren, der für die Freiheit gekämpft und gesprochen, wo sie nur immer seinen Blicken verletzt erschien. Ja er selbst hat beigetragen, uns den Muth für die Wahrheit und Freiheit zu erwecken, mit dem wir jetzt ihm selbst, wo wir ihn einen Augenblick auf anderer Bahn glauben, beherzt entgegentreten. An einem würdigen Gegner, an einer trefflichen Schrift, die wir, um so vieler Rücksichten willen, nicht genug zum Lesen empfehlen können, aus der so viel Beherzigenswerthes zu schöpfen ist, haben wir unsere freie Ansicht geltend machen wollen, damit ein so wichtiger Gegenstand durch die Vielheit der Stimmen dem unfruchtbaren Urtheile der Autorität immer mehr entrückt, und dem Urtheile der Gründe immer mehr zugewandt werde.

1. Musenalmanach für das Jahr 1830. Herausgegeben von Amadeus Wendt. Leipzig, 288 S. in 8.
2. Berliner Musenalmanach für das Jahr 1830. Berlin, 340 S. in 12.

Viele Jahre sind vergangen, seit kein deutscher Musenalmanach mehr erschien, ein Name, der in unsrer Litteratur eine mit ihr aufgewachsene, ehrenwerth und fruchtbar entwickelte Gattung anmuthiger dichterischer Darbietungen herkömmlich bezeichnete. In den Taschenbüchern, welche sich jener Gattung stets reichlicher zur Seite stellten, waren Gedichte meist nur Nebensache, oder wurden ganz verdrängt durch Erzählungen, welche der stets bequemer werdenden Unterhaltungslust eine zuverlässigere Nahrung zu sein schienen. Doch die Zurückgedrängten und Verbannten finden endlich den Augenblick, da auch sie wieder hervortreten können, und so sehen wir unvermuthet jetzt, nach so langer Unterbrechung, das Leben der Musenalmanache neu anheben, und sogar, zum Zeichen, daß richtiger Sinn und Takt hier einer zeitgemäßen und mehrfach fühlbar gewordenen Anregung gefolgt, gleich in gedoppelter Unternehmung und Gestalt. Schon die Merkwürdigkeit, in unseren industriellen und statistischen Tagen, wo die Sachen des Gewerbfleißes und des berechnenden Verkehrs fast überall obenanstehen, und auch, zwar etwas gewaltsam, aber unläugbar mit Glück und zum Vortheil, sogar in den Roman eindringen, in solcher Zeit die poetischen Blumenlesen wieder aufleben zu sehen, verdient unsrerseits eine Beachtung, zu welcher die Beschaffenheit des Gelieferten nicht minder Aufforderung giebt. In der That ist es eine erfreuliche Erscheinung, neben so vielen wesentlichen und wichtigen Betriebsamkeiten, welchen der

Deutsche mit steigenden Kräften und Erfolgen jetzt seinen nachhaltigen Eifer widmet, auch das dichterische Leben und Wirken in der Nation so wohlbegründet fortdauern und so ausgebreitet blühen zu sehen, wie als besondere Zeichen auch diese neuen Erscheinungen es beurkunden. Was dieses dichterische Treiben, in welchem wir mit höherer Billigkeit diesmal gern auch jede gefällige Liebhaberei und nachbildende Uebung anerkennend begreifen, in seiner Gesammtheit bedeute und der Nation werth sei, würden wir mit Betroffenheit einsehen, wenn wir dasselbe plötzlich aus unsrer Mitte verschwunden dächten! Es ist kein Zweifel, alle sonstigen Thätigkeiten, wie selbstständig und ernsten Lebenszwecken genügend sie erscheinen möchten, würden durch die Abwesenheit dieses glücklichen Elements leiden, und alle äußere Fülle und Größe, zu welcher sie führten, keinen Ersatz für dasselbe geben. Aber von solchem Unglück sind wir wahrlich nicht bedroht! Die Poesie lebt und blüht in unsrer Mitte auf allen Stufen; Meister und Jünger, Vornehme und Geringe, Süd- und Norddeutsche, alle treten freundlich in die zur edlen Genossenschaft hier neu eröffneten Räume!

Zu beiden Almanachen hat Goethe seinen Beitrag zu geben nicht verschmäht; es ist des hohen Dichters würdig, zu dem jüngeren Alter so mild herabzusteigen, und dieses empfängt dadurch den schönsten Ehrenschmuck. Und er hat nicht etwa mit karger und flüchtiger Gabe sich abgefunden, sondern durchaus Gediegenes und Vortreffliches reichlich gesteuert. Wir bescheiden uns billig, auf diese Beiträge hier beurtheilend näher einzugehen, und sagen nur, daß die tiefgeistige, eigenthümlich dramatisirte Dichtung im Leipziger Almanach und die vierzehn köstlichen,

von reinstem Lebenshauch erfüllten Gedichte im Berliner schon allein hinreichen dürften, das Glück der beiden Büchlein zu entscheiden! Unter Schutz und Ansehn dieses höchsten Namens und durch die Gemeinschaft noch manches andern vereinigt, trennen doch beide Almanache sich in ihren weiteren Verhältnissen, und wir haben unser Wort über jeden insbesondre zu sagen.

Der Leipziger Musenalmanach, von Amadeus Wendt herausgegeben, mit einem schönen Bilde Goethe's geschmückt und auch sonst äußerlich wohl ausgestattet, läßt eine besonnene, kundige Hand erkennen. Zu den angenehmen, sittlichen Bilderreihen des Herausgebers gesellen sich reiche, in ihrer eigenthümlichen Bildung so tüchtige als feine Gaben Friedrich Rückert's, wunderbar durch Gehalt und Ausdruck hervorleuchtende Terzinen und Sonette von Adelbert von Chamisso, herrliche Spruchreden aus einem Laienbrevier von Leopold Schefer, ein hübsches Lied von Ludwig Robert, eine feuer- und geistvolle Ode von Stägemann, mannigfache, zum Theil vorzugsweise durch schöne Form, zum Theil durch Gefühl und Meinung ausgezeichnete Gedichte von Riemer, Graf von Platen, Immermann, von Müller, Stieglitz, Waiblinger, Gustav Schwab und noch mehreren Andern. Als eine ganz eigne Merkwürdigkeit haben wir die Charaden von Schleiermacher namhaft zu machen; daß diese wundervollen Eidyllien — dichterische Bildchen — größtentheils als gesellige Scherze aus dem Stegreif hingesprochen worden, wie uns aus früherer Zeit bekannt, muß die Anerkennung nur steigern, die niemand diesen künstlerischen Zeugnissen eines auch im kleinsten Stoffe mächtigen und eigenthümlichen Scharfsinns versagen wird. Außer

den Lebenden haben auch einige schon Verstorbene hier durch ihren dichterischen Nachlaß beigetragen; Heinrich von Kleist erfreut uns durch herrliche Sprüche, welche mit der ihm eignen Nachhaltigkeit ein und dasselbe Thema unermüdet wiederholen; gern liest man auch drei Gedichte von Wetzel, und ein schönes Sonett von Friedrich von Schlegel erscheint dieses Namens werth. Wir halten uns, wo so viel Ausgezeichnetes ist, vorzugsweise an dieses, und lassen das Unbedeutende, Schwächere, welches bei dergleichen Sammlungen nie ganz fehlen wird, gern unerwähnt. Sollte das Preiswürdigste noch bestimmter anzuzeigen sein, so wäre unsres Erachtens nebst einigen Sachen von Rückert die Terzinenfolge von Chamisso, die Ode von Stägemann auf die Schlacht von Schumla und die Troas-Ebne von Stieglitz zu nennen. Damit diese Anzeige-Prosa doch ihrem Gegenstande einigen Schmuck abgesetzter Zeilen entlehne, lassen wir ein Lied von Rückert hier folgen:

Den Gärtnern.

Ich zog eine Wind' am Zaune;
Und was sich nicht wollte winden
Von Ranken nach meiner Laune,
Begann ich denn anzubinden,
Und dachte, für meine Mühen
Sollt' es nun fröhlich blühen.

Doch bald hab' ich gefunden,
Daß ich umsonst mich mühte;
Nicht was ich angebunden,
War was am schönsten blühte,
Sondern was ich ließ ranken
Nach seinen eignen Gedanken.

Auch dieser Spruch aus Schefer's Laienbrevier habe hier seine Stelle:

Geh fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre;
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie dein, nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie Vieles bald — was du nicht bist,
Und lockt sie mancherlei — was du nicht hast,
Erfahren sie von einer alten Welt,
Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann
Voll Nöthigkeiten zieht der Knabe fort,
Du siehst ihm weinend nach bis er verschwindet,
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n eine,
Er lebt! Sie leben, Andre leben auf
Aus ihm — Du hast nun einen Mann an ihm,
Hast einen Menschen — aber mehr kein Kind!
Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus!
Du hast die Mutter — aber mehr kein Kind. —
Geh fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre!

In dem Berliner Musenalmanache finden wir Chamisso, Robert, Schefer, Schwab, Stägemann und Stieglitz wieder, theils reicher, theils karger, als in dem vorigen. Außerdem haben wir A. W. von Schlegel, Fouqué, Grüneisen, Kerner, Wilhelm Neumann, Apollonius von Maltitz, Streckfuß, Eckermann und noch mehrere als schon werthvoll Bekannte freundlich zu begrüßen. Nach und mit Gedichten von Goethe sind unter den hier

mitgetheilten unstreitig die vollendetsten das runde, volle, frische Trinklied Schlegel's auf Kaiser Karl den Großen, und das Sonett (das einzige dieser Sammlung) von Stägemann, welches wir hier mittheilen:

Der Liebsten Verherrlichung.

Wofern ich Meister wär' in goldnen Klängen,
Gleich dem, von dessen Liedesbrunn umflossen,
Der Name Laura blüht in tausend Sprossen,
Den Namenszug der Andern zu verdrängen:
Dann strömt' ich aus die Narde von Gesängen,
Die jetzt der heiße Busen still verschlossen,
In ewigquellender Vauclüs' ergossen,
Zum Sternenflor die Bahnen dir zu sprengen.
„Es würd' ein süß Geheimniß nur zerstören,
Dem hohen Lorbeer wird die Kunst der Saiten
Umsonst die niedre Myrthenstaude gatten.
Laß Lippen, welche niemand angehören,
Des Lorbeers Athem weit umher verbreiten!
Der Liebsten Kuß verbirg in Myrthenschatten!"

In der reichen Fülle des Uebrigen wird manches nach verschiedenem Sinne sehr verschieden geordnet werden, sehr vieles aber stets auf die höchsten Stufen zu stellen sein, wir zählen dahin mehreres von Maltitz, von Neumann, und das Gedicht von Schefer auf Jakob Böhm's Verklärung. Sehen wir die Gesammtheit des Vorliegenden in Bezug auf die Hauptklassen dichterischer Hervorbringung näher an, so finden wir natürlich das Lyrische herrschend, und etwaniges Dramatische und Epische nur in der Obhut von jenem. Im Allgemeinen dürfte den eigentlich lyrischen Stücken öfters die letzte Ausbildung fehlen. Bei dem spruchartig Didaktischen, wo sichtbar die

neuen Weisen von Goethe starken Einfluß üben, wünschen wir, daß nur immer genug Inhalt wirklich obwalte. An den balladenartig epischen Gedichten zeigt sich wohl mehrmals, wie gefährlich hier die Wahl des Stoffes wird. Auffallend zu beklagen finden wir bei der Ballade von Chamisso, „die Vergeltung“, wo der Scharfrichter einen vornehmen Buhlen seiner Tochter im Schlafe brandmarkt, einen solchen Mißgriff; die kraftvollsten Intentionen, die lebhaftesten Wendungen und schönsten Reimzeilen gehen verloren an dem Stoffe, der nach außen gräuelhaft, in sich maßlos, auf die gegebene Weise kaum möglich ist, und durch alle Anstrengung des Dichters nicht zu eigentlichem Gehalt gebracht wird. So würde andrerseits der artige Gedanken, daß ein herauswollendes Lied Herzklopfen verursacht, zum allerliebsten Gedicht haben werden können, wenn die Dichterin, Karoline genannt, denselben mit sorgfältigster Zierlichkeit und gefälligstem Ebenmaße, wie es hier Bedürfniß war, und nicht allzu leicht und bequem behandelt hätte. Doch auf das Einzelne können wir hier nicht weiter eingehen. Wir wenden uns vielmehr zu einer besonderen Seite des werthen Büchleins, welche demselben zur unterscheidenden Eigenschaft wird. Wenn der Leipziger Almanach in der Gegenwart gleichsam ein kräftiges Mannesalter festhält, ja wohl schon Zurückliegendes, wie den Nachlaß Verstorbener, als ernste Gabe mitbringt, so stellt uns der Berliner in den Gedichten von Stieglitz, und von dessen hier zum erstenmal hervortretenden Gefährten Moritz Veit und Karl Werder gleichsam die herandichtende Jugend vor Augen. Fast die Hälfte des Almanachs rührt von diesen dreien her, und wir müssen es gestehen, es dünkt uns

dies keineswegs ein Nachtheil. Denn, wie gern es auch zu bekennen sein mag, daß gerade in diesen Beiträgen sich vieles vorfindet, was einzeln sich nicht geltend erhalten kann, oder wohl ganz verwerflich erscheint, so liegt doch in der Gesammtheit dieser Gedichte eine so jugendliche Frische, ein so üppiges Feuer und eine so muthige Zuversicht, daß daraus der Eindruck eines regen, muntren Lebens hervorgeht, welchen die größere Bedeutenheit und geregeltere Kraft reiferer Werke allein so nicht geben könnte. In dieser Art, finden wir, tragen diese Gedichte gleichsam die andern, wie mutherfüllte Schaaren ihre selbstgewählten Anführer, im Triumphe dahin, nicht diesen gleichstehend, aber zu ihnen wahrhaft mitgehörig. Doch sind in der That diese jugendlichen Talente auch in ihrer einzelnen Selbstständigkeit bedeutsam genug zu bezeichnen; Stieglitz durch große Gewandtheit, inniges Gefühl, unbefangenen Freimuth; in Veit ist heitre und leichte Auffassung, mit einem Hange zur Laune, die sich nur vor bequemen Abwegen hüten mag; Werder drückt heftigen Drang in wilder, oft gewaltsamer Form aus, und in dem düstern Feuer blitzen oft die lichtesten Gedankenbilder. Allen dreien sind günstige und reiche Gegenstände zu wünschen, woran es den Dichtern, welchen ja auch der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Erlebens und der Gelegenheit zu Hülfe kommen muß, nur zu oft gebricht. Und sollte auch das jetzt sichtbare Talent nicht grade ein gleichgestaltetes künftiges in jedem Falle verbürgen, so kömmt immer doch der Geistesfunke, der unläugbar hier spricht, auf irgend eine Weise der Welt oder dem eignen Leben sicher zu Gute. Wir hoffen diese Blumenlese, deren äußere Ausstattung — auch

mit Musikbeilagen — wir gleichfalls rühmen müssen, ihren eignen Fortschritt in künftigen Jahrgängen bewähren zu sehen. —

Prinz Moritz von Nassau-Siegen, kurbrandenburgischer Statthalter von Kleve und Mark. Rede zur Feier des Allerhöchsten Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs, in dem Königlichen Gymnasium zu Kleve gehalten von Dr. Ludwig Driesen. Kleve und Leipzig, 1846. 8.

Würdig am feierlichen Tage wird uns zum erstenmal in biographischer Darstellung ein Heldenbild vorgeführt, das, wenn es auch nicht dem preußischen Vaterlande ausschließlich angehört, mit dessen Geschichte und besonders mit der des klevischen Landes im engsten Zusammenhange steht. Geboren im Jahre 1604 zu Dillenburg, wuchs der junge Moritz den Kämpfen des dreißigjährigen Krieges entgegen und bewährte früh, auf der Seite der Niederländer und der protestantischen Sache gegen die Spanier, den Muth und die Kriegskunde, die dem Geschlechte der Nassauer damals eine gemeinsame Auszeichnung waren. Ein größeres Feld eigener Thätigkeit, des Feldherrn und des Staatsmannes, eröffnete sich ihm in Brasilien, wohin er als Gouverneur der holländischen Besitzungen gesandt wurde, die er erweiterte, befestigte und eine Reihe von Jahren verwaltete, mit einer Umsicht, Klugheit und Menschenliebe, die auch noch heutiges Tages musterhaft zu nennen sind. Nach dem westphälischen Frieden vertraute ihm der große Kurfürst die Statthalterschaft seiner klevischen Landschaften. In dieser Stellung wirkte er kräftig und erfolgreich zur Aufnahme des Landes, bewirkte dessen festere Verbindung mit dem brandenburgisch-preußischen Staat und half unter Anderem auch die Universität Duis-

burg gründen. Auch zu wichtigen Sendungen wurde er von dem Kurfürsten gebraucht. In späterer Zeit kämpfte er auf's neue für die Freiheit der von Frankreich hartbedrängten Niederländer und trug sehr dazu bei, die Unternehmungen des Feindes zu vereiteln. Mit Ruhm und Ehre gekrönt, und nachdem er als Feldmarschall aus dem holländischen Dienste geschieden, kehrte er im Jahre 1675 nach Kleve zurück, wo er am 20. Dezember 1679 hochbetagt in glücklichem Seelenfrieden starb.

Diese flüchtigen Umrisse vermögen freilich nur ungenügend den Reichthum des Lebens und die Fülle des Stoffes anzudeuten, welche der Verfasser in den kleinen Raum seiner Schrift zusammengedrängt hat! Seine Darstellung, rasch und belebt und überall auf das Wesentliche gerichtet, dürfte bei weiterer Ausdehnung nur gewinnen, und wir möchten wünschen, den reichen Inhalt von seiner Hand nochmals umständlicher verarbeitet zu sehen.

Der Verfasser bezeichnet den Charakter des Helden schließlich in folgender Weise: „Er war ein großer Feldherr, ein menschenfreundlicher Regent und ein echter Christ, dessen Haupttugend Liebe und Duldung auch gegen Andersdenkende ist. Unter seiner Verwaltung lebten Lutheraner und Calvinisten, Katholiken, Mennoniten und Juden friedlich neben einander: selbst die duldsamen Niederländer wunderten sich, wenn sie nach Kleve kamen, daß in der Residenz eines protestantischen Fürsten Mönche in ihrer Ordenskleidung ruhig umherwandelten. Man dürfte aber hieraus nicht folgern, daß er gegen die Religion gleichgültig gewesen. Als er im Jahre 1665 zu Franeker durch den Einsturz einer Brücke, die noch heutzutage nach

ihm die Moritzbrücke heißt, nebst fünf Begleitern in das Deichwasser gestürzt, unter sein eigenes Pferd gerathen und, nachdem er längere Zeit hülflos im Wasser gelegen nur durch den aufopfernden Muth eines seiner Edelleute gerettet war, warf er sich mitten unter den Zuschauern auf die Kniee und dankte Gott laut für seine Rettung. Er schrieb damals an seine geliebte Schwester, die Gräfin von Styrum: Der Herr allein habe ihn behütet; als er so lange Zeit in dem Wasser gelegen, unter den Hufen von sechs wüthenden Pferden, welche bissen und um sich schlugen, und unter fünf Menschen, welche in einem Raum von zehn Fuß über und durch einander lagen, er unter Allen zu unterst: da habe er zu Gott um Vergebung seiner Sünden gefleht, daß er um das Verdienst Christi willen ihm armen Sünder wolle gnädig sein; der Herr möge auch ferner nach seinem Gefallen mit ihm verfahren."

Goethe's Gedichte, erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese, von Heinrich Viehoff. Erster Theil. Periode der Naturpoesie. 1765—1783. Düsseldorf 1846. 12.

Das Vorwort des Verfassers giebt über den Grund, Sinn und Zweck des Kommentars zu Goethe's Gedichten klare und verständige Rechenschaft; das Unternehmen entspricht einem gegründeten Bedürfniß und begegnet richtigen Erwartungen; wir können hinzufügen, daß die Ausführung durch Einsicht und Sorgfalt eine gelungene heißen kann.

In der Jugend lesen wir unsere Dichter freilich ohne allen Kommentar, wir folgen ihnen entzückt durch Hell und Dunkel, und das Uebermaß des Genusses, den wir

aus dem Verstandenen schöpfen, führt uns über das weniger Klare leicht hinweg, ja nicht selten liegt auch in diesem noch ein Reiz des Ahndungsvollen, der den Genuß erhöht. Ebenso wenig, wie das allseitige Verständniß des Inhalts, kümmert uns der tiefe Bezug des Gedichts zu dem Dichter, wir singen sein Lied und fragen nicht wie es entstanden sei, wir feiern wohl den Namen des Dichters, aber lassen es bei dem Namen bewenden.

Dies Ergreifen der bloßen Sache in ihrem groben Sein, ohne Sorge wegen ihres Zusammenhanges und ohne Rückblick auf ihren Urheber, findet sich auch in ganzen Zeitaltern, in solchen nämlich, welche noch die Kindlichkeit eines unreifen Zustandes darstellen, und daher überhaupt im Volksleben, sofern es mehr oder minder stets einem solchen Zustande angehört. Aus diesem Grunde wissen wir auch so wenig über die Entstehung der großen Urdichtungen, über die Dichter der Ilias und Odyssee, der Gesänge vom Cid, der Nibelungen; und so singt noch immer das Volk froh und fromm seine Welt- und Kirchenlieder, wie sie das fliegende Blatt und das Gesangbuch namenlos darbietet und fragt nicht, wo sie herkommen, aus welchen Verhältnissen sie stammen oder wie die Zeit sie mag verwandelt haben.

Wir dürfen diese Art des Genusses und des Verbrauchs der Poesie nicht schelten; sie hat vielmehr den größten Werth und die entschiedenste Berechtigung in der Bildungsstufe, auf der sie entsteht und gedeiht. Aber ebenso wenig läßt sich verkennen, daß eine höhere Stufe, ein reiferes Alter, eine entwickeltere Zeit andere Ansprüche machen, einen andern Genuß der Poesie fordern und erlangen.

Hier stellt sich uns das Gedicht als kein abgeschlossen Selbstständiges dar, sondern als Theil eines großen Ganzen, als Einzelheit einer unendlichen Schöpfung; in seiner augenblicklichen Bestimmtheit ist es nicht ohne Vor und Nach zu denken, nicht ohne den Zusammenhang mit andrem Lebensausdruck. Hier kommt das Recht der Gestalt, ihrer Mannichfaltigkeit und Wandlung zur Sprache, hier beginnt die geschichtliche Umsicht, die Erkenntniß des Ursprünglichen und Nachgebildeten, die Vergleichung der Erzeugnisse, die Scheidung ihrer Bestandtheile. Und vor Allem drängt sich die Frage nach dem Urheber auf, der uns bald ebenso wichtig wird, als seine wunderbaren Gaben, ja wichtiger, denn höher als das Geschaffene steht uns mit Recht der Schöpfer, wenn wir auch nur durch jenes ihn zumeist erkennen und bewundern. Nun sind wir nicht mehr zufrieden, die Geschenke des Meisters nur im Ganzen hinzunehmen, wir streben in das Innere zu dringen, die Stoffe und Gestalten zu erfassen, das Einzelne in seine feinsten Verzweigungen zu verfolgen. Wir erforschen die Ursprünge, die Triebfedern, wir wollen Einsicht haben in die Bedingungen des Entstehens, Theil haben an dem ganzen Leben, aus welchem die Dichtung hervorgewachsen ist.

Es ist kein geringer Fortschritt in unsrer Litteratur und in unserm Nationalleben, daß die Werke unsrer größten Schriftsteller mehr und mehr in der angegebenen Weise Gegenstand wissenschaftlicher Erklärung werden, durch Schriften, Vorträge, auf Universitäten, in Schulen; daß die Jugend solchergestalt frühzeitig zu den Schätzen hingeleitet wird, die dem ganzen Vaterlande gemeinsam und seiner noch frischen Gegenwart angehören. Daß dies

geschieht, braucht in keiner Weise zum Nachtheil unsrer Studien des klassischen Alterthums zu gereichen, diese können vielmehr im schönsten Vereine mit jenen zusammengehen und in bester Fürsorge grade für die deutsche Geistesbildung dürfen wir den Wunsch aussprechen, daß nie der Tag kommen möge, der unsern Eifer und unsre Tüchtigkeit auf dem Felde der griechischen und lateinischen Philologie verlöschen sähe! Wir wollen von dem, was bisher unser Ruhm und Gewinn war, nichts aufgeben und verlieren, wir wollen die alten Güter treu bewahren, nur neue hinzufügen.

Bisher ist auch nur in diesem richtigen Sinne die deutsche Philologie bearbeitet worden, von bewährten Kennern und Freunden der altklassischen. Den löblichen Arbeiten Delbrück's, Göschel's, Hoffmeister's, Düntzer's und vieler Andern, die wir gebührend anerkennen, gesellt sich nun das vorliegende — von Heinrich Viehoff unternommene Werk. Goethe's Dichtungen vor andern gestatten und begehren, daß begleitende Kommentare ihnen sich anschließen. Auch hat schon eine ganze Litteratur sich um diese Werke hergelagert und wächst von Jahr zu Jahr. Doch sind die lyrischen Gedichte Goethe's bisher weniger bedacht worden und hier zuerst unternimmt ein Kommentar sie in ihrer Gesammtheit zu umfassen. Der Ausleger hat die Hülfsmittel, die sich ihm — nicht immer ausreichend — darboten, fleißig benutzt; es liegt in der Natur der Sache, daß bei solchen Arbeiten immer ein weites Feld der Berichtigungen und Ergänzungen offen bleibt; die Fülle des Lebens glüht hier innerlich und äußerlich so reich und tief, daß noch in späten Zeiten neue Funken heraussprühen werden. Was bei den vorhandenen Hülfsmitteln möglich

war, ist geleistet worden; das zur Aufhellung äußerer Umstände und Beziehungen Dienliche ist aus Lebensnachrichten und litterarischer Kenntniß fleißig zusammengebracht; wo es den geistigen Inhalt und dessen Deutung galt, ist aus den Tiefen der Forschung das Nöthige zu Tage gefördert worden. Als Proben, wie beiden Richtungen hier entsprochen wird, dürfen wir die den Gedichten „Prometheus" und „Ilmenau" gewidmeten Erklärungen beispielsweise nennen.

Von dem Reichthume, der in den Goetheschen Schriften liegt, hier ausführlich zu reden, ist nicht unser Zweck. Jeder, der diese Gewebe anfaßt, wird bald gewahr, daß ihre Fäden aus der weiten Welt zusammenlaufen, in die weite Welt wieder hinausreichen. Oft schließen wenige Zeilen große Fernsichten auf; der Name Merck, kaum gekannt und schon der Vergessenheit anheimfallend, ist durch Goethe's treues Gedenken zu neuem Leben erwacht, und die dankenswerthen Bücher von Karl Wagner und Adolph Stahr sind gleichsam als Kommentar jener Stellen in Goethe's „Wahrheit und Dichtung" rühmlich an das Licht getreten. Aber wie auch das Kleinste oft stille Lebenskeime birgt, welche der Kommentar berufen ist zu erwecken und zu erhalten, davon wollen wir ein artiges Beispiel nachweisen. Wir lesen jetzt in Goethe's zahmen Xenien folgende vier Zeilen:

„Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern dir erscheint,
Das Alles ist ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint."

Wie viel heller und wärmer, wie persönlich belebter wird aber der jetzt allgemein gehaltene Spruch, wenn ihn die

Erklärung beleuchtet, daß die zweite Zeile ursprünglich lautete:

„In mancher Sprache dir, du gutes Kind, erscheint“,

und daß im Frühjahr 1805, als Friedrich August Wolf mit seiner jüngern Tochter „die in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte“, in Weimar zum Besuch war, Goethe dem dargereichten Stammbuche derselben diese Zeilen einschrieb, nicht ohne Anspielung, daß die liebliche Tochter durch die Nähe eines solchen Vaters den Ruf hatte, mancher Sprache kundig zu sein! —

Beiträge zur französischen Geschichte. Von Dr. Karl Georg Jacob, Professor zu Pforte. Leipzig 1846. 8.

In dem großen Geschichtsverlauf bilden sich oft eigne Wirbel, die zwar fortgerissen werden von der allgemeinen Strömung, aber dabei doch in einer Sonderung erscheinen, die den Blick eine Weile auf die Einzelheit zusammenzieht. Und nicht nur Nebenereignisse sind es, die sich für solche Einzelbetrachtung hervorheben, sondern auch manche Hauptereignisse haben eine Gestalt, die sich in sich selber rundet und aus der übrigen Geschichtsmasse gleichsam herauswindet, ohne darum die wesentliche Verbindung mit ihr aufzugeben. Solche Stoffe gestatten nicht nur eine selbstständige Bearbeitung, sondern fordern sie sogar. Bei den Alten hat Sallustius dergleichen Sonderstücke der römischen Geschichte als Meister dargestellt. Bei den Neuern finden wir gleichfalls bedeutende Arbeiten dieser Art. Wir nennen hier beispielsweise die Berichte einerseits des Jesuiten Hermann Hugo, andrerseits der holländischen Gelehrten Daniel Heinsius und Markus Boxhorn über die Be-

lagerung der Stadt Leyden; dann gedenken wir auch der Geschichtsbilder von Saint-Réal, wiewohl diese mehr durch beabsichtigten Glanz und Reiz der Eindrücke als durch treue Wahrheit sich empfehlen. Mehr als je sind wir heutiges Tages auf solche Ausführungen angewiesen, indem die Masse des Ueberlieferns in's Ungeheure wächst, und eine Menge von Einzelheiten fallen läßt, auf welche die geschichtliche Betrachtung ihren Anspruch doch nicht aufgiebt; beim Herausgreifen besondrer Stoffe zum Behuf der Einzelbearbeitung versteht es sich aber von selbst, daß hier alle Umstände des Geschehenen in größter Genauigkeit vorzuführen sind, wobei die Lebensfarbe der Wirklichkeit, die so leicht in den eilenden großen Darstellungen erlischt oder verblaßt, in heller Frische sich zeigen kann, und durch diese auch auf das Allgemeine ein neues Licht wirft. Damit dieser Zweck erreicht werde, ist allerdings nöthig an jene Arbeiten dieselben Anforderungen zu machen wie an die großen Geschichtbücher. Jetzt und bei uns dürfte es schwerlich noch gelingen, nach dem Beispiel Saint-Réals, einen geschichtlichen Gegenstand zur bloßen Unterhaltung solcher Leser, die nicht weiter nachfragen was hier Erdichtung oder Wahrheit sei, in romantischem Schmuck und blendender Schreibart vorzuführen; ein Beginnen dieser Art würde schnell als werthlos erkannt und verworfen sein. Da die Stoffe die vorzugsweise sich einer abgesonderten Behandlung darbieten, meist auch solche sind, bei denen ein strenges und mühsames Forschen Anwendung findet, so können wir uns im Sinne gewissenhafter Richter bei ihnen auch nur mit dem Ergebniß der möglichst ermittelten Wahrheit beruhigen. Die richterliche Ergründung und Abwägung der Thatsachen, das Eindringen in

die augenscheinlichen oder voraussetzbaren Triebfedern, das Zusammenfassen alles Zerstreuten in einen festen Ueberblick — alles dieses wird um so unerläßlicher, je verworrener der Gegenstand ist, je mehr Zweifel und Widersprüche sich darin finden.

Die neuere Geschichte wimmelt von falschen Angaben, Erdichtungen, Trügnissen. Unter der Herrschaft der Buchdruckerkunst und der wachsenden Oeffentlichkeit ist die geschichtliche Wahrheit keineswegs sicherer geworden; diese mächtigen Hülfsmittel, so sehr geeignet ihr zu dienen, haben sich nur allzu oft auch gegen sie gewendet. Es gewährt einen merkwürdigen Einblick, wenn man in bestimmten Fällen den Gang beobachtet wie die Ueberlieferung sich zusammensetzt und gestaltet. Von entscheidender Wichtigkeit ist der erste Wurf, durch den eine Nachricht oder Angabe zur öffentlichen Kunde gelangt; das zuerst Aufgenommene faßt in der Einbildungskraft tiefe Wurzel, wuchert im Stillen immer weiter, und nach jahrelangem Eifer des überzeugenden Berichtigens keimt es ungestört wieder auf, steht als freches Unkraut zwischen der guten Saat in voller Blüthe! Bonaparte hat dies sehr wohl gewußt, und die Erdichtungen und Falschheiten seiner Bulletins sind nicht nur bei seinen Soldaten und der rohen Menge für den Augenblick ihm nützlich gewesen, sondern ihr Eindruck wirkt auch noch heute, und man kann gegen diese Nachwirkungen nicht genug auf der Hut sein. Die erste Gestalt, unter der ein Ereigniß in die Welt geschrieen wird, hat ein so zähes Leben, daß man kaum sagen kann wann die ausgemacht falsche denn wahrhaft todt sei. In keiner Geschichte zeigt sich diese Bewandtniß schärfer als in der französischen; sehr natürlich,

denn die französische ist die lebendigste, gedrängteste und überschwellendste aller neueren Geschichten, und hier lohnt es sich dem Fälscher am meisten unwahre Farben und Züge einzutragen, hier aber auch am meisten dem Wahrheitsfreunde das Falsche auszuwerfen und das Rechte herzustellen.

In dem Gesagten liegt schon die Anerkennung, wie richtig und zeitgemäß der verehrte Verfasser des vorliegenden Buches die Stoffe seiner geschichtlichen Aufhellungen zunächst aus der französischen Geschichte genommen hat. Freilich spricht für diese Wahl auch noch der besondere Grund, daß die französische Geschichte bei weitem die reichsten Quellen hat, auch für die neueren und neuesten Zeiten, wenigstens muß die deutsche Geschichte ihr hierin unbedingt nachstehen. Wohl hätten auch wir der Stoffe genug, und Stoffe voll beißender Würze und spannenden Bezuges, aber wer kann sie gründlich bearbeiten bei solcher Spärlichkeit zugänglicher Nachrichten, wer dürfte es bei unserm Zustand der Preßfreiheit!

Der Herr Verfasser giebt in diesem Bande, welcher hoffentlich nicht der einzige bleiben wird, vier Aufsätze, nämlich: 1) über den Charakter und den politischen Einfluß der Königin Marie Antoinette von Frankreich; 2) die Frauen in der französischen Revolution; 3) die Herzogin von Abrantes aus ihrem Leben und aus ihren Büchern; 4) die Ermordung der französischen Gesandten bei Rastatt. Von diesen Aufsätzen sind der erste und vierte die hervorragend wichtigsten. Der erste nimmt die unglückliche Königin, welche, bevor sie dem Volkshaß zum Opfer fiel, schon längst das Opfer der höchsten Verleumdungen geworden war, gegen diese in Schutz, und erweist den Un=

grund vieler frechen Anschuldigungen; die berühmte Halsbandgeschichte bildet einen Hauptpunkt in dieser Erörterung, und wenn auch nicht alles Räthselhafte gelöst worden, so können wir doch sagen, daß wir diesen verhängnißvollen Handel, der mit Recht als eine der Antrittsstufen zur Revolution angesehen wird, noch nie mit solcher umsichtigen Erwägung und solchem unparteiischen Urtheil bearbeitet fanden. Der zweite und dritte Aufsatz beleuchten mit Verstand und Billigkeit eine Seite des französischen Lebens und Wirkens, die bei uns, aus Unkunde oder Leidenschaft, am meisten verkannt zu werden pflegt. Im vierten Aufsatz endlich wird eine Begebenheit durchgeprüft, die leider mehr deutsch als französisch zu nennen ist. Für sie mußten auch vorzugsweise deutsche Nachrichten aushelfen, die aber schwerlich zu einem genügenden Ergebniß geführt hätten, wären nicht gerade in den letzten Zeiten einige freimüthige Aussagen an das Licht getreten, welche den Vorgang so weit aufgehellt haben, daß über den wahren Zusammenhang der Dinge kaum ein Zweifel bleiben kann.

Bei allen diesen Gegenständen, deren nicht nur mühsame, sondern mitunter auch mißliche Schwierigkeit nicht zu verkennen ist, haben wir neben dem kritischen Scharfblick des Verfassers immer auch seine ruhige Besonnenheit und redliche Wohlmeinung bewährt gefunden. In seinem Text laufen zweierlei verschiedene Fäden, bald neben einander, bald glücklich verschlungen, die Fäden der Untersuchung und die der Darstellung. Seine Kritik, vorurtheillos und freimüthig, prüft mit kühlem Verstand, mit fleißiger Sorgfalt, sie verhört mit gleicher Gelassenheit die verschiedenen Parteien, läßt sich durch Leidenschaft

nicht hinreißen, durch gehässigen Tadel sich so wenig als durch begeistertes Lob irren, erlaubt sich von der Mitte des Weges keinen eilenden Sprung zu dem schon voraus- gesehenen Zielpunkt, sondern verfolgt Schritt für Schritt die Aufgabe, bis jedes auffindbare Für und Wider ge- bührend erschöpft worden. Seine Darstellung ist dabei lebhaft und warm, und verläugnet nicht Theilnahme und Neigung, wie sie auf dem sittlichen Standpunkt des Ge- schichtbetrachters sich dem höhern Sinn von selbst ergeben.

Herr Professor Jacob geht an die Behandlung ge- schichtlicher Stoffe mit einem unschätzbaren Vortheil, mit der Weihe des klassischen Alterthums. Die Philologie ist eine treffliche Vorbereitung, eine reiche Mitgift zu gar manchen Lebenswegen, auch zu solchen, die von dem ihr zunächst eignen weit abgehen, besonders aber zu dem Beruf des Historikers. Die philologische Strenge und Genauigkeit, von der Prüfung der Worte und Formen auf die gewichtigere der Thatsachen übertragen, leistet durch die Kritik der Zeugnisse in manchen Fällen kaum weniger als die urtheilende Anschauung des Augenzeugen.

Die Franzosen haben ihre neuere Geschichte noch nie mit dieser philologischen Sorgfalt behandelt, wie dieß hier wiederum durch einen Deutschen geschieht; denn daß auch Wachsmuth in seiner Geschichte der französischen Revo- lution die gleiche Tugend ausübt, wollen wir hier ge- ziemend anerkennen. Die Franzosen schildern ihre An- gelegenheiten mit der Unruhe und Heftigkeit, die in den Sachen selber fortarbeitet, mit Eigenwillen, mit vorsätz- licher Parteilichkeit, mit — wir wollen es zugeben — oft edler Leidenschaft; zu dem frei über dem Gegenstand schwebenden, nicht mehr in diesem befangenen Betrachten

und Erwägen gelangen sie schwer; wo sie den Schein davon mit absichtlicher Umständlichkeit und Milde bezwecken, wie in dem neuesten Geschichtswerk von Thiers, da tritt im Gesammteindruck doch nur um so greller das übelverborgene Gegentheil hervor. Wir möchten den Franzosen empfehlen durch Uebersetzung der vorliegenden Proben deutscher Gründlichkeit und Wahrheitsforschung ihre eignen Sachen einmal in dieser Maßgabe anzuschauen.

Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart. Von Moritz Carriere. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag 1847. 8.

Wir besprechen dieses bedeutende Werk hier nicht als ein philosophisches, sondern als ein historisches, das den geistigen Trieb und Gehalt eines früheren Zeitalters heraufbeschwört, um dem Ringen der Gegenwart ein Bild vor Augen zu rücken, an welchem die heutigen Strebungen sich hellen und stärken mögen. Ein geistreicher Geschichtschreiber hat — bei Gelegenheit Serbiens — die treffende Bemerkung ausgesprochen, das Erforschen heutiger Zustände südlicher Völker führe nothwendig bis auf die Römer zurück. Aehnliches gilt von den geistigen Gebilden unserer Tage, sie nöthigen immer auf die Reformationszeit zurückzugehen. Unser Verfasser hat im Bewußtsein und Sinne dieses wesentlichen Zusammenhanges das große, schwierige, ja in manchem Betracht bedenkliche Werk unternommen, in den wirr durch einander liegenden Geschichtsmassen mit philosophischer Hand aufzuräumen, weite Durchsichten nach jener Vergangenheit frei zu machen, und deren mannichfache Gestalten in ihrem geistigen Kern ächt und klar zur Anschauung zu bringen.

Sein philosophischer Standpunkt ist hiebei zugleich ein religiöser, und das Christenthum ist ihm in keinem Widerstreite mit der Philosophie. In der höchsten Idee der Gottheit als unendlicher Liebe und als Selbstbewußtsein des unendlichen Geistes versöhnen sich ihm Glauben und Wissen, enthüllt sich das Geheimniß göttlicher Menschwerdung. „In dieser Idee — sagt er — wird das Christenthum in seiner Tiefe und Fülle begriffen; in ihr wird unsere Zeit den Frieden finden. Und dazu möcht' ich hinführen, indem ich darstelle wie solche Gottesanschauung bei dem Beginn der neuern Zeit die Gemüther ergreift, indem ich zu der angedeuteten Ansicht der höheren Wahrheit des Theismus wie des Pantheismus dadurch hinleite, daß ich das Werden und Wachsen derselben schildere. Weil im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die ursprüngliche Totalität nach ihren einzelnen Seiten sich auseinanderlegt, ist die hohe Bedeutung jener verkannt worden; erst wer sie für sich wieder errungen hatte, konnte sie auch dort erkennen und darstellen. Wenn unsere Zeit sich nicht vergebens rühmen soll die Reformation zu vollenden, dann müssen wir jener Idee überall den Sieg erringen."

Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser auf dem Gebiet, welches er zu bearbeiten unternimmt, sich vollkommen heimisch gemacht habe. Wir finden in dem Buche selber, wie es vorliegt, die sprechenden Zeugnisse viel umfassender wie tief dringender Studien, unverdrossenen, wohlgeführten und parteilosen Fleißes. Vor allem ist anzuerkennen, daß der Verfasser den gewaltigen Stoff in seiner ganzen Ausdehnung ergreift. Denn die Reformationsgeschichte beschränkt man gewöhnlich gern auf

die deutschen Strömungen, denen man etwa noch einige französische oder schweizerische zufließen läßt; während diese doch nur ein Theil der großen Bewegung sind, und zwar der am meisten in das äußere Leben hinausdrängende, aber geistig keineswegs der alleinwirkende, indem die ganze europäisch christliche Welt ihre kräftigen Beiträge dazu hergeben muß.

Herr Carriere beginnt seine Darstellung mit dem Zeitalter der Wiedererweckung des klassischen Alterthums und der Erneuerung der griechischen Philosophie; entwickelt hierauf die Naturanschauung der Reformationszeit, wobei er sowohl die kühnen Irrgänge der Einbildung und des Aberglaubens in Astrologie, Magie und Alchymie, als auch die mächtigen Durchbrüche der wissenschaftlichen Wahrheit in großen Umrissen anschaulich macht, die ungeheuren Entdeckungen eines Kopernikus, Kepler, denen er mit glücklichem Uebergriff auch Leonardo da Vinci und Columbus anzuschließen weiß; sodann schildert er in scharfen Zügen die Lebens- und Gedankenbilder der deutschen Mystiker und Reformatoren selbst, unter welchen besonders Luther in neuer glänzender Beleuchtung erscheint; weiterhin werden Machiavelli, Knox, Morus, Mariana und Bodinus zur Betrachtung gezogen; darauf erscheinen die italienischen Philosophen, eine herrliche Reihe der größten Männer, Helden und Märtyrer der Wissenschaft und Ueberzeugung — diese Abschnitte über Cardano, Telesio, Bruno, Vanini und Campanella, mühsam und gewissenhaft aus den weit zerstreuten, schwer zu beschaffenden und oft getrübten Quellen geschöpft, mit geistiger Weihe und warmem Lebenshauche hingezeichnet, sind unsers Erachtens die litterarische Höhe des Buches; in ihnen ist der Verfasser am

ergiebigsten und wärmsten; an sie knüpft er die stärksten Bezüge des Fortwirkens, die er bis in die neuesten philosophischen Erscheinungen begleitet und offenlegt. Wiederum nach Deutschland zurückkehrend werden wir zuletzt von der wunderbaren Gestalt des teutonischen Philosophen Jakob Böhme's festgehalten, dem der Verfasser ein besonderes Studium gewidmet und eine vorzüglich gelungene Entwicklung gegeben hat, unseres Wissens zum erstenmal in dieser lichtvollen Weise und in diesem großen Zusammenhang.

Das ganze Verdienst Carriere's bei diesem Werke darzuthun geziemt unsrem Standpunkte nicht; einen wichtigen Theil der Würdigung müssen wir den Philosophen überlassen, solchen nämlich die mit der Wissenschaft der Begriffe auch die gelehrte Kenntniß heranbringen, ohne welche dieser geschichtliche Stoff nie zu bewältigen ist. Wir unsrerseits haben von dem Buche zu sagen, daß der Gegenstand glücklich erfaßt, mit Klarheit und Wärme behandelt ist; daß die Anordnung und das Maß der Ausführung dem jedesmaligen Stoff entspricht; daß der Vortrag verständlich, die Schreibart lebhaft und fließend, oft rednerisch schön und dichterisch blühend ist, ohne daß durch letzteres die Schärfe der Gedanken je litte oder Phantasieen ihre Stelle einnähmen. Wenn die einzelnen Bildnisse in ihrer Folge bisweilen weniger verbunden scheinen, so gewinnt dabei die Selbstständigkeit derselben, während die Verbindung in der Sache selbst hinreichend gesichert bleibt; eine hohe und freie Gesinnung und ein liebevoller Geist walten durch das Ganze und vereinigen alle Theile desselben zu schöner Gemeinsamkeit.

Die Schlußbetrachtungen des Verfassers lassen den

Leser die zurückgelegte Wanderung nochmals überschauen und in ihrer Bedeutung für das Leben der Gegenwart auffassen. „In unserer Zeit — sagt er S. 726 — beginnt die Ideensaat aufzusprießen, welche in den Tagen der Reformation ausgestreut ward. Damals galt es vor allem die religiöse Freiheit zu retten und den Protestantismus zu begründen; die Entwicklung der folgenden Jahrhunderte hat theils in Gegensätzen entfaltet was damals in noch ungeschiedener Einheit lag, theils nach und neben einander scheinbar vergessene Bestrebungen wieder aufgenommen; jetzt gilt es dieß alles zu neuer Lebensgestalt zusammenzufassen, nicht bloß für Einzelne, sondern für die Völker." Ueberraschen wird es viele, wie hier das Verhältniß der Hegel'schen Philosophie und ihrer spätern Entfaltungen zu dem Stande der Gegenwart bestimmt wird; mit der Verehrung des dankbaren Jüngers geht der ungehemmte Freimuth des ernsten Forschers Hand in Hand. Zuletzt weist er allen Gewinn der Philosophie dem Heile des wirklichen Lebens, dem thätigen Ausüben zu. Carriere sagt: „Als der Gedanke der Zeit ist die Philosophie nicht bloß in der abgelebten, sondern auch in der jugendlich vorstrebenden, und zwar ist sie da dem Volk ein Licht auf seinem Wege, und dieß gerade ist das Schöne und Große unsrer Tage, daß man sich von einem rohen Experimentiren, von einem blinden Naturwuchs abkehrt, daß man vor der Ausführung überlegt, daß man Ideen zur That werden läßt. Theorie ohne Praxis heißt Träumerei, Praxis ohne Theorie Pfuscherei, beide müssen einem selbstbewußten Leben weichen." Und die Siegeshoffnungen des deutschen Geistes verkündet er schließlich mit folgenden schönen Worten: „Es ist mehr

als ein schöner Traum, wenn wir unser Volk auf dieser Bahn zu wandeln im Begriffe sehen, die Herrschaft der Intelligenz auf der einen Seite, die Turn=, Gesang= und Kunstvereine auf der andern bedingen und ergänzen sich. Dadurch kann der Gedanke Fleisch und Blut gewinnen, dadurch die Selbstständigkeit der Individualität und die Einheit des Ganzen in einem innerlich erwachsenden Organismus der Gesellschaft und damit Freiheit und Ordnung zugleich verwirklicht werden. Dann können wir mit starkem Arm das Siegeszeichen des deutschen Geistes als Völkerfahne auf die Höhe der Geschichte pflanzen."

Gedächtnißrede, gehalten am 3. August 1847 von August Böckh. Berlin 1847. 4.

Die Beredsamkeit hat in Preußen bisher ein sehr beschränktes Feld gehabt, das des Lehrvortrags und der Festrede, jedoch diese beiden Arten mit Fleiß und Gewandtheit angebaut, wofür die Namen Delbrück, Schleiermacher, Fichte, Gans, und Böckh selbst, als wohlbewährtes Zeugniß gelten können. Die politische Rede, wiederholentlich angestrebt und einzeln versucht, drang nicht in die freie Luft, wo allein ihr Aufschwung möglich ist, und was etwan in den Provinzialständen Treffliches gesprochen worden, ging in befangener und namenloser Mittheilung für jeden entfernteren Kreis größtentheils verloren. Im Verlaufe dieses Jahres aber ist bei uns, mit dem ersten Vereinigten Landtage, die Staatsberedsamkeit in ihr volles Recht getreten, und zugleich mit ihr, was von eben so großer, ja vielleicht größerer Bedeutung, die Beredsamkeit vor Gericht. In beiden

Zweigen dieser neuen Entfaltung hat schon der erste Beginn die herrlichsten Kräfte gezeigt, und in so jungen Anfängen, wo Lehrlingsversuche zu verzeihen, frisches Wagen mit Beifall aufzunehmen war, sind wir durch fertige Meisterschaft überrascht worden! Wünschen und hoffen wir dem neuen Ruhm und Glanz, der über Preußen aufgegangen, daß er immer stärker und reiner leuchte, zum Dank und zur Freude des hohen Gebers, und zum Gedeihen und Heil der ganzen Nation!

Mit solcher neuen Machtentwicklung des Wortes kann die bisherige bescheidne, in sich begränzte, mehr auf künstlerischen Eindruck angewiesene Gattung, welche wir kurzweg als die der akademischen Rede bezeichnen, freilich nicht wetteifern; sie darf weder so gewaltige Stoffe unmittelbar für das Leben verarbeiten, noch vermag sie, solche Wirkungen hervorzubringen. Aber sie braucht darum keineswegs in den Schatten zu treten. Sie hat ihre eigne Bahn und Weise; auf ihrem Boden kann auch sie des Guten und Wichtigen genug leisten, und es wird jenen andern Gattungen sogar zum Verdienst und Vortheil gereichen, wenn sie diese Gefährtin würdigen und nicht ganz aus den Augen verlieren. Wir haben das Glück, dem Gesagten durch die vorliegende Schrift sogleich ein lebendiges Beispiel anschließen zu können. —

Der hochverehrte Mann, welcher hier zum fünfundzwanzigsten Mal bei der Stiftungsfeier der Universität zu Berlin auftritt, hat von jeher, sowohl bei dieser wie bei andrer Gelegenheit, den tiefen Gehalt ernster Betrachtungen mit der Würde und Angemessenheit schicklichen Ausdrucks zu verbinden gewußt. In sicherer Handhabung der Sache, ohne gesuchten Schmuck oder künstlichen Um-

schweif, deren der ächte Redner nicht bedarf, ist ihm gelungen die nützlichsten Wahrheiten zu verkünden, welche ein minder begabter und also auch zur Freimüthigkeit minder befähigter Redner bei den gegebenen Anlässen eher würde vermieden haben. Seine Betrachtungen weilen hauptsächlich auf dem Gebiete, wo die Wissenschaft und das Leben zusammentreffen, und die Berührung oft nur in heftigem Anstoße Statt findet. Bei der Engherzigkeit und dem Wahneifer, welche einem großen Theil unsrer Zeitgenossen nicht abzusprechen sind, haben auch unsres Redners maßvolle Bezeichnungen Tadel und Vorwürfe erlitten, ohne daß doch ein vernünftiger Widerspruch gegen ihn wäre erhärtet worden. Er ist also den Kämpfen, welche unsre Zeit bewegen, seinestheils nicht fern geblieben, sondern hat sie mitgeführt, so wie sein Standpunkt und seine Waffe es mit sich brachten. In seiner Behandlungsweise ist die akademische Beredsamkeit der politischen verwandt, und zeigt ein muthiges, in edlen Formen sich bewegendes Mitschreiten. Sein Geschoß trägt nicht so weit, wie das des politischen Redners, allein wer die Schußlinien verlängert, wird ihnen oft dasselbe Ziel finden, welches dieser offen nehmen darf.

Die gegenwärtige Rede giebt einen raschen doch inhaltreichen Ueberblick des Standes der Universitäten unter und zu der vorigen Regierung. Mit aufrichtiger Prüfung und gerechter Anerkennung, dabei mit ehrfurchtsvollem und warmem Herzen, legt er die hohen Verdienste Friedrich Wilhelms des Dritten um die Pflege der Wissenschaften dar. Mit redlicher Wahrheitsliebe verschweigt er aber auch nicht, daß seit Napoleons den Universitäten feindseliger Macht, diesen das Jahr 1819 das drohendste

gewesen. Schonend, und dennoch in scharfen Zügen, führt er die Anfechtungen und Bedrängnisse vor, welchen diese höchsten Lehranstalten viele Jahre hindurch bloßgestellt gewesen. Er spricht mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit von der Ermordung Kotzebue's, der Entfernung de Wette's, den Verfolgungen der früher begünstigten Burschenschaft und der nachgefolgten Studentenvereine, von den traurigen und schmachvollen Wirkungen der Karlsbader Beschlüsse. Wir erfahren hier zum ersten Mal öffentlich und beglaubigt, daß der Senat der Berliner Universität für de Wette nachdrückliche Schritte gethan, und daß dann, als diese vergeblich geblieben, die Mehrzahl der Professoren zusammengetreten sei, und dem Ausgeschiedenen bis auf bessere Zeiten den Betrag seines Gehaltes gesichert habe, was damals nur insgeheim geschehen konnte, und auch so lange es nöthig war, wirklich geheim gehalten worden, obschon auch Gegner des Mannes dabei mitwirkten. Trefflich ist die hier im Auszuge mitgetheilte Verwahrung, welche der Rektor und Senat, im Gefühl erfüllter Pflicht und erlittener Kränkung, an die deutsche Bundesversammlung wider die geschehenen Beschuldigungen ergehen ließen, die aber von den höchsten Staatsbeamten zurückgehalten wurde, aus kluger Würdigung der Zeitumstände, welche, von blinder Parteisucht erfüllt, in manchen Richtungen allem besonnenen Einspruche ganz unzugänglich waren. Bald auch besserte sich das Verhältniß wieder, zwar nicht in ausgesprochener Zurücknahme, aber in allmäliger Beseitigung des Druckes, im Wiedervortreten ruhiger, klarer Ansichten, denen die biedere, tüchtige Haltung der Lehrer, der Fleiß und die Bildung der Studirenden und die steigende Blüthe der

Universität thätig zu Hülfe kamen. „Wir genossen wieder“, sagt der Redner, „das ganze Vertrauen einer die Wissenschaft liebenden Verehrung und eines für den Ausdruck der Liebe und Verehrung, den ihm auch die akademische Jugend bezeigte, empfänglichen Königs. Er erkannte den innern Werth dieser hohen Schulen, und sie überlebten die Zeiten einer auch über ihr Gebiet weit hinausgreifenden Verdächtigung, die, ich darf es leider nicht verschweigen, von einem Mitglied unserer Universität, einem sonst wohlwollenden und liebenswürdigen Amtsgenossen, welcher der erste Rektor dieser Universität gewesen, fast zuerst ausgegangen war.“ Wir müssen die gedrungene warme Erzählung dem Selbstlesen eifrigst empfehlen, als ein Muster, wie dergleichen schwierige Gegenstände freimüthig zugleich und taktvoll vorzutragen sind.

Die ganze Rede gereicht, wie dem Redner selber, so auch der Körperschaft, in deren Namen gesprochen wird, zu hohen Ehren. —

Zum Schlusse bringen wir noch die schönen Worte, mit denen hier Fichte's wiederum gedacht wird, für den unser Redner bei jedem Anlasse die reinste Verehrung an den Tag legt, wie er denn auch dessen und Hegel's Abweisung von der Berliner Akademie der Wissenschaften schon früher mit gerechtem Vorwurfe gerügt. Hier sagt er zum Lobe des großen Weltweisen: „Der kühnste und freieste Denker der neuern Zeit, Fichte, von Kursachsen der Gottesläugnung angeklagt, wie seit Anaxagoras so viele edle Forscher, verließ Jena und fand in Preußen Zuflucht und Schutz; er lehrte, halbjährlich wechselnd, in Erlangen und Berlin, hier zuerst in freigebildeten Kreisen Wißbegieriger, da in dieser Hauptstadt damals Achtung

und Liebe für die Philosophie unter den Edlern verbreitet war, späterhin als eine der ersten und schönsten Zierden der jungen Universität; zugleich griff er mächtig ein in das Leben und wirkte zur Erweckung des deutschen Volksgefühls und freisinniger Ansichten mit seinem gedankenreichen, urkräftigen, scharfen Wort. Hier zeigte sich von neuem, was jederzeit sich bewährt hat, daß die Freiheit des Gedankens, wenn sie an einer Stelle und für kurze Zeit gehemmt wird, anderwärts, bisweilen freilich erst später, nur desto glänzender hervorbricht: fast ohne Ausnahme Alle, die vornehmer und gelehrter oder niedriger und unwissender Pöbel ihrer Zeit als gottlos angeklagt hat, sei es weil sie herrschenden Aberglauben bekämpften, sei es, daß sie wie Aristarch von Samos und Kopernikus und Galilei nur einzelne von der Religion ganz unabhängige Lehren aufstellten, welche den befangenen Zeitgenossen religionswidrig schienen, sind von der Nachwelt freigesprochen und als Verkündiger der Wahrheit hoch gepriesen worden: die Unterdrückung selbst giebt der Wahrheit die stärkere Kraft der Gegenwirkung."

So weit Böckh, dessen kräftiges Wort nah und fern fruchtbares Erdreich findet und sich wirksamen Erfolges zu freuen hat. —

Psychorama eines Scheintodten. Leipzig, 1847. 632 S. 8.

Unter diesem etwas räthselhaften Titel empfangen wir eine kleine Sammlung von Gedichten, welche auf den ersten Blick einen genialen Ursprung kundgeben, einen hochfliegenden Geist, einen eigenthümlichen Humor, der aus Tiefen des Innern keck auf rauhe Wirklichkeit sich ergießt, eine geübte Hand, welche die feinsten Fäden

spinnt, auf deren zartem Gewebe ein lieblicher Traum sich wiegt, und welche gleich daneben die derben Schnüre dreht, aus denen Geißel und Strang gemacht werden. Insofern diese Gedichte mit in die Gattung der politischen hinüberspielen, dürfen sie leicht das Vorurtheil erwecken, welches in neuerer Zeit wohl nicht unverdient der ganzen Gattung anhaftet; allein sie erscheinen in dieser Gattung als eine besondere Seltenheit und müssen schon als Ausnahme unsere nähere Aufmerksamkeit ansprechen. Sie bekennen sich offen zu einer Gesinnung, welche bisher dichterisch so gut wie gar nicht vertreten war; ihr Freimuth besteht darin, die Strebungen zu bekämpfen, denen gewöhnlich jene Eigenschaft ausschließlich beigelegt wird.

Auch ohne die bestimmten Andeutungen, welche in den Gedichten einzeln vorkommen, könnte man schon aus ihrem Ton im Ganzen schließen, daß sie nicht aus einer Hütte, sondern aus einem Schlosse stammen, wo der Geist des Ritterthums noch fortlebt, verbunden mit hoher geistiger Bildung, wie unser Zeitalter sie gewährt. Auf sicherer Höhe, unberührt von der Noth und den Kämpfen der Welt, steigt der edle Sinn doch willig zu diesen herab, die Noth wohlthätig zu lindern durch Einsicht und Gaben, die Kämpfe mitzustreiten zum Erfolg der Sache, für die das Herz glüht, nicht sowohl der eignen, als vielmehr einer höheren, — der Rittersinn kämpft für das Königthum.

Dieser Zug geht durch die ganze Sammlung; am innigsten waltet er in der ersten Abtheilung, welche „Meine Laren" überschrieben ist. Hier finden sich die schönen Strophen „An meinen König":

„Stern auf meinen Wegen,
Lenkst du mein Gesicht
Deinem Licht entgegen,
Und ich zage nicht.

Wolk' am Himmelsdome,
Spendest du den Thau
Mir im Segensstrome
Auf des Lebens Au.

Ros' im fernen Raume,
Labst du mich mit Duft:
Selbst im dunkeln Traume
Athm' ich Rosenluft.

Mögen andre Herzen
Dich auch mißverstehn. —
Denen sind die Schmerzen,
Die das Licht nicht sehn.

Die vom Thau nichts fühlen,
Den der Himmel beut,
Und in Dornen wühlen,
Die sie selbst gestreut."

In der zweiten Abtheilung „Lebende Bilder", worin Gedichte auf Humboldt, Rückert, George Sand und Andere, hat uns besonders ein sehr sinniges auf Rahel angezogen, am wenigsten aber das auf Ronge gefallen, wo der Gegenstand selbst ein anderes Maß erforderte. Am bedenklichsten erscheint unstreitig die vierte Abtheilung, in welcher derbe Fibelsprüche hauptsächlich gegen Heine gerichtet sind; doch sühnt die Dichtung den allzu herben Angriff zuletzt durch ein rührend-schönes Lied an Heine selbst und will die echte Dichterseele aus Frevel und Schmutz retten. In den beiden letzten Abtheilungen,

„Lehrgedichte“ und „Erinnerungen“, tritt unser Dichter (oder dürfen wir sagen, die Dichterin?) am reinsten und schönsten hervor, eine Fülle edler Gedanken und hoher Empfindungen gewinnt gewiß auch diejenigen Leser, welche durch Einzelnes der früheren Abtheilungen verletzt oder nicht befriedigt worden.

Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Aus den Handschriften herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Leipzig, 1847. 8.

Unser achtzehntes Jahrhundert, auf welches wir im neunzehnten oft vornehm und mitleidig zurückschauen wollten, über welches wir sogar zurückzuspringen versuchten in das entlegenere Mittelalter, rächt sich durch immer neue Enthüllungen und Ausströmungen seines reichen Lebens. In der That war jenes Zeitalter für uns nicht nur ein in der Litteratur zeugungskräftiges, dem wir die ursprünglichsten Hervorbringungen des Geistes verdanken, sondern auch für das gesammte Leben ein wiederherstellendes und veredelndes. Die besten Eigenschaften unsers Volkes, treue Redlichkeit, edler Fleiß, Wärme des Herzens und milde Klarheit des Sinnes, mit einem Worte das Reinmenschliche, traten hervor aus dunkeln Tiefen an den günstigen Tag und strebten allseitig nach Entwicklung und Thätigkeit. Mehr noch als die Litteratur wies das Leben diese schöne Richtung, und jene diente nur, mit auszusprechen und zu bewahren, was von diesem so reich gehegt wurde. In Wahrheit, blicken wir zurück auf die Zeit, welche den Aufschwung deutscher Geistesbildung umfaßt, — etwa von Lessing an, welchen Abschnitt auch Hillebrand als den unsrer litterarischen

Wiedergeburt festhält, — so müssen wir erstaunen über die große Zahl guter und edler Menschen, Frauen sowohl als Männer, welche mit allen Kräften tüchtig, liebevoll, freisinnig ein Höheres wollen und erstreben, das der Nation in vorangegangenen Zeiten der Rohheit und Pedanterei fast abhanden gekommen war. Zahlreiche Lebenskreise sehen wir befruchtet von dem neuen Geiste und seine Wirkung über alle Stände und Gegenden ausgebreitet.

Goethe's Dichtung und Wahrheit, diese unschätzbaren Denkwürdigkeiten, wie sie in solcher Art keine andere Nation aufzuweisen hat, sind gleichsam das Haupt- und Stammbuch, wo die Zeugnisse jenes neuen Aufschwunges sich niedergelegt finden, und von wo zahlreiche Fäden auslaufen, deren Verfolgung zu weiterem Gewinne führt.

Wie großer Reichthum hier unter unscheinbaren, ja man kann sagen im gegebenen Falle, ungerechten Andeutungen verborgen lag, haben wir mit freudiger Ueberraschung erkennen müssen, als vor zwölf Jahren zuerst die kraftvolle und edle Gestalt von Johann Heinrich Merck hervortrat, in der Fülle seiner Lebensbeziehungen, in der offnen Wahrheit seines Wesens. Wir erinnern uns noch sehr wohl des Erstaunens, mit welchem die erste Mittheilung des Herrn Dr. Karl Wagner in Darmstadt, der reiche Schatz von Briefen Merck's, Goethe's, Wieland's, des Herzogs von Weimar, von Seiten der zahlreichen Leser, die man als Goethe'sche Gemeinde bezeichnen kann, aufgenommen worden. Seitdem hat Herr Dr. Wagner der ersten eine zweite Mittheilung hinzufügen können, Herr Dr. Stahr in Oldenburg eine Sammlung der

Schriften von Merck folgen lassen; anderer Beiträge und Aufhellungen, die von manchen Seiten in näherer oder weiterer Verknüpfung dargeboten werden, zu geschweigen.

Aber dieser Kreis ist noch keineswegs erschöpft! Wir dürfen eine neue Schrift willkommen heißen, durch welche sich ein frischer Quell von Mittheilungen eröffnet. Wir verdanken sie demselben Herrn Dr. Wagner, der nicht aufhört, seinen ernsten Berufsarbeiten die sinnige und sorgsame Beschäftigung mit den für ihn doppelt vaterländischen Gegenständen der Litteratur und des Lebens zu gesellen; denn diese hier vortretenden Personen und Sachen sind nicht nur von allgemeiner deutschen, sondern auch von besonderer hessischen Theilnahme. Diesmal ist es nicht nur Merck, an welchen dieses Interesse sich knüpft, sondern noch mehr und hauptsächlich Höpfner, als der eigentliche Mittelpunkt unseres Buches, um den sich alles reiht und schließt.

Welch' einen trefflichen Mann lernen wir in Höpfner kennen! Außer der kurzen Erwähnung bei Goethe fand sich bisher im großen Strome des Andenkens kaum eine Woge, welche diesen Namen bemerkbar emporgetragen hätte. Und doch wie sehr verdient er in der Erinnerung fortzuleben, als ein Glied jener edeln, um Goethe's Jugend versammelten Genossenschaft, und als ein selbstständiges Vorbild vielseitiger, in schönem Gleichgewichte wirkender, das Leben wahrhaft erhöhender Bildung. Wie man Aerzte, Theologen und andere Fachgelehrte jener Zeit heutigen Tages oft zurückwünschen möchte, so mit allem Fuge besonders auch solche Juristen, wie Höpfner war! Die gründliche Wissenschaft, der auch der hoffährtigste Pedant unsrer Tage sich anerkennend beugen muß,

geht hier Hand in Hand mit allgemeiner Bildung, mit der gütigsten Menschenfreundlichkeit, mit dem regsten, freudigsten Antheil an allem Guten und Wackern. Auch eine herrliche, reichbegabte Frau begegnet uns hier, von der wir bisher kaum den Namen wußten, Albertine von Grün. Wie Goethe selbst, Herder, Lichtenberg, Leuchsenring, Sophie von Laroche und nebst vielen Andern selbst noch Clemens Brentano in diese Lebensgänge mit einspielen, wird dem sinnigen Leser zur Belehrung und Freude sein. Auch manches hier kaum zu Erwartende findet sich, z. B. die wichtigen Mittheilungen über den berühmten Präsidenten von Moser, die Fabeln von Herder &c.

Von dem Herausgeber haben wir noch zu rühmen, daß er diese Schrift, wie schon die früheren, mit strenger Treue und Genauigkeit ausgestattet hat; an dieser Sorgfalt, stets das geprüfte Richtige zu geben, an dieser Umsicht, das Zusammengehörige herbeizurufen, und an diesem Fleiße, die Hülfsmittel der Erläuterung und des leichten Gebrauchs nicht fehlen zu lassen, erkennt man den bewährten Musenfreund, dessen philologische Kunst und Zucht allen Gegenständen zu Gute kommt, bei welchen sie in Anwendung gebracht werden. Möge dieselbe Hand uns ferner mit solchen Gaben beschenken, wie denn aus dem bezeichneten Gebiete noch gar manche zu wünschen bleiben, vor allem ein würdiges Denkmal der großen Landgräfin Karoline, das freilich am sichersten auf der Grundlage ihrer eignen Briefe errichtet sein würde! —

Aus Karls von Nostitz Leben und Briefwechsel. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Dresden und Leipzig, 1848. 8.

Mag der betrachtende Geist einen Augenblick aus der Gährung und Wirrniß der Gegenwart auf nicht allzuferne Vergangenheit zurückblicken, so bietet ihm das vorliegende Buch die reichsten, und wir dürfen hinzufügen, wahrheitgetreuesten Bilder in Fülle dar. Die Glanzzeit von Berlin und Wien erscheint hier im lebendigen Gemählde, das mit dem Bilde der heutigen Zustände dieser Hauptstädte sich merkwürdig vergleichen läßt. Berlin vor dem Jahre 1806, Wien zur Zeit des großen Kongresses, welche Gegensätze zu der heutigen Gestalt! und doch ist letztere die geschichtliche Folge, die richtige Entwicklung jener früheren Gebilde! ja, die heutigen Zustände, wie bedrängt, verkümmert und armselig sie auch in manchem Betreff erscheinen, sind in ihrem Wesen unzweifelhaft edler, höher und fruchtbarer, als jene in ihrem Glanz und Schmuck. Nur in Einem scheint uns die alte Zeit entschieden im Vortheil, sie hatte bedeutendere Personen, größere Gestalten. Berlin hatte seinen Prinzen Louis Ferdinand, einen Helden, einen Menschenfreund und Bürger, wie Deutschland zu seinem Schaden jetzt keinen hat, an den jede höhere Begeisterung sich anschließen konnte, dem der Jüngling, wie der Mann gern vertrauete, überzeugt, daß der Führer, wenn auch irren, doch nie aus Eigensucht oder Eitelkeit trügerisch zu falschen Zwecken leiten konnte. Damals war Gentz noch ein kühner Freiheitskämpfer, Johannes Müller noch rein von dem Anhauche schmachvoller Bethörung. Scharnhorst wirkte in voller Thätigkeit. Hardenberg, Stein, Wilhelm von Hum-

boldt, Schön, und Andere waren schon aufgetreten oder dazu bereit. Allein hinter dieser politisch-militärischen Welt stand eine andere mehr im Hintergrunde, jedoch nicht minder bedeutende; sie war letzteres besonders dadurch, daß die Freiheit, welche in jener keine Stätte fand, sich hierher gerettet hatte, nämlich in die gesellige und litterarische Welt, welche mehr, als man glauben möchte, in jener Zeit ihre Bestandtheile zusammenhielt. In dieses gesellig-litterarische Treiben Berlins, den Genossen ein unzerstörbares Andenken genialer Kraft und Lust, wie die Universität dem einstmaligen Studenten, führen diese Denkblätter uns ein, und zwar mitten in den Strudel des Lebens der berühmten Gensdarmen-Offiziere, die man nur nicht mit irgend späteren Erscheinungen jugendlichen Militärübermuthes vergleichen möge! denn jene stehen unendlich höher, schon deshalb, weil ihr Uebermuth Opposition war, und weit entfernt, den Gelüsten roher Macht zu dienen, sich wider sie mit dem Geist und Geschmack der neuen Bildung verbündete. Nostitz war selbst ein Gensdarmen-Offizier und als solchen lernte der Prinz Louis Ferdinand ihn kennen, der ihn mit Kennerblick zu seinem Adjutanten auswählte. Treu hielt Nostitz zu seinem Prinzen, auch bei dessen allzufrühen Tod auf dem Schlachtfelde, den hier ebenfalls zu finden ihm das Geschick versagte. Aber er that mehr für ihn! Diese Schilderung des eignen Lebens, in welcher Nostitz als ein Meister klarer und treffender Darstellung sich zeigt, als ein kunstloser Autor, der, um die Worte nie verlegen, sie immer gradezu aus der Sache nimmt, ist das schönste Ehrengedächtniß, das dem Prinzen je gestiftet werden kann. Es stammt aus reiner Bewunderung und

Anhänglichkeit, und indem es die edlen und zarten Eigenschaften hervorhebt, verkennt es auch die Schwächen und Mängel nicht. Und welche Nebenfiguren gruppiren sich um diese Hauptfigur! Jeder der Namen, die hier genannt werden, oft nur flüchtig, könnte das Thema werden einer neuen Ausführung, sowohl in Roman als in Geschichte.

Dasselbe Lob müssen wir den Umrissen des Wiener Kongresses ertheilen, welchem Nostitz als russischer Offizier beiwohnte und in dessen innerstes Lebensgetriebe er uns scharfe Blicke thun läßt, die noch heute manche Haut mehr als ritzen mögen. Die Geschichte der Verhandlungen des Kongresses wird hier kaum berührt, aber ein Bild wie dieses ist mehr werth, als alle Verhandlungen und wer das Gegebene weiter zu führen versteht, wird sich nicht wundern, wenn er in rascher Folge von Stufe zu Stufe bis zu dem Punkte gelangt, wo das lange gestützte Gebäude der Lüge und des Unverstandes, der Willkür und Gewaltsamkeit krachend zusammenstürzt, und die Trümmer sehen läßt, die uns vor Augen liegen, und die wahrlich nicht die einer vergangenen Herrlichkeit sind, als welche sie von Unredlichen oder Thoren noch bisweilen beseufzt werden.

Was das Buch sonst noch enthält, in Tagebüchern, in Briefen von Nostitz und Merian, an Gneisenau, Varnhagen, den Herausgeber und Andre, steht mit jenen beiden Hauptabschnitten nicht auf gleicher Höhe, ist aber immer dankenswerth und reich an mancherlei Zügen und Bemerkungen. Der Herausgeber hat sich nicht genannt, allein die kurze Vorrede und einige Zwischenworte lassen genugsam erkennen, daß hier eine geübte Feder waltet,

die des gediegenen Ausdrucks vollkommen sicher ist. Die Hindeutung auf mögliche Vermehrung dieser Denkwürdigkeiten und litterarischen Hinterlassenschaft begrüßen wir mit dem Wunsche, daß sie bald und reichlich erfüllt werden möge!

Blick in das Innere einer Königsfamilie. Memoirs of the reign of George the Second etc. By John Lord Hervey. London, 1848. 2 Vols. 8.

Die englische vornehme Welt liest und bespricht jetzt allgemein mit Begier und Eifer ein Buch, das für die Geschichtskunde von großem Werth ist, daneben aber auch dem hohen Geschmack an enthüllten Jämmerlichkeiten und Schändlichkeiten überreiche Befriedigung giebt. Es sind dies die Memoiren Lord Hervey's aus der Regierungszeit Georgs des Zweiten und seiner Gemahlin der Königin Karoline; diese Schriften, welche lange unter festem Verschlusse gelegen, haben endlich das Licht der Oeffentlichkeit erblicken dürfen, ihr Inhalt beweist allerdings zur Genüge, daß dies nicht möglich war, so lange noch ein näherer Zusammenhang jener Zeitgestalten mit der spätern Zeit stattfand, in der sie betrachtet werden sollten; der Verlauf eines vollen Jahrhunderts hat diesen Zusammenhang abgerissen, denn die Enkel und Urenkel haben selten noch Empfindlichkeit für die Schande und Schmach, von der ein paar Geschlechtfolgen sie trennen. Daß dieselben Namen, die noch jetzt blühen, auch dort vorkommen und nicht eben ehrenvoll, vermehrt den Reiz, ohne sonderlich zu schaden.

Lord Hervey gehörte zum Hofe Georgs des Zweiten, und war ein vertrauter Günstling des Königs, mehr

noch der Königin, für die er wirklich Anhänglichkeit hatte, wenn auch nicht große Achtung. Man kann sich sein zwangvolles Höflingsleben nur erklären aus dem Bedürfniß, in diesen Kreisen etwas zu gelten, und aus der unwiderstehlichen Gewöhnung an ein solches Verhältniß, das freilich mit Ansehn und Einfluß verbunden war. Denn eigentlich ist er zu gut für eine solche Dienstbarkeit, in der seine Tage unter beständiger Selbstverläugnung, Schmeichelei, Lüge und Langweile erbarmungswürdig dahinflossen; daß er für diese Unwürdigkeit zu gut ist, bezeugen seine Memoiren, in denen er alles Schlechte mit gesundem Urtheil erkennt und mit scharfer Wahrheitsliebe aufdeckt. Wir können es als eine Genugthuung ansehen, daß in die Mitte solcher nichtswürdigen Hofkreise, wo die Macht in den schlechtesten Händen ist, und alles Gute sich beugen oder verkriechen muß, den Großen immer solche Aufmerker und Erzähler beigesetzt sind, deren Geschäft alles genau zu erforschen und aufzuzeichnen sich unter dem Scheine der Unterwürfigkeit verbirgt, aber später ohne Schonung alles straft und rächt, was jene begangen haben. Ludwig der Vierzehnte hatte seinen furchtbaren Gewissensrath und Ankläger bei der Nachwelt in dem Herzoge von Saint-Simon, Georg der Zweite keinen nachsichtigern in Lord Hervey; es ist ganz richtig, daß sie ihre bittersten Feinde selber anziehen und füttern. Aber was sind die Verruchtheiten und Jämmerlichkeiten Ludwigs des Vierzehnten gegen die Niedertracht und den Schmutz, die bei Georg dem Zweiten glänzen! Dort war wenigstens Geschmack und Feinheit, mitunter ein Zug von Menschlichkeit, ein Anflug höheren Geistes; hier ist alles grundgemein, roh und boshaft,

der Abschaum alles Niedrigen und Schändlichen, wie kaum der verworfenste Pöbel ihn zeigen kann. —

Leider gehen uns diese Geschichten etwas näher an, denn die Hauptfiguren, welche in solcher Schmach sich darstellen, sind leider Deutsche! Georg der Zweite war der zweite König von Großbritannien aus dem Hause Hannover, dem das englische Parlament aus thörichtem Halten an genealogischen Tabellen die Thronfolge zugewiesen hatte, ohne alles Verdienst der Berufenen, ohne Ehre und Heil für das Land. Sein Vater war in jeder Beziehung schlecht und gering, aber der Sohn, der mit jenem in erklärter Feindschaft lebte, ließ das väterliche Beispiel weit hinter sich; wie er selbst ein ungerathener Sohn gewesen, so war ihm zur Strafe wieder ein solcher gegeben, doch seinem Herzen that das nichts, nur seinem Stolz und Geize war es zum Aerger. Verdiente der Sohn auch keine Liebe, so wirkt doch der gefühllose bittre Haß, mit dem beide Eltern ihn verfolgen, — denn auch die Mutter ist voll Wuth und Abscheu gegen ihr leibliches Kind —, mehr Widerwillen gegen die Eltern, als gegen den Sohn, so wenig man auch sonst geneigt sein kann, für den letztern Parthei zu nehmen.

Georg der Zweite ist die personifizirte Selbstsucht, ohne alle Rücksicht und Schonung, die irgend ein sittlicher Beweggrund ihm auferlegen könnte, nur dem bittern Zwange der englischen Verfassung weicht er mit Unwillen und Schimpfen, sonst muß alles seiner Laune, seiner Hoffahrt, seinem Geize und seiner Herzenshärtigkeit unterliegen. Er ist ein Geck, ein feiger Prahler, ein genußsüchtiger Schwächling, ein Verächter alles Rechts und aller Freiheit, ein Betrüger seiner Unterthanen, seiner

eignen Familie, und hält alle Menschen für so schlecht und elend, als er selber ist. Den Schein aber will er haben, als sei er ein kriegerischer Held, eine liebenswürdige Persönlichkeit, ein vollkommener Staatsmann, ein von niemanden geleiteter Herrscher, und wie er sich täglich mit all diesem schmeichelt und den Andern unverschämt die Anerkennung aufzwingt, gehört nicht zu den kleinsten Qualen des täglichen Umgangs mit diesem gekrönten Narren. Er bildet sich ein, selbstständig zu sein, und wird ganz und gar am Seile geführt von seinem Weibe und seinem Minister! Freilich geschieht dies mit Opfern, um deren Preis kein edler Mensch den traurigen Gewinn haben möchte, Königin oder erster Minister zu sein! Sie fügen sich in alle seine Launen, geben ihm in allem Recht, ertragen seine unaufhörlichen Grobheiten, seine langweilige Gegenwart; die Königin bringt täglich sieben, acht und mehr Stunden mit ihm zu, in denen sie keinen Augenblick behaglich ist, immer eine Rolle spielen, ihren eignen Sinn verstecken, fremden spielen muß, in denen sie Beleidigungen aller Art erfährt, auch die unziemlichsten, denn der König erzählt ihr seine schmutzigen Liebesgeschichten mit allen kleinen Umständen, fordert Rath von ihr und Beihülfe! Nicht besser ergeht es dem Minister Sir Robert Walpole, der allen Unsinn, alle Härte und Mißlaune in tiefer Unterthänigkeit verschlucken muß, um nach und nach auf Umwegen, gleich der Königin und mit ihr verbündet, den eignen Willen aus diesem Wuste siegreich zur Ausführung zu bringen. In diesen Mühen und Qualen ist ihnen Lord Hervey ein treuer Genosse und eifriger Gehülfe; uns, wie gesagt, bei seinen sonstigen guten Eigenschaften, unbegreiflich!

Der König haßte eigentlich England und besonders dessen freie Verfassung, das Parlament sah er als eine Gesellschaft von Schurken und Lumpenkerls an, deren Stimmen zum Theil mit dem Gelde, das sie ihm bewilligten, erkaufen zu müssen, er sich gar nicht zufrieden geben konnte. Weit lieber war er in Hannover, wo er sich in deutscher Fürstenhoffahrt behaglich fühlte, und nur die Furcht, die doch wichtigere brittische Krone wieder zu verlieren, zwang ihn den mehrmaligen Besuch in Hannover abzukürzen. Dafür schimpfte er bei der Wiederkehr weidlich auf alles Englische: alles war in Deutschland besser, feiner; kein englischer Koch verstand ein Gastmahl zu bereiten, kein englischer Kutscher konnte fahren, kein englischer Jockey saß gut zu Pferde, ja die Pferde selbst taugten nicht; kein Engländer wußte mit Anstand in's Zimmer einzutreten, keine Engländerin ein angenehmes Gespräch zu führen; in Hannover dagegen waren die Muster von Artigkeit, Feinheit, Unterhaltung und Witz, die bravsten Truppen, die geschicktesten Gewerbsleute, die erleuchtetsten Staatsmänner! Wir können uns einer kleinen Schadenfreude nicht erwehren, daß die Engländer das alles damals von ihrem Könige hören mußten, und es jetzt von ihm lesen! — Sie vergalten es ihm übrigens reichlich, und aller Spott und Hohn, die der Haß aufgebrachter Unterthanen erzeugen kann, wurden in Schriften und Bildern öffentlich auf ihn gehäuft, wovon Lord Hervey schlagende Beispiele anführt. —

Der Stolz und Grimm des Königs wurde bei einer merkwürdigen Gelegenheit durch die englische Gesetzeskraft empfindlich gebeugt. Ein bekannter und durch seine Kühnheit und List dem Volke beliebter Schleichhändler

war in Edinburg ergriffen worden und sollte hingerichtet werden; um einen Versuch zu seiner Befreiung zu vereiteln, hatte ein Hauptmann Porteous unter das Volk schießen lassen, acht Menschen waren getödtet und viel mehr verwundet worden. Der Hauptmann hatte die gesetzlichen Vorschriften nicht beobachtet, er wurde verhaftet, vor die Geschwornen gebracht, und von diesen zum Tode verurtheilt. Die Königliche Begnadigung erfolgte sogleich, allein das Volk war so aufgebracht, daß es sich bewaffnete, das Gefängniß stürmte, alle Gefangenen laufen ließ, den Hauptmann aber auf den Richtplatz führte und mit allen Umständlichkeiten eines regelmäßigen Gerichtsverfahrens am Galgen aufknüpfte. Der Hof war außer sich, weniger über das Schicksal des unglücklichen Porteous, als weil das Königliche Ansehen nicht hatte durchgreifen können, und weil die obersten Gerichtsbeamten erklärten, daß sich nichts dabei thun ließe, weil man keine Zeugen fände. —

Aber ich versprach einen Blick in das Innere dieser Königsfamilie, und das Bisherige giebt ihn noch nicht vollständig genug! Die Königin lag in der Krankheit, an der sie bald auch starb, schwer danieder. Der König, der seine Unarten und Plumpheiten mit den zärtlichsten Lobsprüchen mischte, und besonders schriftlich sich in ausgesuchten und weitläufigen französischen Redensarten erging, von denen doch, wie Lord Hervey bemerkt, der beste Theil immer ihn selber verherrlichen sollte, war auch bei jenem Anlasse voll Bezeigungen der innigsten Theilnahme und Besorgniß, ohne darum seine Rohheit und Herrschsucht im geringsten zu verläugnen. Wenn die Königin, die eine schmerzhafte Operation ausgestanden hat, aus

Pein und Angst im Bette sich hin und her wandte um eine bessre Lage zu finden, so fuhr der ungestüme Gatte sie an: „Wie zum Teufel kannst du schlafen, wenn du nicht einen Augenblick stille liegen willst? Du hast Ruhe nöthig, die Doktors sagen es, und du fährst immer hin und her! Auf die Art kann kein Mensch schlafen, und so machst du's in allen Stücken, immer verkehrt, und dann wunderst du dich, daß nichts gelingt." Die Aerzte hatten ihr erlaubt, alles zu essen und zu trinken, das gab Anlaß, daß der König jeden Augenblick ihr etwas anbot, was sie hinunterschlucken mußte, und wenn ihr Magen es alsbald wieder ausbrach, so hieß es: „Wie ist es möglich nicht zu wissen, was man mag oder nicht, vertragen kann oder nicht?" Als sie Opium genommen hatte, und mit starren Augen dalag, rüttelte das Unthier sie mit den Worten auf. „Mein Gott! wie kann man so hinstarren? Wonach siehst du? Deine Augen sind wie die eines abgestochenen Kalbes!" — Oefters ließ er sich über die Todesfurcht seiner Gattin aus, und rühmte dann sich selbst, daß er im größten Seesturm keine gezeigt habe, und machte prahlerische Erzählungen, von denen die Zuhörer das Gegentheil glaubten. In einer Nacht, als die Königin sehr schlimm war, saß er im Vorzimmer auf einem Lehnstuhl, die Füße auf einen Schemel ausgestreckt, und sprach in einem fort von seinem Muth und seiner Standhaftigkeit zu Lord Hervey, der am Feuer saß, und der Prinzessin Emily, die sich auf ein Sopha gelegt hatte; die Prinzessin war eingeschlafen, der König bemerkte es, und ging nach der Königin zu sehen. Kaum hatte er den Rücken gewandt, so fuhr die gute Tochter auf, und sagte zu Lord Hervey:

„Ist er fort? Wie langweilig ist er! Ich habe die Augen zugedrückt, um nicht an dem langweiligen Gespräch Theil zu nehmen, und hätte gewünscht auch die Ohren verschließen zu können. Erstlich bin ich zum Sterben krank davon, jeden Tag meines Lebens von seinem großen Muth zu hören; zweitens, denkt man jetzt an Mama und nicht an ihn. Wem ist noch an seinem alten Sturm gelegen? Und überdies glaub' ich, die ganze Geschichte ist eine Lüge, und er hat Furcht gehabt wie ich sie gehabt hätte; auch in seiner Krankheit war er sehr erschrocken, ich sah ihn ja, und hörte ja all sein Seufzen und Wehklagen, und wie er immer vom Sterben sprach." Der König kam aus dem Krankenzimmer zurück, und die liebe Tochter rieb sich die Augen, als erwachte sie eben, und fragte ganz lieblich: „Wie lange war Papa weg?" —

Die Gefahr der Königin verursachte eifrige Nachfrage. Auch Sir Robert Walpole fand sich im Vorzimmer ein, der König nahm die dem dicken schwerfälligen Manne mühsame Kniebeugung und Handkuß gnädig an, und führte ihn zu der Königin Bette, wo der Minister von ihr große Lobsprüche empfing. Zufrieden und gerührt kam er Abends wieder, aber ungerufen, und das nahm der König übel. Als am andern Morgen wieder der Minister, ohne dessen Klugheit und Eifer die Krone vielleicht nicht in dem Hause Hannover geblieben wäre, in treuer Theilnahme sich im Vorzimmer einfand, wurde der König so grimmig, daß er zur Königin sagte, draußen sei es so voll von unnützen Leuten, daß man nicht durchkommen könne, und es erging der Befehl sie alle hinauszuweisen.

Die Königin sprach von ihrem nahen Tode, und machte mancherlei Verordnungen; unter andern rieth sie dem Gemahl, wieder zu heirathen. Er lehnte es nicht ab, sagte dann aber sich besinnend: „Nein, ich werde mir lieber Maitressen halten!“ Worauf die Königin erwiederte: „Als wenn das nicht zusammen ginge!“ Ihr Benehmen in Betreff der Liebschaften des Königs nennt auch Lord Hervey ein höchst unwürdiges, erniedrigendes. Aber sie that alles, um nur ihre Herrschaft zu behaupten, und mehr noch als diese selbst war ihr der Schein, die Leute sollten sie allmächtig glauben. Ihre Berathungen mit Hervey, mit Walpole und andern Leuten sind oft völlig schamlos, der König wird völlig preisgegeben in seiner Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit, alle elenden Mittel ihn zu betrügen und zu gängeln werden ohne Hehl erörtert.

Den Prinzen von Wallis, ihren Sohn, wollte sie auch auf dem Todbette nicht sehen. Sie haßte ihn gründlich, mehr als man es einer Mutter möglich glaubte, nannte ihn den größten Lügner und Bösewicht, der je gelebt habe, gab ihm die schlechtesten Beinamen, spie gegen ihn aus, wenn sie ihn zufällig vorübergehen sah, und suchte auch den Schwestern dieselbe Gesinnung wider den Bruder zu geben, was ihr mit der einen gelang, während die andre es doch heimlich mit ihm hielt. Unterdessen betrogen beide Eltern den Sohn und Thronerben um die Hälfte seines Jahreinkommens, das Parlament hatte ihm jährlich 100,000 Pfund zugedacht, er bekam aber, unter nichtigen Vorwänden, vom Vater, dem die Mutter beistimmte, immer nur 50,000 ausgezahlt! —

Georg der Zweite, sagt Lord Hervey, hatte kein Gefühl

als für sich selbst, er liebte keinen Menschen, er hatte einen Widerwillen Gutes zu thun, selbst wenn es nicht auf seine Kosten geschah. Von lächerlicher Eitelkeit und anmaßlichem Dünkel beherrscht, sah er alles was ihm von Andern im Ernst oder aus Heuchelei dargebracht und bezeigt wurde, als die natürlichste Gebühr an, mit wohltönenden Redensarten verschwenderisch, besonders wenn er schrieb, war er doch noch freigebiger mit frechen Grobheiten und Beleidigungen, er dachte von jedermann schlecht, mißtraute jedermann, hatte weder Mitleid noch Erbarmen, am wenigsten wo seine Hoffahrt mit im Spiele war; in seiner Aufgeblasenheit und Hitze erlaubte er sich jeden Unverstand; seine deutschen Unterthanen zog er zwar den englischen vor, allein er liebte auch jene nicht, die letztern haßte er. Dieser Narr und Bösewicht, mit seiner kaum bessern Sippschaft und seinen zwar fähigen aber unlautern Staatsdienern, hat über das freie England geherrscht von 1727 bis 1760! —

Lord Hervey verdient den Dank aller Geschichts- und Wahrheitsfreunde, daß er aus seiner langen freiwilligen Knechtschaft an solchem Hof und in solcher Familie wenigstens die heilsame Frucht einer treuen, abschreckenden Schilderung dieses Unwesens gezogen und seine Memoiren hinterlassen hat. —

Histoire de la Révolution de 1848. Par Daniel Stern. Premier Volume. Paris, 1850. 8.

In Paris erschien jetzt eben dies wichtige Buch, ein Buch strenger Geschichtschreibung, aber zugleich anziehend wie ein Roman, denn die gründlich erforschte Wahrheit ist darin mit Anmuth vorgetragen, in lebendigen Schil-

derungen, mit heller Einsicht und klarem Urtheil. Der Autorname erinnert vortheilhaft an frühere scharfsinnige Untersuchungen und herrliche Darstellungen, die wir diesem ausgezeichneten Geist verdanken. Hier zeigt sich ein entschiedener Beruf zur Geschichtschreibung, wie vielleicht noch nie eine Frau ihn dargethan hat; denn daß unter dem Namen Daniel Stern eine vornehme Dame sich verhüllt, ist kein litterarisches Geheimniß mehr. Wir begrüßen diese Erscheinung als eine glänzende, ernste, fruchtbare, die vielfaches Nachdenken erwecken und manchen Sinn aufklären wird über Thatsachen, die nur zu häufig mit Absicht in falschem Lichte gezeigt werden, hier aber im wahren, ihnen gebührenden.

Wir hoffen, das merkwürdige Buch werde seinen deutschen Uebersetzer bald finden, und so auch bei uns seine gehörige Verbreitung erlangen. Wir versagen uns nicht, den bedeutenden Schluß desselben hier vorläufig mitzutheilen. Der Autor hat die Ereignisse des Februars 1848 in Paris bis zur Einsetzung der provisorischen Regierung geführt, und schließt dann wie folgt: „Der Finger Gottes zeigte sich offenbar in diesem Ausgang der Dinge. Unüberwindliche Truppen hatten sich fast ohne Kampf ergeben. Der König, die Prinzen, die Minister, die Kammern, Alles war vom ersten Hauche des Volkssturmes auseinandergeweht, zerstoben. In derselben Nacht, wo die provisorische Regierung eingesetzt worden, empfing sie schon die Huldigung der unterwürfigen Truppen durch den Mund der angesehensten Generale und Marschälle. Die Bürgerwehr, in die Volkssache verwickelt, sah sich gewissermaßen gezwungen, die von ihr miterkämpfte Revolution als die ihre anzuerkennen. Auf

einen Wink des Telegraphen gingen alle Provinzen im Augenblicke von der Monarchie zur Republik über. Die schamlose Beeiferung der Diener des Königthums einer Republik zu huldigen, die sie noch Tages zuvor für unmöglich, für hassenswerth erklärt hatten, deckte völlig die Nichtigkeit der angeblichen Gesinnung dieser Leute des Rechtsbodens auf, der nur dem Schein dient, und mit dem Sinken und dem Sturze der morschen Regierungsmacht selber zusammenbricht. Die alte Gesellschaft räumte den Platz, die neue beugte sich vor ihren erwählten Gesetzgebern."

„Die Februarrevolution und die Einsetzung der Republik aus diesem Gesichtspunkt ansehen, heißt, ich weiß es wohl, in völligen Widerspruch treten mit einer weitverbreiteten Meinung, die heute in dieser ungeheuern Revolution nichts sehen möchte, als das geschickte Spiel einer Partei, einen kühnen Griff der Gewaltthat und des Verraths. Hört man die zahlreichen Leute, die im Februar so tief gedemüthigt wurden, und die sich jetzt für ihre schmachvoll bewiesene Feigheit durch nichtswürdige Prahlereien zu rächen suchen, so bedurfte es nur eines zur rechten Zeit gegebenen Befehls, einer geschickteren Truppenbewegung, eines Prinzen mehr in Paris, eines Kämpfers weniger auf der Straße, der Abwesenheit eines Redners in der Kammer, und das Königthum wäre gerettet gewesen, hätte gesiegt, die gesetzlich bevorzugte Minderheit wäre nach geringer und schnell vergessener Störung wieder im vollen Besitz ihrer Herrlichkeit gewesen. Die Zukunft ist nicht fern, welche solche oberflächliche, alberne Behauptungen in ihr Nichts zerstäuben wird. Die Geschichte wird es klar vor Augen stellen, daß vielleicht niemals die Ueberraschung, der Zufall, das persönliche

Benehmen eines Einzelnen, weniger einwirkten, als bei diesem Sturze des Königthums. Die Revolution von 1848, man darf es entschieden behaupten, ist weder durch Verschwörung, noch durch Einverständniß, noch durch Handstreich, noch durch Hinterlist gemacht; die Gewalt der Waffen hatte, das ist das höhere Kennzeichen dieser Revolution, hier nur eine sehr untergeordnete Bedeutung. Es giebt keinen Parteiführer, der sich mit Grund rühmen dürfte, daß er sie geleitet habe, oder daß er sie hätte überwinden können."

„Das Volk von Paris, indem es sich des Stadthauses bemächtigte und daselbst, sogar gegen die Meinung der meisten demokratischen Parteiführer, aus selbsteignem Drange die Republik ausrief, war nur der Vollstrecker eines seit langer Zeit über der bisherigen Regierung schwebenden Urtheilspruches. Das Haus Orleans und der Mittelstand, die mit höhnischem Uebermuth in allen Dingen die Herrschaft übten, und die nichts kannten und sahen, als das äußere Leben, die so zu sagen mechanische Bewegung Frankreichs, hatten weder von der Religion, noch von der Philosophie, noch von der Wissenschaft und Kunst die sittliche Stärke genommen oder begehrt, durch die das Recht der Herrschaft erst heilig und fruchtbar wird. Aus ihren unfähigen, unwürdigen Händen zog die Vorsehung jenes Recht zurück. Was ist einfacher, leichter zu verstehen, den ewigen Gesetzen der Entwicklung mehr gemäß, in der Schlußfolgerung des gesellschaftlichen Fortschrittes mehr nothwendig?"

„In ihrem Bezug auf die Regierung Louis Philippe's hat die Revolution von 1848 keine andere Ursache, keine andere Erklärung. In ihrem noch dunklen

Bezug auf die Zukunft, erkenn' ich in ihr eine empor-hebende Umwandlung des Volkslebens, seiner Sittlichkeit und seines äußeren Gedeihens."

„Die provisorische Regierung und die verfassung-gebende Versammlung hatten in ihrer Macht alle er-denklichen Mittel diese Umwandlung zu beschleunigen, durch Gründung einer ächten Volkserziehung und durch richtige Verwaltung des Staatsvermögens nach den Grund-sätzen demokratischer Gerechtigkeit. Allein siebzehn Jahre fortgesetzten Kampfes gegen die Uebermacht der Regierung hatten den Radikalen wenig Ruhe gegönnt, sich mit diesen friedlichen Entwicklungen zu beschäftigen. Kämpfer auf der Rednerbühne, vor Gericht, in den Tagblättern, hatten sie weder die Gemüthsstärke noch die Geistesmacht eigent-licher Staatsmänner. Verwirrt in ihren Rathschlägen, gegen einander hadernd, verloren sie nur allzu leicht Richtung und Haltung. Während des trüben Zwistes eilte die Zeit rasch dahin, die Gelegenheit war entflohn! In dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, hat der Geist der Verblendung aufs neue seine dunklen Flügel über Frankreich ausgebreitet. Die Herzen sind schwer, die Willenskräfte niedergedrückt. Alles ist verwirrt, schwankend, träg und stumm. Die Bessern verlieren den Muth, und die Schlechten verlieren die Scham. Aber die prophetischen Zeichen verschwinden nicht am Horizont; im Gegentheil, sie treten heller hervor, sie vervielfachen sich und sie halten die Seele des Volkes wach. Eine vor-übergehende Schwäche des ermüdeten Landes erschüttert weder seine Zuversicht, noch seine Standhaftigkeit. In die Tiefe sich versenkend, gewinnt der Gedanke neue Kraft und Ausdehnung."

„Die alte Gesellschaft, indem sie verfällt, düngt, ohne es zu wissen, den Boden der neuen, die da keimt und wächst. Die Weisheit der Völker geht nicht so rasch vorwärts, als wir es wünschen, aber ihr Gang ist deshalb nicht weniger fest und sicher. Die Verwandlung geht unaufhörlich vorwärts; die Freiheit und die Vernunft sind leitende Kraft. Unsterbliche Gehülfen eines göttlichen Werkes, wirken sie schweigend, mit unfehlbarer Sicherheit, ohne jemals in der Arbeit nachzulassen, an der Fortbildung und dem Heil der Welt." —

Die Preußische Revolution. Von Adolph Stahr. Zweite vermehrte Auflage. Oldenburg, 1851. Zwei Theile. 8. 362 und 371 Seiten.

Das ist der wahre Geschichtschreiber, wie wir ihn wünschen und brauchen: ein Mann von strenger Redlichkeit, unbestechlicher Wahrheitsliebe, vielseitigem Sinn, kenntnißreicher Weltanschauung, eindringendem Scharfblick, lebhafter Darstellung, und dem es vergönnt war, mitten in den Ereignissen, die er schildert, als freier Zeuge dazustehen! Der Verfasser, obschon selbst kein Berliner, hat doch den größten Theil der verhängnißvollen Zeit, welche den politischen Umschwung Preußens als Revolution abschließt, in Berlin zugebracht, als hochstehender Zuschauer, fern von allem Partheiwesen, aber bekannt und sogar vertraut mit den wichtigsten Personen; er hat dieselbe Luft geathmet, dieselben Eindrücke der Stimmung und des Urtheils empfangen, die für alle Betheiligten das Gemeinsame des Augenblicks waren. Ohne ausgesprochenen Beruf zu persönlicher Mitthätigkeit, hat er die edle Theilnahme seines Geistes und Gefühls den mannig=

fachen Vorgängen stets mit allem Nachdruck einer starken Ueberzeugung gewidmet. Von seiner geistigen Befähigung, von seinem künstlerischen Berufe zur Schilderung des Erlebten hier zu sprechen, hieße sich an dem Namen des ehrenwerthen, längst anerkannten Schriftstellers versündigen.

Wirklich ist auch eben dieses Werk, das nun trotz der Ungunst unsrer Zustände ruhmvoll in zweiter (eigentlich dritter) Auflage erscheint, als ein höchst verdienstvolles und würdiges so fest in der allgemeinen Achtung, daß es unnöthig wäre, diese erst begründen zu wollen. Die Ansichten mögen verschieden sein, die Meinungen mannigfach wechseln, die Partheien nach ihren Standpunkten den vom Verfasser genommenen tadeln, das bleibt ausgemacht, an den wesentlichen Thatsachen, die er vorführt, hat man bisher noch nicht zu rütteln vermocht, ihr Bestand ist von keiner Seite angefochten worden. Ja, was noch mehr ist, und was als eine Merkwürdigkeit hervorgehoben zu werden verdient, seine Geschichtserzählung ist nicht nur die wahrhaftigste, treuste und hellste unter allen sonstigen Versuchen dieser Art, sondern sie ist gradezu die einzige geblieben, der dieser Name gebührt. So hat auch merkwürdiger Weise die Pariser Februarrevolution nur Eine, durch Wahrheit und Helle sich auszeichnende Darstellung aufzuweisen, die von Daniel Stern. Beide Bücher werden für die von ihnen behandelten großen Ereignisse für alle Zukunft die ersten, sichersten und reinsten Geschichtsquellen abgeben.

Das erste Heft der Stahr'schen Geschichte erschien noch inmitten der heftigen Wogen, die von dem raschen Sturm aufgewühlt geraume Zeit sich nicht beschwichtigen ließen.

Das unmittelbare Leben, die volle Gegenwart, sprachen aus der feurigen Darstellung. Aber nicht alles ist im ersten Augenblick aufzufassen, vieles entzieht sich selbst den schärfsten Augen, muß erst entdeckt, erforscht, aus späteren Zeugnissen ermittelt werden. Hiezu bot die seitdem verflossene Zeit von zwei Jahren dem aufmerksamen Verfasser die vielfachste Gelegenheit. Sein Werk, ohne von der Frische des ersten Entwurfes das Geringste einzubüßen, konnte sich durch viele Nachträge erweitern, berichtigen, verdeutlichen. Die neue Ausgabe heißt mit allem Recht eine vermehrte, es sind viele neue Aufschlüsse hinzugekommen. Wenn manche Thatsache noch in einigem Dunkel zu schweben scheint, so ist dies doch schon jetzt für scharfe Augen nicht mehr undurchdringlich, und die näheren Angaben, welche jetzt noch verschwiegen bleiben mußten, werden in der Folge sich leicht an der gehörigen Stelle einfügen. Wir wünschen, daß der Verfasser dann noch rüstig am Werke sein und seinem Buche die letzte Vollendung geben möge!

Die Zueignung an den großen englischen Geschichtschreiber Thomas Babington Macaulay ist der Ausdruck des Dankes für die trostreiche Ermuthigung, welche so viele deutsche Leser aus dem freiheitathmenden Geschichtswerke des Britten geschöpft haben, das Zustände darstellt, die den unsrigen ähnlich sind, und von denen mit Recht der Spruch des Evangeliums Matthäi gilt: „Das muß zum Ersten alles geschehen, aber es ist noch nicht das Ende da.“

Es sei uns erlaubt, den Schluß des zweiten Theiles hieher zu setzen: „Mögen freie Völker der Gegenwart, möge ein glücklicheres Geschlecht unserer eignen Zukunft

nicht allzu hart den Stab brechen über das preußische Volk des Jahres achtzehnhundert und achtundvierzig und über den ersten schmählichen Ausgang seiner Erhebung. Mögen sie bedenken, daß es nicht nur unsere Schwächen, daß es auch die menschlichen Tugenden unseres Karakters: unsere Ehrlichkeit und unser Vertrauen, und die immer auf Versöhnung hoffende, von der Milch der frommen Denkart großgesäugte Güte des deutschen, schon so oft betrogenen und verrathenen Herzens gewesen sind, welche dieses Ausgangs Schmach herbeigeführt. Wohl scheint es beschlossen im Geschick der Menschheit, daß erst nach langer, harter Wanderung durch die weite Wüste der Tyrannei dies deutsche Volk das Kanaan der Freiheit erreichen soll. Aber ein Gewinn ist errungen. Das deutsche Volk hat einmal von der im raschen Anlauf glücklich erklommenen Höhe herab sein Ziel am fernen Horizonte leuchten sehen, und dieser Blick hat ihm gezeigt, daß seine Wüste Gränzen hat. Diese Erinnerung wird in seinem Herzen leben und es frisch erhalten für die Zukunft, welche trotz aller Niederlagen der Freiheit, dennoch unwiderrufbar nach dem Jahre achtzehnhundert und achtundvierzig den Völkern Deutschlands und Europa's gehört."

Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Manuskript. Berlin, 1851. 8.

Auf ein Buch, das nur als Geschenk an Freunde vertheilt wird, hat die Kritik eigentlich kein Recht, sie darf höchstens sich erlauben, den Kreis der Freunde zu erweitern, indem sie die unbekannten anspricht und sie auf die Gabe aufmerksam macht, die ihnen dargeboten wird.

Das vorliegende Buch enthält Denkwürdigkeiten der edlen, hochgeistigen Frau Charlotte von Kalb, gebornen von Ostheim, die vor einigen Jahren zu Berlin auf dem königlichen Schlosse in hohem Alter starb. Sie war früh in hohe und bedeutende Lebensverhältnisse gezogen worden, kannte die deutsche Hof- und Adelswelt, nicht minder die der schönsten Geistesbildung. Sie war die Freundin Goethe's, Schiller's, Herder's, Richter's, Fichte's, der Frau von Wolzogen, der Frau von Helvig, Bettinen's von Arnim, Karolinen's von Woltmann; Hölderlin war der Hofmeister ihrer Kinder. Ihr Name wird in den Briefwechseln und Denkwürdigkeiten der Zeit mit Auszeichnung genannt. Sie war schon dem achtzigsten Jahre nahe, und leider auch erblindet, als sie diese Erinnerungen in einsamen Stunden einem Schreiber in die Feder sagte. Der Schwung ihres mächtigen Geistes, der Drang ihrer Empfindungen und die Fülle der Bilder und Gedanken, die sie auszusprechen hatte, konnten nicht immer eine strenge Folge der Erzählung innehalten, besonders da sie das Niedergeschriebene nicht selbst zu überblicken und zu ordnen fähig war. Daher ist in ihren Erinnerungen eine lyrische Bewegung, die den Faden bald fallen läßt, bald wieder aufnimmt, ohne sich um die Uebergänge und Verknüpfungen viel zu kümmern. Ist dieses äußere Dunkel bisweilen zu beklagen, so ist dagegen die innere Welt desto heller, der Reichthum der Anschauungen und Bezüge desto mannigfacher. Die Schilderungen der Kinderjahre, verlebt in Kreisen und Umständen, wie sie jetzt nicht mehr denkbar sind, und der späteren Anknüpfungen in Weimar, müssen jeden Leser anziehen und befriedigen. Wer sich mit der Glanzzeit unserer Litteratur, mit dem

Leben in Weimar, wer namentlich mit Schiller sich näher beschäftigt, der darf diese Denkwürdigkeiten nicht unbeachtet lassen. Irren wir nicht, so ließe sich denselben noch manche Erweiterung geben, auch aus Briefen, wenn schon ein unersetzlicher Schatz von solchen bereits verbrannt sein soll! — Das Buch wie es ist hat noch den besondern Werth, das Zeugniß einer schönen treuen Pietät zu sein, dem dauernden Andenken der trefflichen Mutter von einer derselben würdigen liebevollen Tochter gewidmet.

Weimar und Jena. Ein Tagebuch von Adolph Stahr. Oldenburg, 1852. Zwei Bände. 8.

Wenn es sich darum handelte, der schwindenden geistigen Bevölkerung Weimars neue Ansiedler zuzuführen, so würden wir unbedenklich dem Autor dieses Buches unsre erste Stimme geben. Er gehört offenbar dem Stamm des früheren Geschlechts an, dem Sinn und Geiste nach ihm verwandt, wie die abgeschiedenen Größen unter sich verwandt waren, trotz aller Verschiedenheit der Talente, der Richtungen und der Geburtsorte. Welches dieser Sinn und Geist aber war, der die besten Männer aus allen Weiten des Vaterlandes hier in Weimar zusammenbrachte, aus Biberach und Marbach, aus Frankfurt am Main und Mohrungen, darüber giebt uns dies Buch selber den schönsten Aufschluß, die lebendigsten Anschauungen; es war die menschenfreundliche Gesinnung, die freie Geistesbildung, die Verehrung der Schönheit, die Pflege der Kunst, der Wissenschaft, die Veredlung aller Lebensformen. Dieses Gemeinsame, worin Wieland, Goethe, Herder und Schiller und die große Zahl ihrer Genossen zweiten Ranges hier vereinigt waren, zu dem

sogar ihre Gegner theilweise mitwirken mußten, findet in Adolph Stahr einen würdigen Vertreter. Die Gediegenheit fester klassischen Bildung verbindet sich in ihm mit dichterisch-romantischem Schwung, das freie selbstständige Denken mit frischer Gefühlswärme, die gelehrte Kenntniß mit Eleganz der Darstellung. Wir sehen es als keine Zufälligkeit an, daß der Wechsel des Lebens ihn dieser guten Stadt Weimar-Jena — wie Goethe sie nennt — zugeführt, und ihm Gelegenheit gegeben hat, das dort noch fortglühende Feuer zu schüren, das vergangene in seiner Herrlichkeit zu schildern. Denn das vorliegende Buch ist eben so der Gegenwart wie der Vergangenheit Weimar's gewidmet, und indem es diese dem Auge in scharfer Beleuchtung glänzend hervorruft, wird es zugleich jener gerecht, in der viele der alten Gluthströme noch nicht erkaltet sind, während neue verhängnißvolle sich eröffnet haben.

In der heitern zwanglosen Form eines Tagebuches, wie es der Reisende für sich selbst und für seine Freunde nach den frischen Eindrücken niederschreibt, empfangen wir eine Reihe von Schilderungen und Untersuchungen, deren Gegenstand für jeden Deutschen von Bildung noch lange Zeit als der beste, der sicherste, leider müssen wir sagen fast der einzige vaterländische Besitz dasteht. Was bleibt uns, nach so großen politischen Täuschungen und Mißgeschicken als diese Zuflucht zum litterarischen Heiligthum, dem edlen Geistesschatz, den wir uns nicht rauben lassen, wie andere schon von uns besessene oder uns versprochene Güter, wiewohl auch gegen ihn schon freche Frevelhände sich ausgestreckt zeigen!

Die Hauptpersonen des Buches sind, wie natürlich, der

Herzog Karl August und Goethe, alles Andere ordnet sich wie von selbst um diese her, oder schließt sich ihnen, wie Lißt, der als neuer genius loci belebend wirkt und schafft, folgerecht an. Mit inniger Wärme, doch zugleich mit freiem Urtheil, und unbestechlicher Gerechtigkeit, ist das Bild des Herzogs aufgefaßt, als eines ächt menschlichen, thatkräftigen, geisthellen Fürsten, dem wenige in der Geschichte zu vergleichen sind. Die schönen Verse Goethe's:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er vermag:
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein!"

empfangen hier in Prosa gleichsam ihren Commentar, ihre sachliche Bestätigung. Aber dies hindert nicht, auch die Schwächen des edlen Fürsten zur Sprache zu bringen, sein besonders gegen Goethe zuweilen unbilliges Benehmen als solches zu bezeichnen. Der so vielfältig mißkannte und schwer verunglimpfte Charakter Goethe's ist vielleicht nirgends in solcher Reinheit und Klarheit dargestellt, und zwar unmittelbar aus den sprechenden thatsächlichen Zeugnissen. Vieles, das Meiste von diesen Belegen, ist bekannt, zum Theil öfters angeführt und besprochen, aber in diesen Zusammenhang, in diese Nebeneinanderstellung, wo jede Einzelheit der andern zur Hebung dient, und Alles eine neue Bedeutung gewinnt, hat zuerst unser Verfasser die Sachen gebracht; er zeigt durch sein glückliches Beispiel, wie man diese Briefwechsel und Denkblätter, deren wir schon so viele, aber noch lange nicht genug haben, lesen und verarbeiten muß, nämlich immer vergleichend, ordnend, prüfend, das Entlegenste verbin-

dend und das Nächste auseinander rückend, je nach dem wesentlichen Gehalte, der sich darin gegenseitig anzieht. Es ist uns eine Freude — wenn es anders wäre, müßten wir es auch hinnehmen — daß aus jeder neuen, aus jeder strengeren Untersuchung, und jemehr Zeugen zum Verhör und Urkunden zu den Akten kommen, die große Gestalt Goethe's nur immer höher, reiner, strahlender hervorgeht. Auch Stahr kommt zu dem Ergebniß, daß es keinen menschenfreundlicheren, liebevolleren, sich selbst strengern, Andern nachsichtigern, haß- und neidloseren Menschen geben könne, als Goethe war, dabei keinen pflichtgetreuern, fleißigern und rastlos kämpfend bemühteren. Für diese Erkenntniß ist die Untersuchung höchst wichtig, welche über das Verhältniß Goethe's zu Frau von Stein angestellt wird. Der Briefwechsel beider Liebenden, wie er in drei Bänden nun gedruckt vorliegt, hat die meisten Leser in große Verwirrung und Verlegenheit gesetzt, die wunderlichsten Mißurtheile veranlaßt; man sah hier etwas Räthselhaftes im Hintergrunde, das man sich nicht zu erklären wußte, und ohne dessen richtige Lösung doch die richtige Einsicht, nicht nur in dieses einzelne Verhältniß, sondern in das reiche, jedem Menschen angehörige Gebiet der Herzens- und Lebensgeheimnisse nicht zu erlangen war. Dies Räthsel hat Stahr vollständig gelöst, durch die psychologische Prüfung, mit überzeugenden Beweisen. Auch er, wie wir es längst gethan, spricht die Geliebte hieraus völlig frei, sieht aber gerade von jeder sinnlichen Schuld eine Schuld anderer Art sich entwickeln, bei der ein weiteres Glück nicht möglich war. Die ganze Ausführung ist meisterhaft, und hält den Leser in spannender Erwartung fest; dabei ist das Maß

und die Feinheit anzuerkennen, mit denen hier die bedenklichsten Dinge, für die ihr eigenster Ausdruck fast nie gebraucht werden darf, in schicklichster Weise doch deutlich bezeichnet sind. Der Eifer der Vertheidigung für Goethe geht nur darin zu weit, daß ihr vorzugsweise zur Last gelegt wird, was als das gemeinsame Unglück beider anzusehen ist und von keinem Theile verschuldet wird.

Mit nicht geringerer Liebe wird Schiller behandelt, auch seine Schroffheiten und Gebrechen werden nicht verhüllt, aber in richtigem Zusammenhange mit dem ungeheuren Uebergewicht seiner gewaltigen Vorzüge gesehen, seiner Gesinnung und seines Geistes. Schiller wird als der Dichter aufgestellt, der vorzugsweise dem Volk und der Freiheit sich zugewendet habe; diese Meinung ist allgemein verbreitet, und sie kann und soll nicht verneint werden, aber daß dergleichen Aussprüche nicht ohne Bedingung und Unterschied gelten dürfen, lehrt uns Stahr selbst, indem er in Goethe den Demokraten und selbst Republikaner nachweist, und nicht unterläßt anzuführen, daß Schiller sogar von Goethe'n einmal als Aristokrat bezeichnet wird.

Herder's große Verdienste sind ruhmvoll anerkannt, aber auch das Unglück seines trüben, mißvergnügten Karakters mit strenger Wahrheit ausgesprochen. Herder hat in Weimar ein Marterleben geführt, aber hieran war Weimar nicht Schuld, sondern das Mißverhältniß seiner Begabung und seiner Ansprüche zu seinem Stand und Beruf. Herder wäre in Hamburg als Hauptpastor eben so unglücklich gewesen, wie in Weimar als Superintendent. Sein Unglück war, daß er Theologe, Geistlicher, Prediger war, das lag zentnerschwer auf seinem Gemüth

und Geist, das verdarb ihm den freien Schaffensmuth, den Genuß der Welt. Herder und Schleiermacher, die der deutschen Nation so viel geworden, was hätten sie ihr nicht werden können, wären sie nicht Theologen, Prediger gewesen! Schleiermacher dachte Novellen, einen Roman zu schreiben, wie Herder gern Schauspiele geschrieben hätte, doch das wie vieles andere, mußten sie sich vergehen lassen.

Von Wieland ist wenig gesagt, er tritt in den Hintergrund einer schon entfernteren Zeit zurück, und hat für die Gegenwart nur noch historische Bedeutung. Die beiden Herzoginnen Amalie und Luise treten als würdige Erscheinungen hervor. Frau von Heygendorf wird in ihrer zauberischen Anmuth und in ihrem tieferen Werth geschildert. Was wir aber noch nirgends gefunden haben, und mit höchstem Dank aufnehmen, ist das schöne, wahrheitstreue, gerechte Bildniß von Goethe's Gattin Christiane gebornen Vulpius, die im Leben der Gegenstand so vieler Spöttereien und Schmähungen war, und der hier zum erstenmal öffentlich ihr Recht widerfährt. Ueber den großen Bildner Carstens, über Knebel, sogar über Lessing werden die willkommensten Nachrichten, die geistreichsten, ergreifendsten Betrachtungen mitgetheilt. Was über Lißt's Wirken, über die Aufführungen der Opern seines Freundes Wagner gesagt ist, kann Niemandem gleichgültig sein, der an den neuesten Entwicklungen und Aussichten der dramatischen Musik Theil nimmt.

Wir können nicht alles Bedeutende hier aufzählen, dürfen aber doch nicht unterlassen auf die gelungenen Schilderungen städtischer und landschaftlicher Oertlichkeit aufmerksam zu machen, des Parks von Weimar, der

Wartburg, der Umgebung von Jena, wobei ein offener Sinn und edler Geschmack sich kund giebt. Ueberhaupt lesen wir hier die gute deutsche Prosa, deren Eleganz vorzüglich in der so natürlichen als kräftigen Angemessenheit besteht, mit der das zu Sagende einfach ausgedrückt wird.

Im Allgemeinen liegt diesem schätzbaren Buche, das aus dem Reichthum seines unerschöpften Stoffes noch manche Fortsetzung hoffen läßt, eine hohe, sittlich-ernste und geistig-klare Weltanschauung zum Grunde, und ein gesunder, redlicher politischer Sinn, wie er in den Besten der Nation verbreitet ist und unter den gegebnen Zuständen sich immer mehr verbreiten muß, als der einzige wahre und gerechte aus dem zukünftiges Heil noch zu erwarten steht. Dieser politische Sinn drängt sich, wie es jetzt wohl nicht anders sein kann, bei jedem Anlasse schmerzlich aber nicht entmuthigend hervor, und macht das Buch nur um so mehr zu einem Buche der lebendigsten Gegenwart. Bücher, wie dieses und das von Düntzer über die Frauen aus Goethe's Jugendzeit, können noch in ferner Zukunft vortheilhaftes Zeugniß ablegen von dem Fleiß und Antheil, mit denen der Deutsche unter den Trümmern so vieler Hoffnungen und Erwartungen sich mit Zuversicht da wieder anbaut, wo die unversiegbaren Quellen rauschen, deren Fluthen sich einst wieder zu Strömen sammeln.

Dichterischer Nachlaß von Johann Gotthard von Reinhold, weiland königlich niederländischen Gesandten in Rom. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Leipzig, 1853. 2 Bde. 8.

Vorrede.

Die nachfolgenden Denkworte des verehrungswürdigen Wessenberg überheben mich der Aufgabe, von den Lebensumständen Johann Gotthards von Reinhold ausführlich zu sprechen. Aber ich darf nicht unterlassen, meiner eignen näheren Beziehungen zu dem Verewigten hier kürzlich zu erwähnen. Schon in meiner frühen Knabenzeit war mir vergönnt, den gewinnenden Eindruck seiner wohlthuenden Erscheinung zu empfinden und mich seiner heitern Beachtung zu erfreuen. Er schenkte meinen Spielen wie meinen Arbeiten seine gütige Aufmerksamkeit, hatte Gefallen an meinen freisinnigen Aeußerungen, und nahm sie gegen scheltende Tadler in Schutz. Selbst eine kleine Kränkung, die mir sein lachender Ausruf über einen im Lateinsprechen von mir begangenen Fehler zufügte, und die ich, wie diesen, schmerzlichst empfand, vermochte meinen Glauben, daß er es gut mit mir meine, und den Reiz der Anziehung, den er auf mich ausübte, nicht zu schwächen. Dieser Eindruck des damals in herrlicher Jugend stehenden Mannes, hat später bei jedem Wiedersehen, in allem Wechsel der Zeiten, auf den verschiedenen Stufen des Alters, durch eine Reihe von mehr als vierzig Jahren stets als derselbe sich bewährt. In der begeisterten Stimmung des jugendlichen, in den Prüfungen und Erfolgen des gereiften Mannes, wie in der stillen Zurückgezogenheit des Greises, verläugneten sich nie das reine Gefühl, die

treue Gesinnung, die helle Einsicht und der feste Muth, deren glückliche Vereinigung in ihm das schöne Maß und die klare Besonnenheit erzeugte, welche der leuchtende Schmuck seines ganzen Lebens waren. Von diesen seltenen Eigenschaften sicher geführt, durchschritt er in einer bedenklichen Laufbahn, unter vielfachen Gefahren, die stürmischen Ereignisse der Zeit, die gedrängte Folge der größten Weltveränderungen, ging ungeirrt und fleckenlos aus ihnen hervor, und konnte aus der späten Ruhe seines ruhmvollen Alters mit heiterer Zufriedenheit auf den Weg und das Ziel, die ihm geworden waren, zurückblicken. Einem Manne solchen Sinnes und Geistes sich anzuschließen, war so leicht als belohnend; Liebe und Freundschaft kamen ihm reich entgegen, und fanden beeiferte Erwiederung. Früh sah ich ihn von trefflichen Freunden umgeben, deren er keinen verlor als durch den Tod, und gewann stets neue bis an den seinen. Ich durfte es als ein Glück empfinden, in meinem zwanzigsten Jahr mich ihnen beigezählt zu sehen. Uns war beschieden vieles gemeinsam zu erleben, gleicher Neigung und gleichem Beruf zu folgen, — in dichterischen Kreisen, in kriegsdienstlichen und gesandtschaftlichen Bahnen, — dieselben Menschen kennen zu lernen, an denselben Orten zu verweilen. Wir trafen in Augenblicken entscheidender Lebenswendung zusammen, und wenn späterhin längere Zwischenräume uns getrennt hielten, war ich dessen immer als eines Mißgeschickes eingedenk, das ich schmerzlich bedauerte.

Nach allem diesen darf ich wohl ohne Anmaßung die theure Pflicht übernehmen, zu der mich die Pietät der edlen Tochter des Verewigten und ihres würdigen Gatten

beruft, die dichterischen Erzeugnisse herauszugeben, welche das schöne Talent des Dahingeschiedenen so reich auf dessen Lebensweg ausgestreut, ihm selbst und seinen Freunden zur Freude, doch der übrigen Welt größtentheils unbekannt, so sehr auch ihr Antheil und Beifall solchen Gaben grade in der frühsten Zeit wäre zugesichert gewesen. Ihm genügte die Gabe der Musen als Befriedigung des eignen Sinnes, als Erhellung des häuslichen, des geselligen Lebens, er wollte nur ihre unmittelbare Wirkung, nicht Lob und Ruhm durch sie gewinnen. Ihm lag der Gedanke fern, als Dichter, als Schriftsteller öffentlich aufzutreten; nur einige Proben seiner eignen Gedichte wie seiner trefflichen Uebersetzungen ließ er ohne seinen Namen, in den Nordischen Miszellen und im Musenalmanach von Chamisso und Varnhagen, den Wünschen seiner Freunde gefällig im Druck erscheinen. Wir bieten diese Blüthen und Früchte jetzt in ganzer Fülle dar. Alles dem innersten Menschen Werthe, sein Herz und seinen Geist Ansprechende, die Freundschaft und Liebe, die Erinnerung und Sehnsucht, die Theilnahme für Leid und Freude, der Aufschwung frommer Betrachtung, die Begeisterung für die Wunder der Kunst, das tiefe Gefühl für die Schönheit der Natur, alles findet hier seinen anspruchslosen, doch gediegenen und schönen Ausdruck. Diese Gedichte wollen nicht den Himmel stürmen, noch in gährenden Ausbrüchen eine neue Welt erzeugen, sie sind zufrieden, die vorhandene zu verschönen, zu veredeln, den besten Empfindungen Gestalt und Dauer zu geben. Die Nachbildungen fremder Dichterwerke, besonders die meisterhafte Uebersetzung des Petrarca, gehören unstreitig zu dem Trefflichsten, was unsre an solchen Gaben überreiche

Litteratur aufzuweisen hat; sie bekunden die außerordentliche Kenntniß und Gewandtheit des Sprachgelehrten wie den feinen Sinn und den sichern Griff des Dichters. —

Vergessen wir indeß bei diesen Darbietungen nicht, daß sie nur die eine Seite des trefflichen Mannes zu erkennen geben, die schönmenschliche, gefühlvolle, zu höherem Flug beschwingte; gewiß nicht die mindere seines Wesens, aber die in einer andern, eben so stark ausgeprägten Seite desselben ihren Gegensatz, und auch, bei dem innigen Zusammenhange beider darf man sagen ihre Ergänzung hatte. Als Beruf des werkthätigen Lebens, als weltliches Pflicht- und Ehrengebiet, hatte der Dichter das Staatswesen, die Bahn der Diplomatik erwählt. Ich habe diese früher eine bedenkliche genannt, und in der That hat sie bei glänzenden Vortheilen ihre eigenthümlichen Gefahren und Trübungen. Sie ist wie kaum eine andre von Launen und Zufälligkeiten abhängig, sie fordert wie kaum eine andre die vollständigste Selbstverläugnung; sie läßt ihre hellsten Lichter spurlos erlöschen, ihre verbrauchten Werkzeuge der trostlosesten Vergessenheit zufallen; schlimmer noch ist, daß sie auch droht den innersten Menschen aufzuzehren, seine Denkweise, seine Gesinnung, sein Gewissen! Selten wird man einen Meister, einen Helden des Faches nennen, der nicht im täglichen und vieljährigen Einathmen des Scheins und Truges an seiner Seele Schaden genommen hätte, und es ist nicht ohne Grund, daß ein vielerfahrner, kraftgeistiger, aber dennoch längst namenlos verschollener Gesandter einst den Ausspruch that: „Pour être bon diplomate, il faut avoir le diable au corps!“ Doch glücklicherweise giebt es Ausnahmen von diesem harten Spruch, Ausnahmen,

wo statt des Dämons, der schonungslos des Menschen sich bemächtigt, der Geist der Wahrheit und Ueberzeugung die Oberhand behält, und durch die Fülle des Guten und Schönen jenem trotzt. Solcher Ausnahmen giebt es, und eine derselben war Reinhold. Seine ungemeine Ausstattung und Befähigung für das diplomatische Fach ist durch die gültigsten Zeugnisse anerkannt. Wer mit ihm in Geschäften je verkehrte, als Vorgesetzter oder Kollege, als Gehülfe oder Gegner, fand seine richtige Auffassung, sein maßvolles Urtheil, die kluge Gewandtheit und doch redliche Offenheit seines Benehmens zu rühmen. Seine Bescheidenheit allein ist schuld, daß wir dies im Allgemeinen Ausgesprochene nicht im Besondern thatsächlich verfolgen können. Er, dem die größten Weltereignisse so nah vorübergegangen, der die Meisterschaft der Darstellung mit der höchsten Wahrheitsliebe verband, der also vor so vielen berufen war, Denkwürdigkeiten seines Lebens zu schreiben, hat deren keine hinterlassen. Auch die amtlichen Belege seiner Wirksamkeit hat er zu sammeln, zu bewahren verschmäht, den reichsten Schatz mannigfacher Papiere den Flammen überliefert. Er wollte seinen Amtsverhältnissen, gleich seinem Privatleben, kein Heraustreten aus dem Kreis ihrer eigensten Beziehungen gestatten. Selbst als in später Zeit ein böswilliger Angriff auf seine ehrenvolle Thätigkeit in Rom unerwartet geschah, und er in der ersten Aufwallung eine Abwehr nöthig glaubte, verzichtete er doch bald wieder auf diese, begnügt mit dem Bewußtsein, daß diejenigen Personen, deren Urtheil ihm wichtig sein konnte, von dem wahren Stande der Sachen hinreichend unterrichtet waren und von solchen Tücken nicht beirrt

werden konnten. Wir dürfen indeß die Hoffnung hegen, daß auch die diplomatischen Verdienste Reinhold's, von denen die urkundlichen Zeugnisse wenigstens an amtlicher Stätte sicher verwahrt liegen, einst in diesen an das Licht des Tages treten, wenn eine kundige Hand in späten Zeiten die werthvollen Schriftstücke der unsrigen zum Vortheil wahrer Geschichtschreibung hervorsucht. Möge der sinnige Herausgeber dann zur Ergänzung seiner Mittheilungen auf die unsrigen so zurückweisen, wie wir zur Ergänzung der unsern hier im voraus auf die seinigen hindeuten! —

Berlin, im Mai 1852.

Anzeige.

Diese willkommnen Gaben der Muse gehören in mehr als Einem Sinn vorzugsweise dem hamburgischen Leben an, und wir beeilen uns deßhalb um so mehr, ihre Erscheinung unsern Lesern anzuzeigen. Johann Gotthard von Reinhold, einst niederländischer Gesandter in Rom, Florenz und Bern, hat seine diplomatische Laufbahn als batavischer Geschäftsträger in Hamburg begonnen, lebte hier vierzehn seiner besten Jahre, war befreundet mit allem, was Hamburg damals an Bildung, Wissenschaft und sonstiger Würdigkeit so reich darbot, und kehrte nach vollbrachter ehren- und ruhmvoller Amtsthätigkeit in entlegnen Ländern, zu behaglichem Ausruhen seines heitern Alters nach Hamburg zurück, wo er noch eine Reihe von Jahren in edlem Familienkreise glücklich lebte, bis ihn achtzehnhundert und achtunddreißig ein sanfter Tod abrief. Ein großer Theil seiner Gedichte hat unmittelbaren Bezug auf

hamburgische Personen, hamburgische Gesellschaft, ein großer Theil derselben ist hier entstanden, so unter andern auch die treue Uebersetzung des Petrarca, die hier zum erstenmal vollständig gedruckt erscheint. Hamburg hatte in jener ersten Zeit noch seinen Klopstock, seinen Reimarus und Sieveking, seinen Büsch und Ebeling, seinen Perthes und Gurlitt, seinen Heß, Veit und Kerner, dann die edlen Frauen Sieveking und Westphalen, in der Nähe den trefflichen Jacobi, Claudius, Hennings, Voght und Poel, ein herrlicher Kreis, in welchem Reinhold als einer der begabtesten und würdigsten Genossen mitlebte und mitwirkte. Der dichterische Nachlaß, den uns die Pietät einer edlen Tochter in schöner Ausstattung darbietet, und den Varnhagen von Ense und Wessenberg mit treuem Freundschaftssinn bevorwortet, zerfällt in zwei Abtheilungen, in die eignen deutschen Gedichte des Verfassers und in seine Uebersetzungen. Von den erstern sagt der Herausgeber mit voller Wahrheit: „Alles dem innersten Menschen Werthe, sein Herz und seinen Geist Ansprechende, die Freundschaft und Liebe, die Erinnerung und Sehnsucht, die Theilnahme für Leid und Freude, der Aufschwung frommer Betrachtung, die Begeisterung für die Wunder der Kunst, das tiefe Gefühl für die Schönheit der Natur, alles findet hier seinen anspruchslosen, doch gediegenen und schönen Ausdruck. Diese Gedichte wollen nicht den Himmel stürmen, noch in gährenden Ausbrüchen eine neue Welt erzeugen, sie sind zufrieden die vorhandene zu verschönen, zu veredeln, den besten Empfindungen Dauer zu geben." Nicht minderes Lob verdienen die meisterhaften Uebersetzungen, sowohl aus den besten englischen Dichtern, als aus den bedeu-

tendsten und oft bei uns weniger bekannten italienischen — Zappi, Bussi, Petrochi, Menzini, Redi, Stampa rc. vor allen aber der hier so glücklich in strengster Form übertragene Petrarca. Sie entstand innerhalb eines einzigen fruchtbaren Jahres, blieb aber während mehr als dreißig Jahren der Gegenstand unaufhörlicher Sorgfalt, und erfuhr wesentliche Umbildungen in Italien selbst; ohne irgend einer anderen deutschen Uebersetzung des Petrarca damit zu nahe zu treten, dürfen wir ohne Scheu behaupten, daß die Vorzüge der Reinhold'schen von keiner andern erreicht werden. Der verstorbene Oberconsistorialrath in Berlin Franz Theremin allein hätte mit Reinhold in die Schranken treten dürfen, doch dieser hat das ganze Liederbuch Petrarca's, jener nur einzelne Stücke daraus im Deutschen wiedergegeben. — Unter den kleineren Gedichten Reinhold's finden sich manche von ganz örtlichem und persönlichem Interesse, denen aber im Verlaufe der Zeit eine größere Bedeutung dadurch erwuchs, daß der anfangs unscheinbare Gegenstand in der Folge namhaft, ja berühmt wurde, wie dies bei dem Gedicht Seite 48 auf August Neander der Fall ist. Der nachher als großer Kirchenhistoriker und frommer Theologe verehrte Mann, der damals zu Hamburg in einem dem Dichter befreundeten Kreise lebte, war als Jüngling zum Christenthum übergetreten und hatte den Namen Neander (Neuer Mann) angenommen. Ganz versunken in Platonische Philosophie wollte er nichts gelten lassen, als strenges Trachten nach dem Höchsten, verachtete jeden Schmuck des Lebens und entzog sich wie den Lockungen der Frauen, auch denen der Poesie und der Kunst. Diesen strengen Sinn wollte Reinhold in dem

hübschen Gedicht anerkennen, entschuldigen, und dennoch zugleich das Recht und Glück einer mildern Gesinnung daneben aufstellen. Neander ward durch die anmuthige Gabe lebhaft bewegt, und dankte inniger für sie, als der Dichter es erwartet hatte.

An einen jungen Mann, genannt Neander.

Mai achtzehnhundert und sechs.

Neuer Mann, doch Neuling nicht,
Billig fürchtest Du die Frauen.
Dem, der Wahrheit will erschauen,
Steht ihr holder Reiz im Licht.
Drum macht Weisheit Dir zur Pflicht,
Jenen Wesen zu entfliehen,
Die dem Bilde Dich entziehen,
Das Dein jugendliches Herz,
Mit dem Auge himmelwärts,
Will herab vom Himmel ziehen.

Wer das Himmlische ersehnt,
Muß das Irdische verlassen,
Und am meisten muß er hassen,
Was ein ird'scher Reiz verschönt.
Von dem Staube nur entlehnt
Ist was hier auf Erden zieret.
Drum, vom Schimmer nicht verführet,
Schau hinauf zum ewgen Glanz,
Der die reine Seele ganz
Dem Vergänglichen entführet.

Wen durchglüht der Sterne Pracht,
Kann aus irdisch schönen Augen
Länger keine Wonne saugen;
Ihm versinkt ihr Strahl in Nacht.
Lieblich, aber fruchtlos, lacht
Lockung auf beseelten Wangen

Dem, deß Blicke mit Verlangen
Und deß Seele gluthErfüllt
An dem hehren Götterbild
Unverhüllter Wahrheit hangen.

Wohl ihm, dessen Augenstrahl,
Wenn die Blindheit ihm zerronnen,
Dringt bis zu dem Quell der Sonnen
Und dem hohen Göttersaal.
Aber glücklich auch die Zahl
Von geweihten Musensöhnen,
Die nach Menschlichem sich sehnen,
Und mit liebendem Vertraun
Dich, erhabne Wahrheit, schaun
In dem Lieblichen und Schönen.

Ein zweites Gedicht, das wir hier mittheilen, ist ohne weitere Erklärung verständlich, und vereint mit seinem herzlichen Inhalt eine Zartheit und Ründung des Ausdrucks, wie wir sie in den besten Sachen dieser Art von Uhland wahrnehmen, dessen Namen, wenn er statt Reinhold's unter diesen Zeilen stände, uns gar nicht wundern würde.

Lied.

Dort jenseits von jenen Bergen
Ist meiner Mutter Land;
Da war ich den Wiesen und Hügeln
Als Kind einst wohlbekannt.
Noch stehen die Hügel und Wiesen
Und fragen von Wehmuth erfüllt:
Wo ist das Mädchen geblieben,
Das Mädchen so wild und mild?

Hier diesseits von jenen Bergen,
Da ist ein anderes Land;
Es knüpft mich an seine Fluren
Mit liebevollem Band.

Was lebet darinnen und webet,
Das hat mich herzlich lieb;
Drum tröstet euch, Wiesen und Hügel,
Daß ich bei euch nicht blieb.

Was flüstert von jenen Bergen
Die Stimme mit holdem Klang?
„Es ist eine Kunde gekommen,
So Hügel als Wiesen entlang.
Lieb bist Du, so hüben als drüben,
Lieb bist Du, so nahe als fern;
Doch gönnet die Sehnsucht der Fernen
Der Liebe der Nahen Dich gern.“

Das Sonett Seite 110 wurde in Varnhagen's Stammbuch eingeschrieben. In einigen Gedichten sind auch noch besondere Geheimnisse niedergelegt, die der Aufmerksame finden kann, wir aber nicht verrathen dürfen. Von allgemeinster, und auch noch heute, nach beinahe fünfzig Jahren, gültiger Bedeutung möchte der folgende am ersten Januar 1805 an Deutschland gerichtete Zuruf sein, den wir deßhalb mittheilen:

Deutschland, heimisches Land, an dessen nördlichster Gränze
Uns das schöne Gefühl, Dir zu gehören, beglückt;
Brüderlich töne Dir von dem Gestade der Elbe der Glückwunsch;
Liebend sendet ihr ihn, Donau und Rhein, ihn zurück.
Ein Weg führt zum Ziele, dem einen, was Deutsch ist von Ursprung;
Immerhin spalte den Staat neidisch ein feindlich Geschick.
Bahnen der Kunst und des Wissens, o feiert die große Verbündung;
Sternbild ewigen Ruhms, leuchte gemeinsam uns vor.
Wahrheit bleibe, mit Recht vereiniget, unsere Sonne,
Auf zu den Quellen des Seins führt ihr verbundener Strahl.

Siegend treten wir so in die Hall' unsterblichen Nachruhms;
Dort grünt ewig für uns, wie für Hellenen der Kranz.
Uns ziemt, kämpfend um ihn, nicht achten der fremden Verkennung;
Blendet sie Dünkel und Wahn reiner sei stets unser Blick.
Jahr, das beginnt, kühn schreite du fort im erhabenen Wettlauf;
Strahle, beneideter Kranz, herrlich belohnend am Ziel!

Alsatia, Jahrbuch für elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunst. Herausgegeben von August Stöber. Stuttgart (Mühlhausen, bei Rißler) 1853. 8.

Die deutsche Litteratur macht Eroberungen in fremden oft weit entlegnen Ländern, sie wird in England und Frankreich, in Italien und Rußland gepflegt, in Nordamerika erscheinen deutsche Bücher und Tagesblätter. Mehr noch als dieser oft wenig nachhaltige, leicht wieder sich verflüchtigende Gewinn freut uns die standhafte Treue, mit der altdeutsche, doch dem gemeinsamen Vaterlande politisch abgetrennte Länder in Sprache, Sitte und Litteratur festhalten an der ursprünglichen Heimath. Wir dürfen in diesem Betreff die am baltischen Ufer wohnenden Stammgenossen rühmen, die Sachsen in Siebenbürgen, zumeist aber die Allemannen im Elsaß. Ohne Zweifel haben die letztern bei den größten Verlockungen zum Abfall auch die stärksten Proben edlen Beharrens und Ausdauerns gegeben; nicht gegen strenge Gewaltherrschaft und rohe Unbildung, sondern gegen eine im Ganzen wohlmeinende, oft milde und bisweilen freiheitliche Regierung, und gegen ein hochgebildetes, geistreges und vorstrebendes Volksthum, das sich ihnen mehr anbietet als aufdringt, haben sie den Kampf ihrer angebornen Eigenthümlichkeit zu führen, und führen ihn glücklich, mit

gerechten Waffen, ohne Verkennung oder Verwerfung der Nachbarvorzüge, durch tüchtige Leistungen und freies Bestehn in der eignen Weise. Wir bedürften eines großen Raumes, wollten wir alles aufzählen, was das Elsaß, und namentlich Straßburg, für deutsche Wissenschaft und Kunst, für deutsches Leben und Dichten in alter und neuer Zeit hervorgebracht; und bis in die neueste Zeit hinein! Die politischen Stürme haben im innersten Mutterlande vieles in Frage gestellt, was mit der litterarischen Bildung und dem geistigen Gedeihen der Nation eng verbunden ist; allmählig sehen wir die alte Triebkraft doch wieder hervortreten, die alte Gewohnheit sich bewähren, den alten Sinn sich behaupten. Daß auch im Elsaß, das gleichfalls seine Erschütterungen gehabt, dieselbe Erscheinung bethätigt, bewährt ihn auf's neue als das liebe Bruderland, das es auch in der Absonderung stets uns geblieben. Das vorliegende Buch bezeugt diese Thatsache. Der Herausgeber August Stöber, dessen Namen als der seinige und als der seines Vaters und Bruders rühmlich bekannt ist, hat im Verein mit wackern Landsleuten diese Sammlung von Aufsätzen veranstaltet, die ihren nächsten Bezug auf das Elsaß, und den Zweck daselbst den Sinn vaterländischer Eigenheit zu nähren weit überflügeln und eine allgemeine Theilnahme würdig ansprechen. — Dies gilt vor allem von dem ersten Aufsatz, in welchem der Herausgeber uns ein wahrheitgetreues und lebenvolles Bild des trefflichen Aktuarius Salzmann entwirft, der in Goethe's Leben eine so bedeutende und anziehende Erscheinung ist. Eine Anzahl von Briefen Goethe's an Salzmann, die meisten aus der herrlichen Jugendzeit des Dichters, sind hier zum erstenmal veröffentlicht, auch der

erste Brief Goethe's an Friederiken in Sesenheim, dann Briefe von Lenz an Salzmann, und von andern Genossen jenes genialen Lebenskreises. Wollte jemand sagen, es wäre nun genug von und über Goethe? Wir sind nicht dieser Meinung! Je genauer wir das Einzelne betrachten, je weiter wir das Ganze überschauen, desto größer wird unser Gewinn, nicht nur an Verständniß dieses Gegenstandes allein, sondern auch im Allgemeinen an geistiger und sittlicher Befriedigung. Jenes Zeitalter deutschen Aufstrebens hat einen rührenden, wir möchten sagen erbaulichen Gehalt; die rechtschaffene Denkungsart, der edle gute Wille der Menschen herrscht überall vor, die Litteratur ist noch kein gemeines Gewerbe, Schufte und Lumpen zeigen sich nur spärlich, und werden bald für das erkannt, was sie sind. Es thut den Augen wohl, an dieser Ehrbarkeit sich zu weiden, die wahrlich dem Genius alle Kraft und Freiheit ließ! In Goethe's früher und später Zeit finden wir überall diesen Zusammenhang; wir können denen, die ihn ausführlich ergründen und darlegen, nur dankbar sein. Was würden wir darum geben, wenn Shakspeare seine Düntzer, Eckermann, Riemer gehabt hätte, und sie uns erhalten wären! — Von den übrigen Aufsätzen müssen wir rühmend erwähnen „Die Schwedenbauern im Elsaß" und „Das Keßlerlehen der Herren von Rathsamhausen" von J. G. Heitz, historische Erörterungen, die so gründlich geführt als leicht vorgetragen sind; ferner „Volkserzählungen" von dem geistvollen Straßburger Arzt G. Mühl; „Die unterbrochene Fechtschule" und „Des Fünfzehnschreibers Neujahrwunsch" von dem gelehrten Archivar Ludwig Schneegans in Straßburg, schätzbare Beiträge zur Geschichte der

Sitten und des Aberglaubens; „Hans von Tratt und seine Streitigkeiten mit der Abtei und der Reichsstadt Weißenburg“ mit sorgsamen Fleiße dargestellt von J. Ohleyer; zur „Kenntniß der elsässischen Volksmundarten“ hat Christophorus werthvolle Beiträge geliefert, so wie einen „Versuch über deutsche Personennamen“, dem die Fortschritte der deutschen Sprachkunde durch die Brüder Grimm nicht fremd sind; ein willkommener Aufsatz ist auch der von Philipp Frantz über „Pfarrer Oberlin's Brustbild von Ohmacht“, eine Episode aus dem Leben dieser beiden edlen Männer; auch dürfen wir nicht übergehen, daß Ludwig Schneegans zwei bisher noch ungedruckte Briefe Martin Luther's aus dem städtischen Straßburger Archiv mittheilt, das gleich der dortigen städtischen Bibliothek reich an alterthümlichen Schätzen ist; in diesem Betreff erinnern wir uns an die ergiebige Ausbeute, welche der treffliche Professor Karl Schmidt für seine Darstellung Johannes Tauler's dorther gezogen hat, die seinen forschenden Scharfsinn auf die merkwürdige Entdeckung geleitet, daß der mystische Laie, der in Tauler's Leben eine so bedeutende Wirkung ausgeübt, kein Phantasiegebild, sondern eine wirkliche Person, und zwar Nikolaus von Basel ist, von dem sogar noch Handschriften erhalten sind. — Möge wie das uns blut- und sprachverwandte Leben des Elsasses überhaupt und somit auch diese „Alsatia“ ferner in glücklichem Gedeihen fortschreiten! —

Schiller's Geistesgang. Gedächtnißrede am Schillertage 1852 gehalten in der Aula der Berner Hochschule von Dr. Ludwig Eckardt. 1853. 4.

Der scharfsinnige Verfasser des geist- und kenntnißreichen Buches über Goethe's Tasso hat seinen Beruf zur

kritischen Erforschung und Darstellung unsrer ersten Dichtergenien hinreichend dargethan. Daß er nach der liebevollen Beschäftigung mit einem der größten Meisterwerke Goethe's zur Betrachtung Schiller's übergeht, des andern der beiden Dioskuren, welche der Unverstand einander anstatt zur Seite so gern entgegenstellt, sehen wir als ein gutes Zeichen seines unpartheiischen Sinnes, seiner freien Umsicht an. Der romantischen Schule, die sich aus sehr bestrittenen Anfängen unter begünstigenden Umständen nach und nach zu einer herrschenden litterarischen Macht erhoben hat, deren Ansehen in manchen Beziehungen noch fortwirkt, ist es über die Maßen gelungen, indem sie nur allein Goethe'n wollte gelten lassen, die Anerkennung Schiller's zu beschränken und viele Jahre hindurch niederzuhalten, wenigstens auf dem Gebiete der ästhetischen Kritik, wie sie von sogenannten Auserwählten gehandhabt zu werden pflegt; denn das größere Publikum ließ sich nicht irre machen und zählte den Gescholtenen stets zu seinen Lieblingen. In neuerer Zeit hat auch die Kritik sich besonnen, und das Unrecht auszugleichen gestrebt. Wir hören keine Aussprüche mehr, daß Schiller kein Dichter sei, daß man ihm bloß aus Mitleid einige Liebe noch zuwenden könne. Sein Ruhm ist unter der Hülle, die man über ihn geworfen, ungestört gewachsen, die Verherrlichung Goethe's hat ihm nicht geschadet, im Gegentheil nur das Ansehn des Zeugen erhöht, der unaufhörlich, im Widerspruch mit den eignen Verehrern, das unsterbliche Verdienst und den großen Namen des ihm zu früh entrissenen Freundes mit liebevoller Herzlichkeit gepriesen. Dafür wird jetzt, bei der Wiederherstellung Schiller's in sein gebührendes Recht, auch das Reich

Goethe's nicht geschmälert, vielmehr gewinnt dasselbe mit jeder Anerkennung, die dem Freunde zu Theil wird, an Umfang und Festigkeit. Wenn zwischen den Anhängern beider Genien in untern Regionen noch einige Spaltung stattfindet, so hat diese doch in den höheren aufgehört, und unser geehrter Autor, der mit gleicher Liebe beide umfaßt, giebt davon einen schönen Beweis. Seine Rede, die eigentlich nur der Vorläufer und kurze Inbegriff eines größern Werkes ist, dem wir mit Verlangen entgegen sehen, betrachtet den Geistesgang Schiller's als das Erzeugniß zweier verschiedenen Strömungen, die sich wechselseitig bedingen und immer zusammenwirken, nämlich der Lebensumstände und der Studien. Bei jedem ausgezeichneten Geiste werden die äußern Verhältnisse, unter denen sich der Geist entfaltet, nicht ohne Einfluß sein, und daher vielfach in Betracht kommen, allein Schiller ist einer der Menschen, bei dem der Lebensgang eben so wichtig ist als der Geistesgang, der Kampf mit der Welt nicht weniger zu dem Wesen des Dichters gehört, als seine dichterischen Schöpfungen selbst. Schiller ist vor allem ein ganzer Mensch, eine hohe — wir möchten mit Eckardt sagen tragische Einheit von Schicksal und Fähigkeit, von realistischem Durchringen und idealem Bilden. „Goethe's eigenes Leben", sagt unser Autor, „zog breit sich hin und endete still, wie ein Epos; Schiller's Leben schloß wie ein Drama mit dem Höhepunkte des Helden." Die Theilnahme für den Dichter und die Liebe zu ihm kann durch diese Eigenheit nur gesteigert werden. — Jedoch ist die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt, keine leichte. Sie bedarf der sorgfältigen Erforschung einer Menge von Aeußerlichkeiten, die sich oft in Dunkel

verlieren, der schärfsten psychologischen Einblicke, und der reinsten ästhetischen Würdigung. Wir dürfen in jeder dieser Hinsichten von unserm Autor des Besten gewärtig sein. Er hat vor früheren Arbeiten in diesem Felde den wichtigen Vortheil, die seitdem erschienenen vier Bände des Briefwechsels zwischen Schiller und Körner benutzen zu können, dieses unschätzbaren Vermächtnisses, dessen Gehalt und Werth noch lange nicht genug erkannt und benutzt wird, und dessen tiefgreifende, scharfschneidige, oft blitzartig weitleuchtende Würdigung durch den genialen Dr. J. L. Klein seiner Zeit in Berliner Blättern mehr vergraben als zu Tage gefördert liegt!

Voltaire und seine Feinde. 1853.

Von Charles Nisard ist in Paris ein Buch erschienen, das den Titel führt „Les ennemis de Voltaire“, und das fürerst — denn es werden noch mehrere Bände folgen — die giftigen Anfeinder und Verkleinerer Voltaire's, die fast nur durch ihn noch bekannten Desfontaines, Fréron und La Beaumelle näher vor Augen stellt. Der Gedanke ein solches Buch zu schreiben, war glücklich genug; allein Charles Nisard war nicht der Mann ihn auszuführen. An Belesenheit für seinen besondern Zweck fehlt es ihm nicht, er hat sich in den untersten schmutzigsten Gemächern eines verschollenen Litteraturwesens fleißig umgethan, er hat gar üble Gerichte in Masse verschlucken müssen, um den Stoff seines Buches herauszubauen. Aber damit ist es noch nicht gethan. Um Voltaire im Verhältniß zu seinen Gegnern zu beurtheilen, ist eine genaue Kenntniß der Welt- und Gesellschaftsverhältnisse erforderlich, in denen dieser wunderbare Geist sich bewegte,

ja des ganzen Zeitalters, dem er angehörte. Dies ist aber selbst bei Franzosen, deren Fach diese Kenntniß sein sollte, äußerst selten, und es entstehen aus der oberflächlichen Kunde die verkehrtesten Urtheile, wie wir sogar in Louis Blanc's Geschichte der Revolution, wo er Voltaire zu würdigen versucht, schmerzlich wahrnehmen; es werden da Begriffe und Richtungen zum Maßstabe genommen, an die zu Voltaire's Zeit niemand dachte. Das Leben dieses außerordentlichen Geistes, dem in der Tiefe der Seele die reinste Menschenliebe, die herzlichste Güte und der edelste Freisinn wohnten, war ein unaufhörlicher Krieg, ein Krieg, der seine großen Schlachten hatte, doch weit mehr in zahllosen Guerillaskämpfen bestand, die sich ewig erneuerten und nicht Ruhe noch Rast gestatteten. Aus diesem Gesichtspunkt allein kann Voltaire's Leben und Verfahren richtig gewürdigt werden. In solchem Kampfe gilt es Listen und Verstellungen, Hinterhalte und Ueberfälle, Ausspähereien, geschicktes Vordringen und rasches Verschwinden, je nach Erforderniß der augenblicklichen Lage. In solcher Kriegführung war Voltaire ein Meister, und ihre Hülfsmittel dürfen ihm nicht mehr zum Vorwurf gemacht werden, als irgend einem andern Feldherrn, der seinen Feind zu besiegen strebt. Bei aller Unfähigkeit Voltaire's Größe zu erkennen, muß Nisard jedoch schließlich eingestehen, daß seine Gegner meist elende Wichte waren. —

Ein Jahr in Italien. Von Adolph Stahr. Erster Theil. Zweite durchgesehene Auflage. Oldenburg, 1853. 8.

Mit wahrer Befriedigung zeigen wir die zweite Auflage dieses vortrefflichen Buches an, das unter so vielen dem Wunderland Italien gewidmeten, ja unter allen

Reisewerken überhaupt, den ausgezeichnetsten Rang einnimmt. Außer seinem unbestrittenen Verdienst, der Anschaulichkeit, der Lebensfülle, der tiefen Kenntniß und hohen Ansicht, der Anmuth und Frische der Darstellung, hat das Buch ein besonderes geschichtliches Glück, das ihm auch für späte Zeiten Dauer und Beachtung sichert: der geistvolle Verfasser ist nämlich der letzte Reisende, der Italien in dem Zustande gesehen und geschildert hat, den das Land und Volk noch vor dem Ausbruch der Revolution gezeigt, wo so vieles noch ungestört in hoffnungsvoller Entwicklung begriffen war, wo so vieles noch stand, was seitdem gefallen, wo drängende Gefühle und heißer Sinn im Volke den muthigsten Aufschwung verkündeten, ohne daß dieser noch erfolgt war und seinem traurigen Ausgang, dem Unheil und Verderben, rasch entgegeneilte. Dieses Italien, das jetzt nicht mehr zu sehen ist, von dem gleichsam nur die Leiche noch übrig geblieben, wird uns hier vor Augen gestellt, das letzte Bild, auf das wir zurückblicken müssen, wenn wir das jetzige Italien betrachten, wenn wir verstehen wollen, wie es mit dem vorigen zusammenhängt. Der Verfasser hat das schöne Land noch in seiner Schönheit geschaut!

Italien ist aber nicht wie ein anderes Land, von dem es genügt, daß man mit klarem Blick seine Gegenwart auffasse, und einfach erzähle, was man gesehen. Wer das Wort Italien sagt, der sagt mehr, als Land und Volk, der sagt Kunst — im weitesten Sinne — der sagt Poesie, Geschichte, Alterthum, Weltherrschaft, Hierarchie, — auf alles dies muß der Bericht eingehen, für alles dies der Darsteller Sinn und Kenntniß mitbringen. Wir dürfen behaupten, daß seit Moritz und Goethe kein deut-

scher Reisender in diesem Betreff so günstig für Italien ausgestattet gewesen, als Adolph Stahr. Ein gründlicher Kenner der alten Sprachen und Litteratur, ein Geschichts- und Alterthumskundiger, verbindet er mit diesen Eigenschaften den Sinn für Kunst und Poesie, und eine frische, heitere Auffassung des unmittelbaren Lebens, wie wir sie nur von dem gebildetsten Weltmanne wünschen können. Daher ist sein Buch mit allen Vortheilen der Gelehrsamkeit nie schwerfällig gelehrt, sondern in der Belehrung stets unterhaltend, in allen seinen Theilen von dem Reize geistvoller Gewandheit durchdrungen, gleich anregend für den Leser, der Italien schon gesehen hat, wie für den, der es zu sehen hofft. Was manchen Reisebeschreibern, selbst den bessern, leicht mißräth und zum Tadel ausfällt, die Anknüpfung alles mitzutheilenden Stoffes an die persönlichen Begegnisse, das Aussprechen der eigenen Stimmungen und Eindrücke, gewährt hier, bei so begabter Persönlichkeit, nur erhöhten Genuß. Wie leicht wäre es dem Verfasser gewesen, seinen überreichen Vorrath unter gewisse Titel zu bringen, und so Stück für Stück in gedrängter Folge abzuhandeln! Aber wir danken ihm, daß er diesen Wunsch pedantischer Kritiker nicht erfüllt, sondern alles in der Folge vorgetragen hat, wie es sich ihm dargeboten. Nur so gewinnen wir den Eindruck von Mitreisenden, athmen wir das tägliche Leben Italiens, seine eigenste Luft.

Wir enthalten uns nicht, hier aus dem trefflichen Buch eine Probe mitzutheilen, die erste Ankunft in Rom, eine kurze Schilderung in schlichter Prosa, die aber den Gehalt eines prächtigen Gedichts in sich trägt. Der Verfasser schreibt seine ersten Zeilen aus Rom wie folgt:

„Ich bin in Rom und glücklich! Das ist Alles, was ich in den letzten zwei Tagen zu denken und zu empfinden vermochte. — Vorgestern um fünf Uhr Morgens brachen wir von Baccano auf, und passirten in sonniger Morgenfrühe unangefochten den bergansteigenden, schluchtzerrissenen Waldweg. Auf der Höhe hielt der Vetturin still, und rief: Ecco Roma Signori! Da lag es vor mir in nebelduftiger Ferne, am äußersten Rande der ungeheuren wellenförmigen Ebene, ein langer, dunkler Streifen, aus dem ein einzelner Punkt stärker und höher hervortrat, — es ist die Peterskirche. Zur rechten Seite ein schmaler, blauer Meeresstreifen. Um uns her die Gebirgszüge, welche die Campagna östlich begrenzen, hinter uns im blauen Dufte der zackige San Oreste, mit dem in der Morgensonne strahlenden Kloster auf seinem höchsten Gipfel. Um die Leiber der Sabinerberge wallten und wogten weiße Nebelwolkenzüge wie silberschimmernde Atlasgewänder, während die blauen Häupter frei empor in den Morgenhimmel schauten. Ueber uns in der stillen Luft wiegte sich ein Falke auf seinen ausgestrafften Schwingen, nach Beute niederspähend. Jetzt rollten wir den Hügel hinab. Ein Adler rauschte rechtshin vor uns auf, und froh begrüßte ich das glückliche Zeichen."

„Immer näher rückte mit jeder neuen Hügelwelle, die wir überschritten, die alte Weltbeherrscherin, immer deutlicher schieden sich die Hügel, über denen sie hingebreitet liegt. Wie ein von Riesen hoch über die Erde emporgehobener Tempel ragte die Kuppel von St. Peter hoch hinweg über das Meer der Häuser, Kirchen und Paläste zu ihren Füßen. Ein gelber Streifen schimmert durch die Büsche: es ist der Tiberstrom. Eine Brücke

schwingt sich darüber: es ist die Ponte Molle. Der Wagen rasselt zu ihr hinan, und mein Herz pocht stärker. Vorüber an den beiden marmornen Statuenfratzen, deren verhungerte, nazarenische Magerkeit der göttlichen Plastik spottet, vorbei an Schaaren von Bettelmönchen, den ersten Römern, die mir jenseits der Brücke begegneten, durch ewig lange Mauern, welche die Aussicht in Gärten und Vignen versperren. Noch eine Viertelstunde und der Wagen rollt durch die Porta del Popolo, und mit einer Art von schauderndem Entzücken berührte mein Fuß den heiligen Boden der ewigen Stadt."

„Mit der Dogana waren wir, der hier verständlichen Sprache kundig, bald zu Rande, und nach einer Viertelstunde wanderte ich in meinem Zimmer im Hotel d'Angleterre des Herrn Gendre an der neuen Piazza Torlonia, unweit des spanischen Platzes, in einer Art von glücklichen Betäubung auf und ab, indem ich mir unaufhörlich in Gedanken zurief: Du bist in Rom! Und da werdet Ihr es denn ganz in meiner Weise finden, daß ich mir den Genuß dieses Glücksgefühls, welches nur allein der Moment des Erreichthabens gewährt, dadurch zu verlängern suchte, daß ich nach einem kurzen Diner bei einer Tasse Kaffee und der letzten Havannah-Cigarre in dem kühlen Saale des Gasthofes ruhig auf und ab wandelte, ohne Sehnsucht mich hinauszustürzen in die neue Welt. Ich weiß wenige Stunden meines Lebens, welche ich mit der Glückseligkeit dieser Momente vergleichen könnte. Durch die angelehnten grünen Jalousien spielten und flimmerten die Sonnenstreiflichter; mein Ohr vernahm das Geräusch des nahen Korso und das Geschrei der Ausrufer auf der Via Condotti. Nur wenige Schritte und du bist im Mit-

telpunkte römischen Lebens! — und wie ein Bettler, der das große Loos gewonnen, klimperte ich vergnügt mit dem Golde dieser Vorstellung zu meinem innigsten Ergötzen. Der Saal ist so hotelmäßig modern, so norddeutsch civilisirt, daß ich mich in Bremen oder Hamburg wähnen konnte, und außerhalb dieser Wände, mit wenigen Schritten erreichbar — Forum und Kapitol, die Spuren und Reste drittehalbtausendjähriger Existenzen!"

Mont-Revêche. Par George Sand. 1853. 2 Vols.

Ein neues Buch von Frau von Düdevant ist ein Freudenereigniß für den bessern, für den besten Theil der Lesewelt, auch der deutschen. Man weiß im voraus, daß man aus dieser Feder nur Darstellungen der höchsten Art, in denen der tiefe Kern innern Lebens mit reizendster Gestalt verbunden ist, zu erwarten hat. Auch diesmal hat diese Erwartung uns nicht getäuscht. Wir empfangen in Mont-Revêche eines der genialen Lebensgemälde, denen die edle Verfasserin bei stets gleicher Pracht der Farben immer neuen Gehalt zu geben weiß. Hier ist ein bisher noch wenig behandelter Gegenstand, der aber in unserem täglichen Leben von großer oft furchtbarer Bedeutung ist, das Verhältniß einer Stiefmutter, in merkwürdiger Weise vorgeführt, wobei die Wirklichkeit allerdings, wie es dem Roman von jeher zugestanden wird, etwas idealisirt sein mag, allein durchaus nicht aufgegeben ist; im Gegentheil strömt das reale Leben gesund und frisch durch diese wenn auch in romantische Beleuchtung gestellten Menschen. Die Verfasserin verwahrt sich in der Vorrede gegen die Anforderung, daß ein Roman etwas beweisen, eine bestimmte Lehre aussprechen soll; sie hat darin ganz Recht, auf dem ästhetischen Gebiet gelten andre Forderungen, und

jene darf um so weniger gemacht werden, als sie von ächten Dichtern jedesmal von selbst und überreich erfüllt wird, nicht aus Gebot, nicht als auferlegte Gebühr, sondern aus angeborner Freigebigkeit, aus Ueberfülle der Gaben. So ist es auch hier; wer auf Moral und Belehrung ausgeht, der findet in dieser Bilderreihe nicht Einen, sondern hundert Texte, die sich erbaulichen Predigten zum Grunde legen lassen. Die Pariser Zeitschrift Revue des deux mondes, welche gegen George Sand in einer entschieden feindlichen Stimmung ist, wagt daher den neuen Roman auch nicht von der moralischen Seite her anzuklagen, sie versucht ihn von ästhetischer Seite zu beschuldigen. Sie meint, es fehle die Frische, die Jugendlichkeit, die noch bis vor kurzem den Schöpfungen der Dichterin eigen gewesen, es sei weit von der Mare au diable oder Fadette zu diesem neuesten Roman. Doch nie gab es eine grundlosere Anschuldigung dieser Art! Wir geben der Revue des deux mondes das volle Dementi derselben. Die Zeichnung der Karaktere, die Schilderung der Zustände, die Entwicklung der Gefühle, alles ist so lebendig und frisch, so tief und anmuthig, so spannend verflochten und durchgeführt, daß der wärmste Antheil des Lesers, die Ergriffenheit und Rührung desselben, keinen Augenblick fehlt oder nachläßt. Die Revue des deux mondes ist es, die gealtert hat, die geschwächt und herabgekommen ist durch ihre unfreisinnige, zaghafte, unterwürfige Tendenz!

Washington. Eine Vorlesung gehalten in Jena von Dr. E. v. Stockmar. Braunschweig 1854. 8.

An gründlichen ausführlichen Biographien fehlt es uns nicht, dagegen sehr an kurzen gediegenen Lebens-

abrissen. Während den Alten ein Maß, wie das des Plutarchos oder Suetonius, schon als überreich genügte, treiben wir die Ausführlichkeit bis zum Monstrosen, und ein engerer Umfang, wie der des Cornelius Nepos, wird bei uns höchstens in den Artikeln eines Konversations-lexikons geduldet. Aber wenn die größte Fülle der Einzelnheiten, die Anhäufung der reichsten Werkstoffe in manchen Fällen, wie wir nicht läugnen, einen hohen Werth hat, ein litterarisches Verdienst, und sogar bisweilen — insonderheit wo von Zeitgenossen oder noch ganz naher Gegenwart gesprochen wird — eine Nothwendigkeit ist, so steht uns doch im Allgemeinen die sich in Kürze zusammendrängende Darstellung höher; sie giebt dem Ruhme die größere Ausbreitung und Dauer, den Thatsachen und dem Charakter eine bündigere Gestalt, die sich im Schwall der Umständlichkeit nur zu leicht nebelhaft verliert. Wir haben daher immer mit Freude gesehen, wenn sich einer guten Hand der Anlaß bot, uns in Form einer Rede oder einzelnen Vorlesung das Bild eines großen Mannes in gediegener Kürze vorzuführen, wozu sonst nicht wohl eine Gelegenheit sich darzubieten pflegt. Keinen Ueberfluß solcher gelungenen Arbeiten haben wir anzuführen; wir nennen von ältern beispielsweise die vortreffliche Denkrede Ferdinand Delbrück's über Paul Sarpi, und von neuern diese Vorlesung Stockmar's über Washington.

Auf nur siebenunddreißig Seiten wird der so große als reiche Stoff, das Leben und Wirken eines der größten Helden, seine Gestalt und Bedeutung, das Wesen seines Geistes und seiner Gemüthsart, in frischen, lebendigen und — so viel wir zu ermessen im Stande sind —

wahrheitgetreuen Zügen vor unsern Augen dargelegt. Wer diese wenigen Blätter gelesen, der hat für immer ein richtiges, klares Bild des Helden, ein helles Verständniß der Welt, in welche derselbe gestellt war, der Aufgaben, die er zu lösen hatte und löste.

Der Verfasser hat seinen Gegenstand gründlich studirt, allein er giebt uns wie billig nicht das Gerüst, sondern das Ergebniß, den gesichteten Ertrag seiner Studien. Das Wesen seines Gegenstandes ist auch in seine Behandlung übergegangen; in einfacher, doch lebhafter und kräftiger Sprache, in maßvoller, doch ohne Prunk sich erhebender und würdiger Rede bezeichnet er die Lebensumstände, die großen schaffenden Thätigkeiten und wirklichen Heldenthaten Washington's.

Gleich der Anfang ist bezeichnend und einnehmend; wir lesen gern: „Um das Jahr 1657 wandern zwei Brüder des Namens Washington von England nach Amerika aus, und lassen sich in Virginien nieder. Männer von einfach gesundem Sinn und sittlicher Tüchtigkeit, gehörten sie zu jener Klasse wohlhabender Gutsbesitzer, der das Gut nicht bloß ein Besitz ist, sondern Mittelpunkt des Lebens und Strebens. Der Urenkel des einen jener Brüder ward Georg Washington, den 23. Februar 1732 am Ufer des Potomak geboren."

Wir können den gedrängten Auszug einer Biographie ohne Beschädigung nicht wieder ausziehen, und müssen den Leser, der das Nähere des Inhalts zu erfahren wünscht, auf die Schrift selbst verweisen. Wir lassen lieber den Verfasser seine unparteiische Ansicht über den amerikanischen Freiheitskrieg aussprechen, in und nach welchem die Heldengröße Washington's sich entwickelte.

Er sagt: „Das ist eben das Eigene dieser amerikanischen Revolution: sie ist nicht hervorgerufen durch ein großes, gegenwärtiges, empfindliches Uebel. Die Begeisterung für ein Prinzip, für ein Rechtsprinzip, die Voraussicht, daß aus dem bekämpften Anspruch Englands künftig große Uebel hervorgehen würden, das Wagen der Güter des Augenblicks um die Abwehr dieser künftigen Uebel, gleich als wären sie gegenwärtige, das macht die Größe dieses Kampfes auf amerikanischer Seite aus. Sehen wir nun dem gegenüber auf englischer Seite nach dem Beginne des Kampfes als die vorherrschenden, alles andere zurückdrängenden Motive Nationalstolz und festen Glauben an das eigene Recht, so erhöht sich die sittliche Theilnahme auch in dieser Richtung, und dem freien geschichtlichen Blick tritt als bedeutende Thatsache entgegen, daß sich die naturnothwendige Scheidung nicht aus dem klaren Bewußtsein des Interessenkonflikts heraus, sondern im Wege des Rechtsstreits vollzieht. — Washington aber steht von vorn herein mit ruhiger Entschiedenheit in der vordersten Reihe der amerikanischen Patrioten." — Späterhin heißt es, nachdem erwähnt worden, daß er am 1. Juni 1774 in sein Tagebuch geschrieben, er sei in der Kirche gewesen und habe den ganzen Tag gefastet: „So ging er der Revolution entgegen — nicht in Uebermuth, sondern in Demuth, nicht sich selbst suchend, sondern in Pflichtbewußtsein, in seinem Gewissen beruhigt, in Gott entschlossen, wenn der das Uebel nicht abwenden wolle."

Washington's Feldherreneigenschaften, seine Menschlichkeit und Strenge, seine Großmuth und Bescheidenheit, die Kraft und Festigkeit wie die Reinheit seines Wollens, treten in der kurzen Schilderung seiner Feldzüge und

Staatsleitung hell hervor. Glänzendere Siege sind erfochten worden, aber nicht schwierigere, nicht in ihren Folgen wichtigere. Sein Zurücktreten von der Staatsführung, von der Macht seiner Stellung und seines Namens, in das stille Privatleben, ist ein edlerer Ruhm, eine erhabenere Größe, als wenn er Kronen auf sein Haupt gesetzt hätte und der Gründer eines Herrschergeschlechts geworden wäre!

Mit Meisterhand bringt der Verfasser schließlich das ganze Bild in diesen Zügen zur festen Anschauung: „Washington's äußere Erscheinung war edel, achtunggebietend und einnehmend. Einer hohen, wohlgebildeten Gestalt entsprach Würde und Anmuth der Haltung; blaue Augen, regelmäßige Züge verkündeten Geistes- und Willenskraft, Ernst gepaart mit Wohlwollen. Er besaß eine nur mäßige Gabe des Gesprächs und der Rede. Im Verkehre leutselig, höflich und gemäßigt heiter, freute er sich der Geselligkeit, mitunter ließ er ruhige Ironie, selten Witz und lustigen Scherz vernehmen, die er an Andern sehr liebte. Ein von Natur heftiges und reizbares Gemüth wurde von dem stärkeren Willen gezügelt. Selten, doch furchtbar war der Ausdruck seines Zorns. In seinen Familienbeziehungen liebevoll und zärtlich, ein treuer Freund, gegen Alle wohlwollend, mildthätig, menschlich und barmherzig, flößte er doch, bei der würdevollen Zurückhaltung seines Wesens, häufiger Ehrfurcht als Neigung ein. Zu einem starken, scharfen und klaren Verstand, zu der völligen Gesundheit des Urtheils, gesellt sich aufrichtig frommer Sinn, Begeisterung für die edelsten Güter der Menschheit, strengste Pflichttreue, lauterste sittliche Reinheit, Aufrichtigkeit und Wahrheit, Muth und

ausharrende Festigkeit, Selbstbeherrschung, Mäßigung und Geduld. Washington liebt den Ruhm; die gute Meinung seiner Mitbürger ist ihm ein theures Gut, aber nicht der Ehrgeiz ist es, der ihn vorwärts treibt. Ihm könnte es genügen, Pflanzer zu sein, und er ist stets glücklich, es wieder zu sein —; er gelangt zur Größe, weil sie auf dem einfachen Wege der Pflicht liegt, und so wird er der menschlich bürgerliche Held des Kriegs und der muthige Held des Friedens, der Kämpfer der Freiheit, der Gründer der Einheit und Ordnung."

Wenn der Verfasser dann fortfährt, ein solcher Held könne den Sophisten und Phantasten unserer verbildeten Zeit freilich nicht gefallen, denn er wisse was er wolle, er sei nicht gelehrt, nicht einmal geistreich, nicht einmal vielseitig, und, sofern wir rein auf die allgemein geistige Begabung sehen, nur — er wagt das Wort — eine Mittelmäßigkeit, — so können wir nicht umhin, hierbei zu bemerken, daß dies auch von Franklin, und von der bei weitem größten Zahl unserer Kriegshelden und Staatsmänner gelte, wir aber in allen solchen Fällen herzlich zu dem Schluß einstimmen, daß in der Gesammtwürdigung des Mannes vor allem die sittlichen Eigenschaften, die Gemüths- und Willenskraft in's Gewicht fallen, die reine Harmonie, in der sie mit dem geistigen Vermögen zu bedeutenden Ergebnissen zusammenwirkten, und daß, wenn dies im Verein den großen Mann macht, Washington — gleich unserem Stein — dies im höchsten Sinn zu heißen verdient! —

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Erste Abtheilung. Goethe's Hermann und Dorothea. Erläutert von Heinrich Düntzer. Jena, Karl Hochhausen's Verlag, 1855. 131 S. in 12.

Unsre deutsche Litteratur, von deren Dasein August Wilhelm von Schlegel vor fünfzig Jahren in seinen Vorlesungen zu Berlin nur zweifelnd sprach, ist seitdem, wie niemand läugnen wird, allmählig zu einem festen Bestande herangediehen. Weit entfernt, diese erreichte Stufe, wie manche thun möchten, als einen Stillstand anzusehen, glauben wir die geistige Entwicklung vielmehr in unabläſſigem guten Fortschreiten, wenn auch die Bahnen sich einigermaßen verändert, den Talenten sich andre Aufgaben gestellt haben. Schon darin zeigt sich ein wichtiger Unterschied, daß wir jetzt, indem wir zwar immerfort wie früher auf neuen Gewinn ausgehen, daneben auf das schon Gewonnene blicken müssen, um dasselbe sowohl zu sichern als auch fruchtbar zu erhalten. Mit dem schöpferischen Bilden hat sich gleichzeitig eine wissenschaftliche, theils ästhetische theils philologische Kritik erhoben, die wohl in keiner andern Nation auf solcher Höhe gefunden wird, und der die Sorge der Sichtung und Verwaltung unsres Litteraturschatzes vornämlich obliegt. Daß es an Sinn und Thätigkeit in dieser Richtung nicht fehlt, davon zeugen die vielen Handbücher deutscher Litteraturgeschichte, die wir seit mehreren Jahren hervorwuchern sehen, die neuen Ausgaben unsrer besten Schriftsteller, die mannigfachen Bemühungen das Leben und die Schriften derselben geschichtlich und beurtheilend aufzuhellen. Was in dem einen Betreff Gervinus, Hillebrand, Koberstein, in anderm Lachmann, Abeken, Fichte, Wagner, dann

wieder Rosenkranz, Danzel, Guhrauer, Schäfer, Alexander Jung, und endlich Delbrück, Hoffmeister, Düntzer, Viehoff, Eckardt, und noch viele Andre, in verschiedener Art und Richtung geleistet haben, ist genugsam bekannt und anerkannt. Eine ganze Schaar deutscher Philologen hat dem nationalen Gegenstande die gelehrte Sorgfalt und Genauigkeit zugewandt, welche früher nur dem klassischen Alterthum gewidmet wurden.

Mag immerhin auf diesem Gebiete, wie auf jedem litterarischen, manches Oberflächliche, Gehaltlose, Mißrathene oder nur Ueberflüssige sich gezeigt haben, das wahrhaft Werthvolle, Bedeutende und Nützliche kann dadurch keinen Eintrag leiden, als höchstens den, welchen es auf dem Büchermarkt erfährt, wo das Unbefugte dem Berechtigten sich anmaßlich vordrängt und ihm den ohnehin noch allzu sparsamen Raum verengt. Freilich erheben sich auch Stimmen gegen die ganze Gattung, und selten erscheint ein neuer Beitrag zu dieser Litteratur, insbesondre zur sogenannten Goethe-Litteratur, ohne daß sogleich von allen Seiten ein keifendes Geschrei laut wird, ein ungebärdiges Pochen und Klagen, daß man uns überfülle mit alten abgestandenen Dingen, daß man Druck und Papier verschwende, um uns Uebersatten immer wieder dieselben Gerichte aufzutischen, die wir schon oft abgelehnt. Wir wollen nicht fragen, was für Wortführer es sind, die am meisten so schreien und toben; vielleicht würden schon die Namen uns entdecken, daß nicht Fülle von Kenntniß und Einsicht, sondern Mangel an beiden, daß nicht Höhe des Standpunkts, sondern Niedrigkeit desselben, den vornehm thuenden Widerspruch erzeugen, abgesehen von dem litterarischen Neide, der

Verkleinerungssucht und andrer Gemeinheit, die sich in einzelnen Fällen dabei hervorthut. Der ehrlichen Betrachtung wird es alsbald einleuchten, wieso Goethe in obiger Hinsicht so besonders bevorzugt wird. Er ist gleichsam die Kernmitte unsrer Litteratur, das reichste Füllhorn und der höchste Glanz derselben; mit ihm und seinen vielartigen Schöpfungen, mit seiner tiefeindringenden Wirksamkeit, hängen die wichtigsten geistigen Entwicklungen des Vaterlandes zusammen, und seine Gebilde sind so mannigfach, so groß und voll, dabei so frisch und stark aus dem persönlichen Leben, daß ohne die genaue Kenntniß von diesem und seinen nach allen Seiten strahlenden Beziehungen uns ein großer Theil des Verständnisses seiner Schriften verloren geht. Warum sollten wir unsern Goethe nicht in gleichen Ehren halten, nicht mit gleicher Sorgfalt pflegen, wie die Italiäner ihren Dante, die Engländer ihren Shakespeare? Jahrhunderte sind vergangen, und noch immer vermehrt sich die den beiden Heroen gewidmete Litteratur! Die Goethe-Litteratur hat noch manchen Zuwachs abzuwarten, ehe sie zu gleicher Ausdehnung gelangt! Uebrigens dürfen wir den Umstand preisen, daß hier früher als bei jenen die kritische Thätigkeit erwacht ist, und noch von Freunden und Zeitgenossen des Dichters die Aufschlüsse und Erläuterungen aufgesammelt und bewahrt, die in Betreff jener vergebens ersehnt werden. Man betrachte, wie schnell der jetzige Weltlauf die Spuren schon der nächsten Vergangenheit bedeckt, daß vielleicht eben heute noch zu fassen ist, was morgen schon verschwunden! Was würden die Engländer für einen Schatz zu besitzen glauben, wäre bald nach Shakespeare's Tod ein Eckermann, ein Düntzer

für ihn dagewesen! Doch wir wollen gerecht sein, und anerkennen, daß auch die Deutschen den Werth solcher Bemühungen zu schätzen wissen; die Nation läßt sich durch das widerbellende Gekläff nicht irren, und ihren ächten Antheil bezeugt die sprechende Thatsache, daß nach kurzer Zeit von Düntzer's großem Kommentar zum Faust bereits die zweite Auflage nöthig geworden ist.

Jedoch haben die deutschen Philologen, indem sie in der Hauptsache dasselbe Geschäft üben, wie die klassischen, noch eine eigne und nähere Aufgabe. Die gelehrte Forschung bleibt bei den letztern streng im wissenschaftlichen Gebiet abgeschlossen, die Völker und Sprachen, mit denen sie es zu thun haben, sind als lebende nicht mehr vorhanden, und wer ihre Schriftsteller bearbeitet, kann kein andres als ein gelehrtes Publikum dabei voraussetzen. Für uns aber, die wir noch in der Mitte und Fülle eines wenn auch vielfach bedrängten, doch lebendigen und starken Volksthums stehen, wäre der Gewinn nur unvollständig, wenn er aus der Strenge der Wissenschaft nicht in den Besitz der Allgemeinheit überginge, nicht allen Gebildeten der Nation zur Bereicherung sich darböte. Der Schaden wäre um so größer, als wir uns nicht verhehlen können, daß noch heute die wesentliche Bildung unsres Volks hauptsächlich auf der treuen und hohen Gesinnung, der menschlich erwägenden Denkart und auf der redlichen Geistesforschung beruht, die im Allgemeinen den Karakter unsrer großen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnen. Dieses edle Vermächtniß uns zu schmälern, wo nicht zu entreißen, sind in unsern Tagen genug Irrgeister bemüht, ihre Wahrung und Pflege ist eine Nationalsache geworden, eine Pflicht der Vater-

landsliebe, für welche leider wenig andre Gelegenheiten uns offen geblieben sind!

Daher ist es ein so löbliches als zweckmäßiges Unternehmen, welches hier angekündigt und glücklich begonnen wird, durch eine Folge von bequemen und wohlfeilen Bändchen dem deutschen Volke in einer angenehmen, reinen und fließenden Form gediegene Erläuterungen seiner Klassiker darzubieten, zu leichterm Verständniß und innerlicher Aufnahme des Schönsten und Edelsten, was seine auserwählten Geister hervorgebracht haben. Die Erläuterung Goethe'scher Werke hat Düntzer übernommen, dem wohl niemand in diesem Fache die Palme streitig machen kann; die Schiller'schen Schriften werden von Eckardt bearbeitet, Klopstock von Zimmermann in Worms, Lessing von Hölscher in Herford; für Wieland, von welchem zunächst der anmuthige Oberon in Aussicht steht, tritt wieder Düntzer ein.

Einladender konnte das Unternehmen nicht eröffnet werden, als mit der Erläuterung von Goethe's Hermann und Dorothea. Das Gedicht ist obschon im Gewande des griechischen Epos doch der deutschesten Deutschheit entsprossen; das wahre Herzblut der Nation pulsirt darin. Düntzer hat seine Erklärungsweise den besondern Erfordernissen, welche in dem angezeigten Zwecke liegen, mit gutem Takt anbequemt. Das schönste Zeugniß für seine das herrliche Gedicht Schritt für Schritt begleitenden Erläuterungen dürfte wohl sein, daß das Lesen derselben unmittelbar nach der Goethe'schen Dichtung den Sinn und Geist von dieser auch im Abglanze der Wiederholung erweckend und befriedigend empfinden läßt.

Der grüne Heinrich. Ein Roman von Gottfried Keller. Braunschweig, 1855. 4 Bde. 8.

Der von den Lesern der drei ersten Bände dieses ausgezeichneten Romans sehnlichst erwartete vierte Band ist endlich erschienen, und somit das ganze Werk zum Abschlusse gebracht. Der Verzug, müssen wir gleich sagen, hat dem Buche keineswegs geschadet, weder Unsicherheit und Ermüdung noch Uebereilung des Autors werden sichtbar, die Geschichte geht im begonnenen Schritt und in gleichmäßiger Entwicklung weiter, das Ende verknüpft sich dem Anfang, und ungeachtet des großen Zwischenraums in der Abfassung ist alles wie aus Einem Guß; ein Vorzug, der wie von selbst aus dem höheren sich ergiebt, daß hier überall ein leitender Gedanke waltet und die Phantasieen ohne Irrung demselben Ziele zuführt. Die lebhafte Theilnahme, mit welcher wir dem Lebenswege des Helden folgen, beruht auf der innern Entwicklung, die uns dargelegt wird, auf den ewigen Räthseln des menschlichen Herzens und Geistes, die erforscht und offenbart werden, weniger auf raschem Wechsel von Abentheuern und künstlichen Verschränkungen, die schon der biographische Zuschnitt des Romans einigermaßen ausschließt, wiewohl es auch an spannenden Auftritten, überraschenden Wendungen und kühnen Schilderungen nicht fehlt; doch diese bleiben stets dem höheren Geist untergeordnet, der das Ganze durchdringt. Selbst einige scheinbare Auswüchse, z. B. die prächtige Ausmahlung des Künstlerfestes in München und das gewagte Hinabsteigen in den Zwiespalt der menschlichen Freiheit und Nothwendigkeit, sind nicht willkürliche Episoden, sondern hülfreiche Glieder des gebotenen Entwicklungsganges. Ueberhaupt

ist diese Dichtung in jedem Sinn eine ungemeine zu nennen, eine zwar der Unterhaltung gewidmete, aber nicht der gemeinen gewöhnlicher Romanleser, sie fordert Leser von Gemüth, von Kunstsinn; auf solche Leser auch rechnete der Autor, als er in der Vorrede das — wir dürfen wohl sagen unnöthige — Bekenntniß ablegte, er habe sich in der Ausarbeitung bisweilen vergriffen, wobei der bessere Leser nur das hohe Maß künstlerischer Forderungen sieht, die der Dichter an sich selbst macht, während der gemeine ihn thöricht beim Worte nehmen und festhalten will! Aus unsren Andeutungen ergiebt sich von selbst, daß wir es hier auch mit einem ursprünglichen Werke zu thun haben, mit einem aus kräftiger Eigenheit natürlich hervorgewachsenen; es weht ächte Schweizerluft darin, der Geist allgemeiner Freiheit und persönlicher Selbstständigkeit. Deßhalb wollen wir auch einige landschaftliche Ausdrücke nicht als Flecken rechnen; sie werden kaum störend in der sonst klaren und gewandten Schreibart, die nicht selten an die helle Festigkeit des Wilhelm Meister, an die zarte Anmuth Heinrichs von Ofterdingen erinnert, und sogar den Schmuck von Sinnsprüchen des Angelus Silesius willig aufnimmt. In Einem Stücke nur können wir unsre Unzufriedenheit nicht bergen; wir wollen dem grünen Heinrich ein andres Ende beschieden sehen, oder vielmehr sei er uns nur gestorben, damit er uns von seinem Weiterleben überzeuge, und als glücklicher redivivus uns fernerhin begegne!

Verirrt und Erlöst. Roman von M. Ring. Gotha, 1855. 2 Bde.

Ob ein Roman einen bestimmten Gedanken zum Inhalt haben und sogar aussprechen soll, oder ob es genüge,

wenn er überhaupt Leben, wirkliches und ideales, darstellt, darüber ist viel gestritten worden. Friedrich Schlegel rühmte an Goethe's Wilhelm Meister, daß er keinen solchen ausdrücklichen Zweck, kein einzelnes Lösungswort habe, jedoch späterhin spielte ihm Goethe den schlimmen Streich, und zeigte, daß grade dieser Roman ein solches Wort enthalte und deutlich aussage. Der Streit ist unsres Bedünkens am besten zu schlichten, wenn wir beide Forderungen vereinigen, das Leben schildern, aber nicht ohne leitenden Gedanken, den Gedanken aufstellen, aber getragen von Fülle des Lebens. Beides thut der vorliegende Roman, und in einer so ausgezeichneten Weise, wie sie von dem Verfasser der „Kinder Gottes", und der „Genfer" zu erwarten stand. Er führt uns zuerst in die vornehme Welt eines beliebten Badortes ein, die sich jedoch bald in die Kreise der mittlern und untern verflochten sieht, und ihre Vortheile und Vorurtheile gegen diese zu behaupten strebt, wobei indeß auch ihre Gebrechen und Schattenseiten hinreichend offenbar werden. Zuletzt flüchten die bessern Elemente der Gesellschaft aus dem vornehmen Scheinwesen in die tüchtige Wirklichkeit des Mittelstandes, und finden hier eine Befriedigung, die ihnen auf dem früheren Boden nicht gewährt war. Was wir dem Dichter hiebei hoch anrechnen, ist die ächt dichterische Gerechtigkeit, daß er, ungeachtet der angedeuteten Tendenz, die Vorzüge und Reize des höheren Standes und der Weltbildung keineswegs verdunkelt, im Gegentheil sie im hellsten Lichte glänzen läßt, so daß der Leser fast ein Bedauern fühlt, nicht in diesen Kreisen zu verbleiben. So dünken uns auch die aristokratischen Karaktere reicher und anziehender ausgestattet als die plebejischen, das Ehren=

werthe, Gediegne der letztern ist seiner Natur nach einfach, während die Weite und Fülle der großen Welt die mannigfachsten Gestaltungen begünstigt. Einige der Karaktere, z. B. die Heldin selbst, können als ganz neue gelten, die doch in ihrer Eigenheit völlig naturwahr erscheinen. In den Ereignissen finden sich ebenfalls neue, überraschende Wendungen, die den Leser in große Spannung versetzen. Was aber dem ganzen Gemählde noch einen besondern Nachdruck verleiht, ist die herrliche, mit künstlerischer Wahrheit ausgeführte Schilderung der Natur, der großartigen Gegenden, in welchen die Handlung vorgeht. Die Ereignisse selbst empfangen von daher eine festere Haltung, und die durchaus würdige Tonart einen höheren Schwung. In den eingestreuten Betrachtungen und Erörterungen, deren Uebermaß glücklich vermieden ist, erkennt man den auch außerhalb der Poesie in weiten wissenschaftlichen Gebieten einheimischen und mit strenger Gedankenfolge vertrauten Autor. Welche Wahrheit er durch seine Dichtung vorzugsweise hat aussprechen wollen, welche Lehre daraus zu folgern sei, das möge jeder Leser nach eignem Vermögen herausfinden und nach eignem Sinne formuliren, als den mühelosen Ertrag seines wohlangewandten Vergnügens. Ueber einige Bedenken und Einwendungen, die wir gegen Einzelheiten zu machen hätten, behalten wir uns vor, an einem andern Orte zu sprechen. —

Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten. Von Adolph Stahr. Braunschweig, 1854, 55. Erster Band XX und 566 Seiten. Zweiter Band XX und 500 Seiten. 8.

Indem wir eine Anzeige dieses mit dem eben erschienenen zweiten Bande beendigten Werkes liefern, haben

wir nicht die Absicht, einen wissenschaftlichen Maßstab an das Einzelne der reichen Fülle zu legen, die uns hier dargeboten wird, noch weniger, mit dem verehrten Verfasser eine polemische Erörterung zu beginnen über die Ansichten, zu denen er sich bekennt, am wenigsten aber, ihm einige Irrthümer oder Versehen vorzuhalten, die ihm etwa begegnet sein mögen, und die bei einer zweiten Auflage von selbst wegfallen oder berichtigt werden. Aufgaben, wie die erwähnten, mögen Andere sich stellen, Kunstgelehrte oder Kritiker vom Fach, welches beides zu sein wir uns nicht rühmen. Wir, die wir im Namen des größern Publikums, der gebildeten Laien, sprechen, machen es uns vielmehr zur Pflicht, dem Verfasser den innigen Dank, den reichverdienten Dank auszusprechen, der ihm von unserer Seite gebührt.

In der That, betrachten wir den weiten Umfang unserer Litteratur, die vielartigen Leistungen, in welchen Alterthumskunde, Sprachwissenschaft, Aesthetik und Kunstgeschichte bisher mit außerordentlichen Erfolgen gewetteifert, so finden wir in allem Reichthume der mannigfachsten Erzeugnisse doch kein selbstständiges Werk, das uns den Gesammtertrag so vieler Forschungen und Arbeiten zu faßlichem Ueberblicke lichtvoll zusammenstellte, uns das Kunstwesen des Alterthums in klarem, geistbeseelten Vortrag eindrücklich zur Anschauung vorführte; ja wir dürfen behaupten, daß auch Engländer und Franzosen kein Werk besitzen, das auch nur als ein Versuch in dieser Richtung gelten könnte. Diese Lücke ist es, welche der Stahr'sche Torso zuerst, und unseres Erachtens höchst verdienstlich ausfüllt, wenigstens strebt das ganze Werk diesem Ziele mit redlichem Eifer zu. Hiebei waren vor

allem zwei Abwege zu vermeiden, der einer pedantischen Trockenheit, und der einer zu weit getriebenen Popularität. Der Mittelweg zwischen beiden dünkt uns sehr glücklich getroffen. Dem hohen Stand unserer allgemeinen Bildung gemäß, mußten hauptsächlich die Ansprüche der zahlreichen Leser berücksichtigt werden, deren Fach zwar weder Philologie noch Aesthetik noch Kunstgeschichte ist, denen aber doch keine dieser Wissenschaften fremd geblieben, und die nun auf dem Gebiete, wo diese zusammenströmen, bei schon gutem eigenen Anhalte doch noch eines zuverlässigen Führers bedürfen, um jenes weite Gebiet mit Genuß und Ertrag zu durchwandern. Als ein solcher Führer erscheint mit Fug und Glück das vorliegende Werk. Mit Fug, denn der Verfasser ist ein bewährter Philolog, ein feinsinniger Aesthetiker, ein hellsehender Geschichtsforscher, und durch seinen Aufenthalt in Italien, wie in Paris und andern Orten, wo Kunstschätze versammelt sind, mit so reicher Anschauung genährt, daß wenige Deutsche hierin viel vor ihm voraus haben; aber auch mit Glück, denn wir müssen sagen, daß uns kein Buch bekannt ist, in welchem ein so gewaltiger Stoff, der unter den Händen und Streitigkeiten der Gelehrten so trocken und ungenießbar geworden, mit solcher ernsten Liebe, mit solcher Frische und Wärme behandelt wäre.

Diese Frische und Wärme, über das ganze Gebiet wohlthuend hinströmend, haben selbst die Gegner anerkennen müssen. Inmitten so vieler schwierigen Forschungen, streitigen Ansichten und widersprechender Urtheile, wie im Bereich der Kunstwissenschaft des Alterthums sie schaarenweise und vielleicht mehr als in jedem andern Fache vorkommen, sich nicht nur eine freie Selbstständig=

keit, sondern auch die freudige Begeisterung bewahrt zu haben, aus der allein die Anmuth des Vortrags hervorgeht, ist ein Vorzug, den wahrlich wenige Werke dieser Gattung mit dem vorliegenden theilen, ein Vorzug, der dieses Werk über eine große Zeitenkluft hinweg dem unsterblichen Werke Winckelmann's zunächst anschließt.

Der Verfasser ist aber nicht nur selbstständig auf seinem gewählten Standpunkt, sondern auch gerecht und rücksichtsvoll. Er hat gefühlt, daß bei einer Führerschaft, wie die von ihm übernommene, die eigene Ansicht und das eigene Urtheil nicht ausschließlich herrschen dürfen, sondern daß seine Leser verlangen dürfen, auch die Meinungen und Angaben anderer Stimmberechtigten zu vernehmen. Diese werden von ihm nicht verhehlt oder zurückgedrängt. Daß er selbst diejenigen Meinungen, denen er beistimmt und die er sich aneignet, gern mit den eigenen Worten derer, welche sie vor ihm ausgesprochen, reden läßt, und ganze Stellen aus andern Schriften, sofern sie in seinen Text passen, diesem einverleibt, mit dankbarer Nennung und Anerkennung der Autoren, denen er dergleichen entlehnt, ist eine Gerechtigkeit zugleich und Bescheidenheit, und darf keinen Tadel begründen. Sind auch diese namentlichen Anführungen bei wiederholter Gelegenheit nicht jedesmal ausdrücklich wiederholt, so wird kein Billiger hieran sich stoßen, da bei solchem Werk ohnehin die Citatenmenge nur lästig ist, und eine absichtliche Verhüllung da nicht vorausgesetzt werden kann, wo die offenen Angaben so entschieden vorwalten, und ein Versuch zu Täuschungen ganz undenkbar ist bei einem Schriftsteller von anerkannter Redlichkeit und Würde.

Ueberhaupt ist bei einem Werk über die Kunst des

Alterthums nicht außer Acht zu lassen, daß ein so vielverzweigter, in seinem Zusammenhange durch weitklaffende Lücken getrennter, in die verschiedensten Zeiten und Räume verstreuter und oft dunkel versteckter Stoff sowohl im Ganzen wie im Einzelnen den heftigsten Streitigkeiten unterliegt, daß hier die widersprechendsten Annahmen stattfinden, und in ihnen das Größte wie das Kleinste mit Eifer, ja mit desto mehr Grimm und Gehässigkeit behauptet oder verneint wird, je mehr die Sachen in der That noch zweifelhaft sind. Neigt der Autor im Gemenge dieser Kämpfe sich einer bestimmten Seite zu, so wird er von der entgegengesetzten sicher scharfen Tadel erfahren, hält er zweifelnd die Mitte, so kann er doppelter Unzufriedenheit nicht entgehen.

Wir unsererseits beschließen unsere Anzeige, wie wir sie begonnen, mit dem innigen Dank, den wir dem Verfasser für sein so belehrendes als anmuthvolles Werk mit reinstem Sinn darbringen.

Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils der Tragödie, von Dr. Ferdinand Deycks. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt a. M. 1855. 12.

Zum zweitenmale begrüßen wir dieses werthe Buch, das in seiner neuen Ausgabe zugleich als eine ganz neue Arbeit erscheint. Zwar der Kern ist derselbe, die Grundansicht und Auffassung im Allgemeinen so wie die bedeutendsten Erklärungen sind im wesentlichen dieselben geblieben; aber die Ausführung ist bestimmter, freier, und in jedem Betracht reicher geworden. Die zahlreichen Schriften, welche seit der ersten Ausgabe sich die Beurtheilung

oder Erläuterung des Goethe'schen Faust angelegen sein ließen, hat Dr. Deycks sorgfältig beachtet und benutzt, und wenn er beim Sichten und Erwägen so vieler einander widerstreitenden Meinungen im Ganzen doch mehr Anlaß fand, seine eignen Behauptungen zu bestätigen, als sie zu ändern, so ist dies ein Verdienst seiner ersten Arbeit, das in dieser zweiten nur glänzender wieder erscheint. Wo hingegen Gründe von hinreichendem Gewicht ihn bewogen, frühere Ansichten fallen zu lassen, oder sie einzuschränken, zu erweitern, da thut er dies mit der edlen Unbefangenheit und neidlosen Anerkennung, die dem ächten Gelehrten und redlichen Forscher ziemen, der zunächst auf die Sache sieht und vor allem die Wahrheit sucht. Ein Hauptverdienst dieser Schrift, welches auch in der neuen Arbeit sich bewährt, ist die Nachweisung des Ganges der Dichtung, ihres tiefen Zusammenhanges, und der verhältnißmäßigen Uebereinstimmung ihrer Theile. Diesen Zusammenhang und diese Uebereinstimmung haben bekanntlich manche Kritiker dem Goethe'schen Faust absprechen wollen. Außer offenbarem Unverstand und lockerem Wahn haben auch vorgefaßte Meinung und eitler Eigensinn zu solchen thörichten Urtheilen beigetragen. Angesehene Autoritäten der romantischen Schule hatten früher behauptet, der Faust, welcher zunächst als Fragment erschienen, sei seiner Natur nach ein Fragment, könne nicht weitergeführt werden, müsse ewig ein Fragment bleiben, mit Gretchens Ohnmacht und dem Ausruf: „Nachbarin, euer Fläschchen!“ sei der vollständigste, befriedigendste Schluß herbeigeführt! Das Schlimmste bei so lächerlichen Uebertreibungen ist, daß man sie später, um sich keine Blöße zu geben, behaupten und mit Aufwand aller Kräfte ver=

treten muß. Die Abneigung und Geringschätzung, welche z. B. Tieck und auch Steffens bei jeder Gelegenheit gegen den zweiten Theil des Faust gezeigt, beruht großentheils auf solchen übereilten früheren Urtheilen, die gerettet werden sollten. Da mußte denn vor allen Dingen der zweite Theil des Faust ein Werk des Alters sein, der peinlichen Ueberlegung und Absichtlichkeit, ein Werk, in welchem statt lebendiger Gestalten nur gelehrter Bilderkram und kaltes Begriffswesen walten sollte. Auch dies war wieder in übereiltem Irrthum gesprochen; die Leute meinten, weil der zweite Theil des Faust erst in den letzten Lebensjahren Goethe's abgeschlossen worden, dieser Theil sei ganz und gar in dieser Zeit verfertigt worden, und so tappten sie blind in die äußerliche Folgerung hinein, ein Werk des Alters könne nicht frisch und jugendlich sein. Freie Unbefangenheit und lebendiges Gefühl hätten erkennen müssen, daß auch im zweiten Theile die hellste Dichterkraft, das beseelteste Leben walte, aber das Vorurtheil war stärker. Jetzt wissen wir, daß ein großer Theil der dem späten Alter zugeschriebenen Faustscenen in des Dichters kraftvollster Zeit entstanden ist, ja seiner frühsten Jugend angehört, und daß der gesammte Stoff von jeher ihm als ein festgegliedertes Ganzes in der Seele gelegen hat. Die Mannigfaltigkeit der Ausführung giebt allerdings eine große Verschiedenheit auch der Zeiten und Umstände zu erkennen, aber diese Mannigfaltigkeit selbst, welche der Einheit nicht schadet, sondern nur dient, geht aus dem Reichthum der Schöpfungskraft hervor, und mehrt die Pracht und Herrlichkeit der ganzen Dichtung.

Mögen sie schreien und klagen, die zahlreichen Goethefeinde und Goetheneider! Die ihnen verhaßte Goethe-

litteratur wächst und blüht und gedeiht noch immer auf unseren Fluren; der Faust insbesondere wird für die Deutschen immer mehr, was den Italiänern Dante's Divina commedia ist, an ihm werden noch künftige Geschlechter ihre Lust und Freude haben, ihren Fleiß und Scharfsinn üben!

Wir scheiden von dem anmuthigen, leichtfaßlich und doch gediegen geschriebenen Büchlein mit dem Wunsche, daß ihm allseitig die gebührende Anerkennung werde. Schließlich gedenken wir mit Ehren der Philologie, die nicht nur die hier unentbehrlichen Kenntnisse darreicht, sondern auch die Klarheit und Festigkeit der Einsicht, den sichern Weg und das richtige Maß giebt, die aller Kritik so nöthig und leider doch so selten sind.

Friedrich Ludwig Jahn's Leben. Nebst Mittheilungen aus seinem litterarischen Nachlasse. Von Dr. Heinrich Pröhle. Berlin, Franz Duncker. 1855. gr. 8.

Wir dürfen nicht schweigen von diesem ächt vaterländischen Buche, das uns in die Zeiten der Begeisterung und des Ruhmes der Deutschen, in die Mitte der Befreiungskriege, durch lebenvolle Bilder zurückführt! Der Verfasser, dem ein tiefes Gefühl für die Eigenthümlichkeit deutschen Landes und Volkes inwohnt, wie er in seiner trefflichen Behandlung thüringischer Sagen dargethan, hat auch den wunderlichen „Alten im Bart", der als unfreiwilliger Einwanderer in Thüringen seine letzte Heimath gefunden, zum Gegenstande seiner sorgsamen Forschung und Schilderung gewählt. Jahn hätte in keine bessern Hände kommen können! Er ist mit Liebe aufgefaßt, und mit Gerechtigkeit gewürdigt. Und nicht eine strenge Bio-

graphie, in welcher jedenfalls große Lücken hätten bleiben müssen, und andrerseits die erforderliche Umständlichkeit mitunter lästig geworden wäre, sondern eine Folge wahrheitgetreuer und bezeichnungsvoller Lebensbilder stellt uns den Helden vor Augen, in seiner vollen Eigenheit, wie er leibte und lebte, mit der zu ihm gehörigen Umgebung, den Ereignissen und Stimmungen seiner Zeit. Mit glücklichem Takt hat der Verfasser diese Darstellungsweise gewählt, es konnte für seinen Gegenstand keine günstigere geben. Die treue geschichtliche Wahrheit erscheint hier im Reize romantischer Vorgänge und Auftritte, und nicht leicht kann ein solcher Inhalt anmuthiger dargeboten werden. Der Leser empfindet einen eigenen Zauber im Vortrage dieser Geschichten, einen Zauber, der zum Theil allerdings dem Gegenstand angehört, vorzugsweise aber darin begründet ist, daß der edle Verfasser überall seinen eigenen vaterländischen Sinn, seine Herzenswärme und Geistesfrische, würdig jener Vergangenheit, in die Erzählung mit verwebt hat, und dies ganz anspruchslos, unabsichtlich möchte man sagen, in einfacher und natürlicher Weise. Kein falsches Pathos mischt sich ein, keine gespreizte Auftreibung des Stoffes. Die Vorliebe thut nach dem besonnenen Urtheil keinen Eintrag, und wir müssen es hoch anerkennen, mit welcher strengen Gerechtigkeit auch die schwachen und mißlichen Seiten in Jahn's Wesen und Leben besprochen sind, Seiten, die den schärfsten Tadel herbeiziehen zu müssen scheinen, und denen man doch so gern milde Nachsicht angedeihen läßt. Die bedenkliche Frage über Jahn's persönlichen Muth wird ohne Verschweigung der Anklage mit musterhafter Billigkeit erörtert. Ohne Zweifel ließen die Schilderungen und Belege

dieses reichen Stoffes sich noch sehr vermehren, vieles Einzelne sich weiter ausführen, und wir dürfen hoffen, daß bei neuer Auflage dem Buche noch mancher schöne Beitrag einzuverleiben sein werde; allein im Grunde genügt das Mitgetheilte vollkommen, um Jahn's wahre Gestalt auf dem lebendigen Hintergrunde seines Zeitalters im hellsten Licht hervortreten zu lassen. Kein geringes Verdienst aber ist es, wenn ein solches Buch nach dem befriedigten Lesen noch immer den Wunsch übrig läßt, es möchte doppelt so stark sein! —

The life and works of Goethe By G. H. Lewes. London, 1855. 2 Vols. 8.

Mit Vergnügen und Stolz melden wir die Erscheinung eines Werkes, das wie dem Verfasser, so unserm gesammten Vaterlande zu Ruhm und Ehre gereicht. Ein Engländer unternimmt, das Leben Goethe's zu schreiben, eine Arbeit, die einem Deutschen die größten Schwierigkeiten darbietet, einem Ausländer aber fast unüberwindliche, und siehe da! Der Ausländer löst seine Aufgabe mit beinahe größerem Gelingen, als bis jetzt noch einem Deutschen beschieden war! Wir erkennen gleich Lewes, den Werth der Biographieen von Viehoff und Schäfer, so wie der fleißigen und eindringenden Commentare von Düntzer, Deycks und andern, aber Lewes hat vor ihnen voraus, daß er später schrieb als sie, und mit ihren Schriften noch andere hochwichtige Mittheilungen benutzen konnte, die jenen noch nicht bekannt waren; auch hatte er die Sorgfalt und Muße, seiner Arbeit eine ganze Reihe von Jahren zu widmen, und ihretwegen einen längern Aufenthalt in Deutschland zu machen, besonders auf dem

Schauplatze von Goethe's Leben und Wirken, in Weimar, Jena, überhaupt in Thüringen, wo er an Ort und Stelle noch manche wichtige Nachricht einsammelte, und die fruchtbarsten Anschauungen gewann. Neben diesen äußern Vortheilen hat er aber auch den größeren eines hohen geistigen Standpunktes, eines freien Umblicks und Urtheils, einer vielseitigen wissenschaftlichen sowohl als ästhetischen Bildung. Er giebt sich auf dem Titel dieses Buches als der Verfasser einer Geschichte der Philosophie an, die ihn auf diesem Gebiete vollständig heimisch zeigt; er hat aber auch über das spanische Drama geschrieben, sich in romantischen und dramatischen Dichtungen versucht, und besonders auch als ästhetischer Kritiker viel geleistet. Man wird gestehen, daß für einen Biographen Goethe's dies eine vortreffliche Ausstattung ist!

Wir können im Ganzen seine Würdigung des Dichters wie des Menschen Goethe eine solche nennen, die mit den Auffassungen, wie die besten seiner Landsleute und Zeitgenossen sie uns gegeben, übereinstimmt. Besonders ist das hohe und reine Menschliche in ihm hervorgehoben, der sittliche innere Zusammenhang seines Wesens, und dies auch als die Quelle seiner dichterischen Aechtheit, Größe und Kraft bezeichnet. Daß der Engländer für manche Erzeugnisse des Goetheschen Genius weniger Sinn hat, und er einiges als gering anschlägt, was bei uns anders beurtheilt wird, darf uns nicht wundern; giebt es doch genug Deutsche, die in diesem Betreff dem Ausländer nicht nachstehen! Besonders wichtig ist auch der Abschnitt über Goethe als Mann der Wissenschaft; ihm wird als Forscher und Entdecker eine überaus hohe Stufe zuerkannt; nur in der Farbenlehre kann der Engländer sich nicht

entschließen, seinen großen Newton der Goetheschen Kritik preiszugeben. Das Buch hat in England gleich bei seinem Erscheinen den größten Erfolg gehabt, und wird für deutsche Sprache und Litteratur, so wie insbesondere für die richtige Beurtheilung unseres Dichters, von bedeutender, nachhaltiger Wirkung sein. Wir dürfen in dieser Hinsicht Lewes aufrichtigen Dank sagen. Aber auch in Deutschland dürfte diese Biographie für eine große Zahl von Lesern ein willkommenes Geschenk und eine deutsche Uebersetzung kein überflüssiges Werk sein. — Das Buch ist vortrefflich ausgestattet, wie sich das von einem englischen von selbst versteht: den ersten Band ziert ein Bildniß des jungen Goethe, den zweiten ein Bildniß Goethe's des Mannes. —

Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. In drei Theilen. Erster Theil. Braunschweig, bei Vieweg, 1856. 8.

Vor einiger Zeit war es unter den regsamern Litteraten eine Art Sucht, daß jeder sein eigenes Tag- oder Wochenblatt haben wollte; jetzt will fast jeder sich eine eigne Litteraturgeschichte schreiben, und wir haben in diesem Fach einen so reich versehenen Markt, daß die Käufer nach Belieben sich ihre Sorte auswählen können, von der preiswürdigsten bis zum gemeinsten Schund. Wir wollen aber um deßwillen, daß hier wie überall, neben dem Vortrefflichen und Guten auch das Geringe und Nichtswürdige sich eindrängt, uns das Fach selbst nicht verleiden lassen; im Gegentheil haben wir im Allgemeinen den Eifer nur zu loben, der die Nation mit sich selber bekannt zu machen strebt und ihre geistigen Thaten

ihr frisch im Gedächtniß hält. Auffallend ist hiebei jedoch die Erscheinung, daß dieser Eifer und Fleiß, ganz wider deutsche Gewohnheit, sich beinah ausschließlich der einheimischen Litteratur zuwendet, und die fremde ganz über Gebühr vernachlässigt. Wir geben gern zu, daß ein löbliches Vaterlandsgefühl hier lebhaft mitwirkt; aber es mögen auch andere Ursachen mit im Spiele sein, und ohne Zweifel auch Mangel an den erforderlichen Sprach- und Geschichtskenntnissen, denn über die deutsche Litteratur läßt sich, nachdem uns Gervinus und Andre die herrlichsten Vorräthe bestens aufgespeichert, mit Leichtigkeit obenhin mitsprechen, und für sich selbst und gute Freunde manch angenehmes Plätzchen auswählen, auf dem Boden des Auslandes fällt dies weg und treten strengere Forderungen ein. Das Vernachlässigen der fremden Litteraturen ist aber ein Uebelstand, der auch die Betrachtung der eignen mangelhaft und einseitig macht, und wirklich schon zum Mißverhältniß geworden ist, denn kein Volk entwickelt sich ganz aus sich selbst heraus, und nirgends sind die fremden Einflüsse häufiger und stärker, als auf dem Gebiete der Geisteserzeugnisse, wo jedes Sondergut zuletzt zum Gemeingute für Alle wird.

In dieser Lage der Dinge haben wir das eben erschienene Hettner'sche Werk seinem Stoff und seiner Richtung nach, als ein zeitgemäßes und sehr erwünschtes, seinem Gehalt und seiner Ausführung nach als ein gediegenes und vortreffliches zu begrüßen!

Dieser erste Band beschäftigt sich mit der englischen Litteratur von 1660 bis 1770. Ein großer Theil deutscher Leser hat gewiß keine Ahndung von dem Reichthum, der sich hier den Augen darlegt, Reichthum von Ge-

danken, die für die Entwicklung englischer Bildung Macht und Größe von entscheidender Wichtigkeit waren, und als Gedanken sich überall wirksam verbreiteten, Reichthum sodann von Gestalten, die höchst eigenthümlich und leuchtend den Blick jedes Geistforschers anziehen und fesseln.

Hettner hat sich zu Betrachtung dieser reichen Welt auf den höchsten Standpunkt gestellt. Er umfaßt das ganze Gebiet geistiger Wirksamkeit; theologische, philosophische naturforschliche, ästhetische und politische Strömungen verfolgt er mit gleichem Scharfblick; Kirche, Staat, Sitten und Gesellschaft, Dichtung und Schaubühne, alles liefert seinen Beitrag zu dem großen Gesammtbilde, das er vor uns aufstellt. In dem Bestreben, uns ein Allgemeines und Ganzes vorzuführen, hat er jedoch die größte Sorgfalt, das Einzelne nicht leiden zu lassen, sondern dasselbe in seiner besondern Gestalt und Berechtigung zu erhalten. Genaue Kenntniß und ruhige Einsicht führen von selbst zur billigen, zur gerechten Würdigung, die hier den mannigfachsten Geistesarten und Persönlichkeiten zu Theil wird. Aus einer unendlichen Lebensfülle wird das Wesentliche, das Bezeichnendste glücklich hervorgehoben und mit der großen Geschichtsentwicklung eine Galerie von Bildnissen verbunden, deren Betrachtung romanhaft ergötzt. Man lese zum Beispiel die lebendigen Schilderungen von Toland, Shaftesbury, Swift, Defoe, Johnson, und man wird gestehen, daß mit wenigen scharfen Strichen die eigenthümlichsten Gestalten leiblich und geistig gekennzeichnet sind.

Der Einfluß der geistigen Bewegungen in England, und sonach der englischen Litteratur, auf andre Länder und besonders auf Deutschland ist vorher nie so übersichtlich

und zugleich so genau nachgewiesen worden. Die meisten großen Fragen, welche noch heute bei uns vorliegen, und unsere Lebensverhältnisse spannen oder verwirren, sind frühe schon von englischen Schriftstellern und Kämpfern gründlich verhandelt worden. Wir können aus diesen Vorarbeiten die reichste Belehrung, die kräftigsten Hülfsmittel, die tröstlichsten Hoffnungen schöpfen. Insofern ist dieses reife Geschichtswerk zugleich eine brennende Tagesschrift.

Sehr begierig sind wir auf den zweiten Theil, welcher „die welterobernde Macht der französischen Aufklärungslitteratur" schildern wird. Die großen französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts sind in Deutschland im Verlaufe der letzten fünfzig Jahre fast unbekannt geworden, und die Unkunde hat gewissenlos und leichtsinnig die Namen verurtheilt, deren Unterlage und Bedeutung sie nicht mehr wußte. Wir hoffen, diese Ungerechtigkeit von unsrem so kenntnißreichen als partheilosen Autor gesühnt zu sehen. Ein philosophischer Kopf, ein klarer Geschichtssinn und eine dichterische Hand, — dieser glückliche Verein ist ganz geeignet, uns jene glänzende Erscheinung in treuem Bilde wiederzugeben. —

Geschichte der französischen Nationallitteratur von der Renaissance bis zu der Revolution. Von Eduard Arnd. Berlin, 1856, 2 Bände.

Voltaire und Rousseau in ihrer sozialen Bedeutung dargestellt von Jürgen Bona Meyer. Berlin, 1856.

Diese beiden Schriften, wie ungleich an Umfang und Absicht, gehören in Stoff und Richtung zusammen, und bilden in ihrer Gleichzeitigkeit eine merkwürdige, von uns

freudig zu begrüßende Erscheinung. Für die von uns, zu unserem Nachtheil, lange vernachlässigte, mißkannte und in ihren Heroen häufig von unwissender Schmähsucht mißhandelte französische Litteratur bricht endlich der Tag der Gerechtigkeit an, der vieljährige Unbill zu sühnen, den Werth des Verkannten zu richtiger Schätzung herzustellen hat.

Vor hundert Jahren herrschten französische Sprache, Litteratur und Geistesbildung in Deutschland unbedingt. Unsere erwachende Nationallitteratur drängte den übermäßigen Einfluß allmählig zurück. Die Epoche der Romantiker gab der englischen und südländischen Litteratur das Uebergewicht, wobei doch zu bemerken ist, daß weder Goethe und Schiller, noch Wilhelm und Friedrich Schlegel die Geisteswerke der Franzosen gänzlich verwarfen, sondern im Gegentheil sie theilweise hochachteten und gelegentlich nachbildeten. Die Zwingherrschaft des französischen Kaiserthums, die Unterdrückung und Schmach der Deutschen unter französischen Einflüssen, der dadurch gegen alles Französische genährte Haß und endlich die in den Befreiungskriegen durch schwererkämpfte Siege gewonnene Erlösung vertilgten bei uns fast alle Kenntniß und Schätzung der französischen Litteratur. Zwar blieb der litterarische Einfluß Frankreichs noch immer groß, ja er stieg sogar zur größten Höhe, aber es war nur der oberflächliche geringere Theil, der sich geltend machte, die Romane, die Dramen, die Lustspiele; der edlere, gediegene Theil, die eigentliche Geistesblüthe, die Werke des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, blieben ausgeschlossen und vergessen. Man citirte wohl oft genug die Namen, aber meist auf Hörensagen, und ohne die Autoren

und ihre Schriften zu kennen. Besonders gilt dies von Voltaire und Rousseau, Männern von erster Größe, die auf ihre Zeit mit siegendem Geist eingewirkt haben, und in der Geschichte der Menschheit von größerer Bedeutung sind, als manche Machtgebieter und Kriegsstürmer.

Zeitgemäß und dankenswerth erscheint daher jetzt unerwartet die einsichtige, maßvolle Anerkennung, die Jürgen Bona Meyer den beiden Heroen des achtzehnten Jahrhunderts in seiner Schrift widmet, die, wie wir aus der Vorrede sehen, uns wirkliche Vorträge wiedergiebt, die im verflossenen Winter zu Hamburg in der Lesehalle gehalten worden sind. Es ist so richtig als verdienstlich, daß der Verfasser vor allem die soziale und kulturgeschichtliche Bedeutung hervorgehoben, und die Gesinnung, das Gemüth — das man eine Zeitlang den Franzosen gern ganz absprechen wollte! — die religiöse Sinnesart und die menschenfreundlichen Bestrebungen dieser leuchtenden Geister dargelegt hat. Die kleine Schrift ist gerade in dieser Beziehung höchst empfehlenswerth.

Das Werk von Eduard Arnd umfaßt dagegen die ganze Geistesentwicklung der Franzosen, wie sie in der Litteratur sich darlegt, und geht weniger auf die Zeichnung einzelner Personen, als auf die Gestalt und Wirksamkeit ihrer Erzeugnisse, auf den ganzen Zusammenhang und die fortschreitende Bewegung dieser mannigfachen, glänzenden und erfolgreichen Geistesarbeit einer Nation, die nicht aufgehört hat, als eine der begabtesten und kraftvollsten zu erscheinen und uns als nächste Nachbarin von bestimmender Wichtigkeit zu sein. Ein solches Werk, wie das Arnd'sche, im Einzelnen zu betrachten, ist hier nicht der Ort. Wir überlassen dies den kritischen Berichten

gelehrter Kenner, deren es freilich für dieses Fach jetzt in Deutschland nicht gar viele giebt! Hier genügt uns, das Werk als ein ernstes, gründliches, von tiefer Einsicht und unbefangenem Urtheil geleitetes und dabei sehr angenehm zu lesendes bestens zu empfehlen.

Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder und dessen Gattin, Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und anderen bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Frankfurt a. M. 1856. Drei Bände.

Wir mögen wollen oder nicht, alle mannigfachen Fäden unsrer heutigen Bildung leiten uns auf das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts zurück, und vorzugsweise auf die Gruppe von Geistern und Gebilden, deren strahlender Mittelpunkt Weimar war. Einen solchen Verein großer Männer und schöpferischer Wirksamkeit, wie sich dort um den jungen Herzog Karl August zusammenfand, hat die Litteraturgeschichte selten aufzuweisen, Deutschland vorher nie gesehen, und wird seinesgleichen sobald nicht wiedersehen. Kein Wunder daher, daß die Nation unermüdlich beflissen ist, mit den Heroen jenes Kreises sich zu beschäftigen, die Personen und ihre Verhältnisse, die Umstände, Stimmungen und Einflüsse, unter denen ihre unsterblichen Werke geschaffen wurden, näher kennen zu lernen, und dadurch die letzteren selbst inniger zu verstehen, zu würdigen, sich anzueignen. Mag oberflächlicher Tagessinn die gemeine Klage führen, daß die Goethe-Litteratur, die Schiller-Litteratur — wie man sich auszudrücken pflegt — immerfort anschwelle, daß mit dem Wichtigen auch Unbedeutendes, ja Kleinliches, in die

Oeffentlichkeit eindringe, der gesunde Geist der Bessern fühlt sich dieser Nahrung bedürftig und wird ihrer in langer Zeit noch nicht entbehren wollen; dabei kann es denn wenig darauf ankommen, ob hin und wieder unter den dargebotenen kostbaren Früchten auch einige grüne oder sogar welke Blätter liegen, die man nur nicht beseitigt hat, weil sie dem Ganzen einmal angehören, und doch nicht jedem werthlos sind.

Indem wir diese apologetische Betrachtung zu Gunsten des gesammten Faches der bezeichneten Litteratur vorausschicken, müssen wir doch gleich erklären, daß die vorliegende Sammlung am wenigsten solcher Vertheidigung oder Entschuldigung bedarf. Sie steht durch ihren geistigen Gehalt wie durch ihre reichen Lebensbezüge in selbstständigem hohen Werthe da, sie würde in jeder ausländischen Litteratur mit Freudenruf begrüßt werden, in der deutschen ihr wenigstens eine ehrenvolle Stelle gesichert sein. Seit den beiden Bänden der Merck'schen Briefschaften, von Karl Wagner herausgegeben, ist nichts dieser Art erschienen, was sich an Reichthum und Anreiz diesen drei Bänden aus Herder's Nachlaß zur Seite stellen könnte. Wir sind dem trefflichen Düntzer, der mit seltner Kenntniß und gewissenhaftem Fleiß in seinem Aristarchischen Beruf ungeirrt fortarbeitet, für diese Herausgabe aufs neue zu dem wärmsten Dank verpflichtet.

Unter den großen Namen Wieland, Goethe, Herder, Schiller, welche recht eigentlich als Viergestirn am weimarischen Himmel glänzen, überstrahlen allerdings Goethe und Schiller weit die beiden andern, aber gleich nach ihnen ist unbestreitbar Herder der größte. Wenn er bisher weniger beachtet, seine Schriften weniger hervor=

gehoben und bearbeitet worden, so liegt dies an mancherlei Ursachen, die hier zu erörtern zu weitläufig wäre; wir wollen nur im Vorübergehen andeuten, daß hiebei sein krankhafter Unmuth und sein in jeder Art unglücklicher Feldzug gegen Kant nicht geringe Schuld haben. Allein die Zeit, wo die Eindrücke dieser Uebelstände noch unmittelbar wirken und Herder's Ruhm trüben mußten, ist längst vorüber, und sein edler Geist kann jetzt hell hervor und in sein volles Recht eintreten, wenn auch noch zusammenhängend mit allen Schwächen, die sein irdisches Erscheinen begleiteten, und die nicht mehr Feindschaft, sondern nur noch Bedauern anregen. Dieser Briefwechsel liefert in der That den wichtigsten Beitrag zur tiefern Einsicht in Herder's innerstes Wesen, und hilft seine großen Eigenschaften unterscheiden von den störenden Lebensbedingnissen, unter denen sie sich bewegen mußten; indem das Kleinliche nicht verhehlt, sondern gezeigt und nachgewiesen wird als solches, widerfährt ihm nur sein wahres Recht und wird es unschädlich. Es ist mit den Fehlern und Gebrechen großer Männer wie mit den mythologischen Fabeln der alten Götter, deren Macht und Herrlichkeit, ungeachtet des ärgerlichen Anhangs, der ihnen aufgepackt war, doch unverletzt fortbestand und anbetend gefeiert wurde.

Wir haben es hier indeß nicht blos mit Herder zu thun; die größten und merkwürdigsten seiner deutschen Zeitgenossen umgeben ihn. Allen voran steht Goethe, von dem hundert bisher ungedruckte Briefe mitgetheilt werden, darunter viele aus der frühsten Zeit, die über die damaligen, noch mancher Aufhellung bedürftigen Vorgänge und Verhältnisse neues Licht geben. In allen

aber spiegelt sich das reine Gemüth und die edle Menschlichkeit, die wahrhaft göttliche Begabung dieses größten Dichters herrlich ab, und wir erkennen, daß Goethe, um zu sein, was er war, nicht der Andern bedurfte, wohl aber diese seiner, um dahin zu gelangen, wo wir sie sehen. Auf die Goethe'schen folgen sodann die Briefe Schiller's, dessen gewaltiges Vorwärtsstreben aber den mürrischen, mißvergnügten Herder nicht lange vertrug. Hierauf kommt Klopstock, dessen dichterisches, im Messias ausgelegtes Christenthum wieder Herder'n nicht genügte, und mit dem selbst der Widerwille gegen Kant, woran sie beide litten, kein dauernd vereinigendes Band werden konnte. Von Lenz erhalten wir nur wenige, aber für die Kenntniß dieses seltsamen, begabten, doch in eitler Heimlichkeit sich gefallenden Menschen nicht unwichtige Blätter. Eine reichliche Anzahl von Jean Paul Richter zeigt die Liebenswürdigkeit des Menschen, den anmuthigen Witz des Schriftstellers, aber auch sein haltungsloses Schwanken, das nie recht zur Ruhe gekommen ist. Der Wandsbecker Bote, Matthias Claudius, kann uns mit seinen Launen und Schnurren wenig mehr vergnügen, seine Briefe zeigen uns aber einen guten und frommen Mann, den wir in seiner Unbeholfenheit lieben und achten.

Im zweiten Bande tritt uns zuerst Lavater entgegen; sein stets überschwängliches Empfinden und Eifern, seine flackernde Begeisterung, die nach allem Erreichbaren züngelt — nach Gaßner's groben Gaukeleien wie nach Goethe's und Herder's genialem Wesen — würden uns bald ermüden, kämen nicht auch zwischendurch dreiste Anwandlungen innerer Kraft und frische Naturblicke vor,

die für das Schwebeln und Nebeln schadlos halten. Der treffliche Mendelssohn, so rein im Denken wie gemessen im Handeln, nimmt keinen großen Raum ein, zeigt aber seine Eigenthümlichkeit in würdiger Haltung. Auch Herder's brieflicher Verkehr mit Friedrich Heinrich Jacobi hat weder den Umfang noch den Gehalt, die der Briefwechsel Goethe's und Jacobi's darbietet, aber Geist und Gemüth dieses letzteren, die in seinen Briefen fast mehr als in seinen ausgearbeiteten Schriften sich ausdrücken, sprechen auch hier den einsichtigen Leser wohlthuend und erhebend an. Die Briefe des Arztes Zimmermann, obwohl an Zahl über ein Viertelhundert, sind doch zu wenige, um gehörig zu wirken, diese Art erfordert massenhafte Gaben. Daß Georg Forster nicht fehlt, den uns Moleschott neuerdings in gelungenem Bildniß wieder vorgeführt, ist den zahlreichen Verehrern des hochgesinnten Naturforschers und Freiheitsfreundes gewiß zur Freude. Briefe Herder's an seinen Sohn August beschließen den zweiten Band.

Im dritten Band empfangen wir den Briefwechsel Herder's mit seiner Geliebten und Braut, Karoline Flachsland. An und für sich, als Austausch inniger Gefühle und edlen Geistes, höchst werthvoll, sind diese Briefe noch besonders in Betreff Herder's für den Forscher von größter Wichtigkeit. In derselben Weise, wie diese hier im vorigen Jahrhundert, werden Liebesbriefe jetzt schwerlich noch geschrieben, der Unterschied der Zeiten macht sie vielleicht nur um so anziehender; auch enthalten sie einen Schatz von bedeutenden Einzelheiten, über Goethe, Merck, Sophie Laroche und besonders über Leuchsenring, was unsre Kenntniß dieser merkwürdigen Personen bereichert, unsre Urtheile leitet oder bedingt.

Unsern eifrigsten Dank verdienen bei dieser reichen Darbietung noch insbesondere die vortrefflichen Einleitungen, mit denen der Herausgeber jeden Abschnitt des Werkes ausgestattet hat. Mit sichrem Einblick und umfassender litterarischer Kenntniß, die in den mannigfachsten Richtungen sich gleicherweise bewährt, beleuchtet er die jedesmaligen Verhältnisse durch die genauesten geschichtlichen Angaben, Schritt für Schritt der Entwickelung derselben folgend, so daß der Leser völlig vorbereitet, ja eingeweiht, all die Briefe selbst zur Hand nimmt. Auch überall sonst, wo es nöthig, sind Erläuterungen und Aufschlüsse dem Texte beigefügt.

Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Von Arnold Schloenbach. Hannover, Rümpler, 1856. kl. 8.

Wenn wir den Maaßstab anlegen, den der Verfasser selbst in der Vorrede seines sinnigen, angenehmen Buches für dasselbe bestimmt und verlangt, so müssen wir bekennen, daß das Geleistete seinem Zweck vollkommen entspricht, daß sein Vorhaben ihm gelungen ist. Wir eilen hinzuzusetzen, daß jener Maaßstab auch uns als der richtige, als ein durchaus befriedigender erscheint. Er hat mehr anregen als ausführen, kein großes, noch weniger ein schwerfälliges Buch geben wollen, sondern ein leichtes, gefällig-zugängliches, keine gelehrten nach Vollständigkeit strebenden Zusammentragungen noch litterargeschichtlichen Studien, sondern eine Auswahl von Bildnissen zu Einer Reihe vereinigt, individuelle Charaktergemälde, ein möglichstes Naheführen der Persönlichkeiten zur allgemeinen Theilnahme. Grade dies Letztere müssen wir für durchaus gelungen erklären; er führt uns gleichsam in die wirkliche

Gesellschaft der bedeutendsten und anmuthigsten Personen ein, läßt uns ihr eigenstes Wesen und Leben mit eigenen Augen anschauen. Auch die Wahl des Kreises, dem seine Gestalten angehören, müssen wir höchlich billigen, im weiten Felde der deutschen Welt giebt es keinen edlern, reichern, der ganzen Nation angehörigern, als diesen mit Recht als den der Goethe-Schiller-Periode bezeichneten. Da hier nicht äußere Zufälligkeiten, sondern der geistige Zusammenhang zur Richtschnur dienen mußte, so war es ganz in der Ordnung, daß zu den ächt weimarischen Bildern, den Herzoginnen Amalie und Louise, Charlotte von Stein, Charlotte von Schiller, Karoline von Wolzogen, Charlotte von Kalb, auch solche herangezogen wurden, die, wie Goethe's Mutter, Angelica Kaufmann, Sophie von Laroche, und selbst Rahel und Bettina, dem eigentlichen Boden von Weimar fremd geblieben sind. Doch hätte die Zahl der erstern wohl noch um einige werthe Persönlichkeiten vermehrt werden dürfen, wir erinnern an die edlen Dichterinnen Amalie von Helwig und Sophie Mereau, an die musenbegabte Corona Schröter, die liebliche Frau von Heygendorf, die humoristische Gräfin Henckel.

Was nun aber die Art der Schilderungen betrifft, so müssen wir vor allem die glückliche Hand anerkennen, mit der unser sinnvoller Bildner in dem gegebenen beschränkten Raume die wesentlichsten und bezeichnendsten Züge zusammenfaßt, uns in das Innere des Geistes und Gemüths blicken läßt, so daß wir in der That eine lebendige Vorstellung von den Personen gewinnen. Vorzugsweise geneigt, die guten Eigenschaften zu sehen und hervorzuheben, ist er doch keineswegs blind für die Schatten-

seiten, die sich bei allen Menschengebilden finden; seine Darstellung und seine Urtheile sind liebevoll, aber die Gerechtigkeit bleibt die Grundlage derselben. Der Verfasser macht nicht den Anspruch, neue und überraschende Thatsachen oder Aufschlüsse zu geben, ihm genügt, aus der reichen Fülle des vorhandenen Stoffes — der aber leider noch lange nicht allgemein genug bekannt und gewürdigt ist — das für seinen Zweck Tauglichste und den Lesern Erwünschteste herauszuheben und anschaulich zu ordnen. Doch hat er auch eigene Studien und Forschungen gemacht, und wir haben mancherlei Angaben und Züge bemerkt, die sich uns als neue, zum erstenmale hier mitgetheilte darbieten.

Solche Lebensschilderungen aus jener Zeit, die für alle Deutschen als die Epoche unserer höchsten Geistesentwicklung so wichtig als anziehend ist, und die auf weithinaus wohl so leicht nicht in einer ähnlichen sich wiederholt, können wir immer nur freudig willkommen heißen. Die gewichtigen Arbeiten Düntzer's und diese anmuthigen Schloenbach's dürfen einander keinen Eintrag thun, sondern mögen friedlich neben einander gehen. Unserm Verfasser wünschen wir ferner in gleichem Stoffe gleichen Erfolg. Wir haben schon angedeutet, daß auf dem eigentlichen Boden von Weimar noch starke Nachlese zu halten sei, noch reichlicher jedoch würde der Ertrag ausfallen, wenn von Weimar nach Berlin überspringend die schon bewährte Feder auch diesen verwandten Boden in gleicher Art ausbeutete. —

J. M. R. Lenz und seine Schriften. Nachträge zu der Ausgabe von L. Tieck und ihren Ergänzungen. Von Edward Dorer-Egloff. Baden (in der Schweiz), 1857.

Der Verfasser dieser Schrift, durch manche schöne litterarische Gabe vortheilhaft bekannt, unternimmt hier den unglücklichen Lenz, gewiß nächst Goethe und Klinger der begabteste jener Jünglinge, die in der sogenannten Sturm- und Drangperiode der Litteratur auftraten, in ein ganz neues Licht zu stellen. Er weist vor allem nach, wie mangelhaft die Nachrichten sind, die bisher über ihn zusammengetragen worden, wie viel dem Herausgeber seiner Schriften entgangen ist, was derselbe bei einiger Nachforschung wohl hätte kennen mögen. Hier zeigt der schweizerische Forscher eine gründliche Sorgfalt, einen aufmerksamen Fleiß, die man bei Bearbeitern der deutschen Litteraturgeschichte nur selten in solchem Grade findet. Mehrere Versehen Tieck's werden gerügt, besonders auch dessen Irrthum, das Trauerspiel „Das leidende Weib" Lenzen zuzuschreiben, berichtigt, und die schon früher angenommene Autorschaft Klinger's unwidersprechlich festgestellt. Auch gegen Gervinus wird mit Erfolg angekämpft, etwas zweifelhafter gegen Düntzer, der in dem großen Gebiete Goethischer Litteratur und Lebensverhältnisse als eine der ersten Autoritäten anzuerkennen ist, und allenfalls da, wo nur Vermuthungen aufgestellt werden, sich irren kann, kaum eben da, wo bestimmte Thatsachen hervortreten. Höchst dankenswerth ist die Mittheilung bisher vergessener oder unbeachteter Aufsätze von Lenz, noch dankenswerther eine Doppelreihe von Briefen desselben, über vierzig, die hier zum erstenmale veröffentlicht werden. Der Herausgeber ist aber mit diesen seinen eigenen

Leistungen noch gar nicht befriedigt, sondern weist nach, was noch alles fehlt, aufzufinden, zu benutzen, zu veröffentlichen ist, und fordert insonderheit seine schweizerischen Landsleute mahnend auf, ihre Theilnahme an dieser Arbeit mit der Liebe und dem Eifer zu bethätigen, die sie von jeher dem deutschen Litteraturwesen zugewendet haben.

Wir sind mit dem verehrten Verfasser weniger einverstanden in den Punkten, wo er zu Gunsten von Lenz auch selbst gegen Goethe sich wendet, und dessen Angaben und Urtheile über Lenz umstoßen oder berichtigen will. Er zeigt auch hier großen psychologischen Scharfsinn und eindringliche Dialektik, und durch seine Bemühung wird Lenz uns heller und verständlicher; allein wir bekennen, daß uns das Bild, welches wir am Ende von dem Unglücklichen behalten, nicht im Widerspruche mit dem von Goethe gegebenen steht, und daß wir auch den letztern hier mit sich selbst nicht im Widerspruche finden, wie der Verfasser meint, sondern in guter Uebereinstimmung. Selbst in dem an sich wenig erheblichen Umstand, ob Lenz bei den liefländischen Edelleuten, die er nach dem Elsaß begleitet hatte, Hofmeister gewesen, was Lenz selber ausdrücklich verneint, sind wir trotzdem noch der Meinung, daß Goethe das Verhältniß dennoch ganz richtig als ein hofmeisterliches aufgefaßt und mit allem Fug Lenzen darin als Mentor bezeichnet hat. Doch bei solchen reichen und willkommenen Gaben ist der Dank nicht abhängig von der Verschiedenheit der Ansichten, und die einzelnen Streitpunkte verschwinden in der gemeinsamen aufrichtigen Theilnahme an dem Gegenstande selbst.

Wir lassen bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt,

daß wie unser Verfasser, der Alt-Regierungsrath Edward Dorer-Egloff in Baden, auch sein edler Sohn Edmund Dorer, unserer Litteratur Talent und Eifer zuwendet. Von ihm ist vor ein paar Jahren das Leben des niederländischen neulateinischen Dichters Johannes Secundus und die sehr gelungene Uebersetzung der köstlichen Elegien und Oden erschienen, auf die wir um so mehr hier aufmerksam machen, als die höchst werthvolle Gabe bisher wenig in das Publikum gedrungen ist, was zumeist die ungünstige Erscheinungsweise verschuldet, indem dasjenige, was als anmuthiges jeden Leser von Geschmack anreizendes Buch auftreten konnte, in vereinzelten, zwar schön gedruckten, aber durch ihr großes Format unbequemen Heften hervorging, die meistens nur verschenkt wurden. Es ist nicht gut, wenn in Deutschland die gewohnten Wege des Buchhandels umgangen oder verabsäumt werden. —

Sueton's Kaiserbiographien, verdeutscht von Adolph Stahr. Stuttgart, Hoffmann, 1857. Zwei Bändchen.

Eine nur streng gelehrte Arbeit, die Uebersetzung eines römischen Klassikers, würde, wenn sie nur dieses wäre, hier in den Kreis unserer litterarischen Betrachtungen kaum eingehen; aber da sie nicht nur dieses, sondern weit mehr ist, und den alten Lebensstoff durch geschickte Behandlung mit der heutigen Welt in nähere Verbindung bringt, ihn dem allgemeinen Verständniß öffnet, so dürfen wir einige anerkennende Worte ihr nicht versagen.

Der Geschichtschreiber Suetonius ist unter den römischen weder der geistreichste noch an Schreibart vollendetste, aber einer der redlichsten und gewissenhaftesten;

sein Fleiß hat sorgsam alles gesammelt und geprüft, was zu seiner Aufgabe nöthig und brauchbar erschien. Der Stoff, den er gewählt, bot sich ihm als der nächste dar, und von vielem, was er mitzutheilen hatte, war er entweder selbst noch Augenzeuge, oder konnte er Augenzeugen befragen. Seine Schuld war es nicht, daß dieser Stoff einer der entsetzlichsten und greuelvollsten ist, welche die Weltgeschichte kennt. Die ersten zwölf Cäsaren der Römer sind mit einigen Ausnahmen eine Reihe von grausamen, ja wahnsinnigen Herrschern, von Verbrechern nicht nur am Staate, sondern an der Menschheit. Nur der innere Verfall der Römer selbst, und jene Ausnahmen, machen es einigermaßen begreiflich, daß die Welt ein so schauderhaftes Tyrannenwesen so lange hat ertragen können. Diese Cäsaren nun hat Suetonius in ihrem öffentlichen und privaten Leben getreulich dargestellt, eine Sammlung von Hofgeschichten, die ihres gleichen sucht! Denn so weit Suetonius über Vehse steht, — der Uebersetzer selbst macht diese Bemerkung, — so weit übertrifft das hier Erzählte an Gräßlichkeit und Aergerniß alle Hofgeschichten der modernen Welt. —

Der Natur der Sache nach muß es dem ungelehrten Leser schwer werden, in das Innere dieser Vergangenheit, in deren Sitten und Verhältnisse, gehörig einzudringen. Es bedarf dazu der Vermittelung eines Eingeweihten, und zwar eines solchen, der in der antiken Welt und in der modernen gleicherweise zu Hause ist. Prof. Adolph Stahr ist als deutscher Schriftsteller, der das Leben seiner Zeit und seiner Nation in treuer Herzens- und Geistesthätigkeit mitlebt, rühmlichst allgemein bekannt, die gelehrte Welt kennt ihn als gründlichen Philologen, als geschmack-

vollen Forscher und Darsteller der alten Kunstwelt. Einem Befähigteren konnte die Aufgabe, den Suetonius deutsch wiederzugeben, nicht zufallen. Er eröffnet das oft schwierige Verständniß nicht nur durch die zweckmäßigsten, nicht ohne Noth gehäuften Anmerkungen, sondern vorzugsweise durch die Uebersetzung selbst, indem er in seiner Ausdrucksweise sich der heutigen Anschauung möglichst nähert, ohne doch in dieselbe, was ein Fehler wäre, gänzlich überzugehen. Vielleicht ist Mommsen durch seine römische Geschichte hiebei nicht ohne Einfluß geblieben, jedoch hat Stahr darin jedenfalls ein eignes Maß. Genug, wir können mit Fug sagen, daß dies die lesbarste, gemeinverständlichste Uebersetzung des Suetonius ist, und dürfen sie jedem Leser, dem ungelehrten wie dem gelehrten, mit Recht empfehlen, denn wenn der erstere eine gewünschte, unbeschwerliche Unterhaltung genießt, so findet der letztere nicht selten überraschenden Geist und gediegene Belehrung. —

Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller. 1800—1829. Stuttgart, Cotta. 1857.

Neuere deutsche Schriftsteller, die von den Drangsalen und Kämpfen einer früheren Zeit nur den abgeschwächten Widerschein litterarischer Erzählung kennen, meinten mit dem einst berühmten Gentz, dessen Geist und Wesen in seinen Schriften allein nicht vollständig zu erfassen ist, so ziemlich fertig zu sein, und ihn nach redlicher Prüfung an seinen Ort gestellt zu haben. Aeltere praktische Männer, die mit den Ereignissen und Umständen jener Zeit genauer bekannt waren, lächelten über die absprechenden Urtheile, und wußten, daß noch viel Wichtiges von Gentz im Ver-

borgenen auf das Licht der Oeffentlichkeit harre, und in Zukunft den voreiligen Spruch einer Revision unterziehen werde. Ueberraschend erscheint schon jetzt dieser Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller, eine sehr wichtige, wenn auch noch nicht die wichtigste der erwarteten Mittheilungen. Zwei der eigenthümlichsten, scharfsinnigsten Köpfe, in vielen Dingen übereinstimmend, in vielen andern einander entgegengesetzt, aber durch Achtung, ja sogar Bewunderung, und durch tiefe Herzensneigung innig vereint, tauschen hier ihre eigensten Gedanken und Empfindungen mit aufrichtiger Hingebung aus. Beide sind Preußen, im vollsten Besitz aller Vortheile norddeutscher Bildung, aber beide tragen ihre geistige Kraft und Wirksamkeit nach Oesterreich, wo sie zu hoher politischer Bedeutung gelangen. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, diese beiden Freunde durch alle Scenen der in großen Krisen und furchtbaren Schlägen fortschreitenden Weltgeschichte sich durchwinden zu sehen, bald von sanguinischen Hoffnungen gehoben, bald in verzweifelnden Kummer hinabgestürzt. Neben der politischen Wichtigkeit macht sich hier besonders noch die anthropologische geltend, welche Entwicklungen in diesen eigenthümlichen Menschengebilden, zu denen kein ähnliches zweites Paar gefunden wird, welche Wandlungen in ihnen vorgehen, wie sie in Glück und Trauer sich zu einander verhalten, zu ihrer heiligen — ihnen heiligen — Sache, zu der übrigen Welt. Die zarteste Reizbarkeit zeigt sich hier mit dem ungeheuersten Hochmuth vereint, die höchste Selbstschätzung mit der schnödesten Verwerfung von allem, was nicht unmittelbar zu ihnen und ihrer Sache gehört. Als Gegner der Revolution sind sie im Grunde selbst revolutionair, und

wollen die Wirklichkeit des Bestehenden ihren Einbildungen unterwerfen, die Staatsverhältnisse, in denen sie dienen, von untern Stufen bestimmen und lenken. Von tragischem Eindruck ist es, zu sehen, wie selbst in der äußern Erfüllung ihrer kühnsten Hoffnungen ihnen selbst doch keine Befriedigung zu Theil wird, wie es zuletzt nur auf ein behagliches Unterkommen abgesehen ist, wie kein errungener Gewinn sich bewährt und bleibt, und ihr Alter das allgemeine Zusammenbrechen erlebt oder wenigstens voraussieht. Auch die Tröstungen, welche beide da noch finden, sind in ihrer Verschiedenheit höchst merkwürdig und bezeichnend. Gentz findet neue Lebenslust in jugendlicher Liebesneigung und in Heine's Gedichten, Adam Müller in stillem Familienkreise und in katholischer Andacht. — Doch das alles muß im Buche selbst nachgelesen werden, das in jeder Hinsicht zu den bedeutendsten und reizvollsten des Tages zu rechnen ist. — Sehr wäre zu wünschen, der Herausgeber hätte hin und wieder erläuternde Anmerkungen hinzugefügt; der Text würde dadurch sehr an Lebendigkeit der vorgeführten Gestalten gewonnen haben. In meinen Denkwürdigkeiten sind z. B. die bedeutenden Persönlichkeiten Wiesel's und Bose's, die hier als unbestimmte Größen nur auf Augenblicke aus dem Dunkel hervortreten, hell beleuchtet; und hinwieder sehen wir hier bestätigt, wie werth Wiesel jener Beleuchtung war, dessen dialektische Ueberlegenheit einen Gentz in Schrecken setzen, einen Adam Müller bezaubernd fesseln konnte! Auch aus den Denkblättern des Generals Karl von Nostiz wäre manches beizubringen gewesen, besonders aber hätten auch die litterarischen Erwähnungen oder Andeutungen eines aushelfenden Nachweises dringend bedurft.

Vier Jahre Memoiren. Portraits und Erlebnisse von Eduard Schmidt-Weißenfels. Prag und Leipzig. Verlag von J. L. Kober. 1857.

Eduard Schmidt-Weißenfels hat uns in seinen „Vier Jahre Memoiren" ein Buch gegeben, in welchem frisches naturwüchsiges Leben sprudelt. Die Schreibart dieses Autors hat ein eigenthümliches Gepräge, seine Erzählung ist naiv und feurig zugleich, ungezwungen sein Ton, öfters auch vernachlässigt; man sieht, es ist ihm wahrer Ernst mit der Sache, sei diese nun groß oder gering. Seine Erlebnisse sind mannigfach, seltsam und abenteuerlich, mit den großen Weltbegebenheiten verflochten, meist durch sie bedingt. Seine Auffassungen und Urtheile möchten wir nicht alle unterschreiben, aber sie haben den großen Vorzug aufrichtig die seinigen zu sein, und ohne Nebenabsicht nur die Wahrheit auszusprechen, die Wahrheit, wie sie seinem Sinne sich dargeboten hat. Meist erzählt er nur die persönlichen Vorgänge, und diese schon sind sehr interessant; aber auch die größten allgemeinen Verhältnisse bespricht er mit seinem Wahrheitseifer, und seine Darstellung des großen Pariser Staatsstreiches ist von der Art, daß jeder Geschichtschreiber daraus lernen, die thatsächliche Wahrheit daraus schöpfen kann, die hier unverschleiert dem Augenzeugen sich darbot. Doch wir wollen hier auf diesen Gegenstand nicht weiter eingehen, sondern vielmehr den persönlichen Bildnissen, die er aufstellt, einige Blicke widmen. Zuvörderst begegnet uns der berühmte Lamennais im vollen Glanze seiner liebenswürdigen Menschenfreundlichkeit. Victor Hugo, Frau von Girardin, Alexander Dumas werden nicht minder lebhaft vorgeführt. Am gelungensten aber

dünkt uns das Bildniß der Frau von Dudevant oder George Sand; wir glauben, es wird unsern Lesern angenehm sein, die wesentlichen Züge dieses Bildes als Vorschmack des lesenswerthen Buches hier zu finden. Schmidt-Weißenfels spricht über die berühmte geniale Frau folgendermaßen:

„Ich fand in der Schloßfrau von Nohant, ihrem Gute, eine so einfache und natürliche Frau, daß ich mich viel eher einer guten bürgerlichen Hausfrau Deutschlands, denn der berühmten Dichterin Frankreichs gegenüber zu finden glaubte. Ihre ganze Umgebung war voller Einfachheit und kein Möbel verrieth in seinem guten Geschmack eine Spur von der geahndeten Excentricität, die oft so überwältigend aus ihren Romanen herausblitzt. Madame George Sand nähte im Gegentheil sehr emsig an einem Kostüm für ihr kleines Haustheater im Schlosse Nohant, auf dem sie, wie man sagt, in Gemeinschaft mit den Bauern des Dorfes ihre Stücke aufzuführen pflegt. Ueberdies gab es mannigfache Gelegenheit, eine tüchtige Hausfrau mit aller nur denkbaren Prosa in ihr zu erkennen, und keine Spur verrieth in ihrem ganzen, durch und durch mütterlichen Hausfrauwesen eine gefeierte Berühmtheit, noch eine Dichterin, noch gar ein bizarres Frauenoriginal.“

„Ebenso stand die geträumte Vorstellung von ihrer persönlichen Erscheinung vollständig in Widerspruch mit der Wirklichkeit; es war nichts Phantastisches, nichts Litterarisches an ihr; im Gegentheil machte ihre Physiognomie einen so simplen Eindruck, daß die gesammte frühere Erwartung davor in's größte Erstaunen gerieth. Fast könnte man sagen, George Sand sehe zu nüchtern für

eine geistreiche Schriftstellerin aus; eine liebevolle Gutmüthigkeit, wie sie bei Bürgerfrauen gefunden wird, lagert auf allen Zügen; das ganze Gesicht, mit einer hohen Stirn, einer ziemlich starken Nase und in länglicher Form, sieht so sanft, bescheiden und einfach verständig auf den Besucher, daß man sich gewissermaßen erst vergewissern muß, in der That im Schlosse Nohant bei der George Sand zu sein."

„Bald aber fühlt man sich durch das graziöse Benehmen und die weiche Stimme der Dichterin behaglich in ihrem Salon; auch wird man bald gewahr, wenn erst die Unterhaltung begonnen, daß man einen durchdringenden Geist und ein reiches Gemüth vor sich hat. Die kleine, wohlbeleibte, in Schwarz gekleidete Frau, mit einfach gescheiteltem Haar, wirft dann so belebte Blicke auf den Besuch, daß man das immer reger werdende Spiel ihres Geistes förmlich beobachten kann. Man sieht die Lichter in diesem Kopfe anstecken, und nur, wenn ihr lieblich lächelnder Mund schweigt: blickt ihr großes Auge sanft, etwas melancholisch und echt weiblich herab, um alles Vertrauen und alle Innigkeit zu ihr aufzumuntern."

Dies Bild stimmt im Ganzen mit den Schilderungen überein, die wir auch von andern deutschen Besuchern der edlen Frau und großen Schriftstellerin empfangen haben, die uns überhaupt mehr geeignet scheint, von Deutschen gewürdigt zu werden, als von ihren Landsleuten.

Die Nonne und Dichterin Hrosvitha.

Es ist ein angenehmes Ereigniß in der Litteratur, wenn von verschiedenen Seiten gleichzeitig derselbe Gegenstand in solcher Weise behandelt wird, daß beiderlei Ar-

beiten einander nicht entgegenwirken, sondern unterstützen und verstärken. Zwei Schriftsteller, die, ohne von einander zu wissen, denselben Stoff wählen, bezeugen vor dem Publikum die Richtigkeit ihrer Wahl, die Angemessenheit ihres Griffes. Es muß etwas in der Luft sein, was im gegenwärtigen Augenblicke die litterarische Schilderung edler Frauengestalten bei uns begünstigt. Düntzer's und Kühne's liebevolle und geistreiche Darstellungen Goethe'scher Frauen haben in weiten Kreisen warme Theilnahme geweckt. Der edlen Gräfin Elisa von Ahlefeldt, bedeutend durch politische, litterarische und gesellschaftliche Einwirkungen, hat Ludmilla Assing durch ihre anziehende Schilderung ein Denkmal errichtet, das von allen Seiten mit großem Beifall aufgenommen worden. Kaum aber haben Leser und Leserinnen mit der Geistesart und den Schicksalen dieser uns noch so nahestehenden Dame sich vertraut gemacht, so wird ihnen das Bild einer liebenswürdigen und begabten Dichterin aus dem grauen Alterthum vorgeführt. Es ist dies die berühmte Hrosvitha, die Nonne und „starke Stimme" von Gandersheim, die früheste uns bekannte deutsche Schriftstellerin, die ihren Zeitgenossen als heller Stern leuchtete, und von der Nachwelt in hohen Ehren gehalten wird. Der Nürnbergische gekrönte Dichter Conrad Celtes war der erste, der ihre eine Zeitlang in Vergessenheit gerathenen Schriften gleichsam wieder entdeckte und im Druck herausgab. In neuerer Zeit haben viele gelehrte Forscher, unter ihnen auch der Franzose Magnin, sich mit dieser merkwürdigen und ganz für sich allein stehenden Erscheinung beschäftigt. Noch immer aber fehlte es an einer vollständigen und sorgfältigen Ausgabe. Diese tritt nun zum erstenmale durch

die dankenswerthe Bemühung des Herrn Dr. Barack in Nürnberg an das Licht, unter dem Titel: „Die Werke der Hrosvitha, herausgegeben von Dr. K. A. Barack." Die Gedichte der begabten Nonne sind hier in der lateinischen Ursprache mitgetheilt; den Fleiß und die Genauigkeit des wackern Herausgebers mögen seine Fachgenossen am geeigneten Orte prüfen und loben. Hier würden wir der gelehrten Arbeit kaum erwähnen dürfen, käme uns nicht zu gleicher Zeit eine andere Darbietung desselben Stoffes zu Gesicht, welche denselben für die Deutsche Lesewelt glücklich bearbeitet hat. Es ist dies die ausgezeichnete in Aarau jetzt eben erschienene Schrift: „Roswitha, die Nonne von Gandersheim von Edmund Dorer." Der Verfasser, schon durch mehrere litterarische Aufsätze und Gedichte, besonders durch eine treffliche Biographie des Dichters Johannes Secundus und durch Uebersetzung der Gedichte desselben, vortheilhaft bekannt, giebt uns zuerst die geschichtlichen Nachrichten über das Leben der Hrosvitha — der das in der Aussprache harte H immerhin zu verbleiben hat — und schildert dann ihre Stellung in der Klosterwelt, ihr Verhältniß zu den Zeitgenossen. Mit hohem Sinn und feiner Kunst hat er die dürftigen geschichtlichen Data zu einem warmen Lebensbilde zu vereinigen gewußt; man fühlt heraus, daß der kritische Geschichtskundige zugleich selber ein Dichter ist. Sodann theilt er die wesentlichen Züge der Dichtungen der Hrosvitha in sehr gelungenen metrischen Uebersetzungen mit, die man mit Vergnügen liest, und die er mit seinen Erläuterungen passend begleitet. Wir müssen das kleine Buch als eine durchaus willkommene, den Lesern und Leserinnen sehr zu empfehlende Erscheinung begrüßen.

Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands. Von Carl Ludwig Blum. Leipzig und Heidelberg, 1857. Erster Band, mit sieben Bildnissen. Zweiter Band, mit sechs Bildnissen.

Die Geschichte Rußlands seit Peter dem Großen ist verschiedentlich bearbeitet worden, aber noch wenig aufgehellt. Selbst die Geschichte des großen Zars, der durch die Einführung seines neugeschaffenen Reiches in die europäische Staatengemeinschaft dieses zuerst auch den Strahlen geschichtlicher Beleuchtung eröffnet hat, ist in manchen wichtigen Bezügen noch dunkel oder zweifelhaft, die der nachfolgenden Regierungen bis zur zweiten Katharina großentheils nur in den äußerlichsten Umrissen, die Regierung der genannten Kaiserin aber fast nur in dem Schimmer und in den Flecken bekannt, welche zunächst ihrer Persönlichkeit anhafteten. Was die Russen selbst abhielt, ihre neuere Geschichte gründlich zu bearbeiten, weiß jedermann; daß es ihnen weder an Geist und Kenntniß, noch an Wahrheitsliebe zu diesem Berufe fehlt, haben einzelne Erscheinungen glänzend dargethan, auch mögen manche durch Stellung und Talent vorzugsweise berufene Männer im Stillen Denkschriften verfaßt haben, die des Tages harren, wo sie hervortreten dürfen, aber die öffentliche Geschichtschreibung mußten sie Fremden überlassen. Deutsche, Franzosen und Engländer haben sich denn auch wetteifernd bemüht, das brachliegende Feld anzubauen; wir besitzen zahlreiche und in ihrer Art schätzbare Berichte über die Persönlichkeiten des Hofes, die Günstlinge, den Glanz und die Macht der Herrschaft, auch über die politischen Verhältnisse und die militairischen Erfolge fehlt es nicht an Mittheilungen, die, wenn sie auch nicht alles

sagen, doch vieles genugsam errathen und ergänzenden Berichtigungen ihre offne Stelle lassen. Allein der tiefere Gehalt der Geschichte, den die neuere Zeit am meisten beachtet wissen will, das innere Leben des Staates, die Grundlagen und Entwicklungen seiner Volkszustände, die Kämpfe und Fortschritte, welche Gesetzgebung und Verwaltung betreffen, die Anstalten zur Hebung der Landwirthschaft, des Gewerbfleißes und des Handels, die Erweckung von Geist und Thätigkeit in allen Schichten der Nation, — dieser große und hochwichtige Bestandtheil der Geschichte der Russen wurde bisher von den Schriftstellern kaum berührt.

Zum erstenmale empfangen wir im vorliegenden Werke die reichsten, ausführlichsten Beiträge zu dieser innern Geschichte Rußlands, und in einer Zuverlässigkeit und Gediegenheit, wie sie nur selten sich auf diesem Gebiet ergeben.

Der russische Staatsmann, welcher hier gleichsam aus dem Dunkel seiner dem Glanz abgewendeten ernsten und segenvollen Thätigkeit an das helle Licht des Tages hervorgerufen wird, Jakob Johann Freiherr, nachher Graf von Sievers, hat sich auch im Schimmer des Hofes durch seine Persönlichkeit und Geltung ausgezeichnet, im militairischen und politischen Gebiete durch bedeutende Leistungen hervorgethan, allein diese Verdienste würden seinen Namen kaum vor dem Vergessen schützen, dem auf solcher Laufbahn so viele verfallen, die ihre hohen Stellungen nur eben ausfüllen, nicht überragen; die geniale Thätigkeit aber, die er dem Innern des Staates, der Entwicklung der Kräfte desselben, der Wohlfahrt und Bildung des Volkes gewidmet hat, dem ächten Gemein-

wesen, in welchem der Vortheil des Landes und der des Fürsten ununterscheidbar zusammenfließen, diese so groß-herzige als geistkräftige Thätigkeit sichert ihm fortan in der russischen Geschichte ein so ruhmvolles als dankbares Gedächtniß.

Er war deutschen, in Esthland und Liefland begüterten Geschlechts, erwuchs in einer gebildeten und liebevollen Familie, begann seine Staatslaufbahn bei der russischen Gesandtschaft in Kopenhagen, wurde dann zu der in London versetzt, wo er mehrere Jahre zubrachte, trat darauf in Kriegsdienste und führte die Waffen gegen den von ihm bewunderten großen König. Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien vollendeten seine Bildung, erweiterten seine Kenntnisse. Unter der Kaiserin Elisabeth, die hier als eine milde, liebenswürdige Fürstin erscheint, standen ihm günstige Aussichten eröffnet, noch günstigere unter ihrem Nachfolger Peter dem Dritten, und als auch dieser beseitigt worden und seine Gemahlin als Herrscherin auftrat, blieben die Verhältnisse von Sievers durch so großen gewaltsamen Wechsel ungetrübt. Die neue Kaiserin vertraute dem erst Zweiunddreißigjährigen sogar das große und wichtige Gouvernement Nowgorod; auf einer Liste von dreißig Vorgeschlagenen stand er zuletzt, aber dennoch fiel die Wahl auf ihn.

Sein Verwaltungsbereich war von ungeheurer Ausdehnung, eine gute Zahl neuester Königreiche würde in ihm Platz gefunden haben; was ihn aber noch wichtiger machte, als sein Umfang, war seine Lage in der Kernmitte des gewaltigen Reiches, dessen wichtigste Verbindungsstraßen vom Innern zum Meer er enthielt, die Wasserscheidungen zwischen Nord und Süden, den Ver-

kehr der beiden Hauptstädte Moskau und St. Petersburg, die letztere hatte ihre wesentlichsten Versorgungsmittel durch ihn zu beziehen. In welchen Zuständen das große Gebiet, das Sievers zu verwalten hatte, sich befand, wird in Kürze so geschildert: „Langgedehnte Landstrecken mit unzähligen Seen, aber auch Morästen; Wäldern, aber auch Einöden; wenig bebaut, noch weniger bevölkert; die vielen Flüsse mehr zum Fischfang und Mühlentreiben, als zur Schifffahrt benutzt; die Bevölkerung beinahe durchaus dem Ackerbau ergeben, mit Ausnahme der vereinzelten Städte, aber auch die Städter nicht selten Ackerbauer; vom Gewerbfleiß nur die ersten Anfänge; ein Adel ohne Bildung als die ihm der Kriegsdienst gab, und ohne innern Gehalt; eine Geistlichkeit, zwar nach unten von mächtigem Einfluß, aber von oben arg bedrückt; ein Beamtenstand ohne Kenntnisse, aber voll Ränke und Bestechlichkeit; das Heer durch Münnich's frühere und Fermor's nachherige Bemühungen neu geschult, und ruhmvoll seit dem preußischen Kriege, dagegen die Rekrutirungen die ärgsten Plagen des Landes und des Volkes; fast nirgend Schulen; keine Polizei, keine Landstraßen, kein Verkehr." Hierauf heißt es weiter: „Da öffnete sich denn freilich ein unermeßliches Feld für neue Schöpfungen; aber wer da was schaffen sollte, bedurfte eines schöpferischen Geistes, und einen solchen bewährte Sievers durch seine ganze Verwaltungszeit. Ja, seine schöpferische Kraft steigerte sich beständig, so lange er mit vollen Segeln ging. Wie scharf faßte er sogleich nach Uebernahme des ungeheuren Gouvernements dessen Lage, Anbau, Natur- und Kunsterzeugnisse ins Auge! Die gesammte Landwirthschaft, die Wälder, die Salinen, der Torf, die

Spuren von Steinkohlen, die Vermessung der Güter, die Verwaltungen der Domänen, Bauern, Bürger, Adel, die Geistlichkeit und deren Unterhalt, die Altgläubigen, die Land- und Wasserstraßen, kurz, was irgend zum Wohl des Unterthans und zur Kräftigung einer guten Regierung beitragen mochte, kommt in Betracht. Alles sieht er selbst. Tausende von Meilen legt er zurück die unermeßlichen Strecken seines Gouvernements kennen zu lernen, die alten Städte zu heben, für die Anlage neuer zu sorgen; alte Wege abzukürzen und auszubessern, und neue anzulegen. Unzählige Gebäude steigen aus der Erde. Er dringt auf Verbesserung der Rechtspflege; auf Abschaffung der Tortur; auf Erleichterung des Handels und Verkehrs; auf Einrichtung der Polizei; auf Anlage von Banken; auf sichere Fundirung von dessen Assignationen; überhaupt auf bessere Anordnung der Steuern, der Abgaben, der Finanzen. Er widmet seine beständige Fürsorge der Erziehung von Adel und Bürger, der Besserstellung des Bauers, dem bisher so entsetzlichen Rekrutirungswesen. Endlich gelingt es seinem unermüdlichen Eifer, sogar eine gesetzliche Verfassung, deren das Reich so sehr bedurfte, anzubahnen, dessen bequemere Eintheilung, dem Bedürfniß gemäß, zu bewerkstelligen und eine Verwaltung durchzuführen, die sich sogleich des allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte."

Wir sehen hier eine Thätigkeit sich entwickeln, die unser Staunen, unsre Bewunderung, ja unsre Rührung erregt. Der Eifer, der niemals Nebenbeziehungen, nur immer das edle Ziel, das Gemeinnützige, das Menschliche, im Auge hat, der richtige Takt, der sich bei jeder Aufgabe weislich auf das Zweckmäßige, auf das im

gegebenen Fall Ausführbare beschränkt, die hohe Uneigennützigkeit, die nur auf den Vortheil der Andern, nie auf den eignen sinnt, die Gerechtigkeitsliebe, die dem Rechte gegenüber keinen Unterschied zwischen Vornehmen und Niedern kennt, die Unermüdlichkeit des eignen Schauens und Eingreifens, der allgemeinsten und auch der besondersten Fürsorge, die Ausführung großer Werke mit den geringsten Geldmitteln und wenigsten Gehülfen — alles dieses stellt uns den wahrhaft praktischen Mann vor Augen, wie er uns in den Vorkommnissen des Lebens so selten, aber immer so wohlthätig begegnet. Wir haben uns im Lesen öfters nicht erwehren können, den trefflichen Sievers mit unserem Muster eines Oberpräsidenten, dem edlen Vincke zu vergleichen, dessen Biographie der verstorbene Staatsminister von Bodelschwingh zu schreiben so glücklich unternommen, jedoch nur bis zum ersten Band ausgeführt hat. Die Vergleichung kann indeß nur als eine persönliche gelten, denn in sachlichem Betreff überflügeln die Aufgaben, welche Sievers fand, an Umfang wie an Schwierigkeiten weit diejenigen, welche sich in Westphalen darboten.

Nowgorod war nicht allein an und für sich eine wichtige Provinz, sondern sollte zugleich ein Vor- und Probebild für die neu zu schaffende Verwaltung des ganzen Reiches sein. Daher die rege Beziehung des Gouverneurs zu dem Mittelpunkte der Staatsleitung in St. Petersburg, zu den höchsten Behörden, und zu der Kaiserin selbst; daher das stete Eingreifen desselben in die allgemeinsten Reichsangelegenheiten. Das Zutrauen der Kaiserin und ihre persönliche Huld forderten ihn zu den freiesten Rathschlägen auf, ein höchst freundlicher, oft anmuthiger Brief-

wechsel gab dazu die bequeme und sichre Vermittlung. Die größte und merkwürdigste That Katharinens, die Berufung einer großen Reichsversammlung nach Moskau, wo 652 Abgeordnete aus allen Ständen und Gegenden Rußlands die Grundlagen einer neuen Gesetzgebung berathen sollten, war hauptsächlich das Werk von Sievers, und wenn das große Unternehmen nach dem ruhmvollen Anfang doch bald wieder stockte und endlich ergebnißlos zerfiel, so kam dies durch Einflüsse, denen selbst die Kaiserin nicht gewachsen war. Eben so war Sievers der eigentliche Gründer der sogenannten Verfassung, mit welchem Worte die Einrichtung der Statthalterschaften, die Gliederung ihrer Behörden und die Abzweigung der Befugnisse dieser, bezeichnet wurde. Welche Schwierigkeiten hierbei zu bekämpfen waren, welche Hindernisse bald der eifersüchtige und träge Senat, bald eigensüchtige Günstlinge, bald auch die Kaiserin selber durch Schwanken und Willkür, den heilsamsten und dringendsten Maßregeln entgegensetzte, wie sie ihre Selbstständigkeit dadurch zu sichern suchte, daß sie abwechselnd den verschiedensten Rathgebern folgte, ja dabei nicht selten die Ausführung ihrer eigenen Befehle tadelte, das alles möge man im Buche selbst nachlesen.

Unter den großen Anlässen, bei welchen Sievers die Kraft seines Wirkens in ganzer Fülle zeigte, sind besonders zwei hervorzuheben, das Nahen der von der Krimm nach Moskau vorgedrungenen Pest, welche alle Bande der Ordnung und des Gehorsams auflöste, das Volk in wuthvollem Taumel zu Mord und Plünderung trieb; und dann der furchtbare Aufstand Pugatscheff's, der als Zar Peter der Dritte ausgerufen wurde. Die Kaiserin

sah zugleich ihr Leben und ihre Herrschaft bedroht. Gegen beiderlei Gefahr traf Sievers die nachdrücklichsten Anstalten, seine Wachsamkeit setzte der schrecklichen Seuche Gränzen, und seine unermüdete Fürsorge sandte der aufständischen Heeresmacht beschleunigt die Truppen entgegen, durch welche der Fortschritt jener gehemmt wurde. Seiner Einsicht entging es nicht, daß hier außer dem Scheinbilde Peters des Dritten noch eine andere tief und weit reichende Macht einwirkte, die zur Freiheit ringende Leibeigenschaft; er sah in der stürmenden Bewegung, die den Namen des kühnen Kosaken führte, als wichtigsten Bestandtheil die Unzufriedenheit der Bauern, die sich gegen die Edelleute empörten; auch nach dem Untergange Pugatscheff's flammte diese Unzufriedenheit hin und wieder auf, und ist vielleicht niemals ganz erloschen. Sievers erkannte schon damals die Nothwendigkeit, diesem tiefen Gebrechen Rußlands durch weise Gesetzgebung abzuhelfen, und machte zu diesem Behufe mannigfache Vorschläge. Doch benahm er sich auch hierbei als ächter Staatsmann, der vor allem das Vorhandene berücksichtigt, und nicht über das zunächst Erforderliche hinausgeht. Er hatte ein Herz für das Volk, wollte aufrichtig dessen Gedeihen und Heil, fühlte tief die Leiden der Unterdrückten, allein er bedachte zugleich das Wohl der anderen Stände, erwog die Gesammtlage des Reiches, und fand gerade in dem despotisch regierten Staate die Gefahren einer Selbsthülfe der untersten Volksschichten so erschreckend, daß er überall, wo dergleichen sich zeigte, die strengsten Maßregeln dagegen ergriff oder dringend anrieth.

Ueber Katharina die Zweite ist viel geschrieben worden; aber ein so wahrhaftes, im Guten wie im Schlim-

men treues, menschliche Größe und Gebrechlichkeit so vereinigt darstellendes Bild, wie das hier in ursprünglichsten Bezeichnungen gelieferte, möchte schwerlich nochmals zu finden sein. Die bedeutenden Züge, welche vorzugsweise der englische Gesandte Harris, nachheriger Graf Malmesbury, uns aufbewahrt hat, werden hier theils bestätigt, theils näher bedingt und ergänzt. Sievers stand mit ihr in einem eigenthümlichen Verhältniß; die mächtige Herrscherin hegte unbedingtes Vertrauen zu seiner Rechtschaffenheit, ein sehr großes zu seinen Einsichten, zugleich aber gefiel ihr der gebildete Geist, der feine Sinn und edle Geschmack des lebhaften, schmeichlerisch begeisterten schönen Mannes, der gleichwohl niemals ihr eigentlicher Günstling war. Der Ton, in welchem sie ihm und er ihr von Geschäften schreibt, ist einzig in seiner Art. Wir sehen dieses Verhältniß in den zahlreichen, dem Buche theils eingereihten, theils beigefügten Briefen Katharina's lebendig ausgedrückt; sie sind bald in deutscher Sprache, bald in russischer, zumeist aber in französischer geschrieben; Sievers durfte sich unterstehen, ihr sogar in Betreff ihrer Günstlinge vertraulichen Rath zu ertheilen, und sie antwortete darauf, sie erkenne seinen Eifer, und habe seinen Brief sogleich verbrannt. Von solchem vertrauten Verkehr war seine ganze Wirksamkeit getragen; so lange derselbe in seiner heitern Weise fortbestand, durch häufige persönliche Anwesenheit erfrischt und belebt, ging alles in leidlichem, oft in gutem Zuge, die schaffende Thätigkeit von Sievers fand Unterstützung und Aushülfe. Nachdem aber die Kaiserin, hauptsächlich durch Potemkin's verderblichen Einfluß, von ihrem Sinn und Streben, Wohlfahrt und Bildung ihrer Völker zu steigern, al=

mälig abgelenkt worden, und den inneren Reichsgeschäften abhold nur äußerem Ruhm und persönlicher Leidenschaft nachhing, erlosch mit der früheren Vertraulichkeit für Sievers auch das Gedeihen seiner Anträge, seine dringendsten Vorstellungen blieben unberücksichtigt, sein Eifer stieß auf Hindernisse, auf Tadel. Nach vergeblichen bittern Kämpfen blieb ihm nur übrig, aus dem Staatsdienst zurückzutreten.

Doch selbst während der Ungnade, die über ihn verhängt war, behielt er auf ausdrückliches Verlangen der Kaiserin noch längere Zeit Aufträge und Verpflichtungen, die wenigstens bezeugten, daß seine Redlichkeit, wie seine Einsichten, nach wie vor, in größter Anerkennung standen. Namentlich sein großes Werk, die innern Wasserverbindungen Rußlands, blieb seiner Aufsicht und theilweise seiner Verwaltung anvertraut, und spät erst übergab er diese seinem Nachfolger, der sich in dieser Sache gänzlich unwissend bekannte, mit den sorgfältigsten, aber fast verschmähten Unterweisungen. Die Kaiserin bezeigte ihm auch in manchen Gelegenheiten, daß ihr Wohlwollen für ihn noch fortdauere, sie nahm seine Schreiben gütig auf; er suchte hiervon für Liefland, wo er zurückgezogen auf seinem Gute lebte, Nutzen zu ziehen, und machte verschiedene wichtige Vorschläge zur Verbesserung dieser Provinz, allein wie zweckmäßig und heilsam sie auch sein mochten, an den ihm feindlichen Gewalten, die den Hof beherrschten, mußten alle scheitern. Später, in Zeiten größter Gefahr, als im Süden der Türkenkrieg an dem Reiche verderblich zehrte, und Schweden die entblößten Ostseeprovinzen und selbst die Hauptstadt bedrohte, ließ er sich nicht abhalten, der Kaiserin abermals mit hingebendem Eifer kräftige

Rathschläge zu ertheilen, die nun mit Dank empfangen und theilweise befolgt wurden. Wie sehr sein Urtheil bei der Kaiserin in Achtung stand, bewies die Zuversicht, mit der sie eine von ihm empfohlene Erzieherin für die kaiserlichen Kinder auf sein Wort sogleich wählte; dies war eine verwittwete Generalin von Lieven, die in enger Zurückgezogenheit lebte, dann am Hofe zu hohen Ehren gelangte, Gräfin und Fürstin wurde.

Dem Gemeinbesten Eifer und Thätigkeit zuwendend, hatte Sievers seine häuslichen Angelegenheiten weniger bedacht, und es offenbarten sich in diesen die traurigsten Störungen, die peinlichsten Bedrängnisse. Seine Frau verließ ihn; nur durch muthige Gewalthandlung, die ihm von Seiten der Kaiserin harten Tadel zuzog, blieb er im Besitze seiner Kinder, die er zärtlich liebte, für deren Erziehung er thätig sorgte. Durch seine Uneigennützigkeit und Nachsicht waren seine Vermögensumstände zerrüttet, und mühsam arbeitete er an deren Wiederherstellung, während neue Maßregeln der Regierung den Gutsbesitz in der Provinz nur stärker belasteten.

Erst nachdem der mächtige Günstling Potemkin vom Tod ereilt worden, und ganz Rußland von dem Druck, den er allem aufgelegt, wieder aufzuathmen begann, gelangte auch Sievers wieder zu neuer Anstellung und Staatswirksamkeit, worüber uns die zwei noch zu erwartenden Bände das Nähere berichten werden.

Zur Ausarbeitung dieser Denkwürdigkeiten standen dem Verfasser, dem russischen Staatsrath und gewesenen Professor der Geschichte zu Dorpat Karl Ludwig Blum, die unschätzbaren Vorräthe des Gräflich Sievers'schen Familienarchivs zu Gebot, Tausende von Aktenstücken in

deutscher, französischer und russischer Sprache, Denkschriften und Briefschaften aller Art, deren so wichtiger als vertraulicher Inhalt fast immer in das geheimste Getriebe der Sachen blicken läßt, Personen wie Verhältnisse in das hellste Licht stellt. Sie sind, wie alle Sammlungen von Akten, nothwendig lückenhaft, denn im Schriftverkehr wird Vieles als bekannt vorausgesetzt, was die unmittelbar Betheiligten allerdings wissen, die späteren Leser aber nicht, und von dem meistens Wichtigsten und Entscheidendsten, das mündlich abgemacht worden, findet sich oft keine Spur in dem schriftlich Verhandelten. Hier halfen oft Ueberlieferungen in der Familie und anderweite Nachrichten, auch nicht selten die schon gedruckten Hülfsmittel aus, deren keines der kundige Verfasser unbenutzt gelassen hat. Seine Verarbeitung des Vorhandenen müssen wir wie die allersorgsamste, so auch die allergelungenste nennen. Aus dem ungenießbaren Wuste roher, in ihrer Geschäftssprache oft kaum verständlicher Akten, in denen alles sich vereinzelt und doch auf anderes bezieht, ist ein übersichtliches, die Einzelnheiten ohne Beschädigung zusammenfassendes, die auseinander gerissenen Bezüge glücklich wiedervereinigendes Gesammtbild geworden, das dem Beschauer sich zur gründlichen Belehrung und nicht minder zur angenehmen Unterhaltung darbietet. Von einer Thätigkeit, die sich in so viele Besonderheiten abgliedern und von der höchsten bis zur untersten Stufe persönlich eingreifen mußte, dabei meist Gegenstände einer Technik zu behandeln hatte, die nur den Fachgenossen näher anspricht, von einer solchen Thätigkeit ein deutliches Bild zu geben, ist der Natur der Sache nach nur möglich durch mehr oder minderes Eingehen auf jene Besonderheiten. Unseres

Bedünkens hat der Verfasser hierin mit sicherem Takte das rechte Maß gehalten, damit das Bild weder unvollständig bliebe, noch durch Ueberfülle den Betrachter abschreckte. Er mußte die Wasserverbindungen, den Kanal- und Schleusenbau, die Barkenschifffahrt, den Holzverbrauch, die Salzwerke, die Städtegründung und Straßenlegung, das Schulwesen, die Rechtspflege, die Steuersachen, die Rekrutenaushebung und vieles andre dem Auge nahe stellen, wenn sein Gemählde nicht in farblosen Allgemeinheiten erblassen sollte; wer dennoch hierin etwas zu viel gethan fände, der würde gut thun, eine Landkarte zu Hülfe zu nehmen, und auf dieser die Angaben in anschaulichem Zusammenhange zu verfolgen, wodurch die Sachen oft einen ganz neuen Reiz empfangen.

Ueberdies versteht der Verfasser trefflich, seine mannigfachen Stoffe zu gruppiren, und dem natürlichen Gange der Dinge folgend, einen angenehmen Wechsel hervorzurufen. Die Aufzählung sachlicher Leistungen wird unterbrochen durch bedeutende Züge aus dem Hof- und Staatsleben, durch kräftige Schilderungen von Personen, durch anmuthige häusliche Bilder, aus denen unerwartet mit erschütternder Wirkung eine Katastrophe hervortritt, die unsern tiefsten Antheil erregt. Die Bemerkungen und eignen Urtheile, welche der Verfasser oft einstreut, bezeugen einen klaren Ueberblick menschlicher Dinge, sittliche Strenge und freisinnige Billigkeit. Wo er sich zur Darstellung allgemeiner Zustände, großer politischer Verhältnisse und Entwicklungen erhebt, wie dies mehrmals erfordert wird, zeigt er die Meisterschaft eines großen Geschichtschreibers. Wir dürfen mit vollem Rechte sagen, daß diese Denkwürdigkeiten in jeder Beziehung

ein Musterbild für die Abfassung solcher Art von Schriften sind.

Das Werk ist noch nicht vollendet, den zwei bereits erschienenen Bänden werden noch zwei nachfolgen. Die reichlich beigefügten Bildnisse sind eine schätzbare Zugabe, die wir durch eine Landkarte vermehrt zu sehen wünschen, auf der besonders die wichtigen Wasserverbindungen deutlich hervortreten müßten. Wir haben noch der Zueignung des Buches zu erwähnen. Sie lautet in gutem Lapidarstil: „Der Frau Geheimräthin Baronin Uexküll, der erlauchten Tochter des großen Staatsmannes, der würdigen Erbin seines Geistes und seiner Tugenden."

In Rußland kann ein solches Buch, welches in das innerste Lebensgetriebe des großen Reiches blicken läßt, und dessen auch noch heute wichtigste Staatsfragen geschichtlich beleuchtet, unter den gegenwärtigen Umständen nur willkommen sein, und muß vielfache Anregung geben, den schon erweckten Geist vaterländischer Forschung und gemeinnütziger Thätigkeit zu beleben. Sollten auch Gegenschriften, mißbilligende Kritiken und Berichtigungen dort hervortreten, — die ohnehin kaum die Bearbeitung selbst, sondern nur die bearbeiteten Vorlagen treffen könnten —, so würde damit der Werth und die Wohlzeitigkeit der Erscheinung nur um so kräftiger bezeugt sein.

Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann von Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands. Von Carl Ludwig Blum. Leipzig und Heidelberg, 1858. Dritter Band. Mit fünf Bildnissen.

Wir zeigen die Erscheinung des dritten Bandes dieser Denkwürdigkeiten an, deren Bedeutung, Gehalt und Form wir in der Anzeige der ersten beiden Bände gewürdigt

haben, und deren hohen Werth die kundige Lesewelt bereits vollständig anerkannt hat. Auf den besondern Inhalt dieses dritten Bandes näher einzugehen, müssen wir uns schon um deßwillen versagen, weil die Darlegung desselben nicht ohne ausführliche Erörterung einer Menge von einzelnen Vorgängen geschehen könnte, zu der wir den nöthigen Raum hier nicht ansprechen dürfen. Dieser Band nämlich umfaßt die Verhandlungen, durch welche Sievers, nach langer Ungnade und Zurückgezogenheit, unerwartet wieder in Staatsthätigkeit berufen, als russischer Botschafter in Warschau zur Theilung Polens mitzuwirken hatte. Mit diesem Einen Wort ist die ganze Trostlosigkeit des hier verarbeiteten Stoffes ausgesprochen. Wir werden in ein Gewirr der jammervollsten Zustände, der arglistigsten Ränke und rohsten Gewaltsamkeiten eingeführt, dessen ganze Scheußlichkeit eben nur in der Anhäufung und beharrlichen Fortsetzung und Wiederholung aller seiner Einzelheiten zu erkennen ist. Kein Tacitus vermöchte hier mit kurzen, gedrängten Angaben auszureichen, es bedarf der völligen Entfaltung dieses Wustes, der Verfolgung des täglichen Fortschreitens der Handlung, der Auffassung aller sich durchkreuzenden großen und kleinen Selbstsucht, aller theilnehmenden Persönlichkeiten. Die Hauptheldem des Drama's, die herrschsüchtige, aber selber wieder von Günstlingen beherrschte Kaiserin Katharine, und der schwache, zum Herrschen unfähige, nur sein Privatwohl bezweckende König von Polen, erscheinen in einem Gegensatze, der den Ausgang ihres nur mit schlechten Waffen geführten Kampfes keinen Augenblick in Zweifel läßt. Wir sehen in Polen das traurige Vorbild des widrigen Spieles, welches der

Kaiser Napoleon vierzehn Jahre später gegen Spanien aufführte.

Bemitleidenswerth erscheint in diesen Kämpfen der von redlichen Gesinnungen erfüllte, kenntnißvolle, menschenfreundliche Staatsmann, der sich verurtheilt sieht, bei den besten Absichten immer nur das Werkzeug der schnödesten Betreibungen, des Verrathes, des Zwanges zu sein, die er im Innern verabscheut, und anfangs keineswegs im ganzen Umfang zu erkennen vermag. Seine amtliche und vertrauliche Ausdrucksweise gegen seine Gebieterin, der niemand nahen konnte außer in der Sprache der Schmeichelei und Anbetung, darf uns nicht irren; seine Briefe an seine nächsten Angehörigen zeigen zur Genüge, wie sehr er das Elend seiner glänzenden und machtvollen Rolle fühlt. Daß er anfangs über den wahren Zweck seiner Sendung im Dunkel gelassen wird, und am Schlusse derselben ohne Gunst und Vortheil wieder in Ungnade fällt, gereicht dem Karakter des Mannes zur größten Ehre.

Steht schon Sievers geistig und sittlich hoch über den Ereignissen, in deren Schmutz er arbeiten muß, so gilt dies in höherem Grade noch von seinem ehrenhaften und hochbefähigten Geschichtschreiber, dessen strenges Urtheil und oft kühn gesteigerter Ausdruck jedem wahrheitliebenden Leser Trost und Erfrischung ist!

Russische Familienchronik. Von S. T. Akssakoff. Aus dem Russischen übersetzt von Sergius Raczynski. Erster Theil. Leipzig, 1858. 8.

Die Russische Litteratur hatte in Puschkin's kühnen Dichtungen, in Lermontoff's und Gogol's frischen Gebilden, einen glänzenden Aufschwung genommen, der aber,

nach dem Tode dieser trefflichen Männer und unter dem Walten strenger Zeitumstände, während der letzten Jahre merklich wieder gesunken war; erst seit kurzem, unter eingetretenen günstigen Einflüssen, beginnt der litterarische Geist in Rußland auf's neue die Flügel zu regen und seine durch den erduldeten Zwang nicht geschwächten Kräfte zu versuchen. Wir Deutschen haben alle Ursache, diese neue Erscheinung freudig zu begrüßen, denn mit Geist und Bildung sind wir stets im Bunde, wo sie auch immer sich zeigen mögen, und sie verstärken uns durch Zuführung neuer Freunde. Zwar große Genien, wie jene genannten, können nicht sofort wieder hervortreten, diese sind Gaben des Geschickes, unabhängig von unsern Forderungen oder Wünschen. Allein die litterarische Bewegung schreitet auch ohne solche Größen gedeihlich fort, und namentlich für Rußland scheint das Allgemeine dieser Regsamkeit jetzt ersprießlicher, als es einzeln hervorragende Größen wären. Das öffentliche Verhandeln großer Fragen, die gemeinsame Theilnahme an geistiger Entwicklung, die Verbreitung von Kenntnissen und Ansichten, wie wir jetzt in Russischen Zeitschriften sie täglich sehen, die Uebersetzungen von Humboldt's Kosmos, von Ritter's Erdkunde, von Grote's Geschichte Griechenlands, sind für Rußland gegenwärtig ein besserer Gewinn, als das originalste Werk eines großen Dichters. —

Indessen fehlt es keineswegs an solchen Schriften, in welchen das im höchsten Sinn Gemeinnützige mit der schönsten Dichtungskraft sich verbindet. Wir haben unlängst ein solches Buch von Iwan Turgenieff, die „Denkblätter eines Jägers", in der Uebersetzung Augusts von Viedert kennen gelernt, und uns an der mächtigen Dar-

stellung erfreut, die den Zuständen, welche sie ergötzlich und ergreifend schildert, gleichsam den Krieg erklärt, und sie wirklich bekämpft und zum Theil dadurch vernichtet. Diesem verdienstlichen Buche gesellt sich das Werk, welches wir anzeigen. Auch hier werden uns in anmuthiger Weise Sitten, Verhältnisse und Mißbräuche geschildert, die wir als vergangen und abgethan gern anschauen, und dabei uns getrösten, daß ihre Fortdauer oder Wiederkehr schon durch das treffliche Gemälde derselben, das vor aller Augen dasteht, weniger möglich ist.

Merkwürdig ist bei diesem Buche, daß der Verfasser als Greis von siebzig Jahren, dessen Söhne längst in der Russischen Litteratur rühmlich bekannt sind, aus innerem Drange hervortritt, und die reife Erfahrung des Alters mit dem Feuer und der Lebhaftigkeit eines Jünglings vorträgt. Er hat früher nichts geschrieben, als ein kleines Buch über die Jagd, das als meisterhaft anerkannt und besonders wegen seiner Schilderungen der Waldnatur und des Lebens der Vögel gerühmt wird. In der Familienchronik, welche im Gewande der Dichtung unverkennbar eine gediegene Wirklichkeit wiedergiebt, geht der Erzähler bis auf seinen Großvater zurück, und schildert dessen Karakter und Ereignisse, so wie die Sitten der Familie, die Zustände des Landes und Volkes, mit überzeugender Anschaulichkeit. Freilich stößt uns hier viel Barbarei, Rohheit und Gewaltsamkeit unangenehm auf, aber auch viel ursprüngliche Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit, herzliche Liebe, fromme Gesinnung. Wir möchten fast sagen, daß wir Immermann's westphälischen Hofschulzen in der Gestalt eines Russischen Landedelmannes wiederfinden. Die Einsamkeit und Absonderung, in welcher

manche Landstriche sich befinden, die Dünnheit und Armuth der Bevölkerung, der Mangel an Verbindung und Verkehr, die Ferne der Staatsbehörden, alles dies sehen wir, wenn wir um hundert Jahre zurückblicken, auch in Deutschland und Frankreich dieselben Wirkungen wie in Rußland hervorbringen, Stätten der Eigenmacht, der Ungebundenheit, das Gegentheil von Gesetz und Freiheit. Aber auch hier verleugnet sich die menschliche Natur nicht, im Herrscher wie im Knecht ist das Gefühl der Gerechtigkeit und der Ehre wirksam, in der tiefsten Verwilderung spricht zuletzt das Gewissen laut. Aus allgemein menschlichem Gesichtspunkt betrachtet, haben unsere Vorfahren sich gegen die Russischen nicht zu überheben, wenn auch bei diesen Dinge vorgehen, die in solcher Weise sich anderwärts nicht leicht vorfinden. Eigenthümlich ist hier alles, Sitten, Vorurtheile, Landesart, Regierung; auffallend ist besonders die Abwesenheit des vermittelnden Einflusses einer sittlichen und gebildeten Geistlichkeit.

Aksakoff ist ein Meister im Zeichnen der Personen, im Durchführen ihres ausgesprochenen Karakters; jeder kleinste Zug ist ein zweckmäßiger Beitrag, ist ein Fortschreiten im Gange der Entwicklung, dem wir, auch bei nur gewöhnlichen Ereignissen und um so mehr bei außerordentlichen, mit größter Spannung folgen müssen. Noch größer aber ist die Meisterschaft des Autors in den kräftigen und schönen Naturgemälden, die er uns vorführt; er ist vertraut mit Wald und Feld, mit Strom und Bach, mit den Eigenheiten der Thierwelt, mit den Geschäften des Landbaues; alles schildert er aus eigener Anschauung, mit liebevoller Einsicht. Die jungfräulichen Ländereien und Gewässer, den unberührten Boden und die ungetrübten

Fluthen seines Gebietes jenseits der Wolga beschreibt er mit so zauberischem Reize, daß den Leser das Gefühl einer wohlthuenden Frische übernimmt und das lebhafte Verlangen, solche Herrlichkeit mit eigenen Sinnen zu genießen

Die Uebersetzung ist eine vollkommen gelungene. Herr von Raczynski, wiewohl von Geburt ein Moskauer, schreibt das Deutsche wie seine Muttersprache; der richtige und gewandte Ausdruck stehen ihm überall zu Gebote. Seine vortreffliche Vorrede bespricht mit Geist und Takt den Werth und die Bedeutung des Buches.

Aus Karl Ludwig von Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Ein Beitrag zur Deutschen Hof- und Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Jena, Mauke. 1858. 652 S. in 8.

Wieder ein Buch aus den Weimarischen Geistes- und Lebenskreisen, und zwar ein vortreffliches! Der Briefwechsel Knebel's mit seiner Schwester Henriette läßt uns in das Weimarische Treiben, in die Umstände und Verhältnisse, welche der Hof einerseits, andererseits die ihm verbundenen geistigen Größen bedingen, die vertraulichsten Einblicke thun. Das edle Geschwisterpaar, welches diese Briefe austauschte, hatte keine Ursache, mit seinen Urtheilen und Gesinnungen vorsichtig zurückzuhalten; sie wußten, daß sie keinen Mißbrauch, keine Veruntreuung befürchten durften, und äußerten daher ohne Rückhalt ihre wahre Meinung. Der Briefwechsel umfaßt die Jahre 1774 bis 1813, beginnt also vor dem Anfang der eigentlichen Glanzzeit Weimars, und endet vor deren völligem Erlöschen. Die Heroen derselben, Goethe, Wieland, Schiller, Herder und Knebel selbst, dann der Herzog

Karl August, die hohen Frauen Amalie und Luise, so wie die jüngeren Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, sind die anziehenden Gestalten, die sich hier vor unsern Augen hin und her bewegen, ungerechnet eine Menge von Nebenfiguren, auf welche manches Streiflicht fällt. Vor allen aber ist es die edle Prinzessin Karoline, Tochter des Herzogs Karl August von Weimar und Gemahlin des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, welche hier ein ihrer würdiges Denkmal empfängt, und in dem vollen Glanz ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer reichen Geistesbildung und ihres zarten, sinnigen Gemüths erscheint; die Mutter der nachmaligen Herzogin Helene von Orleans muß den wärmsten Antheil jedes Lesers in höchstem Grade erwecken Sie ist auch die einzige Persönlichkeit, für die der sonst meist unzufriedene, störrige Knebel unwandelbare Zuneigung und Huldigung hegt, während er gegen andere meist mißmuthige Verstimmung zeigt und bitteren Tadel ausspricht, der sogar den großmüthig fürsorglichen Herzog und den liebevollen Freund Goethe nicht verschont. Indeß müssen wir gleich hinzufügen, daß auch in den mißliebigen Bemerkungen, in denen der mürrische Alte sich bisweilen ergeht, und die gar oft nur das Erzeugniß eigner Beschränktheit sind, die wirkliche Anerkennung des herrlichen Fürsten und des großen Freundes siegend durchscheinen.

Für das Verständniß jener Zeit und jener Kreise ist dieser Briefwechsel unschätzbar, und um so wichtiger, weil das Geschwisterpaar kein Bedenken trägt, alles rund herauszusagen, und Meinungen und Züge mitzutheilen, die man anderwärts vergebens suchen würde. Das Buch liefert reiche Beiträge zur näheren Würdigung bedeutender

Menschen, zur Auffassung ihres Karakters, zur Menschenkenntniß überhaupt.

Wo die Wahrheit gesagt wird, wenn auch nur die subjective, wie der Einzelne sie von seinem Standpunkte sieht, da geht es freilich nicht ohne Verletzungen ab. In Mecklenburg, in Weimar selbst und theilweise sogar in Berlin, werden manche Aeußerungen höchlich mißfallen, den Eitelkeiten und Ansprüchen ganzer Klassen starken Anstoß geben; für einige harte litterarische Urtheile, z. B. über Tieck, Schleiermacher, möchten wir niemals die Verantwortung übernehmen; aber nichts destoweniger herrscht in dem Ganzen ein liebevoller, ein menschlich edler Sinn, der uns mit jenen Aussprüchen wieder etwas versöhnt, indem er sie eben nur als Abweichungen erscheinen läßt. Als ein Ganzes aber muß dieser Briefwechsel durchaus aufgefaßt und nur in seiner Gesammtheit beurtheilt werden.

Noch eine Bemerkung mögen wir nicht unterdrücken. Um ein Buch wie das vorliegende gehörig zu würdigen, um rechten Genuß und volle Belehrung von ihm zu haben, muß der Leser sich in dasselbe wahrhaft hineinlesen, wie wir dies mit den Briefen einer Sévigné, eines Voltaire, eines Horaz Walpole zu thun pflegen, die dem flüchtigen Leser wenig gewähren, dem aufmerksamen und eifrigen aber die reizendste und fesselndste Unterhaltung bringen, kaum einer andern litterarischen vergleichbar. Wem aber Schiller und Goethe befreundete Lebensbegleiter sind, wer Wieland noch nicht vergessen hat und Weimar als geheiligten Wallfahrtsort in Ehren hält, der wird nicht weniger, als Franzosen und Engländer ihre Heroen, auch jene Deutschen in solchen Spiegelungen aufsuchen und betrachten.

Schiller's Leben und Werke. Von Emil Palleske. Berlin, 1858. Erster Band. 400 Seiten in 8.

Wir haben schon mehrere Biographien Schiller's, und darunter sehr fleißige, sehr gutgemeinte, doch keine den höchsten geschichtlichen und kritischen Anforderungen genügende, keine dem edlen Stoff und dem Antheil und der Liebe der Nation ganz entsprechende. Endlich erscheint in dem vorliegenden Buch eine Schilderung des großen Dichters, die wir freudig als die rechte, als die des Gegenstandes würdige begrüßen! Man hat das Werk im voraus, um es zu empfehlen, als ein Seitenstück zu dem Leben Goethe's von Lewes angekündigt, allein diese Zusammenstellung ist eine sehr unnöthige, und gar nicht sachgemäße; die Arbeit des Engländers hat ihre großen Verdienste, die wir vollkommen anerkennen und schätzen, allein die Arbeit des Deutschen steht um vieles höher. Lewes hat vorzugsweise den Karakter Goethe's in das hellste Licht gestellt, und darin Treffliches geleistet; den Dichter und dessen Erzeugnisse zu beurtheilen mangelte ihm offenbar die geistige Höhe dichterischen eigenen Sinnes, er ist durch und durch ein Prosaiker. Hingegen ist Emil Palleske bei aller Schärfe kritischen Geistes zugleich dichterisch begabt, und hiedurch noch besonders befähigt, das innerste Herz und Gemüth des Dichters aufzuschließen, sein Empfinden und Schaffen, jedes Leid und jeden Aufschwung desselben, zu verstehen, zu beleuchten. Dieser Vorzug wird auf allen Seiten kund, und sichert dem Buche die freudigste Aufnahme, die dankbarste Liebe aller Leser, die verwandten Sinn hegen.

Solchen Sinnes aber ist jetzt die große Mehrzahl Deutscher Leser: die steigende Verehrung Schiller's, die

stets allgemeinere Verbreitung seiner Werke giebt davon Zeugniß; der Nation steht kaum ein anderer Name höher. In solchem Maße war dies früher nicht der Fall; es gab Zeiten, in denen seinem Ansehn und Ruhm sehr entgegengearbeitet wurde. Wir erlauben uns in diesem Betreff einige, wie uns dünkt, zeitgemäße Rückblicke zu thun.

Schiller hatte sich bei mehreren Gelegenheiten hart und scharf gegen die Brüder Schlegel, gegen Tieck, und überhaupt gegen die neue Schule ausgesprochen, wofür diese hinwieder mit Abneigung und Feindschaft antworteten, die um so greller auffiel, als sie seinen Freund und Bundesgenossen Goethe einstimmig vergötterten. Aus dieser Ungunst wurde bald ein entschiedener Haß, eine völlige Herabsetzung. Man sprach den herbsten Tadel gegen seine Schriften aus; Friedrich Schlegel setzte giftige Reimspiele handschriftlich in Umlauf, Meister und Jünger läugneten aller Orten, daß Schiller überhaupt ein Dichter sei; Goethe, hieß es, sei der Dichter, Schiller nur der Trachter, und hochragende Geister stimmten dem wohlfeilen Witze freudig bei! Schiller's Tod ließ bald den Gegnern das Feld, und da diese, was nicht zu läugnen ist, durch Verdienst und Thätigkeit immer bedeutender wurden, zu stets größerem Ansehn und Einfluß gelangten, ja in weiten Kreisen vorherrschten, so konnten sie Schiller's Namen und Geltung viele Jahre hindurch mit Erfolg zurückdrängen; was von so vielen Seiten wiederholt gesagt und behauptet wurde, fand nur zu leich- Glauben. Daß Bernhardi und Fouqué eine Todtenfeier Schiller's dichteten, daß Chamisso ihm ein Sonett widmete, wurde diesen verübelt als eine Abtrünnigkeit, als

ein Vergehen gegen die neue Schule, der alle Jüngern geschworen haben sollten. Wie weit diese Ungerechtigkeit ging, wird heute kaum glaublich scheinen. Noch in den zwanziger Jahren erwiederte ein namhafter Gelehrter in Berlin auf die verwunderte Frage, ob er denn nicht Schiller liebe? mit höhnischem Lächeln: „O ja, so ein wenig, aus Mitleid!" Aber im gesunden Kerne der Nation war die Verehrung Schiller's nicht auszutilgen, in Goethe und Fichte und im eigentlichen Volke bestand sie unverletzt. Aber auch die Gegner selbst, nach und nach mit der großen Welt mehr in Berührung gekommen, und der Thatsache inne geworden, daß sie es mit einer Macht zu thun hatten, lenkten ein, suchten den Verkannten wieder höher zu stellen, nannten ihn sogar unsern Schiller, — und thaten dies um so lieber, als sie mit dem bisher allein gefeierten Goethe schon weniger zufrieden waren. Aber erst viel später, als die romantische Schule selbst erlosch, ihre Häupter todt oder schwach geworden waren, fielen die Schlagbäume, die Schranken, welche seinen Ruhm hemmen sollten, und in raschem Anwachsen erfüllte er das gesammte Vaterland, nach außen strahlend und nach innen begeisternd, ermuthigend! —

Von dieser hohen Stimmung, von dieser edlen Begeisterung aus, durch welche das Verhältniß des gegenwärtigen Geschlechtes zu Schiller sich bezeichnet, hat unser Autor sein schönes Werk begonnen. Ohne dies innere Feuer durfte Schiller's Biographie nicht geschrieben werden, gleichen Antheil wie der Geist muß das Herz an ihr haben. Dies ist hier der Fall. Der Leser empfindet das Dasein desselben in jeder Zeile, als wohlthuende

Wärme. Die Aechtheit dieser Begeisterung bewährt sich auch dadurch, daß es ihr um die volle und reine Wahrheit zu thun ist, daß sie, in der Sicherheit des Werthes ihres Gegenstandes, es verschmäht, Mängel und Gebrechen desselben zu verhüllen, sie will ihn nicht anders zeigen, als er wirklich ist, im beruhigten stolzen Bewußtsein, daß er zuletzt, wie auch immer die Kämpfe gewesen sein mögen, im vollen Glanze des Sieges dastehen wird. Diese strenge Wahrhaftigkeit, von keinen kleinlichen Bedenken getrübt, ist ein hohes Verdienst dieses Buches. Sie war um so nöthiger hier, als der Stoff nur zu vielen Anlaß giebt, aus der Geschichte in den Roman hinüberzuschweifen. Denn selten hat ein Dichterleben solche Fülle von Ereignissen, Verwickelungen, Sonderbarkeiten, Spannungen und Ueberstürzungen, wie das Leben Schiller's bis zu seiner Verheirathung und seiner Ansiedelung in Weimar. Dies gehörig darzustellen, genügen gewöhnliche Mittel nicht. Einsicht in die menschlichen Dinge überhaupt, richtige Auffassung der allgemeinen Zeitumstände, müssen vorangehen, dann aber das Persönliche ergreifen, und dieses in allen seinen Einzelnheiten durchdringen. Erst hierdurch, durch den in die kleinsten Theile verfolgten Pulsschlag, entsteht volles Leben der Darstellung, wahre Verständlichkeit, Reiz und Wärme des Vortrags, der wie ein edler Roman ergötzt und fesselt. Jeder Leser des Palleske'schen Werkes wird dies empfinden.

Es versteht sich von selbst, daß ein gewissenhafter Schriftsteller die nöthigen Vorarbeiten seiner Aufgabe nicht versäumt hat. Die vorhandenen Hülfsmittel hat unser Autor sorgsam gesammelt und auf's neue geprüft,

theilweise aus ihnen neue Folgerungen gezogen oder Aufschlüsse gewonnen. Er hat aber auch das Glück gehabt, bisher unbenutzte Quellen aufzufinden, erstlich durch die freisinnige Unterstützung des Freiherrn Wendelin von Maltzahn, des Herausgebers der Lessing'schen Schriften, der aus seinen reichen litterarischen Schätzen vieles Erwünschte dargeboten — ihm ist auch das Werk dankbarst zugeeignet —, dann aber durch bedeutende Mittheilungen der edlen Tochter jener Charlotte von Kalb, deren großer Sinn und Geist einen so mächtigen Einfluß wie auf Jean Paul Richter so auch auf Schiller ausgeübt hat, und deren anziehendes Bild hier zum erstenmal in solcher vollständigen Ausführung erscheint.

Die eigentlichen Thaten eines Schriftstellers, seine Werke, sondern sich zwar einigermaßen von seinem Leben ab, indem sie selbstständig in die Welt hinaustreten und ihr eigenes Dasein führen, das in manchen Fällen den Namen des Urhebers überdauert und verdunkelt. Allein der Biograph darf nicht bei den äußern Lebensumständen stehen bleiben, er muß den Zusammenhang jener Thaten mit dem Persönlichen festhalten, ihre Entstehung nachweisen, ihre Bedingungen untersuchen, ihren Werth veranschlagen. Was das letztere betrifft, so ist hier wieder sehr zu unterscheiden, was der Biograph als Kritiker zu leisten, und was er dem Kritiker, der nur als solcher auftritt, zu überlassen hat. Wir glauben, daß Palleske hier das rechte Maß getroffen, und weder zu viel noch zu wenig in diesem Bezuge gethan hat. Seine Beurtheilung der in diesem Bande besprochenen drei ersten Trauerspiele Schiller's — „Die Räuber", „Fiesco", „Kabale und Liebe", — zeugt von gründlicher und feiner

Einsicht; daß wir im Wesentlichen mit seinem Urtheil übereinstimmen, wollen wir nicht zu sehr geltend machen, es könnte auch anders sein, und vielleicht wird in der Folge manche Abweichung eintreten; für das Werk selbst ist dies nur eine Nebensache, von der unsere Beurtheilung desselben nicht abhängig ist; was er an unserem Beifall etwa verlöre, dürfte durch anderweitigen ihm sogar reichlichst ersetzt werden! —

Ueberhaupt mag hin und wieder Einzelnes mit Fug getadelt, der warme frische Ton an einigen Stellen zu rhetorisch gefunden, die Eingenommenheit für Schiller zu hingebend erachtet werden, — jeder Leser bringt und verlangt hier ein verschiedenes Maß, während der Autor nur sein eines eignes geben kann. Auch auf etwaige kleine Unrichtigkeiten oder unbedeutende Nachlässigkeiten im Ausdruck, die bei neuer Auflage mit einem Federstriche berichtigt werden, wollen wir keinen zu großen Werth legen, vielmehr mit dem Bekenntnisse schließen, daß wir das Buch vor allem als ein Ganzes in's Auge fassen, und das Ganze für ein höchst dankenswerthes Geschenk, für eine Bereicherung unserer Nationallitteratur erklären, in welcher die Deutschen ein so schönes, wahres und großes Bild ihres Dichters bisher noch nicht besaßen. „Ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig werden als colossal", sagte der Bildhauer Dannecker; diese vom Autor im Beginn des Buches angeführten Worte sagen wir von ihm selber: „Er hat Schiller lebig gemacht!"

Rahel.

Der Gegenstand wird es wohl bei den meisten Lesern rechtfertigen, daß hier Aufsätze verschiedener Verfasser zusammengestellt werden.



Rahel Levin und ihre Gesellschaft.

Gegen Ende des Jahres 1801.

(Aus den Papieren des Grafen S****.)

Gustav von Brinckmann, dem ich von Paris her empfohlen war, sorgte seit den wenigen Tagen, daß ich in Berlin lebte, bestens für meine Unterhaltung, und für den nächsten Abend, wo die Schiller'sche Maria Stuart angekündigt war, hatte er mich in das Theater zu führen versprochen.

Als wir uns dort einfanden, hörten wir, das Stück sei verändert, Madame Unzelmann spiele nicht; und auf diese nur, für welche Brinckmann in starken Flammen stand, hatten wir es abgesehen. Ich verhehlte meinen Verdruß nicht, und wollte nun gar nicht in's Theater.

Brinckmann sah meinen Mißmuth, und einer guten Eingebung folgend rief er plötzlich aus: „Wissen Sie was? Statt des Theaters sollen Sie heute die beste Gesellschaft kennen lernen, die beste in Berlin, und da können Sie nur getrost Ihren Maßstab von Paris und Wien anlegen, wir scheuen ihn nicht!"

Mir ganz recht! erwiederte ich, ich kann mir gern gefallen lassen, daß nach so vielem Guten, was hinter mir liegt, das Beste doch eben jetzt noch vor mir sei. Wo wollen Sie mich hinführen?

„Zu Mademoiselle Levin, Rahel Levin."

Ist es dieselbe, der ich Grüße von Frau von Vandeul auszurichten habe?

„Dieselbe. Ich habe ihr schon gesagt, daß ich Sie bringen werde. Es kann heute so gut geschehen, wie ein andermal."

Frau von Vandeul hatte mir von ihrer Freundin nur im Allgemeinen gesprochen. Auch konnte eine Französin von einer Deutschen nicht wohl das Eigenthümlichste auffassen und sagen, selbst wenn die Französin, wie Frau von Vandeul, eine Tochter Diderot's war! Ich fragte daher, wer und wie diese Person eigentlich sei?

„Sie ist, erwiederte Brinckmann, ein selbstständiges Mädchen von außerordentlichem Geist, klug wie die Sonne, und dabei herzensgut; durchaus eigenthümlich; alles versteht, alles empfindet sie; und was sie sagt, ist in amüsanter Paradoxie oft so treffend wahr und tief, daß man es sich noch nach Jahren wiederholt, und darüber nachdenken und erstaunen muß. Die geistreichste und vornehmste Gesellschaft versammelt sich bei ihr, aber ganz ohne Prunk und Ostentation, ja ich möchte sagen, ohne Unterschied und Auswahl, ganz nach dem natürlichen Zuge der äußern Anlässe und der inneren Konvenienz. Sie ist wohlhabend, lebt sehr unabhängig bei ihrer Mutter, die für reich gilt; sie macht keinen Aufwand, die Bewirthung ist es nicht, um derentwillen man hingeht, alles Aeußere ist höchst einfach, aber um so behaglicher,

und in dieser Art doch wieder reichlich und auserlesen."

Wir hatten in die Jägerstraße eingelenkt, und nach wenigen Schritten standen wir vor dem Hause. Wir wurden gemeldet und angenommen, durch einen Saal in ein anstoßendes Eckzimmer geführt, und Brinckmann stellte mich der Dame des Hauses, und bald auch einigen andern Personen vor, die wir bei ihr fanden.

Demoiselle Levin war weder groß noch schön, aber fein und zart gebildet, von angenehmem Ausdruck; ein Zug von überstandenem Leiden — sie war in der That noch nicht lange von einer Krankheit genesen — gab diesem Ausdruck etwas Tiefrührendes; doch ließ ihr reiner und frischer Teint, zusammenstimmend mit ihren dunklen und lebhaften Augen, die gesunde Kraft nicht verkennen, welche in dem ganzen Wesen vorherrschte. Aus diesen Augen fiel ein Blick auf mich, ein Blick, der bis in mein Innerstes drang, und dem ich kein schlechtes Gewissen hätte bieten mögen. Aber ich schien ihr dabei kaum ein Gegenstand näheren Interesses; es war dieser Blick nur wie eine vorüberstreifende Frage, die gar nicht ausführliche, sondern nur ungefähre Antwort wollte, und mit der rasch ergriffenen ganz befriedigt schien.

Ich brachte meine Begrüßungen an, und bei dem Namen Vandeul erheiterte sich das ganze Gesicht. Ich mußte in der Eile hersagen, was ich alles wußte. Dlle. Levin schien außerordentlich von der guten Frau eingenommen, und sagte mit wenigen Worten so viel Gutes und Bezeichnendes von ihr, daß ich selber anfing, sie unter ganz neuem Gesichtspunkte zu sehen, und sonderbar genug sie erst jetzt recht kennen lernte, da ich hundert-

fünfzig Meilen von ihr entfernt war. Ich beklagte mich gegen Dlle. Levin, daß ich sie selber, da sie ja auch vor nicht langer Zeit in Paris gewesen, nicht schon dort gesehen habe, welches doch leicht wäre möglich gewesen, sowohl bei Frau von Vandeul, als auch bei Frau von Humboldt, wo ich ebenfalls zuweilen hingekommen. Sie meinte, wir wollten das jetzige verspätete Begegnen um so besser pflegen, und ihre Worte waren so gütig, daß ich mich gleich aller Verlegenheit enthoben fühlte, und ihr lebhaft ausdrückte, wie ich kühn genug wäre zwischen ihr und mir viel Uebereinstimmendes vorauszusetzen.

Sie sprach darauf einiges mit Brinckmann, wobei ich nicht zuhörte, sondern mir unterdeß die andern Personen näher ansah.

Neben der Wirthin auf dem Sopha saß eine Dame von großer Schönheit, eine Gräfin Einsiedel, wie ich nachher hörte. Sie schwieg, und schien wenig Antheil an dem zu nehmen, was ihr ein Herr vorsagte, den man Abbé nannte, und dessen Gesicht und Stimme mir gleich den anmaßlichen Pedanten zu erkennen gaben. Rückwärts abgewendet sprach Friedrich Schlegel mit dem Bruder von Rahel, dessen Dichternamen Ludwig Robert späterhin auch sein bürgerlicher wurde. Beide Herren waren mir schon bekannt; Schlegel hatte ich mit seinem Freund und Lobredner Schleiermacher am Tage zuvor bei Mad. Veit gesehen; daß er seinen Roman Lucinde auch „Bekenntnisse eines Ungeschickten" benannt, war mir gleich ganz karakteristisch für ihn, denn ungeschickt im höchsten Grad erschien er mir selbst und sein Roman. Mit Ludwig Robert aber hatte ich Bekanntschaft bei Mad. Fleck gemacht, einer schönen und ungemein reizenden Frau, die

den Dichter nicht wenig bezaubert zu haben schien; er war sehr erfreut über einige neue Chansons und kleine Theaterstücke, die ich von Paris mitgebracht hatte, und er hoffte einige der letztern für die deutsche Bühne zu bearbeiten.

Schlegel und Robert machten sich lustig über den Abbé, wie ihre Mienen deutlich zeigten, und suchten durch verständigende Winke auch mich in den Scherz hineinzuziehen. Eben hatte aber die Wirthin ihre Augen dorthin gewandt, und drückte mit ernstem Blick ihre Mißbilligung aus, als die Thüre aufging, und eine rasche allerliebste Dame hereinstürmte, die mit heiterm Lachen auf Dlle. Levin zudrang, und neben ihr auf einen Lehnstuhl sich mehr hinfallen ließ als setzte. Alle begrüßten sie mit Jubel.

„Aber was ist das? hob Dlle. Levin an, ist denn nicht heute Maria Stuart? und ich denke, Sie sind“ . . .

Ja denken Sie nur! versetzte die reizende muntre Frau, Mortimer ist krank, und da schiebt Iffland geschwind ein andres Stück vor, worin ich nichts zu thun habe; ich mache mir das zu nutz, und komme zu Ihnen, und wenn Sie mich wollen, bleib' ich den ganzen Abend.

„Prächtig! rief Dlle. Levin, und wie treffen Sie es! Gleich zwei Ihrer Anbeter finden Sie hier, Schlegel und meinen Bruder“ . . .

Es ist die Unzelmann! hatte mir Brinckmann schon zugeflüstert. Sie war vor nicht langer Zeit von Weimar zurückgekehrt, wo sie großes Glück gemacht und Goethe'n oft gesprochen hatte, von dem sie so bezaubert war, daß sie dessen Iphigenie nun trotz Ifflands heimlicher Abneigung mit Gewalt als ihre Benefizvorstellung auf's

Theater bringen wollte. Brinckmann war zu ungeduldig, mir weitere Erklärungen zu geben, und nahm einen vollen Anlauf, sich als den wahren Anbeter der Dame zu bezeigen, als Schlegel unerwartet ihm vortrat, und sich gegen sie entschuldigte, etwas feierlich und verlegen, aber dennoch kühn, es sei eigentlich sein Bruder August Wilhelm, der ein Anbeter von ihr heißen könne, und der sie als das Feenkind besungen habe. Mir wurde ganz warm, eine solche deutsche Tölpelei war mir noch nicht vorgekommen. Aber die muntre Frau erwiederte lachend: „Ich weiß es recht gut, und unterscheide die ungleichen Brüder sehr wohl! Doch wenn ich von Ihnen, lieber Schlegel, nicht mehr fordre, als von Ihrem Bruder, so können Sie in Gottes Namen einen kurzen Abend ohne Gefahr seine Rolle übernehmen! Aber, liebe Kleine! fuhr sie fort, wo haben Sie denn heute Ihre Klugheit? daß Sie mich auf solche Leute anweisen! Denn sehen Sie nur, auch Ihr Bruder will sich schon entschuldigen! Nicht nöthig, nicht nöthig, lieber Robert, ich weiß, daß Sie für eine Luise brennen, — da wird Ihnen schon werden, was Sie verdienen; nehmen Sie sich nur in Acht, daß wenn das Feuer aus Mangel an Nahrung plötzlich erlischt, Sie nicht rathlos im Dunkeln stehen!“

Brinckmann glaubte nun Raum für sich gewonnen zu haben, und suchte ihn eifrigst auszufüllen. Er richtete seine Worte bald an Dlle. Levin, bald an Mad. Unzelmann, bald an beide zugleich. Er sprach mit seltner Fertigkeit, flocht Ernst und Scherz durcheinander, witzelte mit guter Laune; nur dünkte mich alles, was er sagte, etwas zu redselig, er schien es selbst zu fühlen, und wurde nur immer redseliger. Dlle. Levin schien resignirt,

ihn anzuhören, ich hörte ebenfalls zu, während Mad. Unzelmann mit Schlegel nebenan ein halblautes Gespräch führte.

Ludwig Robert näherte sich, und machte seiner Schwester leise Vorwürfe, daß der Abbé, der unleidliche Mensch, wieder da sei. „Du bist einzig! sagte sie mit rascher Aufwallung, als wenn er meine Liebhaberei wäre! Will ich nicht verzweifeln, wenn er eintritt? Wein' ich nicht, wenn er ewig dableibt? Hast du vergessen, wie ich zittre, wenn man ihn nur nennt? Aber was soll ich machen? Wegweisen kann ich ihn nicht, auch soll ihn bei mir niemand mißhandeln und verspotten, so wenig wie den Baron, der auch meiner ganzen Bekanntschaft verhaßt, mir selbst ein Gräuel ist, und doch ewig kommt!"

Warum rufst du ihn aber auch? sagte Robert lachend, indem er nach der Thüre zeigte; und es trat wirklich in dem Augenblick ein Herr herein, dessen Ordensstern auf einen höheren Rang deutete; ihm folgten unmittelbar zwei Offiziere, die ich als Hrn. von Schack und Hrn. von Gualtieri begrüßen hörte. Der besternte Baron setzte die Wirthin offenbar in üble Laune, sie blickte die Gräfin neben ihr mit tragischen Blicken an; was sagen Sie zu dem Unglück? lag deutlich darin. Doch faßte sie sich gleich, und sprach mit dem Unwillkommenen ohne Widrigkeit noch Gleißnerei ganz einfach und gut.

Die Gesellschaft aber war in Bewegung gerathen, Brinckmann von seinem Platze verdrängt, und von demselben aus machte nun der Major von Gualtieri die Unterhaltung der Damen. In dieser seiner Verstoßung gesellte sich Brinckmann wieder zu mir, zog mich zum Fenster, und wollte mir über die zuletzt Gekommenen nähere Auskunft geben.

„Vor Gualtieri, sagte er, nehmen Sie sich in Acht, er ist streitsüchtig und rechthaberisch, und in seinen Launen gar nicht zu berechnen. Die kleine Levin macht ein großes Wesen von seinem originellen Geiste, von seinem eigenthümlichen Verstande, ich aber muß bekennen, daß ich sie darin nicht begreife; mir gelingt es nicht, mehr in ihm zu sehen, als einen ungeschulten Sophisten, der sich mit den Leuten alles erlaubt, was ihm einfällt. Ein ganz andrer Mann ist der Major von Schack; man weiß wie man mit ihm dran ist, und kann sich auf ihn verlassen. Sehen Sie auch nur die prächtige Gestalt, dieses ruhige und entschlossene und dabei moquante Aussehen! Er ist ein tapferer Offizier und vollkommener Edelmann, alle Tugenden und Untugenden dieser doppelten Bezeichnung sind in ihm vereint. Gelernt hat er nichts, er spricht nicht einmal richtig deutsch, doch wer spricht das in Berlin? Aber dafür hat er die reichste Dosis Mutterwitz."

Hier unterbrach uns Schlegel, indem er sich beklagte, die Unzelmann habe von Kunst doch keinen Begriff. „Ich bin, sagte er, mit meinen Bemerkungen über ihre bedeutendsten Rollen ganz bei ihr durchgefallen, sie hat mich gar nicht verstanden, hat mir die dümmsten Antworten gegeben, sie ist von keiner ihrer Rollen auch nur die kleinste Rechenschaft abzulegen fähig." Dies letzte hatte Schack im zufälligen Annahen noch eben aufgeschnappt, und antwortete sogleich: „Ihr Herren Kritiker wollt auch zuviel! Die Unzelmann weiß alles auf ihre Art, sie spielt's und bringt's euch leibhaftig vor Augen, und ihr selber bewundert sie darin; warum soll sie dasselbe nun auch auf eure Art geben? Von der himmlischen

Frau zu fordern, daß sie — pfui! — raisoniren soll, wie ihr, ist grade so, wie von euch zu verlangen, daß ihr spielen sollt, wie sie, — ei das wär' aber nicht pfui, sondern schön!"

Brav, brav, lieber Schack! rief eine Stimme hinter ihm; es war Dlle. Levin, die aufgestanden und von unsrem lebhaft-heimlichen Reden herangezogen worden war. Schack, wie ein Ertappter, war einen Augenblick verlegen, aber nur einen Augenblick, und fragte dann munter: „Hab' ich's gut vorgetragen, kluge Kleine? Nun, ich hatte nicht weit dran zu schleppen, denn, meine Herren, was ich eben gesagt, hatte ich den Augenblick vorher von dieser klugen Kleinen gehört, und da wollt' ich gleich sehen, wie brauchbar es wäre, und ob Sie was dagegen sagen könnten!" Unter launigen Scherzworten ging das Gespräch mit Schack weiter, wandte sich aber von Schlegel und mir ab, und wir blieben beide am Fenster allein.

Mir gefiel die Fassung des Mannes in der kleinen Beschämung, und ich theilte meine Bemerkungen darüber Schlegeln mit. „O er hat noch ganz andre Fassung, rief dieser, und davon werden große Dinge erzählt. Was sagen Sie zum Beispiel von diesem Stück? Man gewinnt von einem Kammeraden im Spiel eine große Summe; er bezahlt, ist aber ruinirt, und schießt sich todt. Das Geld hat man am Morgen empfangen, die Nachricht vom Erschießen kommt am Abend, wie man wieder beim hohen Spiel sitzt, und wieder große Summen gewinnt, man hört die Schreckensbotschaft, spricht ein bedauerndes „So? hat er sich erschossen?" aus, aber ohne eine Miene weiter zu verziehen, und bemerkt gleichgültig, wie viel Stiche man voraus habe, mit Eifer den neuen Gewinn verfolgend, unbekümmert, ob

auch vielleicht diesem ein schreckliches Ereigniß ankleben werde! So war Schack, als Riedesel sich erschossen hatte! Sie mögen die ganze Geschichte abscheulich finden, ich will sie auch nicht vertheidigen, aber das müssen sie gestehen, diese Fassung setzt eine Seelenstärke voraus, die in andrer Richtung die größten Heldenthaten gebähren kann. Nun hören Sie aber gleich eine hübschere Geschichte! Eine Hofdame der Prinzessin Heinrich konnte eine Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, nicht verbergen; zuletzt hatte Schack, und offenbar genug, ihre Gunst gehabt. Die Prinzessin ließ also den Schuldigen rufen, und hielt ihm sein Vergehen vor, wobei die Worte Verführung, Unschuld, und dergleichen, nicht gespart wurden. Nachdem sie ihn genug gescholten, und er immer schwieg, glaubte sie ihn erschüttert, und fragte mit gebieterischer Art, was er denn jetzt thun werde? Schack, den die Beredsamkeit der Prinzessin wenig gekümmert hatte, fühlte das Gewicht dieser Schlußfrage, und erwiederte kurz doch ehrerbietigst, er wolle fürerst noch warten, um zu sehen, was denn die Andern thun würden! Die Prinzessin wurde roth bis in die Augen vor Zorn, brach die Unterredung ab, und ließ den Schalk seiner Wege gehen." Ich mußte die kaustische Energie dieser Geistesgegenwart anerkennen, jedoch abermals bedauern, daß so schöne Gaben sich im üblen Stoffe verschwendeten.

Unterdeß hatte sich die Gesellschaft durch einige Frauenzimmer vermehrt, mit denen auch Brinckmann sich gleich zu thun machte. Sie gehörten zum Hause; die eine nahm sich des Theemachens an, der andern wurde ich vorgestellt, sie war die Schwägerin der Dlle. Levin, mit der sie übrigens keine Geistesverwandtschaft zeigte. Um

so mehr fiel mir die liebevolle und sorgsame Art auf, mit der diese sie behandelte, in das Gespräch zog, und ihre unbedeutenden Aeußerungen geltend machte. Brinckmann, der wieder zu mir getreten war, sagte mir, das sei kein Wunder, seine vortreffliche Freundin habe so vielen Geist, daß sie dessen von niemanden verlange, und mit andern guten Eigenschaften zufrieden sei. Zudem aber hege sie die stärkste und zärtlichste Zuneigung für ihre ganze Familie, darin sei sie die ächte Orientalin, für die Mutter, die in der That eine äußerst gute und würdige Frau sei, für die Geschwister; besonders aber liebe sie leidenschaftlich zwei kleine Nichten, Töchter dieser Schwägerin.

Er schilderte mir in wenig Worten die Brüder; ein jüngster war in der weiten Welt; von den beiden anwesenden war mir der ältere als Kaufmann angegeben worden, er benahm sich zurückhaltend und abgemessen, gefiel mir aber nicht; der jüngere hingegen, Ludwig Robert, zeigte ein bequemes Dasein, eine lässige Gleichgültigkeit, die gesellschaftlich einen angenehmen Eindruck machte; seine Physiognomie war bedeutend, der scharfe Denker und Beobachter blickte selbst aus der Lässigkeit hervor. Beide Brüder machten zu der herzlichen Wärme und edlen Freiheit der Schwester ein um so stärkeres Gegenbild, als ihr besonders für diese Brüder eine stets thätige und beinahe zärtliche Sorge immerfort anzumerken war.

Das Gespräch wurde sehr lebhaft, und wogte, zwischen den Personen wechselnd, über die mannigfachsten Gegenstände hin. Ich wäre nicht fähig, die raschen Wendungen und den verschiedenartigen Inhalt hier wiederzugeben, und

wage den Versuch nicht. Man sprach vom Theater, von Fleck, dessen Krankheit und wahrscheinlich nahen Tod man allgemein beklagte, von Righini, dessen Opern damals den größten Beifall hatten, von Gesellschaftssachen, von den Vorlesungen August Wilhelm Schlegel's, denen auch Damen beiwohnten. Die kühnsten Ideen, die schärfsten Gedanken, der sinnreichste Witz, die launigsten Spiele der Einbildungskraft wurden hier an dem einfachen Faden zufälliger und gewöhnlicher Anlässe aufgereiht. Denn die äußere Gestalt der Unterhaltung war, wie in jeder andern Gesellschaft, ohne Zwang und Absicht, alles knüpfte sich natürlich an das Interesse des Augenblicks, der Person, des Namens, deren grade gedacht wurde. Vieles, was in Anspielungen bestand, und irgend eine Kenntniß voraussetzte, entging mir ganz, andres wenigstens theilweise. Doch wenn Friedrich Schlegel seine Meinung sagte, zwar mühsam und unbeholfen, aber auch tief und gediegen, in der eigenthümlichsten Werkstätte geschmiedet, so fühlte man gleich, daß hier kein leichtes Metall ausgegeben werde, sondern ein schweres und kostbares; wenn Schack, leicht erzählend, manche Personen, die durch Rang und Weltstellung bedeutend waren, in pikanter Weise schilderte, wenn er kleine Bemerkungen geschickt einschob, so waren die Vertrautheit und Uebersicht unverkennbar, mit denen er eine unendliche Erfahrung großweltlichen Lebens spielend behandelte. Die Heiterkeit und Laune der Mad. Unzelmann wirkten unaufhörlich belebend ein. Ludwig Robert und Brinckmann erwiesen sich als ächte Gesellschaftskinder. Alle waren auf natürliche Weise thätig, und doch keiner aufdringlich, man schien eben so gern zu hören als zu sprechen. Am

merkwürdigsten war Dlle. Levin selbst. Mit welcher Freiheit und Grazie wußte sie um sich her anzuregen, zu erhellen, zu erwärmen! Man vermochte ihrer Munterkeit nicht zu widerstehen. Und was sagte sie alles! Ich fühlte mich wie im Wirbel herumgedreht, und konnte nicht mehr unterscheiden, was in ihren wunderbaren, unerwarteten Aeußerungen Witz, Tiefsinn, Gutdenken, Genie, oder Sonderbarkeit und Grille war. Kolossale Sprüche hörte ich von ihr, wahre Inspirationen, oft in wenig Worten, die wie Blitze durch die Luft fuhren, und das innerste Herz trafen. Ueber Goethe sprach sie Worte der Bewunderung, die alles übertrafen, was ich je gehört hatte.

Ludwig Robert wurde aufgefordert, seine neuesten Gedichte mitzutheilen. Er ließ sich nicht lange bitten, und las ein paar Elegieen mit vielem Ausdruck vor. Sie ahmten den Ton der Goethe'schen sehr glücklich nach, hatten aber ihren eignen Inhalt. Nur Friedrich Schlegel verzog die Miene, und stimmte nicht in den Beifall ein. Auch Dlle. Levin selber, trotz des augenscheinlichen Eifers, den Bruder zu begünstigen, litt etwas bei dieser Vorlesung, und verbarg zuletzt ihre Ungeduld nicht. Ich erlaubte mir, sie über die Richtigkeit meiner Wahrnehmung heimlich zu befragen. Sie sah mir ehrlich und grad in's Gesicht, und sagte lebhaft: „Sie haben recht gesehen; es ist mein Tod, mir vorlesen zu lassen; ich hab' es nie geliebt, aber oft kann ich's besser aushalten.“

Durch Vermehrung des Besuchs — zwei Spanier, Graf Casa-Valencia und Chevalier d'Urquijo, beide Diplomaten, waren gekommen, — ließ der Vorleser sich nicht irren. Aber nach Beendigung eines Gedichts, welches

vielleicht nicht allgemein verständlich gewesen, verlangte Mad. Unzelmann, der Dichter solle doch Komisches und Witziges mittheilen, dessen er ja den größten Vorrath habe. Der lieblichen Frau war nicht zu widerstehen, ihrem anmuthigen Gesuch aber trat Gualtieri mit der ungestümsten Forderung bei: „Ich weiß es ja, liebster Robert, rief er aus, Sie haben auf uns Alle wunderschöne Spitzverse gemacht, auch auf mich ganz allerliebste, thun Sie mir den Gefallen und lesen Sie die vor, ich will sie hören, ich kann alles hören, nur ohne Scheu heraus damit!"

Robert las im Stillen für sich einige Blätter, lachte und entschuldigte sich, es ginge doch nicht. Nur um so heftiger drang man in ihn, Alle betheuerten, sie wollten nichts übel nehmen. Schon wollte er lesen, da verbat es seine Schwester, sie wolle dergleichen nicht leiden, sagte sie, es sei ein schlechter Spaß, und es verletze insgeheim doch jeden, sich in seiner Eigenheit verspottet zu sehen, niemand dürfe das fordern, niemand es gewähren. Aber nichts half. Die erregte Tadellust wollte ihre Beute. So wurde denn einiges gelesen, was großen Beifall erwarb; Schack, die Unzelmann, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt, kamen ganz leidlich weg, einige andre Personen weit schlechter. Das Hauptverdienst dieser Verse war, außer der treffenden Karakteristik, die artige Künstelei, daß die Anfangsbuchstaben der Zeilen jedesmal den Namen bildeten. Gualtieri bestand darauf, sein Akrostichon zu hören. „Nur Geduld, versetzte Robert, Sie sollen befriedigt werden, und sogar doppelt, denn Ihren Namen hab' ich zweimal akrostichirt. Hören Sie denn!"

„Glatt; doch unwahr nie, und säß' er an fürstlicher Tafel;
Unrecht scheuend, behauptet er oftmals dennoch das größte,
Arglos, kühn und geschickt, bethört im eigenen Scharfsinn;
Listig weicht er sich aus, doch stark auch faßt er sich wieder.
Trau' ihm in seinem Gemach, hier darfst du, darf er sich trauen,
In der Gesellschaft ist Krieg, und dort er Soldat und Gesandter.
Einigen wird er sich nur mit dem, der immer ihm beistimmt;
Redend herrschet er dann; doch läßt er auch kindlich sich leiten;
Ja, so lebt er ein Räthsel, gehaßt und geliebt und gefürchtet!"

Die Bezeichnungen müssen treffend gewesen sein, denn die einzelnen Zeilen und Worte empfingen den größten Beifall; nur Gualtieri stand unbewegt, als wenn er gar nicht wüßte, von wem die Rede sei. Als die Andern aber ihn anriefen, und scherzend um sein Urtheil baten, fuhr er aus dem stummen Nachdenken auf: „Das versteh' ich nicht! rief er. Lesen Sie doch das zweite, vielleicht ist das deutlicher!" Schärfer gewiß, erwiederte Robert, und las:

„Glaube, dir glaubt er nichts, doch glaubt er alles sich selber;
Undankbar stets denkt er, er danke nur alles sich selber.
Alles scheint er zu lieben, und liebt nur den Schein und sich selber.
Laut im Streit, und nicht lauter, so schreit er, und hört nur sich selber.
Tiefes Gefühl bleibt tief ihm verborgen, er fühlt nur sich selber.
In Verlegenheit bringst du ihn nie, doch oft er sich selber.
Ehre ist ihm das Erste, drum ehrt er auch ehrlich sich selber.
Reizbar ist er und reizend, und reizt auch öfters sich selber.
Jahrlang könnt ihr ihn tadeln, es hilft nichts, er tadelt sich selber."

Der gesellschaftliche Applaus wird oft durch Kleinigkeiten unmäßig; ich sah es hier. Komisch und spannend war nur Gualtieri's Gegenwart. Er fühlte sich mehr geschmeichelt, als beleidigt, mehrmals hatte er gelächelt,

mehrmals sein „Gutgesagt!“ dazwischen geworfen. Als aber das Stück zu Ende war, wurde er doch wieder nachdenklich, und rief wie verwundert: „Aber Sie machen mich ja ganz und gar zum Egoisten!“ Dann nahm er den Dichter langsam unter dem Arm, zog ihn beiseit, und sagte: „Hören Sie mal, lieber Robert, was denken Sie sich denn unter einem Egoisten? Ich hoffe doch, nicht gar zu Schlechtes? Und wenn ich nun ein Egoiste bin, was ist damit gesagt? Nein, das müssen Sie mir genauer auseinandersetzen, darüber müssen wir umständlich reden; denn, sehen Sie, wenn ich mich selber fühle, und kenne, und ehre, so heißt das doch noch nicht“ — und somit führte er ihn in das Nebenzimmer, sich in Prosa nochmals vortragen zu lassen, was er in Versen schon zur Gnüge sollte vernommen haben. „Der will aus dem Regen unter die Traufe“, sagte Dlle. Levin, und „Gutnacht!“ rief sie den Abgehenden noch freundlich nach; wirklich kamen sie nicht wieder zum Vorschein.

Dlle. Levin erklärte sich ernstlich gegen solche geist- und kunstreiche Spiele, wie überhaupt gegen alle persönliche Satire, Parodie und Travestie, als gegen einen Mißbrauch der Dichtkunst; alles dies, meinte sie, trage etwas Böses in sich, das zuletzt nur gemeiner Schadenfreude diene; einen großen Unwillen und Zorn, eine heftige Bitterkeit, ein tiefeinschneidendes Karakterisiren aus Einsicht und zur Einsicht, das alles begreife sie und respektire sie, wo ein innrer Drang es durchaus gebiete, oder wenn wirklich anmuthige und unbezwingliche Laune das Gehässige wieder aufhebe.

Schlegel, der sich solcher Vergehen gegen Schiller

schuldig wußte, stellte die Xenien als Einwand auf; allein die rasche Gegnerin versetzte: „Das Beispiel spricht grade für mich; wenn Sie die anführen, stehen Sie schon auf meiner Seite! Denn wo ist wohl der Zorn gerechter, der Unwille edler, der Witz lebendiger, als eben in den Xenien? Ueberdies sind Goethe und Schiller — nun ja! Goethe und Schiller!“

Es waren zwei Fremde gemeldet worden. Dlle. Levin empfing sie höflich; aber in Haltung und Ton war die feine Linie nicht zu verkennen, durch welche sie vielleicht unbewußt ausdrückte, daß es nicht vertrauliche Bekannte waren, mit denen sie sprach. Es war ein Graf aus Wien, ich glaube ein Graf Paar, sein Begleiter aber hieß Meyern, und wäre mir unter diesem Namen leicht entgangen, hätte mir Brinckmann nicht gesagt, daß er der Verfasser des merkwürdigen Buches Dya-Na-Sore sei, der aber jetzt weder Romane noch Indien, sondern nur Krieg und England und Bonaparte im Kopfe trage. Ich hatte früher in diesem schmerzlichen Roman geschwelgt, und seine sehnsüchtigen Liebes- und Vaterlandswünsche innig mitempfunden, um so mehr wünschte ich nun, den Mann selber kennen zu lernen, dem es gelungen war, die großen Drangsale der nächsten Wirklichkeit in eine entlegne Dichtungswelt hinauszutragen. Allein es war unmöglich, mehr als ein gewöhnliches Höflichkeitswort aus ihm zu locken, er schwieg sogleich wieder, und sah nur immer beobachtend und prüfend auf die Personen hin, die grade sprachen. Ich vernahm später, er habe es sich zum Gesetz gemacht, als Oesterreicher in Preußen sich möglichst verschlossen zu halten.

Mittlerweile hatte die Gesellschaft sich mannigfach in

verschiedene Gesprächsrichtungen abgezweigt, die nur selten auf Augenblicke zu einer allgemeinen zusammenflossen, wenn etwan eine Behauptung, ein Scherz, ein Witz, lebhafter ausbrach und größeren Antheil weckte. Die Gesellschaft war zu zahlreich und zu belebt, um sie noch in einer Einheit zusammenzuhalten und zu leiten; die Wirthin konnte nichts thun, als auch ihrerseits mit Einzelnen anknüpfen, aber ich bemerkte wohl, daß sie hiebei stets aufmerksam blieb, und immer da einzuwirken wußte, wo Stockendes zu beleben, Mißliebiges abzubrechen, Störendes auszugleichen, Angenehmes zu vermitteln war. Auch meine vergebliche Bemühung mit Meyern war ihrem scharfen Blick nicht entgangen, und ein Wort von ihr hatte Hrn. von Schack bestimmt, durch eine Frage über Wien den schroffen Mann zugänglich zu machen, der aber auch diesmal seine Antwort so kurz als möglich einrichtete.

Mit Wohlgefallen sah die Wirthin den Abbé und den besternten Diplomaten in abgesondertem Gespräch ganz vertieft. Schack begegnete ihr in diesem Bemerken, sie winkte ihm, und ich hörte, daß sie ihm auf den Vorwurf, warum sie ihm nicht erlaubt habe, den Kerl wegzubeißen, voll sanftem Eifer antwortete: „Ist es denn so nicht besser? Welch Vergnügen, zu sehen, wie die Beiden sich für uns unschädlich machen! Einer schluckt den andern ein; und ich wette, sie suchen sich bald lieber anderswo auf, und wir sind sie los.“

Ich weiß nicht, wer es sich erlaubte, einen in ziemlich schmutziges Gewand gekleideten Witz vorzutragen; niemand wollte lachen, und betroffen über die Unziemlichkeit schwiegen Alle. Doch Dlle. Levin, die wieder auf dem

Sopha Platz genommen, duldete die Pause nicht, in welcher die Unart sich gleichsam fortsetzte, schnell übersah sie das Terrain, und löste die eigne und fremde Verlegenheit, strafte und beseitigte die Ungebühr, indem sie plötzlich, aus aller Menge unerwartet meinen Meyern mit den Augen fassend und ihm das Wort zuwendend, mit dem Ausruf: „Ich weiß auch Saugeschichten!“ eine noch stärkere, aber schon dadurch unschuldigere Derbheit einleitete, und dann unvergleichlich rasch und komisch eine französische Anekdote, ich glaube nach Chamfort, sehr glücklich und schicklich erzählte, mit solcher Anmuth und Gewalt, wie ich Aehnliches nur noch Einmal in meinem Leben, viele Jahre später von der Frankfurterin B— leisten sah! Alles fühlte sich wie befreit, und lachte aus vollem Herzen, niemand aber mit solchem Vergnügen und Abandon, wie mein störrischer Meyern, laut und heftig fing er immer auf's neue an, so daß er die Andern auch immer wieder mit fortriß. Noch eine ganze Zeit wiederholte er sich die Worte: „Ich weiß auch Saugeschichten!“ und lachte mit größtem Behagen, bis nach und nach der beobachtende Ernst in seinen Mienen wieder die Oberhand nahm.

Mehrere der Damen und Herren hatten sich bereits entfernt, und ich hielt es für schicklich, ebenfalls an den Rückzug zu denken; allein Brinckmann wollte davon nicht hören, und versicherte, daß es hier noch gar nicht spät sei, im Gegentheil würden wohl noch einige Leute kommen, ja er hielt es nicht für unmöglich, daß noch zwei seiner angebeteten Freundinnen, die herrliche Freiin von A— aus Wien, — das Ister-Mädchen, wie Dlle. Levin sie nenne —, nach abgethanem andern Besuche noch hier einspräche.

Das Hereintreten eines Mannes, den der Zuruf: „Guten Abend, Gentz!“ mir sogleich als den berühmten Publizisten zu erkennen gab, erregte einige Bewegung. Selten habe ich so viel Schüchternheit mit so viel Dreistigkeit beisammen gesehen, wie im Aeußern dieses Mannes vereinigt war. Mit zaghafter Unsicherheit prüfte er gleichsam die Gesichter und die Plätze, und war nicht eher ruhig, bis er sie alle untersucht hatte. Ich als Fremder schien ihm wohl unbedeutend, die Andern erkannte er als Günstige, nur Friedrich Schlegel flößte ihm einen heimlichen Schauder ein, auch wählte er den diesem fernsten Platz. Behaglich und sicher zwischen Mad. Unzelmann und seinem Beschützer Schack, knüpfte er mit beiden gleich ein Gespräch an, das bald aber für Alle gemeinsam wurde. Er erzählte von seinem Mittage, er hatte bei dem Minister Grafen Haugwitz gegessen, dort Gesandte und Generale gesprochen, die neusten Neuigkeiten aus London und Paris erfahren. Mad. Unzelmann verbat aber alle Politik, und verlangte nur solche Nachrichten, an denen auch sie Theil nehmen könnte. „Ganz recht, mein Engel, erwiederte Gentz mit Lebhaftigkeit, auch wir sprachen am wenigsten von Politik, sondern von den Sitten, den Vergnügungen, von — ist Gualtieri nicht hier? — der Depravation, die sich wieder einfindet in Paris, von den Liebeshändeln, den Theatern, den Restaurateurs, — nicht wahr, das sind hübsche Gegenstände?“

Schack, der kürzlich in Frankreich gewesen war, und am Hofe des Ersten Konsuls Bonaparte der ersten preußischen Uniform große Ehrenauszeichnung zugezogen hatte, richtete einige Fragen an Gentz, allein dieser antwortete wenig, und schien durch Schlegel beunruhigt, der

ihn stets finstrer ansah, und seinen Widerwillen deutlich in seinen Zügen ausdrückte; die hingemurmelten Worte „feiler Schreiber, nichtswürdiger Freiheitsfeind", und andre solche Artigkeiten, welche dem damals revolutionair und republikanisch gesinnten Verfasser der Lucinde gemäß waren, erreichten zwar nicht des Feindes Ohr, aber die reizbare Seele desselben schien jeden bösen Hauch schon in der Ferne zu wittern.

Dlle. Levin zog ihn aus der Verlegenheit, indem sie ihn nach einem Frauenzimmer fragte, das ihn lebhaft beschäftigen mußte, denn mit dem größten Feuer sprach er von dämonischem Reiz und ebensolchem Karakter, die ihn entzückten und in Verzweiflung setzten; er klagte sich strafbarer Schwäche an; „aber, fuhr er fort, was kann ich dafür? Amor ist blind, und wirft auch mir die Binde über die Augen!"

Nein, nein! rief Dlle. Levin; in dem Punkt ändre ich die Mythologie! Amor ist nicht blind, und hat keine Binde; im Gegentheil, er löset jede, und die Liebe sieht klar und scharf, und daß sie, trotz allem was sie sieht, zu lieben fortfährt, das ist ihr höchstes Kennzeichen!

Gentz wollte den Satz bestreiten, gab ihn aber bald und immer mehr zu, und rief ihn dann als die wunderbarste Belehrung aus, die er fortan selber ausbreiten und vertreten wolle. „Wohl ist dieses Thema unerschöpft und unerschöpflich, sagte er, und Ihnen, Herzenskundige, kommt es zu, solche Wahrheiten auszusprechen, vor denen die Irrthümer ganzer Zeitalter, ja der Mythologieen selbst, zusammenbrechen!" Er fuhr in dieser Weise fort, sprach von dem Glück und dem Unglück der Liebe, von ihren

Gründen und Bedingnissen, ihren Wirkungen und Ausgängen; erst nur in kleineren Sätzen, die er noch konversationsartig an seine Nachbarn richtete, frageweise, problematisch, allmählig entwand er sich diesem Bezug und Ton, nahm einen freieren Schwung, wagte kühnere und festere Behauptungen, und als er sich der Gesinnung und Beistimmung seiner Zuhörer völlig versichert halten durfte, öffnete er gleichsam alle Schleusen seiner Beredsamkeit, deren gewaltiger Fluß nun unwiderstehlich einherströmte, und uns mit staunender Bewunderung erfüllte. Friedrich Schlegel und seine Lucinde hätten hier etwas lernen können! Gentz sprach mit Eifer und Wärme, mit Scharfsinn, mit Fülle, und ein solcher Wohlklang, ein solches Wogen der Worte, eine solche Folge glücklicher Ausdrücke, guter Zusammenfügungen, leichter Uebergänge, ein solches wirkliches Einnehmen und Bereden, ist mir seitdem bei keinem Menschen wieder vorgekommen. Auch fesselte er jede Aufmerksamkeit und gewann jeden Beifall. Nur unsre Wirthin, welche die klugen, vergnügten Augen fest auf ihn gerichtet hielt, rief bisweilen ein „Recht, Gentz!“ ein „Prächtig“, oder „Bravo“, dann auch wohl ein „Warum nicht gar!“ oder „O nein!“ dazwischen. Die Andern horchten schweigend. Ich wünschte mir Glück, von dieser so oft gerühmten und mir bis dahin immer etwas zweifelhaft gebliebenen Vortrefflichkeit ein so glänzendes und in dieser Art vielleicht einziges Beispiel so zufällig erlebt zu haben.

Noch war alles gespannt, und einzelne Funken sprühten noch, gleichsam verspätete Nachzügler des wallenden Feuerstroms, als eine neue Erscheinung auftrat, Prinz Louis Ferdinand! Die ganze Gesellschaft erhob sich

einen Augenblick, aber gleich rückte und setzte sich alles wieder zurecht, und der Prinz nahm seinen Platz neben Dlle. Levin, mit der er auch unverzüglich ein abgesondertes Gespräch begann. Er schien unruhig, verstört, ein schmerzlicher Ernst verdüsterte sein schönes Gesicht, doch nicht so sehr, um nicht eine liebevolle Freundlichkeit durchschimmern zu lassen, die bei seiner hohen herrlichen Gestalt, und freien gebieterischen Haltung, um so wirksamer für ihn einnahm. Ich war vom ersten Augenblick bezaubert; einen so günstig ausgestatteten Menschen hatte ich noch nicht gesehen; ich mußte mir bekennen, in solcher Person und in solcher Weltstellung durch das Leben zu gehen, das sei denn doch einmal ein Gang, der der Mühe werth sei! Solche Heldenfigur giebt in der That eine Vorstellung von höherem Geschlecht, Beruf und Geschick, und wirft in das, was uns bisher nur als Dichtung erschienen, ein lebendiges Zeugniß von Wirklichkeit.

Brinckmann vergötterte den Prinzen, und sprach mit Liebe von seinen menschlichen Eigenschaften, mit Bewunderung von den in ihn gelegten Kräften, die ihn fähig machten, das Größte zu leisten, jeden Entschluß zu fassen, jede That zu vollbringen, zu der eine starke Seele nöthig. „Doch leider, fuhr er fort, ist es auch sein Unglück, einen so hohen Beruf zu haben, den zu erfüllen die Gelegenheit fehlt. Denn was soll er thun? Ein gleich großer, aber nicht so begünstigter Genius erränge sich erst eine Stellung, und verwendete dazu seine Kraft; dieser aber hat seine Stellung, und kann nichts erstreben, als was grade sie nicht zugesteht. Nur die Welt der Empfindung ist ihm noch übrig und offen, auch hat sein ganzes Wesen sich dahin geworfen, er liebt, liebt leiden-

schaftlich, und unbefriedigt, und stellt auch hierin wieder ein eigenthümliches und reiches Menschengeschick dar."

Der Prinz war aufgestanden, und hatte sich die Fremden vorstellen lassen, nämlich die beiden Oesterreicher und mich, die Uebrigen waren ihm schon bekannt, und zum Theil, wie Schack, Brinckmann und Gentz, völlig vertraut. Seine Leutseligkeit war vornehm, und doch durchaus menschenfreundlich, ohne den Beischmack von Herablassung, der die Gnade der Großen meistentheils so ungenießbar macht. Auch wurde der Prinz durchaus nicht schmeichlerisch behandelt, die herkömmlichen Formen der Ehrerbietung fehlten nicht, allein außer diesen konnte ihn nichts erinnern, daß er mehr sei, als die Andern. Nach wenigen Augenblicken fand ich mich so unbefangen und behaglich in seiner Gegenwart, als hätte ich ihn schon Jahre lang gekannt. Ihn selber schien kein Zwang befallen zu können, er verfuhr und sprach, als ob er unter geprüften Freunden sei.

Diese Freiheit, sich überall ohne Scheu auszusprechen, war allerdings ein köstliches Vorrecht seiner hohen Stellung, aber um dasselbe auszuüben, war doch wieder er selbst erforderlich. Ihn kompromittirte nichts, weil er sich nie für kompromittirt ansah. Was man ihm nachsagte, das kümmerte ihn nicht. In seiner Sphäre wagte sich niemand an ihn, und eine fremde Macht, vor der ein Prinz von Preußen sich gebeugt hätte, gab es nicht. So sprach er ohne Zurückhaltung seinen Unwillen und Grimm gegen Bonaparte und gegen die freundschaftlichen Verhältnisse aus, welche die Höfe mit ihm unterhielten. Eine der Anklagen, die er gegen ihn vorbrachte, war in dem Munde eines Prinzen sonderbar; man war über=

rascht, jenem vorgeworfen zu sehen, daß er die Freiheit untergrabe!

Merkwürdiger noch, als in diesen Aeußerungen, erschien mir der Prinz in einigen andern, welche hinter scheinbarer Zerstreutheit und Unaufmerksamkeit die feinste Beobachtung und tiefste Menschenkenntniß verriethen. So sprach er von seiner Familie, von seiner Schwester, der dem Fürsten Anton Radziwill verheiratheten Prinzessin Luise, von seinem Bruder, dem Prinzen August, mit eben so großer Zuneigung als Offenheit, als ob uns Allen dieser Umgang und diese Einsicht wie ihm selber vertraut sein müßten. Seinen Schwager den Fürsten Radziwill schien er besonders zu lieben, die gemeinsame Liebe zur Musik wirkte hier mächtig ein. Er vermißte ihn, und fragte, ob er schon dagewesen? Auf die Bemerkung, er sei wohl zur Jagd gefahren, lächelte der Prinz. „Zur Jagd? wiederholte er, da kennen Sie meinen Schwager nicht! O ja, er fährt zur Jagd, wenn es sein muß, er macht alles mit; aber alles, was er thut, thut er nur im musikalischen Sinn, und zum Beispiel auf der Jagd ist ihm an Wild und Beute nichts gelegen, sondern seine Jagdlust läuft einzig darauf hinaus, daß er sich mit der Büchse unter einen Baum stellt, und dann vor sich hin singt: «La caccia! la caccia!»"

Die den Fürsten näher kannten, bestätigten eifrig das treffende Gleichniß, und bewunderten nur, daß der Prinz, der so wenig Acht zu haben schien auf das, was um ihn vorging, zu dieser Auffassung habe kommen können.

Der Prinz nahm seinen Hut, und schickte sich zum Fortgehen an, wir Alle thaten deßgleichen, und eben

wollten Brinckmann und ich als die letzten dem Prinzen folgen, als auf der Treppe der Fürst Radziwill uns begegnete, und unter freudigen Aeußerungen den Prinzen wieder zu dem Salon zurückführte.

Brinckmann aber und ich wir gingen unsres Weges weiter. Als wir auf die Straße kamen, fanden wir den Himmel ausgestirnt, die Luft milde, und es gefiel uns, in der breiten Straße noch zu lustwandeln. Ohnehin war ich von dem erlebten Abend in großer Aufregung, und fühlte das Bedürfniß, manches auszusprechen und vieles zu fragen, was mir aufgefallen oder nicht klar geworden war. Wer hätte mir hiebei besser dienen können, als mein Begleiter, wo wäre größere Bereitwilligkeit zu finden gewesen!

Wir waren etwas auf dem Gendarmenmarkt umhergegangen, kehrten aber nun in die Jägerstraße zurück, wo der Wagen des Prinzen noch vor dem Hause hielt. In dem Zimmer oben war ein Fenster geöffnet, und Klaviertöne erklangen. Wir standen still, und lauschten; der Prinz phantasirte mit genialer Fertigkeit, Dlle. Levin und Fürst Radziwill standen mit dem Rücken gegen das Fenster, und wir hörten einigemal die Stimmen ihres Beifalls. Wie gern hätten wir die unsere hinzugefügt! Das Spiel des Prinzen war kühn und gewaltig, oft rührend, meist bizarr, immer von höchster Meisterschaft. Nach einer halben Stunde hörte er auf, bald nachher fuhr er mit seinem Schwager nach Hause. Die Uhr war halb eins. Auch wir gingen nun, und Brinckmann brachte mich zu meinem Gasthof, wo mir aber die empfangenen Bilder und Eindrücke noch lange den Schlaf versagten.

Ich habe vergessen zu sagen, daß Ludwig Robert mich auf den nächsten Vormittag zu sich beschieden hatte, weil ich noch einige seiner Gedichte hören sollte. Es war schon gegen Mittag, als ich hinging, und ich glaubte sehr spät zu kommen. Eine alte wunderliche Magd, die ich schon gestern unter all der großen Welt ein paarmal hatte wirthschaften sehen, führte mich zwei Treppen hinauf; allein die Thüre links, wo man bei Robert eintrat, war verschlossen, und es hieß, der Herr schliefe noch. Während ich meine Bestellung zu machen bemüht war, öffnete sich aber die Thüre rechts, und ich stand vor Dlle. Levin. Sie entschuldigte ihren Bruder, der spät nach Hause gekommen sei, und hieß mich bei ihr eintreten, bis er aufgestanden wäre. Ich ließ mir den Wechsel gern gefallen. Eine freundliche Mansarde, bequem doch ohne Luxus eingerichtet, empfing uns. Wir setzten uns dem schrägen Dachfenster gegenüber, wo ein Bild von Lessing an der Wand hing.

Wir sprachen von dem gestrigen Abend; ich bekannte ihr meine Begeisterung für Prinz Louis, und sah, daß ihr meine Aeußerungen Freude machten. Sie hielt mich werth, einige nähere Aufschlüsse über ihn zu empfangen, und erzählte mir Züge von ihm, die auch durch die Art, wie sie von ihr aufgefaßt und gedeutet wurden, Bewunderung verdienten. Sie war aber so entfernt von blinder Eingenommenheit, daß sie den Prinzen vielmehr hart und scharf tadelte wegen seines zerstreuten, aufgelösten Lebens, wegen seines Mangels an strenger konsequenter Thätigkeit und Einrichtung. Sie sagte vortreffliche Sachen über Stellung in der Welt, Pflicht, Beruf, und über die Bedingungen großen Wirkens. Besonders fiel mir auf,

was sie von der leichtsinnigen Vergeudung der Zeit sagte, und noch nie hatte ich von einer Frau solche Anempfehlung des Fleißes und der Ordnung, als der Grundfesten jeden Strebens, gehört.

Aehnliches kam über Gentz zur Sprache, jedoch in sehr verschiedener Weise. Dann sprachen wir von Brinckmann, den ich gegen manche Urtheile, die ich über ihn gehört hatte, vertheidigen wollte. Aber Dlle. Levin entriß mir diese Vertheidigung, und führte sie kräftiger. „Schwächen und Fehler! rief sie aus, wer hat die nicht, und wer sieht nicht leicht und scharf die fremden, wenn sie sich auch noch so sehr verstecken, um so mehr die, welche sich gutwillig und offen zeigen! Aber um's Himmels willen, lassen Sie sich das gesagt sein, denn es ist im Leben eine Hauptsache, rangiren Sie niemals einen Menschen nach seinen Gebrechen, sondern nach seinem Guten und Tüchtigen; dahin richten Sie den Blick, und je größer dieses ist, um so weniger dürfen jene gelten. Die Gemeinen machen es umgekehrt, und weil sie das thun, sind sie die Gemeinen. Sehen Sie Brinckmann's regen Geist und offnen Sinn, seinen vielseitigen Eifer, seine schönen Talente, und dann seine treue, unzerstörbare Freundschaft, sein Bedürfniß der Anhänglichkeit, erwägen Sie was er ist und leistet, und dann blicken Sie umher, wie wenige Menschen Sie von solchem Werth ersehen können! Hören Sie nicht auf die seichten Tadler! Die Besten wissen ihn wohl zu schätzen; fragen Sie Schleiermacher, fragen Sie Friedrich Schlegel, der so schwer jemanden anerkennt, und von mir — denn ich darf mich auch zählen — hören Sie es schon, wie ich von ihm denke!"

Ich war auf solchen Lobeseifer fast neidisch, und fand ihn doch so schön und richtig! Nach einigen Zwischenreden konnte ich nicht umhin, Dlle. Levin zu preisen, daß sie der Mittelpunkt eines solchen Kreises sei, wie ich ihn gestern um sie versammelt gesehn. Sie müsse sich sehr glücklich fühlen, sagte ich.

Aber kaum ausgesprochen, bereute ich das Wort schon. Die Saite, die ich berührt hatte, klang unerwartet heftig und schmerzvoll, und ich würde mich in großer Verlegenheit befunden haben, hätte ich nicht bald erkannt, daß ich doch nur unpersönlich bei den Aeußerungen dastand, die mir den Blick in das Innre dieses Gemüths eröffneten.

„Wie Sie das nehmen!" sagte sie wehmüthig, und ihre Worte richteten sich kaum noch an mich, sie gingen mehr als einsame Klagen in die Luft. „Wie steh' ich denn zu den Menschen allen? Persönliche Zufriedenheit hab' ich von keinem. Ihre Schmerzen, Kränkungen, Bekümmernisse und Sorgen bringen sie mir, ihr Bedürfniß nach Unterhaltung führt sie hieher, und glauben sie einmal anderswo eine bessere zu haben, so lassen sie mich gleich. Ich amüsire sie, helfe ihnen, höre sie an, tröste und berichtige sie. Insofern ich das will und muß, weil es in meiner Natur ist, geb' ich mir eine persönliche Satisfaktion, aber die Andern empfangen den ganzen Ertrag. Ich weiß, die Menschen sind schwach, unterwürfig, lenksam, auch ich könnte sie mir verpflichten und dienstbar machen, bloß durch den Anspruch, den ich zeigte. Aber ich verachte den Zwang der Höflichkeiten, die Formen von Freundschaften, die zu gesetzlichen Titeln von Leistungen werden müssen, denen ich aber keinen Werth beilege, wenn sie nicht ganz frei aus dem reinen Antrieb eines

guten Herzens, also wie aus dem Himmel herab, kommen. Die Andern aber machen sich diesen meinen Sinn zu nutz, und haben die Rücksichten nicht, die ihnen nicht aufgezwungen werden. Nur die der geselligen Sitte fordre ich, denn die darf ich nicht erlassen, und wer diese verletzt, mit dem ist es aus bei mir. Mit meinem Besten aber steh' ich unbewaffnet allen Verletzungen da, und wie selten berührt ein Tropfen Balsam die Wunden, deren ich mich nicht erwehren kann! — Soll ich Ihnen noch mehr gestehen? Unter allen den Menschen, die Sie gestern bei mir gesehen, ist nur Einer, der mir eigentlich gefällt, — und diesen haben Sie wohl nicht einmal bemerkt!"

Ich fühlte zu sehr, daß ich bei diesen Ausbrüchen nur zufällig dastand, und war zu bescheiden, sie zu beantworten. Auch lenkten die Betrachtungen gleich wieder in's Allgemeine, und es kam die nachdenkliche Paradoxie an den Tag, daß zwischen geistreichen und dummen, gebildeten und verwahrlosten Menschen, ja zwischen tugendhaften und sittenlosen, sofern hiedurch nur eine Thatsache und nicht ein Prinzip bezeichnet werde, im Grunde nur ein geringer Unterschied walte; daß aber der zwischen ursprünglichen, selbstständigen, und sekundairen, untergeordneten, ein ungeheurer, nie zu ermessender noch zu tilgender sei.

Der Eintritt eines Grafen zur Lippe brachte uns andren Gegenstand und Ton. Noch weiter entführte uns von jener früheren Bahn eine Ueberraschung, die an das Komische gränzte, denn unerwartet stürzte, aber buchstäblich stürzte Gentz in das Zimmer, und ohne auf uns beide Fremden die geringste Rücksicht zu nehmen, warf

er sich auf das Sopha, und rief wie außer sich: „Ich kann nicht mehr! Welche Müdigkeit! welche Qual! Die ganze Nacht geschrieben, gesorgt; seit fünf Uhr verdammte Gläubiger; wo ich hinkomme, treten sie mir entgegen; sie hetzen mich todt, nirgends Ruhe noch Rast! Lassen Sie mich eine halbe Stunde in Sicherheit hier schlafen!“ Der große Redner von gestern, der gewaltige Schriftsteller und Staatsgelehrte, erschien in bedaurenswürdigem Zustande! Aber schon lag er, und hatte die Arme verschränkt und die Augen geschlossen; der süßen Ruhe, die er begehrte, schien er in seinem Innern vollkommen fähig, sobald nur von außen sie nicht gestört wurde.

Dlle. Levin, deren tiefes Mitleid doch einem Lächeln nicht wehrte, gönnte dem Armen den schon in Besitz genommenen Raum, und führte uns zu den untern Zimmern hinab. Sie ließ uns hier mit ihrem Bruder, der inzwischen sichtbar geworden war, und der mir aus dem reichen Vorrathe seiner Gedichte vieles mittheilte, was sich meist auf die Gesellschaft bezog, und wobei die Anmerkungen und Erklärungen mir oft anziehender und wichtiger waren, als die Gedichte selbst. —

Ich sah Dlle. Levin noch mehrmals wieder, und jedesmal vertrauter und herzlicher. Als ich leider allzubald Berlin verlassen mußte, glaubte ich zugleich dasjenige Wesen zu verlassen, dessen Gleichen mir in der Welt wohl am wenigsten ein zweitesmal vorkommen dürfte! Und dieser Glauben ist nicht widerlegt worden.

Im nächsten Jahre kam ich wieder auf einige Zeit nach Berlin, und beeiferte mich, jenen Umgang wieder

anzuknüpfen. Ich fand dieselbe gütige Aufnahme, und großentheils noch denselben Gesellschaftskreis. Doch fehlten Friedrich Schlegel und Gentz; ersterer war nach Paris, letzterer nach Wien gegangen, jeder in sein Element. Prinz Louis war nur leidenschaftlicher und zerstreuter; ich sah die Geliebte, die ihn beschäftigte und quälte, und mußte gestehen, sie hatte unendlichen Reiz und eine bezaubernde Originalität in allem was sie that und sprach. Dlle. Levin war antheilvoll und eifrig für ihre Freunde, wie sonst. Sie selbst schien zu leiden. Ihr Geist, ihre Lebensmunterkeit aber walteten in aller Kraft und Frische eines erhöhten Daseins.

Seitdem habe ich nie aufgehört, den Schicksalen dieser merkwürdigen Freundin, so wie denen der bedeutenden Personen, die ich bei ihr gesehen, und die wunderbar in der Welt zerstreut worden, in diesen vielen Jahren auch aus der Ferne die aufmerksamste und wärmste Theilnahme zu widmen. Die unerwartetste Nachricht von Dlle. Levin war mir die ihrer Verheirathung. Ich hörte nun seltner von ihr, doch daß es ihr wohl erginge. Nachdem aber die Nachricht von ihrem Tode, und bald nachher die sprechenden Zeugnisse ihrer geistigen Größe und ihres schönen Gemüths in den gedruckten Ueberlieferungen zu mir gelangt sind, habe auch ich mit ihrem Andenken wieder vertrauter mich beschäftigen müssen, und aus meinen Tagebüchern und Erinnerungen diese Schilderung zusammengestellt, welche vielleicht hin und wieder noch manches übereinstimmende Andenken hervorruft.

Der Salon der Frau von Varnhagen.

Berlin, im März 1830.

Meine Erinnerungen von der Gesellschaft in Berlin sind etwas verwirrt, ich habe meine Tage dort im beständigen Taumel zugebracht, im Taumel der Geschäfte und im Taumel der Zerstreuungen, deren die große Stadt nur allzu viele bot. Nach den endlosen Konferenzen mit den preußischen Geschäftsmännern, denen die weitläufigsten Wege fast immer die angenehmsten schienen, besuchte ich Abends gewöhnlich die große Welt, einige Hofbälle, die Säle der Minister, der Gesandten; langweilte mich aber bald in dem bunten Gewühl, das in seiner Mannigfaltigkeit doch nur immer dieselben Gesichter zeigte. Wenn auch manche der Anwesenden genug Geist und Leben in sich hatten, die Versammlung gewann dabei nichts, denn niemand wollte oder durfte hier etwas andres vorstellen, als den äußern Rang, durch Geburt oder Amt überkommen, und somit war von selbst aller Anspruch auf Geist, Talent oder Liebenswürdigkeit in Ruhe gesetzt. Das Haus eines geadelten Kaufmanns, das man mir gerühmt hatte, konnte mir noch weniger gefallen; in seine

Säle stürzte ebenfalls, wie in die andern, die ganze Hof-gesellschaft, es war auch dort dasselbe langweilige Wesen, und wenn der Ton leichter war, so war er dadurch nicht angenehmer. Ich ließ mich selten dort blicken, und nur auf Viertelstunden.

Aber ich fand bald andre Kreise, in denen der Reiz der Berliner Geselligkeit, von dem ich so viel gehört hatte und an den ich kaum noch glauben wollte, unerwartet sich mir enthüllte, und von dem ich bald mächtig angezogen wurde. Ich nenne das reiche und angesehene Haus Beer, wo um die heimischen schönen Talente die vornehme, künstlerische, gelehrte und geschäftliche Welt sich versammelte; den ernsten, aber durch geistvolle Frauen erheiterten Kreis der Familie von Savigny, den sehr belebten und gewählten der Generalin von Helvig, die sehr besuchten Abende des klugen und witzigen Geheimen Staatsraths von Stägemann, dessen edle Gattin alles Schöne und Gute in ihrer Nähe gedeihen ließ, und dessen liebenswürdige Tochter ich von Neapel her kannte, ferner das Haus des verständigen und ehrenfesten Stadtraths Mendelssohn-Bartholdy, dessen feinsinnige Gattin das Geheimniß besaß, gediegene Häuslichkeit mit gesellschaftlicher Eleganz zu vereinigen, und ich könnte noch mehrere andre Kreise nennen, die zum Theil aus den vorigen wieder als kleinere sich absonderten. In den meisten dieser Gesellschaften hörte ich den Namen der Frau von Varnhagen mit auszeichnender Achtung nennen. Frau von Helvig versicherte, sie sei gleich vortrefflich durch Güte wie durch Geist, und so unterhaltend und anregend wie niemand sonst! Ich hätte sie in jenen Kreisen öfters treffen sollen, allein durch Eigensinn des Zufalls verfehlt'

ich sie lange Zeit, und es hieß, ihre leidende Gesundheit halte sie jetzt viel zu Hause, ohne doch ihren geselligen und muntern Sinn zu stören. Herrn von Varnhagen hatte ich schon öfters gesehen, und auch flüchtig gesprochen, allein ich bekenne, daß er wenig Anziehendes für mich besaß, er hatte etwas Scharfes und Ironisches, das mir ganz mißfiel, und durch ihn am wenigsten wünschte ich die Bekanntschaft seiner Frau zu machen. Ich bat daher Frau von Helvig um ein paar einführende Worte, die mir sehr gern gegeben wurden.

In der gelegenen Zeit, kurz vor dem Theater, verfügt' ich mich in das bezeichnete Haus in der Mauerstraße, klingelte im ersten Stock ein Mädchen heraus, und sandte mein Empfehlungsblatt nebst meiner Karte hinein. Nach einer kleinen Weile kam die Antwort zurück, ich möchte die Dame, welche jetzt niemanden empfangen könnte, entschuldigen, und würde auf den spätern Abend willkommen sein. Das Mädchen lachte, indem sie mir das bestellte, und ich fragte um die Ursache. „O nichts, erwiederte sie, aber die gnädige Frau ist so komisch, und da muß man wohl lachen!“ Ein gutes Zeichen! dacht' ich, und von der bloßen Wirkung, deren Grund ich nicht kannte, schon etwas mitergriffen, ging ich lachend ab. —

Am Abend war ich zeitig auf dem Platze, und vernahm, Frau von Varnhagen sei noch ganz allein. Ein erstes Zimmer ließ durch offne Flügelthüren in ein zweites blicken, wo ich sie an einem Tische sitzen und lesen sah, während ein Kind an ihrer Seite eingeschlafen lag. Ich stand einen Augenblick, und sah mir das Bild an. Ernste Gemüthsruhe und heitres Wohlwollen waren der Ausdruck ihrer Züge, die sich nicht belauscht ahndeten; ihre

kleine, gedrungene Gestalt, ihr klares, feines Gesicht, trotz den Jahren und langwieriger Kränklichkeit noch von bewundernswerther Frische, ihre feste und leichte Haltung, alles war in einer gewissen Uebereinstimmung, die meinen Sinn lebhaft ansprach. Als sie meine Tritte hörte, schob sie den Tisch etwas ab, wandte sich mir entgegen, und sagte mit leiser Stimme, auf das schlafende Kind deutend, ich möchte verzeihen, sie habe nicht den Muth, das Glück zu stören! Ich bat natürlich, dies ja nicht zu thun. Wir sprachen dann das Nöthige von Frau von Helvig und ihren Einführungszeilen, von meinem bisherigen Aufenthalt und seiner fernern Dauer. Auf meine Frage, ob das Kind ihre Nichte sei? erwiederte sie: „Es ist die Tochter meiner Nichte, aber ich lieb' es wie mein eigen Kind!" In ihrem Tone war dabei eine zärtliche Innigkeit, die mir zum Herzen drang, ich fühlte die lebendige Wahrheit ihres einfachen Wortes.

Frau von Varnhagen sagte, ich sei ihr als ein Musikfreund empfohlen, und freute sich, daß ein paar schöne Stimmen sich zum Abend bei ihr angesagt, auch würde vielleicht Fürst Radziwill kommen, der jede Gelegenheit, Musik zu hören und zu üben, gern wahrnehme; er sei der größte Musikfreund, den sie je gesehen, er übertreffe darin weit den berühmten Fürsten Lobkowitz, der freilich größere und lärmendere Mittel aufzubieten gehabt, aber Radziwill's Leidenschaft sei ernster und tiefer, und seine Compositionen zu Goethe's Faust reihten ihn den großen Meistern an. Wir sprachen nun vom Gesang, und namentlich von Liedern und deren Vortrag, wo denn Frau von Varnhagen der einfachen großartigen Weise,

wie Madame Milder deutsche Lieder zu singen pflegte, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, aber hinzufügte, eigenthümlicher und rührender habe sie dergleichen nie singen hören, als vor mehreren Jahren von einem jungen Schwaben Grüneisen, der habe ihr ordentlich eine neue Sphäre aufgeschlossen, einen neuen Begriff, von etwas bisher Unbekanntem, nämlich von ächt und schön deutschem Gesang, himmelweit verschieden von dem erkünstelten, hohlen, anspruchvollen Wesen, das auch in der Musik als Deutschheit gelten wolle. Sie knüpfte an diese Aeußerungen den Wunsch, es möchte einmal umgekehrt verfahren werden, erst die Musik eines Liedes und zu dieser dann die Worte gemacht werden, aus dieser Entstehungsart würden ganz neue Schönheiten hervorgehen; ich sah hierin nur eine Paradoxie, und verhehlte es ihr nicht, sie aber versetzte ruhig: „O nein, das ist es nicht, das bezweck' ich nie; auch ist es kein Einfall von heute, und schon vor langen Jahren gab mir Reichardt darin Recht, und ich führte die Sache eigentlich nur an, weil Grüneisen's Lieder mir sehr in dieser Art zu sein schienen, und weil ich dachte, ich könnte sie Ihnen dadurch einigermaßen deutlich machen; das wird aber freilich am besten geschehen, wenn Sie ihn selbst hören; versäumen Sie es nicht, wenn es sich je so trifft, und grüßen Sie ihn dann auch bestens von mir."

Das eingeschlafene Kind wurde unruhig, erwachte, und blickte aus zwei himmlischen blauen Augen sogleich lächelnd die Tante an, deren Augen mit dem Ausdruck inniger Freude auf die Kleine leuchteten. Nach einigen leisen Worten, zu denen das Kind beifällig nickte, nahm die Tante dasselbe auf den Arm, entschuldigte sich bei mir

für ein paar Augenblicke, und trug den Liebling kosend in ein Seitengemach.

Mittlerweile besah ich mir die Oertlichkeit etwas näher; die hellblauen Zimmer waren geräumig und besonders hoch, mit freier Aussicht vorwärts in die grade Straße hinauf, rückwärts auf hohe Gartenbäume, übrigens ganz einfach ausgestattet, ohne Kostbarkeit und Glanz; ein paar geringe Bildnisse hingen an der Wand, zwei Büsten, die des Prinzen Louis Ferdinand und ich glaube Schleiermacher's, standen zwischen Blumentöpfen; von Geräth schien nur das eben zum Gebrauche Nothwendige vorhanden; aber das Ganze machte dennoch einen eleganten Eindruck, oder vielmehr die Anordnung war so gefällig und bequem, daß sie jenes eigenthümliche Behagen hervorbrachte, welches durch die höchste Eleganz bewirkt werden soll, und bei den größten Mitteln doch so oft verfehlt wird. Auf dem Fortepiano lagen einige Bücher, die ich unwillkürlich in die Hand nahm, ein Band von Saint-Martin — der Name war beigeschrieben — und die Gedichte Uhland's, ein französischer Roman und Fichte's Staatslehre ruhten friedlich beisammen. Ein geschriebenes Heft, das aufgeschlagen dalag, reizte meine Neugierde; es enthielt allerlei Bemerkungen, eine von ganz frischem Datum betraf den Kronprinzen, und ohne daran zu denken, ob ich unrecht thäte, versagte ich mir nicht, sie zu lesen. Frau von Varnhagen hatte kürzlich im französischen Theater ihren Platz ganz nahe der Königlichen Loge gehabt, die Physiognomie und Haltung des Kronprinzen waren ihr ungemein aufgefallen, und das Ergebniß ihrer scharfen, während der ganzen Schauspieldauer fortgesetzten Beobachtung hatte sie hier niedergeschrie-

ben, ein sehr karakteristisches Urtheil, aber auch ein die Schreiberin karakterisirendes, denn es gab nur eine schlichte Wahrnehmung, aber diese von so eingreifender und sichrer Art, daß sie mir nicht wieder aus dem Sinn gekommen ist. In der späterhin erfolgten Ausgabe ihres schriftlichen Nachlasses hab' ich dieses Urtheil über einen Prinzen, der damals, wie noch jetzt, die Meinung außerordentlich beschäftigte, ungern vermißt.

Auf ein Geräusch, das ich vernahm, wandte ich mich von dem Hefte schnell ab, indeß würde Frau von Varnhagen meine Verlegenheit gewiß noch bemerkt haben, wäre sie nicht beim Wiedereintreten durch neue Gäste sogleich beschäftigt worden, die von der andern Seite ihr schon entgegenkamen. Es war der Freiherr von Reden mit seinen beiden Töchtern, hannöverscher Gesandte, ein muntrer alter Herr, der an einem Krückstock langsam einherschritt, aber dafür um so rascher und eifriger sprach; in der That war seine Redseligkeit unerschöpflich, aber zugleich so der Ausdruck eines überfließenden Herzens, einer gutgemeinten Mittheilung, daß man ihn lieb gewann und kaum lästig fand; auch war sein Sprechen wirklich lehrreich, denn sein wunderbares Gedächtniß hegte die gründlichsten Geschichtskenntnisse, und selbst die Stammbäume der regierenden Häuser, in deren sämmtlichen Verzweigungen er mit seltenster Sicherheit auf- und niederstieg, führten ihn öfters auf überraschende Gesichtspunkte für herrschende Tagesfragen. Wie früher um das Kind war Frau von Varnhagen jetzt um den Alten sorglich bemüht, suchte mit zartester Aufmerksamkeit ihm alles behaglich zu machen, und dabei ihr Bemühen möglichst unscheinbar zu halten, ohne Zweifel um ihn nicht

empfinden zu lassen, daß er so großer Sorgfalt bedürftig sei! Er empfand aber die liebevolle Begegnung, und sah mit freundlichster Rührung auf die wackere Wirthin, für die auch seine ältere Tochter die wärmste Freundschaft zu fühlen schien. Diese Tochter war ein Wesen eigner Art, von so glücklichen, edlen und wirksamen Eigenschaften, daß ihre Gegenwart immer ein Wohlthun war, denn ihre lebhafte Thätigkeit förderte stets auf heitre anspruchslose Weise alles Gute und Rechte, wie es dem Augenblicke gemäß erschien, und griff dabei doch niemals eigenmächtig ein; die jüngere Schwester stimmte anmuthig in diese Sinnesart und Gabe. Kaum hatte der alte Herr im Lehnstuhle behaglich Platz genommen, als auch die für ihn nöthigen Mitsprecher sich einfanden, der Professor Gans mit Ludwig Robert — dem Bruder der Frau von Varnhagen — und Herr von Varnhagen, alle drei schon im Streit, und alsogleich von Herrn von Reden in Beschlag genommen. Sie schienen aber ihr begonnenes Gespräch nur fortzusetzen, und der Gegenstand war damals in Berlin überall an der Tagesordnung, es war die schwebende Sache der beiden Theologen zu Halle, Wegscheider und Gesenius, deren Rechtgläubigkeit durch hämische Anschuldigungen war verdächtigt worden; ganz Berlin nahm Parthei für oder wider, und die mächtige Ueberzahl der Vernünftigen und Freisinnigen war für die Verketzerten, denen aber in den höchsten Kreisen auch manche Einflüsse feindlich waren, und es konnte daher wohl zweifelhaft scheinen, auf welcher Seite der Sieg bleiben würde. Die dunkle Parthei bot alle Mittel auf, aber auch die helle zeigte unerwartete Kräfte und Anhänger. Es wurde angeführt, daß ein Minister von

größtem Ansehn, der Fürst von Wittgenstein, den man bisher unbedenklich zu den Unfreisinnigsten gezählt, in dieser Sache mit entschiednem Eifer sich für die Verfolgten erklärt und gesagt habe, wenn man solchen Verdächtigungen die Bahn öffne, und dem Frömmlerwesen weltliche Macht einräume, so werde die ganze Stadt bald nur eine große Heuchlerschule sein, und jeder ordentliche Mann aus dem Lande zu laufen wünschen. Den alten Reden verdroß, daß auch der Minister vom Stein sich habe dazu brauchen lassen, aus Kappenberg einen Brief an den König zu schreiben und ihn aufzufordern, jene Irrlehrer nicht zu dulden. Der gute Alte fand solche Einmischung unberufen und gehässig, und meinte, der Minister von Altenstein, der hier von Amtswegen zunächst einzuwirken habe, würde das Sachgemäße schon ermitteln, und, wenn es nöthig wäre, auch auf jener Männer Entfernung vom Lehrstuhl antragen. „Nöthig möge das doch wohl sein, — fuhr er dann bedenklich fort, — denn, ich frage Sie, was für Geistliche können aus solcher Schule, die den Glauben dem Verstand unterordnet, dem Staate künftig zuwachsen?“ — Was für Geistliche? — fiel hier Herr von Varnhagen mit sanfter, mir widerwärtiger Stimme ein, — nun, möglicherweise solche Pietisten und Verketzerer, wie jetzt gegen jene Rationalisten auftreten, denn alle jetzigen Zeloten haben zu ihrer Zeit keine andern Lehrer gehabt, als aufgeklärte und ungläubige. — „Ja, das ist wahr!“ rief der alte Reden und lachte, und erinnerte sich eines frühen Vorgangs in Göttingen, der dieser Ansicht beistimmte, ihn aber auf hannöversche Verhältnisse ablenkte, in deren Anpreisung er sich überaus gefiel. Hier aber widersprach

26 *

ihm Gans als wohlunterrichteter Gegner, und der gute Alte, verwundert und aufgereizt, wurde nun heftiger, und führte seine Sache wirklich so gut, daß Gans wenig mehr aufkam, ich fand ihn sogar matt und ungeschickt, und mußte den Ruhm seiner gepriesenen Dialektik und Beredsamkeit für wenig begründet halten!

Ich verließ den Streit, und wandte mich den Damen zu, die inzwischen die Gesellschaft vermehrt hatten. Frau von Varnhagen stellte mich der Gräfin von Yorck und deren Schwester vor, zweien Damen von sehr ausgezeichnetem Ansehn, und schöner freier Bildung; ich vernahm, daß beide die herrlichsten Stimmen hätten, und beide sagten es nicht ab, vielleicht später einige Lieder zu singen; die jüngere Fräulein von Reden wurde gleichfalls wegen ihres lieblichen, in Italien ausgebildeten Gesanges vorläufig in Anspruch genommen. Frau von Varnhagen aber wurde von dieser Gruppe abgezogen, denn laute Stimmen klangen vom Vorsaale herein, und eine kleine Schaar von Herren erschien und bestürmte sie mit Begrüßungen. Es waren zwei Offiziere, ein Graf von Schl. und Paul E . . ., ferner der Graf von Mocenigo mit dem Grafen von Kleist, und hinter ihnen zuletzt der spanische Gesandte General Cordova. Mocenigo, ein deutschredender Italiäner und österreichischer Diplomat, zeigte alle Lebhaftigkeit und Gewandtheit, die seinem Ursprung und Stande entsprachen, man sah, auf jedem Boden, den er betrat, mußte er gleich heimisch sein; er war ungezwungen in seinen Aeußerungen, laut und lustig, und nicht allzu wählerisch in seinen Worten, so daß man leicht fürchten konnte, er möchte in seiner Munterkeit etwas zu weit gehen, was doch nie vorkam. Seine Erzählung

von dem Verlauf einer kürzlich gesehenen neuen Oper und von den geschmacklosen Anstrengungen einer unzureichenden Sängerin, der das Publikum doch großen Beifall gezollt, war in der That ganz artig anzuhören, und die Damen lachten sehr, während Frau von Varnhagen durch eingestreute Scherz= und Schlagworte die Schärfe milderte und den Ernst erhöhte.

Eine polnische Dame trat ein, und mit ihr einige Stille, denn sie war der Gesellschaft und auch dem Hause — wie es schien — ziemlich fremd, und machte nur einen kurzen Anstandsbesuch. Frau von Varnhagen hatte auch für diese Dame in unbefangener Weise gleich den rechten Ton, und ich hörte ein feines, sehr verbindliches Gespräch, das mich vermuthen ließ, Frau von Varnhagen sei hier zu einigem Dank verpflichtet, und wolle dieses andeuten. Wie sehr erstaunte ich später, als ich erfuhr, daß eine solche Verpflichtung eher im entgegengesetzten Verhältnisse Statt fand, indem der Mann der Polin nicht ohne die starke Einwirkung des guten Rathes und der klugen Leitung der Frau von Varnhagen zu einer ihm höchst erwünschten Beförderung gelangt war! Die Sache hatte die lustige Bewandtniß, daß der Pole, welcher früher allen seinen Unmuth, alle seine politische Freigeisterei, so wie seine härtesten persönlichen Urtheile, rückhaltlos der einsichtsvollen Freundin vertraut hatte, jetzt nach erlangtem Ziele in ganz entgegengesetztem Sinne sprach, und auch gegen sie, und sogar unter vier Augen, den feurigsten Anhänger des Staats und der Minister vorstellte, und von jeher diese Gesinnung bekannt haben wollte! Dies hatte neben der empörenden auch seine ergötzliche Seite, und gewährte nicht selten der geistigen Ueberlegen=

heit den Vortheil, dem Neulinge, der zu der frischen Rolle noch nicht ganz geübt war, in seinem Eifer den Rang abzulaufen, und ihn als noch viel zu lau gesinnt erscheinen zu lassen! Die Frau jedoch schien unbefangen, und ohne Theil an jenem Bemühen. Unter solchen Umständen hatte das Benehmen der Frau von Varnhagen jetzt das doppelte Verdienst richtiger Zurückhaltung und feiner Schonung; dies wurde uns Allen erst recht offenbar, als Ludwig Robert, nachdem der Besuch sich wieder empfohlen hatte, seine beißenden Bemerkungen nicht sparte, so sehr dies auch seiner Schwester zu mißfallen schien. —

Der General Cordova war keine gleichgültige Erscheinung, er zog die Blicke sehr auf sich, und war es gewohnt, daß die Damen ihn günstig beachteten. Ein schöner schlanker Mann, von bedeutender Physiognomie, feurigen, unternehmenden Ansehns, ausgestattet mit aller Gewandtheit eines thätigen Glückskindes, und so jung schon General und Gesandter, hatte er in der großen Welt, nachdem er sie einmal betreten, leichtes Spiel gehabt; als Günstling seines Königs war er bei fremden Höfen unter der Voraussetzung erschienen, ein vollkommener Absolutist zu sein, doch hatte er Klugheit genug einzusehen, daß diese Meinung nicht überall zum Vortheil gereiche, und er wußte sie durch Benehmen und Wort gelegentlich einzuschränken. Unter dem Anschein bequemer Lässigkeit merkte er wachsam auf alles, was um ihn her vorging; man glaubte ihn mit Frauen, Musik, Theater, Eleganz und Mode beschäftigt, und dahinter steckte kühles Beobachten, meist im Dienste seiner Selbstsucht und seiner stärksten Leidenschaft, des Spiels, die er doch gern wieder unter vornehmer Gleichgültigkeit

verdecken wollte. Er war ohne Zweifel tapfer, sogar waghalsig, aber doch weniger auf eigentliche Kriegsthaten, als auf militairische Abentheuer gerichtet; sein rasches Aufsteigen verdankte er, wie ich selbst ihn eines Abends erzählen hörte, dem wilden, unter den Augen des Königs gefaßten Entschlusse, bei noch zweifelhaftem Anlaß, ohne sich viel zu bekümmern ob Freund oder Feind getroffen werde, ein blutiges Gemetzel anzurichten. Solch ein Offizier war dem Könige Ferdinand dem Siebenten höchst willkommen, und wurde bestens ausgezeichnet. Aber sich in seiner Erhebung am Hofe zu halten, war ihm doch nicht gelungen, er hatte weichen müssen, indeß nur zu neuem Glücke, denn der ferne Gesandtschaftsposten, den die Gunst ihm ausersah, war den Verhältnissen, die für ihn daheim offen standen, weit vorzuziehen, sowohl an Genuß des Lebens als an Ehren. Die Politik brauchte ihn hier wenig zu kümmern. Jetzt schien er ganz von Musik erfüllt und nur mit Partheinahme für Rossini beschäftigt, und da die Damen seinen Urtheilen widersprachen, so vertheidigte er ihn mit Lebhaftigkeit. Er wandte sich aber hauptsächlich an Frau von Varnhagen, und trug ihr seine Meinung umständlich vor, ja zum bessern Belege zog er ein Blatt des Courrier français aus der Tasche, und las einen von ihm selbst verfaßten und dem Pariser Journal zugesandten Artikel, worüber nicht wenig Verwunderung entstand, denn im Gesandten Ferdinands des Siebenten einen Mitarbeiter des heftigsten französischen Oppositionsblattes zu entdecken, war allerdings befremdlich genug; er hatte aber auch hier wahrscheinlich nicht erst lange unterscheiden mögen, ob er Freund oder Feind vor sich habe, das Blatt stand ihm durch

seinen Landsmann den Pariser Banquier Aguado zufällig offen, und so benutzte er es, ohne sich um dessen politische Farbe weiter zu bekümmern. Merkwürdig war sein Benehmen gegen Frau von Varnhagen; er wußte im Ganzen sehr gut seinen Ton nach den Personen zu stimmen, doch selbst wenn er aufmerksame Artigkeit bezeigen wollte, lag noch etwas Unverbindliches in seinem Ausdruck, das gleichsam merken ließ, es beliebe ihm jetzt grade so zu sein, und könne der nächste Augenblick ihn ganz anders zeigen. Nur bei Frau von Varnhagen schien er diesen Rückhalt aufzugeben, mit ihr schien er unbefangen sich auf gleichen Boden zu stellen, für sie zeigte er ungewöhnliche Beachtung und eine Art freundlicher Zuversicht, die seinem Wesen übrigens fremd war. Jugend und Schönheit hätten dies nicht über ihn vermocht, bloßer Rang auch nicht, den Geist allein war er weder fähig noch willig in so hohem Werth anzuerkennen; was bewog ihn zu diesem auffallenden guten Vernehmen? Ich glaube den Grund einzusehen! Cordova hatte das Gefühl, hier sei ein Wesen, das ihn durchschaue, und das ihn, bei diesem Durchschauen, mit vollkommener Güte gelten lasse, das sich nicht gegen ihn überhebe, sondern das Menschliche in ihm anerkenne. Wenigstens habe ich stets wahrgenommen, daß die sprödesten Menschen in solchem Falle, wo sie sich erkannt und doch geschont sehen, unwillkürlich sich dankbar und gefällig erweisen. Wie selten aber findet sich diese wahre christliche Milde, die ebenso verzeiht als erkennt! In Frau von Varnhagen schien sie wirklich eingeboren, und dies war ohne Zweifel ein Hauptheil des Zaubers, den sie auf die verschiedensten Gemüthsarten unmittelbar ausübte. —

Wir bildeten, theils sitzend, theils stehend, eine Gruppe bei dem Sopha, die Musik war fortwährend das Hauptthema des Gesprächs, welches doch nur von eigentlich drei oder vier Personen geführt wurde; E . . . und Graf von Mocenigo wechselten abgesondert vertrauliche Worte; der Graf von Kleist stand beharrlich als schweigsamer Beobachter, ohne durch Laut oder Miene zu verrathen, wessen Meinung er etwa beistimme. Unterdessen wurde Madame Milder, die herrliche Sängerin, durch den Grafen von Yorck hereingeführt, und von den Damen mit größter Vorliebe aufgenommen; daß sie singen würde, war sogleich entschieden, sie war entzückter Hörerinnen gewiß, und ihnen gern gefällig.

Plötzlich aber hören wir einen lebhaften Aufschrei, wir wenden unwillkürlich die Köpfe, und sehen Herrn von Reden mit zornigen Gebärden sich ereifern, er weist eine Beschuldigung heftig zurück, welche Robert unvorsichtig gegen den Grafen von Münster vorgebracht; dies war ein Punkt, wo der treue hannöversche Staatsdiener keinen Spaß verstand, sondern sogleich Flamme fing. Robert selber war etwas erschrocken über den Knall des Schusses, den er absichtslos gethan hatte. Frau von Varnhagen trat hinzu, lobte den guten Alten wegen seines Eifers, der sich schon dadurch gleich besänftigte, und sagte dem Bruder, Herr von Reden werde nicht böse auf ihn sein; „o nein, ganz und gar nicht!" rief der letztere gerührt, und bot jenem traulich die Hand. Völlig geschlichtet und vergessen wurde die Mißhelligkeit durch den Eintritt der Gattin Robert's, der schönen Friederike. Man mochte diese Frau leiden können oder nicht, schön finden mußte man sie, und sie war es in höchstem Grade,

sie strahlte so hell, daß die andern Gesichter neben ihr im Schatten zu sein schienen, eine Wirkung, die nur nicht von Dauer war, denn allmählig suchte der Blick doch wieder den Ausdruck des Geistes, der Klugheit, der Güte, des Freisinns, der Zartheit, und andrer Eigenschaften, durch welche hier die augenblicklich verdunkelten Physiognomieen bald wieder sich erhellten, und zuletzt die bloße Schönheit weit überflügelten. Jetzt aber wirkte die schöne Friederike wie ein guter Genius, Frau von Varnhagen führte sie zu Herrn von Reden, der seine galanten Huldigungen hier gern anbrachte und gern gehört wurde. Die jüngern Herren drängten sich nun auch herzu, der Schönheit widerfuhr ihr volles Recht, wie Frau von Varnhagen munter sagte. —

Madame Milder war inzwischen zum Fortepiano getreten, und bereitete sich zu singen. Bald war alles still, und harrte der mächtigen Töne dieser Silberglocken. Sie begannen, in zartester Reinheit und Süßigkeit, und schwollen zu dem stärksten Strom, ohne getrübt zu werden. Lieder von Kreutzer, von Schubert und Beethoven, rissen uns Alle zum Entzücken hin. Eine zauberische Einfalt wirkte in diesen Tönen, rührte das innerste Herz, das Gemüth fühlte sich durchschauert und emporgehoben. Frau von Varnhagen lächelte mit feuchtem Auge; selbst Graf von Mocenigo, der ausschließliche Bewunderer italiänischen Gesanges, lobte diesen deutschen; nur General Cordova wehrte sich gegen den Eindruck, und blickte wie zerstreut in seinen Courrier français, den er zusammengefaltet noch zwischen den Fingern hielt.

Während des Singens waren zwei Herren still hereingekommen, welche jetzt ihre Begrüßungen machten.

Der eine war der General von Pfuel, einer der ausgezeichnetsten höheren Offiziere der preußischen Armee, dessen entschlossenes, rüstiges Aussehen den bewährten Kriegsmann sogleich erkennen ließ. Er war bekannt als überaus geschickt in körperlichen Uebungen, besonders im Fechten und Schwimmen, und überall, wo er sich aufgehalten, und wo das Wasser nicht gefehlt, hatte er durch errichtete Schwimmschulen sein Andenken verewigt. Aber ausgezeichneter noch war seine geistige Bildung; mit größter Natürlichkeit fein und taktvoll, sprach er sachkundig und klar über viele Dinge, die einem General nicht geläufig zu sein brauchen, und sprach, wo es der Anlaß forderte, mit Leichtigkeit ein gediegenes Französisch. Der andre, mit ihm gekommene Herr war grade hierin sehr das Gegentheil; seine Zunge lief wohl rasch über die französischen Redensarten hin, aber keine blieb unbeschädigt, und alle Vokale und Akzente rangen in der schrecklichsten Verwirrung. Albert Brisbane, ein junger Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, war er seiner Ausbildung wegen nach Europa gekommen, und verfolgte seinen Zweck, wie erzählt wurde, mit einem Ernst und Eifer, der einem Vierzigjährigen Ehre gemacht hätte. Nach Art seiner amerikanischen Landsleute wollte er alles nach praktischen Prinzipien und mit möglichster Zeitersparung lernen; er verlangte von Hegel's Schülern die Philosophie ihres Meisters auf einem Quartblatt; einen Mahler bat er um die Mittheilung der Grundsätze, nach denen er ein Portrait mache; von dem General verlangte er die Regeln, wie man eine Schlacht gewinne; genug, in seinem technischen Bildungsdrange ein so wunderliches und hier zu Lande fremdartiges Menschenkind, daß ein

Urmensch jenes Bodens, eine Rothhaut selbst, hier kaum größeres Staunen hätte wecken können. Sein unerschütterlicher Gleichmuth, sein unermüdetes, lerngieriges Fragen, und die achtlose Offenheit, mit der er sich selbst und alle Andern einzig für seinen nächsten Zweck behandelte, waren zu ergötzlich, als daß sie hätten verletzen können. Als er von Madame Milder ein Rezept verlangte, wie sie ihre Stimme gebrauche, gleichsam als wolle er dergleichen in den Vereinigten Staaten nacherzeugen, erheiterte sich die ganze Gesellschaft, und besonders hatte der preußische General — vielleicht aus Sympathie technischen Hanges, der auch ihm nicht fremd war — das größte Vergnügen an dem Sonderling, den übrigens Frau von Varnhagen, unter eignem Lachen und Scherz, einigemal eifrig in Schutz nahm, und seinen wirklichen Vorzügen und Kenntnissen Anerkennung zu verschaffen wußte. —

Durch eine Neuigkeit, welche jemand mitgebracht, lenkte sich das Gespräch auf politische Dinge, und Professor Gans, der schon viele Zeichen von Ungeduld und Verdrießlichkeit gegeben hatte, ergriff den Anlaß, nun auch seinerseits thätig hervorzutreten. Ich hatte ihm wahrlich Unrecht gethan, ihn vorhin für ungeschickt und schüchtern zu halten; ich sah nun vollkommen ein, daß er nur rücksichtsvoll gewesen, und den guten alten Reden nicht hatte ärgern wollen. Jetzt brannte er sichtbar darauf hin, es mit dem bedeutendern Gegner aufzunehmen, und als Cordova eine Bemerkung hingeworfen hatte, rief er ihm scharfen Widerspruch zu. Der Spanier, etwas verwundert, maß seinen Gegner, und schien zum Streiten eben nicht Lust zu haben, antwortete aber einige Worte,

mit denen er die Sache vornehm abzuthun glaubte. Doch das war gar nicht die Meinung von Gans! Der kühne Dialektiker faßte seinen Mann nur enger, und zwang ihn Rede zu stehn. Das Gespräch setzte sich auf den mißlichsten und gefährlichsten Gegenstand, der mit einem spanischen Gesandten zu erörtern sein mochte, nämlich auf die Verbindlichkeit der Eide und Versprechungen, welche der Fürst dem Volke leistet. Gans hatte sich heftig zum Streite gedrängt, aber als dieser entzündet und er des Kampfes sicher war, da wurde er wunderbar ruhig, und führte mit Gelassenheit die kühnsten und doch bedachtvollsten Streiche, geschickt die ihm brauchbaren Thatsachen einflechtend, folgerecht die triftigsten Gründe und bündigsten Schlüsse darlegend, immer bereit den Gegner zu hören, ihn immer ausreden lassend, aber dann, mit größter Beherrschung des Stoffes und mit scharfsinnigster Benutzung aller gegebenen Blößen, seine Argumentation fortsetzend, und sie endlich in klares, einleuchtendes Ergebniß abschließend. Dies alles geschah in fließendem, schwungvollen Französisch, mit größter Präzision, mit heller, freimüthiger Stimme, so daß es ein Vergnügen war, den wackern Redner anzuhören. Auch siegte er vollkommen; selbst der alte Reden murmelte Beifall. Ueberdies erleichterte Gans dem Gegner die Niederlage großmüthig, indem er, als sie schon entschieden war, zum Schlusse alles in die unerwartete Behauptung zusammenfaßte, es sei von Haus aus Unrecht, einem Könige dergleichen Eide zuzumuthen oder solche Versprechungen abzufordern, die er ja freiwillig nie schwören oder geben würde. Cordova, der auch seinerseits eigentlich ohne Erbitterung gekämpft, und mehr aus vermeinter Schicklich-

keit, als aus Gesinnung und Ueberzeugung, etwas verfochten hatte, das er selber nicht recht zu bezeichnen wußte, indem er ja weder den Eid verwerfen, noch den Meineid vertheidigen konnte, durfte sich diese Wendung gefallen lassen, wenn auch nicht in gleichem Maße den Nachsatz, welchen Gans schon außerhalb des Streites hinzufügte, daß in solchem Falle der Zwang, anstatt der losen Zusage, lieber gleich der Sache selber sich bemächtigen sollte!

Der lebhafte, rasche Disput war wie ein improvisirtes Schauspiel von beiden Seiten recht schicklich aufgeführt worden, und nur einigemal hatten der preußische General und Frau von Varnhagen leichte Zwischenworte hineingeworfen, welche dazu beitrugen, alles in gutem Gleise zu erhalten, was vorzüglich dadurch gelang, daß man um weniges vorauseilend die Bahn eröffnete, die der Streit nehmen sollte, denn unwillkürlich lenkt der Beeiferte in den bequemst vorliegenden Weg, sollte er auch nicht ganz der sein, den er aus freien Stücken wählen würde. Der General von Pfuel aber hatte die eigne Gabe, Maß und Vermittlung mit einer besondern Energie darzubieten, indem er den heißen Eifer in die Schneeregion technischer Betrachtung erhob, wo derselbe sich nothwendig abkühlte. Frau von Varnhagen dagegen klärte die schwülen Lüfte durch rasche Blitze eines leichten Humors, der ihr so einzig eigen war, und dessen Ueberraschendes ich nicht besser bezeichnen kann, als daß ich es einen angenehmen Schreck nenne, eine kleine Erschütterung aus Staunen und Behagen gemischt, und dadurch wohlthätig, daß alle falschen Spannungen sogleich erschlaffen und die Sachen wieder auf ursprünglichem Boden stehen. Sie übte solchergestalt die Rolle, welche der Dichter wohl dem

Grazioso überweist, nämlich die Härte der Berührungen durch Scherz zu mildern, und dabei selber in dieser Weise das Treffendste auszusprechen.

Durch einen zufälligen Uebergang kam die Rede auf Mlle. Sontag und den erhöhten Beifall, der ihr seit ihrer Rückkehr von Paris zu Theil wurde. Sie verdiene ihn durchaus, wurde behauptet, sie habe dort ungemein an Ausdruck und Grazie gewonnen, und sei jetzt eine vollkommene Meisterin. Ich weiß nicht mehr, wer dies bestritt, und dagegen meinte, sie sei nur vollkommener geworden in der musikalischen Koketterie, denn die Gunst des Publikums zu gewinnen, habe noch niemand so gut verstanden. Man erinnerte an das Wort der Catalani, die von Mlle. Sontag, nachdem sie dieselbe zum erstenmal singen hören, gesagt habe: „Dans son genre elle est parfaite, mais son genre est petit.“ Man führte satirische Zeilen von Ludwig Robert an, der diesen Ausspruch noch gehässig verstärkt hatte. Der Tadel gewann nun weit die Oberhand, und besonders wurde Gans, der Musik und Gespräch über Musik nur mit größter Ungeduld ertrug, jetzt auf's neue laut, und wollte wiederholen, was er in französischen Blättern kürzlich über Mlle. Sontag gelesen hatte. Aber Frau von Varnhagen bezeigte großes Mißfallen, und wollte das Gespräch in dieser Wendung nicht weitergehen lassen; sie rief mit guter Laune und komischer Heftigkeit dem Sprecher zu: „Lieber Gans, kommen Sie her, Ihnen muß man Mlle. Sontag als politisches Ereigniß erklären, und das will ich thun! Dann werden Sie einsichtig und also gerecht über sie urtheilen. Sehen Sie einmal den Karakter und Gang unsrer Welt im Allgemeinen an, seit der französischen

Restauration; betrachten Sie die Ideen, den Geschmack, die Tonart, die seitdem an Höfen, in der höchsten Gesellschaft — und also unbewußt auch in der niedrigsten — herrschen und gefallen, was finden Sie? Ueberall ist das Große und Erhabene geschwunden, das Mäßige, das Anmuthige, ist an die Stelle getreten; jenes ist unbequem, wir vertragen es nicht, es macht uns zu klein, unsre Gesellschaftswelt mag nicht erschüttert, nicht fortgerissen werden, sie will geschmeichelt, geliebkost sein, die Talente sollen uns und unsre vielseitige, aber schwache Bildung ausdrücken, nicht bloß künstlerische Meisterschaft, sondern ein Gemisch von allem, — ein artiges Betragen, gefällige Eleganz, sittsame Zurückhaltung bei gehöriger Lebhaftigkeit, eine selbstbewußte Bescheidenheit, — kurz, die leibhafte Mlle. Sontag; und so ist sie denn ein Ausdruck des politisch-sozialen Eklektizismus unsrer Zeit, die Künstlerin, wie unsre Zustände sie hervorbringen, tragen, erlauben. Verstehen Sie was ich meine?" — Vollkommen versteh' ich Sie, und gebe Ihnen vollkommen Recht! versetzte Gans, ja, so ist es, und ich wundre mich nur, daß ich das nicht längst eingesehen! —

Man lächelte über dies letztere Bekenntniß, und Ludwig Robert meinte, das sei recht wie Gans, der keine seiner Schwächen je zu verhehlen wisse, und darin wahrhaft liebenswürdig sei. Gans aber war von der neuen Erkenntniß sichtbar angeregt, und bearbeitete sie in seinen Gedanken weiter; nach einer kleinen Weile neigte er sich zu Frau von Varnhagen, und sprach leise mit ihr, doch nicht so leise, daß ich nicht alles deutlich gehört hätte. „Recht gern, lieber Gans, und mit vielem Danke dazu, es wird mir eine große Ehre sein!" sagte Frau von

Varnhagen freundlich, und drückte ihm die Hand. Er hatte sie nämlich gebeten, ihm den eben ausgesprochenen Gedanken abzulassen, er wolle ihn gern weiter entwickeln, und einen kleinen Aufsatz daraus machen, dergleichen müsse öffentlich ausgesprochen werden. Wie auch geschah; denn wir lasen bald nachher in der musikalischen Zeitung einen mit Eduard Gans unterschriebenen Artikel, der in bekannter Weise darzuthun suchte, Mlle. Sontag sei kein Individuum, sondern eine Begebenheit! —

Noch vieles Musikalische wurde besprochen; die Verdienste Spontini's kamen zur Erörterung; von ihm wurde gesagt, er sei der Komponist der Zeiten Napoleons, und je weiter uns die Kaiserzeit entschwinde, desto fremder werde uns Spontini, bis er endlich mit ihren Erinnerungen werde zu Ruhe gesetzt werden. Ueber Rellstab's feindselige, grausame Kritik wurde geklagt, daneben im Allgemeinen sein Talent der Auffassung und Karakterisirung gerühmt, wie er es namentlich in den Artikeln über Paganini bewiesen habe, ferner seine rüstige Tapferkeit, seine rasche Entschlossenheit, denn er horche nicht erst ängstlich umher nach andern Urtheilen, sondern das seinige trete gleich entschieden hervor, und sei geschrieben und gedruckt, ehe andre Kritiker sich noch besonnen hätten, was sie sagen wollten. Von Zelter sagte Robert, er sei mehr Berliner als Musiker, und dadurch eben der rechte Berliner Musiker! Der Geschmack Berlins in der Musik, ja in Künsten überhaupt, wurde heftig angegriffen und eben so vertheidigt, es kam bis zu der Behauptung, die Scheinheiligkeit sei tief in die Musik eingedrungen, es gebe viele Leute, die sich für Händel, Sebastian Bach, und auch noch für Gluck und Haydn in derselben Art

passionirten, wie für Goßner und Hengstenberg, und sich oft genug für ihre doppelte Heuchelei durch doppelte Langeweile straften! Genug, über diejenige Kunst, deren Wesen am meisten Zusammenstimmung und Eintracht fordert, fielen die Meinungen grade am verschiedensten und feindseligsten aus, und in der That, keine andre hat jemals so erbitterte, so hartnäckige Streitigkeiten gehegt!

Von den musikalischen Partheien hatte man nicht weit zu den politischen; sie fanden sich in der kleinen Gesellschaft hinlänglich vertreten, vom äußersten Ultra durch viele Mittelglieder bis zum äußersten Liberalen. Da seit vierzig Jahren der Zustand von Frankreich Stoff und Maß und Ton für alle politischen Erörterungen giebt, und alles sonstige politische Interesse seiner Natur nach in diesen Wirbel fällt, so war bald von dem Ministerium Polignac die Rede. Fast einstimmig hatte man große Befürchtungen. Frau von Varnhagen erzählte, wie ihr den Sommer vorher in Baden-Baden der kluge Benjamin Constant den Gang dieser Dinge vorausgesagt, und wie bisher noch alles so ziemlich nach seiner Verkündigung eingetroffen, der letzte Entscheidungskampf aber noch bevorstehe. Jemand sagte, der Fürst von Polignac werde dreist genug sein, denn er sei kurzsichtig und übermüthig, und solche Leute brauche man zu Staatsstreichen. Cordova bemerkte dagegen mit höhnischem Lächeln, die Franzosen verständen Revolutionen zu machen, aber nicht sie zu beendigen, darin könnten sie von den spanischen Nachbarn etwas lernen! — „Aber ist denn die spanische Revolution schon beendigt? — fiel der alte Reden lebhaft ein, — mit blutigem Gemetzel ist es in solchen Fällen nicht abgethan, sondern mit weiser Lenkung, und Spanien hat

den guten Rath der andern Mächte leider stets verschmäht! Graf Münster schrieb mir noch neulich . . ., ja, er schrieb mir, daß das englische Ministerium vor kurzem auf's neue" . . ., das Weitere vernahm nur der Nächststehende, und Cordova hatte sich bereits entfernt. Nun wunderte man sich, was alles man ihm habe sagen dürfen; aber es hieß, ihm sei gar nichts an politischen Grundsätzen gelegen, er werde jeder Regierung seines Landes dienen, die seinen Ehrgeiz nähre, und hier, in dieser Entfernung von Hause, halte er es nicht der Mühe werth, seine Gleichgültigkeit zu verbergen. Frau von Varnhagen rechnete es ihm zu Ehren an, daß er nicht mehr als nöthig heuchle, daran erkenne man noch den letzten Rest des Guten im Menschen, daß er des Schlechten nicht mehr thue, als es sein Zweck unumgänglich erfordere, die völligen Schufte, die aber immer auch die Pfuscher seien, thäten alles gleich im Uebermaße, in der Meinung dann am sichersten zu gehen, doch daraus erfolge ihnen gewöhnlich erst recht das Unheil. „Schade, — rief der preußische General, — daß Sie nicht fechten und Schach spielen, den leitenden Grundsatz für beides haben Sie!" —

Mehrere Personen hatten sich schon verzogen, als noch spät Alexander von Humboldt eintrat, und durch ihn die Gesellschaft neues Leben empfing. Er kam aus dem Hofkreise, hatte dort „den Infanten", wie er scherzweise den jungen Herrn von Rothschild nannte, gesehen, und wichtige Neuigkeiten aus Paris vernommen. Der Fürst von Polignac setzte den Kampf gegen die Mehrheit der Deputirtenkammer eigensinnig fort, und der Widerstand in der Nation wuchs gefahrdrohend an. Es kam die Rede darauf, wiefern das katholische Pfaffenbemühn in Frank-

reich wohl mit dem protestantischen in Deutschland eine Verbindung eingehen könne, oder vielleicht schon habe? — „Keine Verbindung, wurde erwiedert, als nur die in der Gunst der Jahrszeit liegt; mannigfaches Ungeziefer wird von demselben Sonnenschein geweckt, das sich aber unter einander anfeindet und auffrißt; übrigens vergleiche man nur nicht unser armes, vereinzeltes, mehr widerwärtiges als gefährliches Frömmlerwesen mit dem furchtbaren, allverzweigten, nachhaltigen Vordringen römischer Hierarchie! Jenes hat gar keinen eignen Boden, indem es anwächst fällt es auseinander, und wird höchstens dadurch etwas, daß es zu dem alten Stamm hinübergeht, wozu alles protestantische Frömmeln von jeher Neigung hat, — zum Katholischen." Herr von Varnhagen, — der mir, sei es beiher gesagt, den ganzen Abend hindurch wenig gefiel, — stimmte der letztern Meinung bei, nicht aber der erstern, er hielt die römische Hierarchie nicht für gefährlich, oder höchstens in protestantischen Ländern, in katholischen sei ihre Macht gebrochen, und in Frankreich selbst, wo sie jetzt am mächtigsten scheine, habe sie bloß den Hof, aber nicht Staat noch Volk für sich. — Man wandte das Umsichgreifen der Jesuiten ein, die nicht bloß in Frankreich, sondern in den Niederlanden, in der Schweiz, in Oesterreich, und sogar in England geheim und offen stets mehr Boden gewönnen; aber dem wurde entgegengesetzt, daß die Jesuiten selbst nicht mehr das seien noch werden könnten, was sie einst gewesen; diese Behauptung wurde durch ein Wort erhärtet, die ein alter Exjesuit in Rom gegen Wessenberg geäußert, dieser nämlich hatte gefragt, ob ihn denn nicht freue, die Erneuerung des Ordens erlebt zu haben, und ob er nicht

dadurch zu frischer Thätigkeit ermuntert worden? Da sei der Greis, hieß es, wie verjüngt aufgefahren, und habe feurig ausgerufen: „Blut und Leben für unsern alten Orden! Aber für dieses alberne Nachgebild keinen Pfifferling!“ — Man erzählte darauf mancherlei Scherzhaftes, um die Unschuld des hiesigen Pietismus zu bezeichnen; als ganz kürzlich vorgefallen wurde folgendes Geschichtchen verbürgt: In der Familie eines angesehenen Frommen wollte man alles Lügen, auch das bloß formelle und eigentlich nichtssagende, auf das strengste abschaffen, und hatte zu diesem Zweck auch die Kinder und besonders die Dienerschaft genau verständigt; eines Abends sitzt man beim Thee, und spricht erbaulich oder schweigt auch, da wird ein störender Besuch angemeldet, doppelt störend, weil er als ein weltlich gesinnter bekannt ist, und die Dame des Hauses entschließt sich kurz, und flüstert dem Bedienten zu: „Sag' Er, wir seien nicht zu Hause!“ Der kluge Diener aber, schon gut eingelernt, versetzt demüthig: „Verzeihen Ew. Gnaden, da würde ich ja lügen!“ Die Dame, betroffen und ihres Mißgriffs eingeständig, faßt sich, und sagt mit sanftem Tone: „Nun, so sag' Er, es würde uns recht angenehm sein!“ Damit geht der Bediente ab, ist aber kaum hinaus, so sagt ein kleiner Knabe ganz unschuldig: „Aber Mutter, du lügst ja wieder!“ In solche Klemme, sagte der Erzähler, geräth man, wenn man das Aeußerliche zur Herrschaft erhebt, und Wesen und Gehalt ihm unterordnet! —

Humboldt, der die Gabe besitzt, den tiefsten Ernst in ein anmuthiges Gewand zu kleiden, und bald als beißende Anekdote, bald als wissenschaftliche Erkenntniß, bald auch als erheiternden Witz vorzutragen, war unerschöpflich in

Angaben der mannigfachsten Art, aus denen der Gegenstand in immer neuem Lichte sich abspiegelte; die verschiedenen Gattungen der Frömmigkeit, welche er in allen Sphären seiner umfassenden Weltkunde beobachtet, bei Anglikanern, Quäkern und Methodisten, in Paris unter Napoleons Konkordat und am Hofe Karls des Zehnten, bei spanischen Katholiken, unter Wilden am Orinoko und am Mississippi, alle klassifizirte er, wie ein Botaniker seine Pflanzen, nach bestimmten karakteristischen Zeichen, und begehrte die des Berliner Frömmelns näher zu erfragen, um danach Geschlecht und Ordnung sicher auszufinden; aber am Ende schien er alle Sorten nur für Spielarten, künstliche und verderbte, einer unscheinbaren Pflanze zu halten, die in ihrer ächten ursprünglichen Art nur an einsamen, stillen Orten zu finden sei! —

Die Gesellschaft minderte sich; nach einer Weile sah ich auch Herrn von Humboldt nicht mehr, der doch sonst aller Orten fast immer einer der Letzten wegging; um so lebhafter aber wurde nun sein Ruhm verkündet; Frau von Varnhagen stellte seine edlen Eigenschaften, die man um seiner glänzenden willen zu oft übersehe, in das hellste Licht; sie verbot gradezu, bei bedeutenden Menschen sich an ihre Schwächen oder persönliche Kleinigkeiten zu halten, die man jedem Andern zu verzeihen bereit sei, nur grade einem großen Manne nicht, dem doch allein sie zu verzeihen wären. —

Wir waren noch ungefähr sechs oder sieben Personen, und das Gespräch zog sich mehr zusammen, indem es zugleich lebhafter und traulicher wurde. Gans warf sich mehr und mehr als Beherrscher desselben auf, aber auch Frau von Varnhagen ließ ihren Antheil nicht vermissen.

Ich betrachtete mit Wohlgefallen ihre Art einzuwirken und zu beleben, erkannte darin ein wahrhaftes Talent, und fragte mich im Stillen, auf welchen Gaben und Kräften der Seele wohl vorzugsweise dieses Talent sich gründe? Der Geist war es nicht allein, die Güte allein auch nicht, sogar die Vereinigung von beiden schien nicht grade diese besondern, eigenthümlichen Wirkungen hervorbringen zu müssen. Einigen Aufschluß gab mir die Wahrnehmung, die sich mir plötzlich darbot; ich glaubte nämlich zu entdecken, daß ein großer Theil der geselligen Stärke dieser Frau darin liege, daß die Menschen, welche sie sah, ihr nicht wesenlose Schatten waren, sondern daß jeder, wenigstens für den Augenblick, ihr ein wirkliches Interesse darbot, und nicht nur ein allgemein menschliches, sondern auch ein individuelles, was freilich nur durch Einsicht und Eingehen in das Wesen jedes Einzelnen möglich war. Eine eben so gütige, als blitzesschnelle Menschenkenntniß gab ihr die Leichtigkeit, an jedem Menschen auf der Stelle seine vortheilhafte Seite zu finden, die sie dann zum Lichte hervorzuwenden und zu beleben wußte, wodurch die unvortheilhaften Seiten von selbst im Schatten blieben. Sie hatte auf diese Weise mit jedem Einzelnen eine persönliche Beziehung, stand mit ihm auf irgend einem Punkt in ächtem Verhältniß, das natürlich in den mannigfachsten Richtungen und Graden sich schied und abstufte. Hier war also ein wirkliches Zusammensein, keine bloß hervorgebrachte leere Form, und das Wesentliche ist immer fruchtbar. Mit ihrem Willen war es nie, daß irgend jemand, sei es Mann oder Frau, sich als leere Gesellschaftsdekoration, als leblose Salonkaryatide hielt; dagegen ich in andern Kreisen

oft gesehen, daß, weil die Leute mit ihren Wirthen eigentlich durch nichts zusammenhingen, nichts mit ihnen gemein hatten, sogar die sonst bedeutendsten Menschen nutzlos gleich den geringsten zu bloßer Zimmerfüllung dienten.

Gans konnte nicht lange reden, ohne wieder in die Politik zu gerathen, und die Sachen in Frankreich standen allerdings in so wichtiger Krisis, daß jedermann die Spannung theilte, wie der Zuschauer eines Drama's, das seiner Katastrophe entgegeneilt. Man erörterte die Hoffnungen des Hofes, die Begehren der Nation, und wog die Kräfte beider gegen einander ab. Gans besprach mit heller Sachkenntniß die Stellung der französischen Kammern, der Gerichtshöfe, der Minister und der Verwaltungsbehörden; er hoffte das Beste von den Gerichten, und meinte, der Hof würde bei deren Widerstande nicht weiter gehen. Aber dieser Ansicht stellten sich andre entgegen. Selbst Benjamin Constant, der bei allen diesen Dingen so nahe betheiligt war, hatte im letzten Sommer gegen Frau von Varnhagen das offne Bekenntniß abgelegt, er werde für die gesetzliche Freiheit kämpfen bis zum letzten Hauche, ob er und seine Freunde aber siegen werden, das sei mehr als zweifelhaft, der König wolle ihre Köpfe, und vielleicht werde er sie bekommen. Diese Aeußerung machte auf Gans nicht geringen Eindruck; er schien auch Köpfe zu wollen. —

Hiemit im Gegensatz, nach einer kurzen nachdenklichen Pause, die der Ernst der Sache in uns allen bewirkte, sagte Frau von Varnhagen mit der ausgemachten Gewißheit, die keiner höheren Betonung bedarf: „Ich werd' es nicht erleben, aber, gebt Acht! die Bourbons bleiben

nicht!“ — Das mein' ich ebenfalls, rief Gans, und die Geschichte hat den Gang der Dinge schon ganz vorgezeichnet, es wird in Frankreich gehen, wie vordem in England, man wird den faulen Theil der Dynastie wegwerfen, und den gesunden bewahren, Orleans wird auf den Thron kommen. — Aber Frau von Varnhagen schüttelte den Kopf, und sagte: „Das wird wenig helfen. Auch der Theil, den Sie den gesunden nennen, ist den Franzosen schon ein angefaulter. Auch Orleans kann nicht bleiben. Allen Franzosen — lehrt sie mich nicht kennen! — liegt die Republik in den Gliedern, und Republik werden sie werden. Ob ihnen zum Heil oder Unheil, das ist hier gleich; ich halte auch die Konstitutionen, nach denen alles verlangt und strebt, in ihrem Erfolge für gar nicht so gewiß, sie können vielleicht das größte Unheil sein, aber das hindert nicht, daß wir hinein und hindurch müssen, es ist kein andrer Weg in die Zukunft. Wie für uns Konstitution, ist für die Franzosen, die ja immer voraus sind — mein Vorvolk, wie ich sie nenne, — Republik unvermeidlich. Der frühere Versuch war zu kurz, um durch sein Mißlingen etwas zu entscheiden, aber stark genug, um zu immer neuen Versuchen anzureizen, bis einer gelingt. Und es kann gelingen; denn je mehr ich mir die Franzosen ansehe, desto mehr drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß sie vor allen andern Nationen zur Republik geeignet sind, in jedem von ihnen steckt etwas von Selbstherrlichkeit, jeder unterwirft sich am liebsten einem Abstraktum, und wo das Ansehn der Person nicht mehr gilt, ist man der Republik ganz nahe.“ Indem sie dies sagte, mußt' ich über den Ausdruck erstaunen, den ihr Gesicht angenommen hatte; die

kleine, bisher so mild und bescheiden einwirkende Frau war ernst, grundernst geworden; ihr Blick — noch sanft, und beinahe der gewöhnliche, — hatte etwas eigenthümlich Festes, ihre Züge sprachen Entscheidung und Entschlossenheit, ein fast herrscherlicher Trotz bezeugte den tiefsten Glauben an das, was sie sagte.

Sie glauben also nicht, daß Orleans regieren wird? fragte nach einer Weile Gans mit erhöhtem Eifer. — „Regieren? — versetzte Frau von Varnhagen — warum nicht! Wer kann alle Zwischenszenen berechnen! Aber die großen Ereignisse von aushaltender geschichtlicher Gestalt gehen darüber hinweg und machen daraus den Staub ihres Weges."

Das letztere Bild hatte etwas schauerlich Großes, und war ganz in der Eigenthümlichkeit der Sprecherin. Auch erregte ihr Ausspruch eine besondere Spannung; aber die Prophezeihung klang doch etwas abentheuerlich, und wir glaubten ihr keineswegs. Noch saßen die Bourbons in aller Macht auf dem Thron, noch war Orleans nur der demüthige Agnat, und hier wurde nicht nur der Fall von jenen, sondern auch schon von diesem, der noch erst erhöht werden mußte, frischweg verkündigt. Jedoch wenige Monate später war der erste Theil der fabelhaften Weissagung bereits erfüllt, und in den seitherigen Ereignissen ist nichts, was der Möglichkeit widerspräche, daß auch der zweite Theil in Erfüllung gehen könnte! —

Der Gang des Gesprächs und unsrer Betrachtungen wurde unterbrochen durch die Anmeldung, der Fürst von Pückler komme. Die späte Tageszeit — es war nah an Mitternacht, — war für ihn eine gewöhnliche, und es

schien nichts Auffallendes, daß er zu solcher Stunde käme; wohl aber wunderte sich Frau von Varnhagen, daß der Fürst in Berlin sei, da er eben erst aus Muskau geschrieben habe. Als wir mit einiger Spannung seinem Eintritt entgegensahen, öffnete sich die Thüre nur ein wenig, und ein artiger Kopf bog sich durch die Spalte schalkhaft hervor, gleichsam das Terrain prüfend; es war Bettina von Arnim, der sogleich Frau von Varnhagen mit lebhaftem Willkommen entgegenstürzte, und die halb Widerstrebende an der Hand hereinführte. „Gelt, ich hab' euch erschreckt? sagte Frau von Arnim; aber ich wollt nur sehen, was ihr für Gesichter macht, wenn ihr denkt der Fürst Pückler kommt; und ich glaub doch fast, er wär' euch lieber gewesen, als ich.“ Alle Einrede ablehnend, fuhr sie fort, und bewies, man habe Recht, alles Mögliche auf den Fürsten zu halten, er sei in unsern Tagen der wahre Geniale, und es käme nur auf die Gelegenheit an, daß er vor aller Welt groß dastünde. Sie richtete darauf an Gans eine merkwürdige Anrede, sie wisse wohl, daß er in das Lob des Fürsten nicht so völlig einstimme, allein er thue Unrecht darin, er selber sei ja auch ein ausgezeichneter Geist, und alle solche müßten einander bereitwillig anerkennen und stützen, wie die Könige auch untereinander thäten, wenn sie auch sonst nicht immer die besten Freunde wären; er solle nur nicht werden, wie andre Rechtsgelehrte, die vor Stolz und Würde ganz blind und taub würden, und gar nichts mehr in der Welt kennten, als sich selbst und ihre todte Gelehrsamkeit; er solle frischen Geistes bleiben, und dazu müsse man auch den Fürsten Pückler lieben. — Von Gans ging Frau von Arnim zu dem General über, von diesem

zu Herrn von Varnhagen, und sagte jedem etwas Launiges, spöttisch Belehrendes, aus dem hin und wieder auch etwas Spitziges hervorstach. Aber vergebens wollte man ihr antworten; die beredtesten Männer verstummten vor diesem glänzenden Bilderstrom, auf welchem Witz und Gedanke muthig dahinschifften; kaum daß Frau von Varnhagen, mittelst der ihr eignen Raschheit und Kürze, noch wohl einen Spruch einschob, aller sonstigen Redefäden hatte sich die wunderbare Zauberfrau bemächtigt, und hielt sie gleich Zügeln in den Händen, bald rechts- bald linkshin lenkend, bald gradaus ihre beschwingten Gedankenbilder zu vollem Lauf auslassend. In der That, niemand sprach jetzt noch, als nur sie; aber so schön, so reich, so bezaubernd, daß wir Alle hingerissen und nur noch mehr zu hören begierig waren. Diese Phantasieen, Ideen, Einfälle, Witzworte, Launen, alles beflügelt in raschem Wechsel vorübereilend, und doch zu Einem großen Sinn und Zwecke sich sammelnd, kann ich nur der wunderbaren Musik ihres Lieblings Beethoven vergleichen, und mir war wirklich zu Muth, als vernähme ich eine von seinen herrlichsten Symphonieen. Von dergleichen Bezauberungsmacht des beseelten Wortes hatte ich vorher keinen Begriff gehabt! Frau von Arnim schien ihre Leute zu kennen, und zu wissen, daß sie hier ihre besten Gaben nicht zurückzuhalten brauche, daß diese gut hier aufgenommen, und nicht verschwendet seien. Vergebens aber würde ich unternehmen, hier den reizenden Flug ihrer Laune und Seltsamkeit nachzuerzählen, oder die Tiefe und Anmuth ihres schöpferischen Geistes zu schildern; dazu bedürft' ich ihrer eignen Feder, und würde auch dann nur ein schwaches Abbild der Genialität wiedergeben, welche

vollständig darzustellen nur ihre persönliche Gegenwart vermag. —

Genug, dies war das Bouquet des reichbelebten Abends, den ich bei Frau von Varnhagen zubrachte, und mir ist nach diesem Schlusse nichts weiter mehr erinnerlich, als daß wir uns spät getrennt, und ich unter der Gewalt dieser letzten Eindrücke mich fröhlich-müde dem süßen Schlaf und den bilderhellen Träumen überließ, die wie ein Sternenhimmel sich immer gedrängter und glänzender über mir ausbreiteten.

Ich sah Frau von Varnhagen noch öfters wieder, auch in andern Häusern, bei Reden's, bei Frau von Helvig, bei der Fürstin von Hatzfeldt, und immer und überall war sie dieselbe heitre, erfreuende Erscheinung, belebt und belebend, aufrichtig, klar, freundlich, immer und überall übte sie ihr angebornes Talent des edelsten Menschenumgangs, nicht vordringend, aber auch nie zurückgezogen, sondern recht eigentlich *gegenwärtig*, mit gutem Willen und reger Seele. Doch hatte sie bei sich zu Hause noch den Vorzug, daß die unbestrittene Verpflichtung der Fürsorge für *alle* Anwesenden ihren wohlthuenden Eifer nur erhöhte, und ihn auch in unscheinbaren Dingen wirksam eintreten ließ; dagegen auf fremdem Boden sie sich mehr enthielt, so lange nicht ein auffallender Anlaß ihr reizbares Gefühl zum Besten des Ganzen oder Einzelner in lebhaftere Thätigkeit setzte. Dann konnte auch sie mit aller Geistesmacht hervortreten, und mit schöner Leidenschaft und rücksichtslosem Muthe das Unrecht bekämpfen, die Verkehrtheit berichtigen, und anmaßlichen Unsinn durch

das volle Licht der Wahrheit in seine Nichtigkeit auflösen. — So war sie denn freilich noch etwas mehr, als eine vortreffliche Dienerin der Geselligkeit, wozu meistens eine gebildete, feine, wohlmeinende Negativität ausreicht, sie war zugleich eine Meisterin der Gesellschaft, welche derselben das Gute mit muthiger Entschlossenheit gewaltsam aufzuerlegen, ihr das Schlechte schonungslos abzustreifen nie müde wurde.

Rahels Bild.

Das Bildniß Rahels vor der Sammlung ihrer Briefe giebt keine getreue Vorstellung der Züge und des Ausdrucks, die ihr Gesicht wirklich hatte. Ein lebhaft aufgefaßtes, in gewissem Sinne sehr ähnliches Miniaturgemälde, im Jahre 1817 von dem Wiener Mahler Daffinger in Karlsruhe zart und leicht entworfen, hat in dem harten Stahlstich einen ganz veränderten Karakter bekommen. Mund und Nase sind vergrößert, und dadurch alle Verhältnisse verdorben, die ganze Physiognomie entstellt. Ein neuer Kupferstich, allenfalls auch Steindruck, war beabsichtigt; auch konnte dafür eine schöne Zeichnung von Wilhelm Hensel aus dem Jahre 1822 benutzt werden. Rahel hatte selber die Worte aus Goethe's Stella hinzugefügt: „Mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt"; und noch für den Künstler die Nachschrift: „Für Ihre Auslegung sage ich den aufrichtigsten Dank." Kunstverständige fanden aber die glückliche Uebertragung oder gar Verschmelzung beider Bilder höchst schwierig, wenn

sich der Aufgabe nicht eine Meisterhand unterzöge, die im Augenblicke leider fehlte.

Aus früherer Zeit waren von Rahel noch zwei andre Bilder vorhanden. Eines, wo sie in ganzer Figur, neben ihrem ältesten Bruder stehend, als Mädchen von eilf bis zwölf Jahren vorgestellt ist, von Frisch in Oel gemalt, ein artiges Bild in damaliger Tracht, eines jetzt seltsamen Eindrucks, und nicht geeignet, uns die ausgebildete Persönlichkeit zu vergegenwärtigen, wie wir sie uns im Zusammenhang mit ihren schriftlichen Denkmalen jetzt denken möchten. Das andre Bild, von Friedel in Pastell gemahlt, erfüllt ebenfalls nicht die Forderungen, die wir in dem erwähnten Bezuge zu machen haben; eine gewisse Aehnlichkeit ist nicht abzuläugnen, aber sie ist ohne Künstlergeist, mit beschränkten Mitteln, roh, und doch nur zum Theil, wiedergegeben. Von diesem Bilde sagt sie selbst in einem Briefe: „Mein Bild zu Hause mißfällt mir sehr. Ich sehe, daß es ähnlich ist. Ich sehe aber gewiß manchmal anders aus. Sonst wär' ich zu widerwärtig." Und in einem anderen Briefe, vom Jahre 1814, ertheilt sie hierüber diese nähere, merkwürdige Auskunft: „Zwei unaussprechliche Fehler hab' ich: und die kennt niemand. — Jede Eigenschaft wird einer, die man nicht regieren kann. Es ist mir nie gelungen, und ich verzweifle auch nun ganz dran. Drum beicht' ich sie gern. Sie sind hideuse! Nämlich: ich habe etwas Hideuses, und das sind sie. Ja, denk dir, es existiren zwei Abbildungen von mir, ein Basrelief von Tieck's frühster Arbeit, und das Bild (von Friedel), welches bei meinem Bruder hängt; beide find' ich sehr ähnlich: und es sind mit die widerwärtigsten Gesichter für mich, die ich kenne. Bloß, weil

ich jene Eigenschaften bis zum langgezogenen Fehler darin sehe. Auch in noch zwei anderen Menschen ihren Gesichtern — die sehr hübsch sind — kenne ich sie; nur im leisesten Grad, und doch sind sie schon Karikatur; bei Graf B. und Prinz Louis Ferdinand. Der Ursprung liegt im Kinn. Beide, der Prinz und der Graf, haben auch diese Züge im Karakter. — Die beiden Eigenschaften aber sind bei mir: eine zu große Dankbarkeit und zu viel Rücksicht für menschlich Angesicht —. Eher kann ich nach dem eigenen Herzen mit der Hand fassen, und es verletzen, als ein Angesicht kränken, und ein gekränktes sehen. Und zu dankbar bin ich, weil es mir zu schlecht ging, und ich gleich an lauter Leisten und Vergelten denke; auch weil nur i ch immer leistete; dies Letzte ist ganz leidenschaftlich und mechanisch zugleich geworden." U. s. w. —

Das hier erwähnte Relief, von Friedrich Tieck im Jahre 1796 gebildet, schien gänzlich verloren; vergeblich waren nach Rahels Tode alle eifrigen Nachfragen, und Tieck selber konnte nur den Verlust bedauern, den er nicht mehr zu ersetzen vermochte. Die Freunde und Freundinnen, welche sich Abgüsse davon früher zugeeignet hatten, waren zerstreut, gestorben, und der zerbrechliche Gyps hatte den langen Zeitraum großer Bewegungen, die fast keinen Menschen ohne Wechsel des Orts und der Umstände ließen, nirgends glücklich durchdauert. Da kam unerwartet die Kunde aus Schweden, dort habe sich im Besitz einer Jugendfreundin Rahels, der Gräfin Sparre, dennoch ein Abguß jenes Reliefs erhalten, zwar nicht unverletzt, aber doch in solchem Zustande, daß das Ganze leicht und sicher wiederherzustellen war.

Ich empfing die mir unschätzbaren Bruchstücke des

werthen Bildes, und übergab sie der Sorgfalt Friedrich Tiecks, der sie, ohne an dem Gesicht das Geringste zu ändern, sorgsam zusammenfügte, dem Ganzen eine kunstgemäße Anordnung gab, und davon unter seiner Aufsicht eine Anzahl neuer Abgüsse sowohl in Gyps, als in Erz verfertigen ließ. Die Freunde und Verehrer Rahels sahen mit Freude und Bewunderung ein Bild in ihren Händen, welches mit dem Verdienste, die größte befriedigendste Aehnlichkeit darzubieten, zugleich den hohen Werth eines zarten und edlen Kunstwerks vereinigte. Wirklich hat in dieser kleinen und frühen, aber ungemein gelungenen und ansprechenden Arbeit sich die Meisterhand, und man dürfte fast sagen noch mehr der Meistersinn, des trefflichen Künstlers ausgezeichnet bewährt!

Auf einem runden vertieften Grunde hebt sich das Profil Rahels dergestalt hervor, daß sowohl der untere Abschnitt der Brust, und die Wölbung des Kopfs mit dem Haarwuchs, als auch die vordere Gesichtslinie selbst, den viereckten Einfassungsrand etwas überragen. Durch die kühne und wohlgeführte Hervorwendung, in Folge deren die Nase sich von der Grundfläche völlig absondert, und hinter dem rechten Auge selbst das zurückliegende linke etwas sichtbar wird, gewinnt das Bild eine ungewöhnliche Lebendigkeit, die sich dem Beschauer sogleich aufdrängt und seinen Blick festhält; es ist, als wolle das Bild ihm etwas Besonderes sagen, und er müsse abwarten, was sich begeben werde. Die Züge sind fein und scharf, in zarter Uebereinstimmung, durchaus beseelt, nicht idealisirt, sondern in frischer Wirklichkeit gehalten, die das Geistige in dem Körperlichen darstellt, dieses aber nie zu bloßem Stoffe werden läßt. Die Aehnlichkeit ist so groß,

daß alle Freunde, welche in jener frühen Zeit Rahel gekannt haben, versichern, schon damals sei das Bild sprechend ähnlich gewesen, und daß gleicherweise ihr späteres Aussehen in ihren letzten Lebensjahren vollkommen dadurch wiedergegeben ist. Diese Auffassung des Wesentlichen und Bleibenden, das durch einen Zeitraum von sechsunddreißig Jahren sich bewährt hat, gereicht dem Künstler zur großen Ehre. Das Bild ist gleichsam ohne ausgedrücktes Alter, und gleicht auch darin wieder seinem Gegenstande, indem man von Rahel selber sagen kann, was sie einst so geistreich als tief zur Bezeichnung Wilhelms von Humboldt angab, daß nämlich eine Haupteigenschaft seines Wesens sei, gleichsam außerhalb jedes Alters zu stehen!

Den Karakterausdruck dieses Gesichtes näher anzugeben, möchten wir den Scharfsinn und die Wortfülle eines Lavater herbeirufen. Schade, daß die physiognomische Kunst, das physiognomische Talent, in unsern Tagen so vernachlässigt, fast ganz abhanden gekommen sind! In Rahel selbst lebte es noch in frischer Thätigkeit, sie konnte mit durchdringendem Scharfsinn die verborgensten Gesichter aufschließen, Karakter und Schicksal der Menschen in kurzen raschen Sprüchen geläufig lesen. Von dem Einzelnen und Persönlichen, das sie so leicht und stark erfaßte, ging sie indeß immerfort und unaufhaltsam zu dem Allgemeinen über, und ihre Ergebnisse tragen alle den Karakter eines höheren Gebietes.

Wir glauben, Tieck hat einen solchen Moment hier ergriffen. Er zeigt uns Rahel in dem Augenblicke, wo sich eben ein eigenthümliches Gebild ihrem Geiste darstellt, das Auge scheint kühn und freudig seine Lichtstrahlen

auszusenden, welche den Gegenstand erhellen, entwickeln, sichern! Die klare, freie Stirne, von seltner Kraft und Vordringung, verräth den Gedankenreichthum, aus dem jenes neue Gebild sich entwunden hat, oder zu dem es gesellt werden soll; das ganze Gesicht nimmt mit heitrer Spannung Theil an der von oben angeregten Bewegung.

Der Mund, schön geformt, öffnet nur leise die milden, mäßig geschwellten Lippen, denen aber die Worte noch zögern, mit welchen doch plötzlich ausgesprochen werden wird, was noch nie gesagt worden ist. Die Oberlippe fügt sich in kurzer Einbiegung aufwärts etwas vorgezogen der Nase an, in welcher Schweifung die Physiognomiker eine Andeutung von feiner Empfindsamkeit und Geschmack erkennen wollen.

Die Nase selbst, höchst ausdrucksvoll, scheint die Zeichen entgegengesetzter Anlagen zu vereinigen, unschuldigen Natursinns und ausgebildeter Spürkraft. In der feinen, schmalen Nasenwurzel, um welche von beiden Seiten die Augen nah zusammenstehen, geht der bezeichnete Ausdruck in den verwandten der Augen und der Stirne harmonisch über. Hier ist es, wo auch neben der Schärfe des Denkens, der Sinn für Witz und Laune, die Auffassung des Komischen, so wie in der Stellung der Lippen der Ausbruch und Genuß desselben, sich offenbaren.

Ueber das Kinn hat Rahel selbst, wie wir gesehen, sich ungünstig geäußert. Sein etwas gedehntes Hervortreten deutet auf dreiste Thätigkeit, entschlossenen Willen und Eifer, hartnäckigen Muth, und insofern die andern, mehr idealen Bildungen und Züge des Gesichts grade diesem realistischen Zuge widersprechen und ihn fast auf=

heben, drückt das Kinn allerdings etwas Unvereintes und Störendes aus. Allein die beiden Karakterfehler, von welchen Rahel sagt, daß sie grade in diesem Bilde merkbar durch das Kinn bezeichnet seien, vermögen wir in diesem Theile des Gesichts am wenigsten wiederzufinden. Eher dürften wir sagen, das Kinn drücke das Gegentheil jener Fehler aus, und also wirkliche Fehler; denn keinem Leser kann entgangen sein, daß die von Rahel dafür angegebenen in Wahrheit die schönsten und frömmsten Eigenschaften sind. Eine zu große Dankbarkeit, ein stets bereitwilliges Leisten, eine unwiderstehliche Ehrerbietung und Schonung für menschlich Angesicht, dem leuchtenden Ebenbilde des höchsten Geistes! Wer darf hier die edelste, die seltenste Tugend mißkennen? Aber freilich stellt die Ausübung dieser Tugend sich gegen die Welt als Schwäche dar, als Widerspruch gegen die Anforderung des Verstandes, gegen die Einsicht in die Bedingungen der gemeinen Welt: und so wird nach außen zum offenbaren Nachtheil, zum wirksamen Schaden, was innerlich die reinste Erhebung der Seele ist! Den Ausdruck dieser Eigenschaften finden wir aber vorzugsweise in dem Theile des Gesichts, der unterhalb der Augen zu Mund und Wange hin sich erstreckt; hier ist der Sitz der seelenvollen Güte, der milden Nachsicht und Weichheit, der selbstvergessenen Theilnahme, der reichen Gefühlsfähigkeit, welche das volle Gegengewicht der geistigen Eigenschaften bilden, und mit ihnen die lebendigste Wechselwirkung eingehen; für sich allein aber, wie diese, das irdische Leben leicht in unglückliche Wendungen führen! In diesem Sinne nur, daß der selbstische irdische Trieb, den das Kinn entschieden ausdrückt, ungeachtet so starker

Anlage, in seiner Absonderung doch bloß als nutz= und kraftlose Demonstration erscheint, als beherrscht von beseelteren Kräften, nur insofern konnte Rahel, wie uns dünkt, jene sogenannten Fehler als solche in der Bildung des Kinnes wahrnehmen, hier, wo es als Nachtheil sichtbar wird, daß sie anderweitig vorhanden sind, und daß sie dennoch einen Ausdruck, den sie gleichsam bemeistert und aufgehoben haben, vereinzelt noch fortbestehen lassen!



Rahel.

Brief an Varnhagen von Ense, nach dem Tode seiner Gattin, von Gustav Freiherrn von Brinckmann.

> Let Fate do her worst, there are relics of joy,
> bright dreams of the past, which she cannot destroy;
> which come in the night-time of sorrow and care,
> and bring back the features, that joy used to wear.
>
> Thomas Moore.

Am Grabe der Verklärten fordern Sie mich auf, der Tage zu gedenken „die nicht mehr sind!" und ein heiliges Todtenopfer darzubringen der Einzigen, welche das jugendliche Streben meines Denkens und meiner Gefühle zu einem geistigen Leben veredelte.

Und wie sollte der Einsame, nun so schmerzlich Verwaiste! nicht mit jedem Pulsschlage dieses geistigen Lebens empfinden, nicht mit seinem letzten Athemzuge vor nachlebenden Freunden noch stolz und demüthig bekennen, was Sie ihm war, was er ihr als den innersten Schatz seines Lebens verdankt? — Ihr, wie keiner Andern! —

Als eine höchst merkwürdige Erscheinung ergriff Sie mein ganzes jugendliches Gemüth bei unserer ersten, von mir längst gewünschten Bekanntschaft. Wir trafen uns

in einer ziemlich gemischten Gesellschaft, wo Rahel wenig sprach, aber „geflügelte Worte“, die mich um so aufmerksamer machten, als sie nicht selten den feinen, tiefeindringenden Stachel der Biene verriethen. Wir andern glaubten wohl ziemlich klug zu sprechen; ich selbst nicht ohne Ansprüche auf Geist; und in dieser Stimmung warf ich ein paar Einfälle hin, welche eine Freundin von mir lebhaft widerlegte, wie es mir vorkam, nicht ohne beleidigenden Scherz gegen mich. Ich schwieg, weil ich nicht empfindlich scheinen wollte; als ich aber Rahel die Treppe hinab begleitete, fragte ich ziemlich unbefangen: ob *sie* wohl die Kernsprüche meiner Gegnerin für *wahr* hielte? — „Keinesweges! antwortete sie; aber wohl verdienten *Sie* die neckenden Stiche, die Ihnen, wie ich gleich merkte, so wehe thaten. Um so mehr da *Ihre* Behauptungen eben so wenig *Wahrheit* enthielten, und dabei nicht einmal *ehrlich* gemeint waren. Es ist immer *Eitelkeit*, den *Ernst*, sei er auch noch so unbeholfen, durch witzige Einfälle niederschlagen zu wollen, ohne Rücksicht auf die Ueberzeugung des anders Denkenden; Eitelkeit aber verdient keine Schonung. Ich *sollte Ihre Freundin sein! ganz andre Dinge würden Sie von mir hören müssen!*“

Betroffen aber doch freudig überrascht von dieser angebotenen Vertraulichkeit, blickte ich sehnsuchtsvoll in ihr geistreiches Auge, drückte ihr die Hand, und sprach leise: „*O! möchten Sie es werden!*“

Dies Treppengespräch war unsre *erste* Bekanntschaft; und für mich wahrlich keine gleichgültige. Bald darauf besuchte ich Sie in ihrer Wohnung, und da ich Sie allein traf, wurde unsre Unterredung sehr schnell ernsthaft und

inhaltreich. Ich wurde mächtig angezogen von der Klarheit ihres überlegenen Verstandes, und von der Offenheit ihres selbstständigen und doch so sanften Gemüths. Ihr gegenüber fühlte ich es um so schmerzlicher als jemals, wie sehr ich in mir unklar und verworren sei, und wie unfähig, das bunte Gewühl des äußern Lebens, und die stille Tiefe des innern versöhnlich zu enträthseln. Sie dagegen begriff mich vollkommen, und verdeutlichte mich mir selbst. —

Was ich in den Hörsälen der Weisen, in den geheimnißvollen Tempelhallen der Frommen, in der sinnlichen Prachtwelt vergebens gesucht hatte: ungeschleierte Wahrheit, Selbstständigkeit des Geistes und Innigkeit des Gefühls, kam mir in dem Dachstübchen dieser seltenen Selbstdenkerin als eine heilige Offenbarung entgegen.

Beinah wehmüthig lächelnd sagte sie mir einmal, nicht lange nach unserer vertraulichern Verbindung: „Sie sind ein hoffnungsvolles Kind, das noch weder seine Anlagen, noch seine Kräfte kennt. Ihr Gott und Ihre Tugend sind Blumen eines schönen kindlichen Gefühls; aber Sie sind nicht bestimmt ein ewiges Kind zu bleiben, oder, wie die Meisten, ein unreifer Mensch. Sie müssen frei und selbstständig werden, oder Sie werden schlecht; um so schlechter, je bescheidener Sie geweihten Vorurtheilen huldigen. Denn giebt es wohl etwas schlechteres, als Sklavensinn und Menschenfurcht, wie zierlich und geschmackvoll Sie auch Ihre Ketten abschleifen und glätten mögen? Götterscheu ist um nichts besser. Tugend? — das giebt sich von selbst, wenn man nur ein ganzer, nicht etwa ein halber, oder dreiviertel Mensch ist. Lesen und begreifen Sie „den

Prometheus", und glauben Sie an Goethe, wie an mich!

„Wer half mir wider der Titanen Uebermuth?
wer rettete vom Tode mich, von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig —
glühend Herz?" —

Muth, mein Lieber, ist alles! Geistesmuth nämlich! Heldenmuth von außen ist Kleinigkeit, oft kleinlich. Aber Muth im Innern, und Selbstvertrauen wider eine Welt von Vorurtheilen, eigenen und fremden — hätten Sie den, Sie würden eben so heiter in sich, eben so fest und eben so gescheidt sein, — wie ich. Aber Sie zweifeln lieber an sich, als an den Verheißungen irgend einer übermüthigen Weltweisheit, die bei Gott! nichts Ehrwürdiges hat, als ihre tausendjährigen Ahnen. Und doch ist ja diese allgepriesene Bescheidenheit des Gemüths so selten etwas anderes, als eine geedelte Feigheit des Geistes. — Gott und Tugend! — Ja! wohl haben wir frühzeitig gelernt, diese vieldeutigen Wörter auszusprechen, wie eine Zauberformel; aber was meinen wir damit? — Alles, oder Nichts! je nachdem wir selbst Alles sind, oder Nichts!"

Hören Sie nicht, lieber Varnhagen! hier noch die lächelnde Sibylle, wie in so manchen Stunden tiefsinniger Vertraulichkeit? — Wie oft erinnerte ich Sie später daran, daß dieses Gespräch die Geburtsstunde unsrer ewig unauflöslichen Freundschaft eingeläutet hätte. Es wirkte auf mich für das ganze Leben, wie ein Zauberschlag, der mich plötzlich in eine ganz neue Geisteswelt versetzt hätte.

Denn giebt es nicht in dem Leben mancher reich-begabten, aber noch in irgend einem Irrthum befangenen Menschen gewisse Augenblicke, wo ein Licht von oben sie blitzschnell erleuchtet; vor dem sie zwar anfangs erblinden, aber bald fällt es von ihren Augen wie Schuppen, und sie erblicken hernach sich selbst, die Welt und die Menschen im Zauberspiegel der Wahrheit. —

Für gescheidt, kenntnißreich, gebildet, und was man so gewöhnlich ausgezeichnet nennt, galt ich schon, ehe ich unsere Freundin kennen lernte. Gar manches hatte ich mir angelernt und anempfunden von der Weisheit des Tages und von der Bildung schöner Umgebungen; nach Freiheit schmachtete schon mein Geist, wie mein Herz nach Reichthum und Fülle des innern Lebens; aber die kühne Wollust des Selbstdenkens entzündete sich in mir an der Altargluth ihrer höhern Welt- und Lebensansichten.

„Almosen kann ich Ihnen nicht spenden, sagte sie mir einmal; schenken kann ich Ihnen nichts von dem Meinigen; keiner hat mehr als er selbst braucht. Aber reich werden, ohne zu betteln, durch trotziges Zurückfordern Ihrer angeborenen Besitzthümer von den habsüchtigen Vormündern Ihres volljährigen Geistes, Ihrer Seelenkräfte — das können Sie lernen von Ihrer freigeisterischen Freundin. — In der Tiefe des Gemüths verbirgt die Menschheit ihre Schätze; die Oberfläche gewährt nichts als zierliche Blumenbeete, wenn es hoch kömmt, prunkende Gartenanlagen. — Sie haben nun einmal Verstand, und mit dem ist nicht zu spaßen. Der ist stärker als eine Leidenschaft. Empören kann man sich gegen ihn, nicht aber ihn besiegen,

wie jene. Zum Freunde müssen wir ihn haben im Scherz, wie im Ernste, oder er wird unser Plageteufel in allen Verhältnissen des Lebens. — Die Hunderttausende, die keinen Verstand besitzen, oder nur so ein bischen zum kärglichen Hausbedarf, die können sich behelfen mit Schwärmerei, mit sogenannter Glückseligkeit, mit sinnlichem Genuß, mit Frömmelei, vorzüglich mit Leichtsinn und Nichtdenken. Wohl können wir von dem allen auch etwas brauchen, wenigstens den schönen Leichtsinn: aber doch auf andre Weise; nur mit und durch den Verstand, der bei uns keinen Augenblick seine Rechte aufgiebt. Nichts wäre freilich bequemer, als wenn man nach Belieben, bisweilen klug, und bisweilen dumm sein könnte, das geht aber nicht; und uns bleibt keine andre Wahl übrig, als Galeerensklaven, oder freiwillige Freunde des Verstandes zu sein — besser freilich der Vernunft."

So freundlich und ernst ermuthigte sie mich oft, wenn sie zu fürchten schien, ich möchte feige oder träge zurückbleiben in der mir nicht bestimmten Heimath lieblicher Täuschungen, und die Stimme der höheren Begeisterung überhören, die zu Abraham sprach: „Gehe aus Deinem Vaterland, und von Deiner Freundschaft, und aus Deines Vaters Hause, in ein Land, das ich dir zeigen werde."

Sehen Sie hier, lieber V., was mich von unsrer ersten Bekanntschaft so unauflöslich vereinigte mit dieser geisteskräftigen Denkerin; was so mächtig wiederklang in meiner eigenen Brust bei jedem offenmüthigen Gespräch mit ihr: „Höhere Sittlichkeit durch höhere Freiheit!" Nur durch diese begriff man ihr Leben, wie

ihre Weisheit, und nur hiedurch hat sie auf mein innerstes Sein und Denken gewirkt, wie keine der neun Musen. Sie, die Begeisterte der selbstthätigen Vernunft, deren geistiger Schüler zu sein ich mich immer und überall gerühmt habe, vor Weisen und Fürstinnen, wenn diese etwa an meiner eigenthümlichen Weltansicht oder Geistesrichtung etwas Ausgezeichnetes fanden. —

So fragte mich einmal Herder, als es mir geglückt war, sein näheres Vertrauen zu gewinnen, und ich mit der heitersten Freimüthigkeit über alle göttliche und menschliche Dinge mit ihm sprach: „Aber wie sind Sie so zeitig zu diesem Reichthum von Erfahrungen gekommen, zu dieser Klarheit der Weltanschauung, zu dieser Durcharbeitung Ihres Innern? Von den Hochschulen haben Sie das nicht, auch wahrlich nicht von der Berliner Aufklärung.“ — „Nein, antwortete ich ihm, aber größtentheils von einem Berliner Mädchen, einer Selbstdenkerin, die noch jünger ist als ich, der aber ein Geist der Weissagung, und mit dem zugleich alle Erfahrungen angeboren sind. Die eben deswegen so Herrliches und so Lebendiges lehren kann, weil sie selbst nichts gelernt, nur alles empfangen hat mit keuscher Seele von dem Gott in uns, als eine Offenbarung der Vernunft; die von dieser allein begeistert, die Wahrheit eben so naturgemäß denkt und empfindet, wie sie die Luft einathmet und lebt, ohne schulgerecht dem Wunder nachzuspüren, wodurch beides wohl möglich wird.“ —

Wohl hatte sie, wie Sie wissen, beinahe spielend Kunde genommen von allen Helden des Denkens, von allen Göttersöhnen des Genius; aber mehr wie sie scherzend

behauptete, um zu untersuchen, wie weit diese auch wohl selbst die Eingebungen verstanden hätten, die sie von oben empfangen; nur um die echten Propheten von den falschen zu sondern. —

„Aus der zweiten Hand, meinte sie, müßte man nichts kaufen; nicht eben, weil die Waare gewöhnlich verfälscht sei, sondern weil der wohlfeile Preis den Geist nachlässig und träge mache, daß er selbst nicht mehr gräbt und emporarbeitet, was die Tiefe seines Innern ihm darbeut. Keine Begeisterung muß uns anwehen von außen, sie muß aufglühen von dem heiligen Opferherd unsers eigenen Gemüthes. Auf das Selbstdenken kommt alles an; auf die Gegenstände desselben oft sehr wenig; wie selbst auf die Geliebte oft weniger als auf das Lieben." — Ich konnte lange nicht begreifen, fuhr sie fort, „warum mir nichts in den Kopf wollte von allen den schönen Sachen, die andre gleich auswendig wußten. Ich meinte wohl ich sei dumm, bis ich einsehen lernte, daß meine Lehrer es waren. Sie hätten begreifen sollen, daß mein Geist zu reich geboren, schon zu beschäftigt und zu unruhig sei, um so schnell Fremdartiges aufzunehmen; daß in meinem Köpfchen kein Platz sei für Neues, ehe dort alles aufgeräumt und in Ordnung gestellt wäre."

„Mit Menschen habe ich mich überhaupt lieber abgegeben, als mit Büchern. Jene sind leichter und bequemer zu lesen; denn es steht gewöhnlich nicht viel auf jeder Seite, und doch beinahe immer etwas, welches die Buchmacher am häufigsten übersehen. Freilich, das Sehen! und vorzüglich das Schnellsehen ist nicht bloß eine schwere, sondern ich möchte glauben, eine uner=

lernbare Kunst. Sie schickten mir neulich Hessens „Versuche zu sehen." Das Buch ist aber nicht übel, und der Titel ist vortrefflich. Der weiß es doch wenigstens, daß das Sehen keine so leichte Kunst ist." —

Und gerade diese Kunst besaß Rahel selbst in einer Vollkommenheit, die ich wenigstens bei niemandem wieder angetroffen habe. Nicht bloß ihr geistiges, sondern auch ihr körperliches Auge war so klar, so scharf, und so geübt, daß in der zahlreichsten Gesellschaft ihr nicht leicht die geringste Kleinigkeit entging, wodurch einzelne Personen sich mehr oder weniger auszeichneten, — und das oft bei dem flüchtigsten Ueberblick. Daher war auch die größte, von ihr selbst bewunderte Schauspielerin nie gleichgültig gegen ihr oft strenges, aber immer wohlbegründetes Urtheil.

Ich entsinne mich noch des Abends, wo Iffland zum erstenmal in Berlin auftrat; angekündigt von Weimar aus als ein zweiter Garrick, empfangen und beklatscht mit rauschendem Beifall. Wir sammelten uns nach dem Schauspiel bei Rahel, und alle wünschten, sie über den allbewunderten Künstler zu hören. — „Iffland; sagte sie ganz gelassen, ist kein Genie, wie unser Fleck; aber ein großes Talent. Folglich mag er immer vortrefflich spielen, wenn er seine Rolle gut eingelernt hat; angeboren ist ihm keine, wie dem Genie jede. Daher wohl hie und da Mißgriffe, wenn auch in Kleinigkeiten, die aber doch für den aufmerksamen Beobachter den Kunstgenuß stören. So war zum Beispiel heute Abend bei jener Stelle sein Mienenspiel sehr richtig, aber die Bewegung der Hand damit völlig im Wider=

spruch." — Keiner von uns hatte das bemerkt; aber alle fanden nun den Mißgriff auffallend, wie Rahel denselben flüchtig nachmachte. —

„Meine sichern Augen!" rief sie selbst bisweilen aus, „die soll mir wenigstens niemand absprechen." Und wer hätte das auch gewagt? Traf doch ihr erster Blick oft, wie der Blitz, nicht etwa die Oberfläche des Gegenstandes, sondern spaltete diesen bis zur Enthüllung des innern Kerns. In einer großen Gesellschaft erschienen zwei fremde Frauen zum erstenmale, und es wurde viel hin und her gesprochen über ihre Schönheit und welche wohl durch ihre Gesichtszüge den meisten Geist verriethe. — „Und Sie?" fragte ich Rahel. Mit einem hastigen Blick auf die eine, die am meisten zu versprechen schien, sagte sie: „Aquarelle!" dann mit einem Winke auf die andre: „Oelgemählde!" — und die nähere Bekanntschaft beider Frauen bewährte vollkommen den Augentakt der schnellblickenden Seherin.

So haben mich auch Künstler versichert, daß sie gewöhnlich mit dem ersten Hinblick auf ein Gemählde sogleich mit fröhlichem Ausruf dem Gelungenen huldigte, das wirklich Verfehlte eben so schnell mit bedeutendem Stillschweigen rügte. Und daran erkannte man sie wirklich in allen Verhältnissen des Lebens. Sie schmeichelte nie, in der unredlichen Bedeutung des Worts; aber sie hatte große Freude daran, gerechtes Lob zu ertheilen; vorzüglich wo sie wußte, welchen großen Werth man auf ihren Beifall setzte.

Auch das machte ihren gesellschaftlichen Kreis so behaglich, so bequem, so unbefangen und lebensfroh, daß sie jedes Mitglied desselben noch mehr geltend zu machen

suchte, als worauf er selbst hätte Ansprüche machen können; daß sie alles, was sie etwa mißbilligte mit Schonung übersah, und mit seltenem Zartgefühl das Gespräch von jedem Streitpunkte ablenkte, der auch nur eine augenblickliche Verstimmung hätte verursachen können. — „Meinen Tadel", sagte sie mir einmal, „spare ich für meine nähern Freunde. Euch werde ich, wo es Noth thut, wahrlich nicht schonen. Meine Freigeisterei, meinen Stolz, meine hochherzige Verachtung aller geistfesselnden Vorurtheile, gehören bloß für die Klügsten und Vertrautesten unter euch; aber jeder gemischten Gesellschaft die sich bei mir versammelt, bin ich pflichtig, Gutmüthigkeit und Anmuth umsonst darzubieten, — wie Thee oder Gefrorenes. Hier ist ja nicht von Tugenden die Rede, sondern von schönen Formen der Umgänge. Ohne diese kein Witz, keine Freimüthigkeit, kein fröhliches Sichgehenlassen, die nicht in Beleidigungen ausarten könnten. Mich verstimmt schon jeder Scherz, der nicht immer ohne Absicht, auf Geschichten oder Verhältnisse anspielt, welche irgend einen aus der Gesellschaft in Verlegenheit setzen müssen. Meine Rache dabei ist gewöhnlich ein dummes Gesicht, mit der Frage: „Wie meinen Sie das? ich verstehe Sie nicht", wodurch denn die Verlegenheit oft glücklich genug zurückgewälzt wird auf den unbesonnenen Witzling. — Sie sind in Behandlung der Alltagsmenschen viel ungeschickter als ich. Sie schweigen auch bei überraschenden Dummheiten, aber mit sichtbarem Verdruß; ich aus meiner Gutmüthigkeit; und nehme ich gewisse Plattheiten erst komisch, so belustigen sie mich bisweilen eben so sehr, wie die glücklichen Einfälle. Glauben Sie mir: es ist gleich

abgeschmackt, den Ernst, oder die Tugend, am unrechten Ort geltend zu machen. Schweigen und reden müssen wir, wenn wir einmal gefallen wollen, nicht immer wie uns der Schnabel gewachsen ist, sondern wie den andern die Ohren." —

So spielte sie denn auch ihre doppelte Rolle überall unnachahmlich schön; und wohl mußte man von ihr rühmen, wie Wieland von seiner Musarion:

„Gefallend, wenn sie schwieg; bezaubernd, wenn sie sprach! —
und jener leichte Witz, dem's nie an Reiz gebrach!
Zum Stechen, oder liebzukosen
gleich aufgelegt; doch lächelnd, wenn er stach, und ohne Gift." —

Und so nur konnte es ihr gelingen; — ihr, dem anspruchlosen Bürgermädchen, ohne glänzende Verbindungen, ohne den allgültigen Freibrief der Schönheit, und ohne bedeutendes Vermögen, doch allmählich einen zahlreichen Gesellschaftskreis um sich zu versammeln, der, ohne allen Vergleich, der anziehendste und geistreichste war in ganz Berlin. Einen Kreis, in welchen aufgenommen zu werden Königliche Prinzen, fremde Gesandten, Künstler, Gelehrte oder Geschäftsmänner jedes Ranges, Gräfinnen und Schauspielerinnen — sich gleich eifrig bemühten; und wo jeder von ihnen nicht mehr Werth, aber auch nie weniger hatte, als er selbst durch seine gebildete Persönlichkeit geltend zu machen vermochte. —

Sie kannten diesen Kreis nicht in seinen frühesten Blüthenjahren, lieber Varnhagen, denn als Sie die nähere Bekanntschaft unsrer Freundin machten, waren die meisten Mitglieder desselben, vorzüglich viele des alten Stammes, schon durch den anbrechenden Zeitsturm auseinander ge-

sprengt. Aber alle, die ihm einst angehörten — wie schmerzlich und sehnsuchtsvoll vermißten wir nicht überall diese Frühlingsmomente eines geselligen Vollgenusses, in der öden Ferne des einsamen Spätherbstes. Ja! sie selbst, die Schöpferin jener Glückseligkeit, theilte ja mit uns diese Sehnsucht nach einer ganz einzigen Vergangenheit, die sich nicht wieder zurückzaubern ließ in die verwandelte Gegenwart. In einer viel späteren Zeit, und in ganz neuen Verhältnissen schrieb sie mir nicht ohne wehmüthige Erinnerungen: „Alles Uebrige wäre denn recht gut; aber ich vermisse unendlich, schmerzlich, ertödtend, meinen alten Umgang, und kann mir keinen ähnlichen mehr aus dem neuen bilden. Von der Seite werde ich also ewig darben.“ —

Und wie sollte sie nicht vermissen, was sie vermuthlich in allen Ländern vergebens gesucht hätte? Ich wenigstens, der ich doch auch ziemlich in der Welt herumgekommen bin, und überall nichts so angelegentlich zu erforschen gesucht, als den herrschenden Gesellschaftston, im Allgemeinen sowohl, als in den Freimaurer-Vereinigungen des vertraulichern Umgangs, muß offenherzig bekennen, daß ich nie und nirgends einen Kreis angetroffen, der sich so ausgezeichnet hätte durch gediegene Unterhaltung, tiefgeschöpfte Bemerkungen über das Leben, die Welt und die Menschen, ja durch geistreichen Scherz, und oft sprudelnden Witz — als Rahels mir ewig unvergeßliches Dachstübchen. —

Mit dem allen sei aber keinesweges behauptet, daß die Wahl ihres Umgangs die höhere Bildung gewisser Klassen der Gesellschaft ausschließend begünstigt hätte. Den Großen und Vornehmen wurde ihr Stand

eher verziehen, als zu gute gerechnet, und ihr brennender Durst nach Kenntniß der Menschheit durch die Menschen erlaubte ihr keine französische Grenzlinie zu ziehen zwischen Adel und Bürgerlichkeit — im geistigen Sinne. Dies anzudeuten, wiederholte sie mir einmal Schillers Verse:

„Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter unter der Menschen flücht'gem Geschlecht: aber die Natur, sie ist ewig gerecht!"

und setzte dann hinzu: „Ich bin wie die Natur!"

Ihre frische Beweglichkeit in der Außenwelt, auf Reisen, im Schauspiel, oder auf Sammlungsplätzen des öffentlichen Vergnügens, brachte sie daher auch in Berührung mit Personen, welche ihr grade eine besondere Theilnahme einflößten, die wir einseitiger Gebildeten nicht immer aneignen konnten. Aber auch das war vorzüglich auszeichnend in ihrem oft bunten Gesellschaftskreis, daß jeder Neuhineingezogene sogleich mit dem Ganzen verschmolz, und daß der unleugbar feine Ton ihrer Umgebung dadurch auch nie auf das leiseste verstimmt wurde.

Wohl hörte man sie irgend einmal mißlaunig ausrufen: „Ach! was soll ich denn mit all den neuen Menschen? kenn' ich sie denn nicht schon alle mehr als zu gut?" — Aber darauf hätte es keiner wagen dürfen, sie etwa ganz einfältig zu ermahnen, ihren Kreis einzuschränken, und sich mit dem Umgang einiger Auserwählten zu begnügen; denn spöttisch möchte sie vielleicht darauf geantwortet haben: „Wie wißt ihr denn, ob ich nicht allenfalls noch besser wählen kann?" —

Denn die Menschen in Masse, wie im Einzelnen,

waren und blieben doch ihre unermüdete Liebhaberei. „Sie sind doch alle verschieden", sagte sie wohl dann wieder, und unstreitig mochte sie gerade diese Liebhaberei auch bisweilen nachsichtiger machen bei der Wahl ihrer bloß gesellschaftlichen Umgebung. Als sie Schleiermachern einmal vorwarf, daß er sie so selten besuchte, und dieser scherzend antwortete: „Ja, wenn Sie nur nicht so viel schlechte Gesellschaft sähen, mit der ich durchaus nichts anzufangen weiß", — erwiederte sie lächelnd: „Aber das ist eben Ihr Fehler. Mit allem muß der Denker etwas anzufangen wissen, nur auf seine eigene Weise. Wären Sie selbst, bei all Ihren trefflichen Anlagen, und Ihrem übermächtigen Geist, wohl ein so großer Gelehrter und ein solcher Vielwisser geworden, wenn sie nicht sehr viel schlechte Bücher gelesen hätten? Nicht durch diese Bücher, aber bei Gelegenheit derselben, durch das eigene Sichten und Bearbeiten jenes dummen und platten Inhalts, haben Sie ihren eigenthümlichen Genius so vielseitig und selbstständig ausgebildet. Warum beurtheilen Sie meine schlechte Gesellschaft nicht eben so? Fragen Sie nur Brinckmann, den habe ich endlich gelehrt, Menschen aller Art zu lesen oder durchzublättern." —

„Man kann nie Welt- und Menschenkenntniß genug haben", sagte sie oft, „um selbst die alltäglichen Verhältnisse des Lebens richtig zu beurtheilen und zu behandeln. Der Verstand und die Lehrbücher reichen bei weitem nicht hin. Mit Geist und Herz muß man aufsuchen und zusammenlesen, was die Natur mit unendlichem Reichthum überall vertheilt, die Wirklichkeit so armselig zersplittert, oder einschränkt. Shakespeare verstand das,

und weil er so groß war, selbst in Behandlung des niedrigsten Stoffes, hielt ihn Voltaire für gemein. Und Goethe! Hat er wohl das arme bürgerliche Gretchen weniger verherrlicht, weniger anziehend dargestellt, als Iphigenia, oder die Fürstinnen von Ferrara? Kennen mußte er also doch die eine, wie die andere, um aus beider lebendigster Eigenthümlichkeit das rein Menschliche zu läutern und zur Kunstschönheit zu erheben. Er wußte, weil er es gefühlt hatte, daß ein niedriges, aber engelschönes Clärchen das ganze große Heldenherz eines Egmont ausfüllen konnte, weil dieser Egmont, wie der Dichter selbst, nicht bloß geistreich ehrgeizig und erhaben war, sondern auch «ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt, und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt.» (Goethes Egm.) Für die höhere Kunst giebt es in der ganzen Menschheit nichts Niedriges, außer der rohen Sinnlichkeit und der vornehmen Sittenverwilderung; und gerade diesen lieh Voltaire nur allzu großmüthig den Strahlenkranz seiner Muse. Verhält es sich aber mit dem Leben anders, als mit der Kunst? Nur adle man den Pöbel nicht zum Volk; der Grundirrthum alles jetzigen Geträtsches über Freiheit und Gleichheit! Wer möchte dem Volke nicht lieber angehören, als dem Hofgesindel? Der freien Natur nicht lieber, als dem zugestutzten Kunstgarten? Die Dummen begreifen das freilich nicht; aber auch die bloß Klug-Gebildeten wollen es nicht gerne Wort haben, damit sie für Geistes-Adel gelten, und berechtigt scheinen mögen, den bürgerlichen Reichthum zu verachten, wie sehr sie solchen auch heimlich beneiden. — Ich verachte wahrlich

nicht die Feinheit, den Geschmack und die anziehende Art und Weise, die man oft vorzugsweise in der großen Welt antrifft. Denn diese Formveredlung des Lebens und des Umgangs gehört ursprünglich jeder höheren rein menschlichen Ausbildung; und was verhinderte uns denn die schöne Welt überall anzubauen, auch außerhalb der großen? Aber selbst wenn in dieser letzteren jene sittliche Veredlung der äußern Verfeinerung nicht zur Grundlage dient, so erinnert sie wenigstens unwillkürlich daran; und schon das ist kein gleichgültiger Vorzug des guten Geschmacks. Nur die eigentlichen im alltäglichen Sinne sogenannten «Leute von Welt», diese anspruchsvollen Tituskköpfe einer gekräuselten Ziererei, die sich einbilden, allein und ausschließend allen Reichthum des schönen Lebens der Kunst und der Dichtung in Erbpacht genommen zu haben — nur diese sind mir ein Gräuel; denn sie sind von allen die leersten, die eingeschränktesten und die armseligsten Welt- und Menschenkenner. In allen Ländern sind sie ganz eigentlich — «Ausgewanderte Franzosen», welche die Landessprache der Menschheit zu lernen verschmähen, und von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen derselben nichts wissen, als durch platte Uebersetzungen, welche ihre eigenen unwissenden Glaubensgenossen hie und da versucht haben — den hochberühmten La Rochefoucauld mit einberechnet. Diese «grauen Schüler», wie Schiller seinen Philipp so glücklich nennt, kennen kaum die Frakturbuchstaben gewisser Stände oder Amtsverhältnisse, und ich möchte so gerne alle Menschen in der flüchtigsten Handschrift lesen können. — Ach! wohl fühl' ich, was ja

schon unsern großen Meister schmerzlich genug beängstigt hat:

«Ich zittre nur, ich stottre nur, und kann es doch nicht lassen.» —"

Hierüber war Rahel unerschöpflich; und auf diese allumfassenden Ansichten des Lebens, auf diese Thalquellen der Menschenkenntniß kam sie immer wieder zurück, so oft von engerem oder ausgebreiteterem Umgang die Rede war. —

Auch darum war ihr Goethe der erste aller Dichter, ihr einziger Lehrer! „Der hat «seinen ganzen Menschen» mit an den Hof gebracht", sagte sie, „und sich dort wahrhaftig nicht einen neuen bordiren lassen. Seinen Reichthum hat er dort nicht eingesammelt, sondern überall. Sein Gold hat er dort nicht umprägen lassen zu Schaumünzen für reiche Liebhaber, sondern wohlthätiger ausgemünzt zu vollwichtigen Thalern und Groschen, die im Handel und Wandel umlaufen, und auf dem Markte gelten, wie am Spieltisch, weil jeder sie nach seinem Bedürfniß einwechseln und wieder ausgeben kann."

— „Solche Menschenkenntniß wie Goethe's", sagte sie ein andresmal, „kommt einem nicht angeflogen, wenn man sich in englischen Wagen durch die Welt wiegen läßt. Dazu muß man zu Fuße gehen, mit Weisen, oder mit lustigen Gesellen, wie es kommt; nicht «die Cour machen», sondern Liebschaften haben, immer frische und lebendige, nachdem derselbe Werther sich längst schon erschossen hat. Man muß sich nicht anmelden lassen, oder Karten abgeben bei vornehmen

und hochberühmten Philosophen, um gehorsamst nachzufragen, wie sich die Menschheit befindet? man muß sie selbst aufsuchen, sie mag zu Hause sein, oder ausgebeten; und ohne anzuklopfen sich heimisch niederlassen bei Kranken und Gesunden, und so allen ganz unvermerkt nach dem Pulse fühlen. Man muß hinhorchen, wo die Dummheit salbadert, oder die Klugheit, weil beide doch hie und da irgend einen geheimen Sinn verrathen möchten. Man muß am Schlüsselloche lauschen, auch in der armseligsten Hütte, wo unsre alltäglichen Beobachter kaum ein Schloß vermuthen. — So lernt man, so weiß man endlich etwas von dem Vielen, — was wir doch am Ende nie gründlich und vollkommen erfahren. — Nennet mir aber, unter allen unsern Dichtern Einen solchen reichen und vornehmen Fußgänger außer Goethen! Was der nicht weiß, werden wir wohl sobald nicht erfahren!" —

„Schade!" sagte einer von uns, „daß Faust nur ein Bruchstück geblieben ist!" — „Schade?!" rief Rahel; „ist denn das nicht sein größtes Verdienst? Ist er denn nicht eben dadurch ein so sprechendes Bild der ganzen innern Menschheit, die mit all ihren Höhen und Tiefen, ihrem Steigen und Sinken, ihren Ahnungen und Räthseln, für uns doch wohl ein ewiges Bruchstück bleiben wird, ohne Auflösung und beruhigende Entwickelung. Goethe darf kaum dies Gedicht fortsetzen, wenn das Nachbild dem Urbilde getreu bleiben soll; daß er es nicht zu einem übereinstimmenden Ganzen vollenden kann, — dafür hat Gott gesorgt; oder, wenn Ihr wollt: der Teufel — durch den Sündenfall." —

Nach diesem so sinnigen und bestimmten Wort möchten wir wohl zweifeln, ob Rahel durch den später erschienenen zweiten Theil des Faust sich für widerlegt halten würde. —

So anmuthig und belehrend entwickelte sie oft mit Ernst und Laune ihre eigenthümlichen Ansichten in dem geschlossenen Kreise ihrer theilnehmenden Freunde und Vertrauten. — Kürzer, oder ausführlicher, wenn auch vielleicht nicht immer mit den nämlichen Ausdrücken, deren ich mich hier bedient habe, um ihre oft abspringenden Sinnsprüche zusammenhängender mitzutheilen. Und doch möchten wohl auch diese, vorzüglich die ihr eigenthümlichen und am meisten bezeichnenden selten genug von mir gegen gleichgültigere ausgetauscht worden sein. Gewiß wird keiner, der ihrer vertrauten Gespräche zu meiner Zeit gewürdigt wurde, mich einer unrichtigen Auffassung ihrer Denkart und Meinungen zeihen. —

Mit so strengen und hohen Forderungen an die ihr genügenden Welt- und Menschenbeobachter, ist es sehr natürlich, daß sie keinen sonderlichen Werth legte auf jene französischen Schönschreiberinnen, die eine so feine und scharfe Menschenkenntniß aus dem Umgange mit dem Hofe und den höheren Ständen geschöpft haben wollten. Gelesen hatte sie alle derselben, und, wie sie sich einmal ausdrückte, „aufmerksam genug, um auch hie und da etwas Vernünftiges hineinzulesen; weil der klare schöne Styl die dicke Dummheit und Verworrenheit der Begriffe doch nicht recht zu Worte kommen ließe"; — aber gewöhnlich fertigte sie eine solche „Hoch- und Wohlgeborene Denkerin" kurz ab; oft wohl mit einem mitleidigen Achselzucken: „Die hätte auch manches in mei-

nem Dachstübchen lernen können. Etwas mehr bin ich doch!"

Und wohl hatte sie Recht. Wie unendlich viel mehr war sie nicht! — Wie sie aber dies war, und wie sie es geworden, hätte vielleicht keiner, der sie noch so genau kannte, glücklicher entwickeln können, als Schiller in einem seiner Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen geschlechts." —

„Je vielseitiger", sagt er, „sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist, und je mehr Fläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich. Je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, desto mehr Welt begreift der Mensch. Wo sich diese beiden Eigenschaften vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Dasein, die höchste Selbstständigkeit und Freiheit verbinden; und anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit der Erscheinungen in sich ziehen, und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen." —

Vorzüglich mit Bezug auf Rahel waren mir diese Zeilen beim ersten Lesen als wahr und treffend aufgefallen. Ich schickte ihr das Buch, die obige Stelle unterstrichen, mit der Frage, wie ihr das wohl gefiele? und als ich es zurückbekam hatte sie, wie nicht selten mit scherzendem Stolze, an den Rand geschrieben: „Ja! so ists, **denn** so bin ich!" —

Für Sie, lieber Varnhagen, brauche ich wohl kein Wort zu verlieren über dieses bekräftigende „denn"; wir sind beide hinlänglich überzeugt, daß dieser scher=

zende, bisweilen auch wohl ganz ernsthaft gemeinte Stolz bei ihr nicht die geringste Beimischung von Eitelkeit hatte, oder von Ueberschätzung ihres eigenen Werthes. Es war die natürliche Unbefangenheit eines vorzüglichen Geistes und einer gesunden Seele, welche beide die heuchelnde Ziererei mit der eigenen Persönlichkeit albern und verächtlich fanden. —

Sie konnte nie begreifen, „warum man furchtsamer von seinen geistigen Eigenthümlichkeiten sprechen sollte, als von seiner körperlichen Gesundheit, seinen blauen Augen oder seinem dunkelbraunen Haar". Wohl aber wußte sie, vor wem sie das that; und mit jenem Morgenhäubchen der Vertraulichkeit ging sie wahrlich nicht ins Schauspiel oder auf den Ball. Wer wußte besser, als sie, wo der Schleier hingehörte, und wo er bloß unnütz und unbequemlich war? War es denn Stolz, wenn sie ihre Schwächen, ihre „Seelenkrankheiten" eben so freimüthig ihren Vertrauten, nicht bloß eingestand, sondern auch auf solche aufmerksam machte, mit denen manche gefallsüchtige Frau noch allenfalls hätte prunken können, als mit Schönpflästerchen empfindsamer Ziererei? Schrieb sie mir doch wenige Jahre vor ihrem Hinscheiden: „Freilich besitze ich noch meine ganze Kraft, meinen ganzen innern Werth, aber auch alle meine unheilbaren Schwächen und Ungeschicklichkeiten, die Sie kennen, und über welche Sie mich oft so gutmüthig trösteten. Aber sie sind immer noch da, und werden mich martern, bis das Herz keinen Schmerz mehr empfindet und keine Freude." Und ein andresmal wie rührend! — „Halten Sie mich, nach dem Obigen, auch nicht für zu stolz? Ach, lieber Brinckmann, man ist nicht stolz

mit Thränen in den Augen, wie ich diesen Brief schreibe.“ —

Nein! Ihre Unbefangenheit hatte keine Ahnung von kleinlicher Eigenliebe oder absprechendem Stolze. Wie wir andern ohne Unbescheidenheit gestehen können, daß wir Griechisch wissen, wenn wir mit Gelehrten sprechen, so verheimlichte auch sie nicht ihre tiefere Menschenkenntniß, ihren durchdringenden Scharfblick vor denjenigen, die Sinn hatten für ihre seltene Eigenthümlichkeit und würdig waren, von ihr belehrt und gebildet zu werden. Mit der geputzten Mittelmäßigkeit sprach sie von dem neuesten Schauspiel, von den „Wunderaugen der Marchetti“, oder von dem Iphigenien-Schleier der Unzelmann. —

Vielleicht gehörte aber auch eine solche Allseitigkeit des Geistes dazu, wie die ihrige, um auch aus noch so gemischten Gesellschaftsverbindungen nicht bloß Vergnügen, sondern Nutzen zu schöpfen. So reich ihre Menschenkenntniß war, so bewundrungswürdig gewandt und leicht abgewogen war ihre Behandlung der verschiedensten, sich einander oft völlig widersprechenden Karaktere. Belustigend durch ihren Witz und ihre scherzhafte Laune; liebenswürdig durch die Herzlichkeit ihrer Theilnahme an allem Guten und Schönen; anziehend durch anspruchlose Gutmüthigkeit, die mit jedem Kinde spielte, wie mit „lebenden Blumen“; und doch dabei ehrfurchtgebietend, durch eine Geistesüberlegenheit, die für den Kenner überall durchschimmerte. — So genügte sie den strengen Forderungen des erhabensten Genius, wie der fröhlichen Unbefangenheit alltäglicher Vergnügungen.

Sie wissen, wie sehr Goethe ihren seltenen Werth

anerkannte, und ihren Umgang liebte; und doch war dieses, sobald er sie einmal kannte, leichter zu erwarten, als daß Fürst De Ligne, selbst ein unerreichtes Muster geistreicher Liebenswürdigkeit aus der Blüthenzeit des Französischen Hoftons, so viel Sinn haben sollte für diese echte, gediegene Deutsche. Zwischen ihr und Goethe ließ sich eine Wahlverwandtschaft des Geistes und der Gesinnungen schon voraussetzen, aber für De Ligne hätte ihre höchste und schönste Eigenthümlichkeit durchaus fremd bleiben müssen, wenn sie ihn nicht erst durch ihren leichten Witz und ihre anmuthige Lebensgewandtheit aufmerksam gemacht hätte auf die erstere. So lernte er schnell genug auch diese schätzen, und bei jedem Wiedersehen fand er unsere Freundin immer von neuem einzig anziehend und liebenswürdig, wie Briefe und Gedichte von ihm an sie hinlänglich bezeugen.

Eine größere Eroberung war aber unstreitig die Frau von Stael; und Sie wissen vielleicht nicht, wie schnell, diese geistreichste aller Französinnen gleich nach der ersten Bekanntschaft bis zur Bewunderung hingerissen wurde von der unverkennbaren Ueberlegenheit unsrer anspruchslosen Freundin. *) Die berühmte Reisende hörte nämlich

---

*) Rahel hat die Frau von Stael nicht zuerst in Berlin, und nicht nur Einmal, gesehen, sondern schon früher ein paarmal in Paris. In einem erst jetzt gefundenen Briefchen vom Jahre 1804, als Frau von Stael eben in Berlin war, sagt Rahel:

„Je serai assez charmée de faire la connaissance de madame de Stael; mais je l'ai lue; et j'ai assouvie la curiosité qu'on a de connaître une personne intéressante. Je

in Berlin den Prinzen Louis von Rahel sprechen als von einer Person, welche, „wie man versicherte", in jedem Lande unter den Höchstgebildeten Aufsehen erregen und Eindruck machen würde. Da die Stael dem fürstlichen Urtheil nicht recht zu trauen schien, wandte sie sich im Vertrauen an mich: „Que pensèz-vous de cette prétension? Une petite Berlinoise qui ferait de l'effêt dans les cercles de Paris! Vous la connoissèz sans doute; trouvèz vous donc, qu'elle a tant d'esprit?" — „De l'esprit?" antwortete ich ihr: „il vaudrait bien la peine de la préconiser tant, si elle n'avait que de l'esprit. Mais, selon moi, son génie ferait certainement de l'effêt à Athènes même, si la Grèce existoit encore. Qui dit donc de Madame de Stael qu'elle a beaucoup d'esprit?" — „Ah! Vous la comparèz donc à moi? Cela n'est pas mal. A-t-elle écrit quelque chose?" — „Non! je crois même, qu'elle ne le fera jamais; mais il serait à souhaiter, qu'elle pût inspirer son génie à vingt auteurs, qui en manquent." — „Mais vous êtes fou, mon ami! C'est à dire: vous êtes Allemand; fanatique en ami-

---

l'ai vue deux fois très bien et très-parlante chez les Humboldt à Paris: elle m'a même parlé, et de Brinckmann aussi; mais elle m'a oubliée. Mais voilà tout! Une intime connaissance n'est presque pas possible. Mais comme elle fait la pluie et le beau temps dans ce moment, je me promènerai assez volontiers dans sa saison. Elle ne m'échappera pas! Savez-vous pourquoi elle parle aussi toujours d'Urquijo? parce qu'il est Espagnol, son héros dans Delphine l'est aussi. Elle croit qu'ils aiment bien! Et Dieu sait qu'elle idée elle se fait des filles d'Abraham!" —

tié, comme en philosophie; mais enfin il faut connaître cette merveille; et vous me donneréz une soirée avec elle." — Bald darauf trafen sie sich bei mir in einer großen Gesellschaft, wo ich alles eingeladen hatte, was der Verfasserin der Delphine mehr oder weniger Theilnahme einflößen konnte: Königliche Prinzen, Gelehrte jeder Farbe, Frauenzimmer vom Hofe, Fichte, die Unzelmann, Iffland, mit Andern; aber kaum war Rahel der Frau von Stael vorgestellt worden, als sie sich mit dieser in die Ecke eines Sophas setzte, wo sie sich über anderthalb Stunden mit ihr ganz allein unterhielt, ohne sich um die ganze übrige Gesellschaft zu bekümmern. Späterhin kam sie ganz ernsthaft zu mir und sagte: „Je vous fais amende honorable: vous n'avez rien exagéré. Elle est étonnante! Je ne saurais que répétér, ce que j'ai dit millefois pendant ce voyage: que l'Allemagne est une mine de génie, dont on ne connait nulle part les richesses, ni la profondeur. Vous êtes bien heureux de posséder ici une amie pareille. — Vous me communiqueréz ce qu'elle dira de moi." — — „En attendant Madame! je vous communiquerai ce qu'elle a dit de vous, il y a longtems; après la première lecture de votre ouvrage «sur les Passions»." — „Voilà, me dit elle, une femme qui saurait tout, si elle était Allemande; j'espère, qu'elle le deviendra un jour, car le malheur est, qu'en fait de philosophie il faut absolument savoir tout, pour bien savoir quoi que ce soit." — „Ah! mon dieu!" rief Frau von Stael, „que cela est juste! Elle a bien raison; j'étais loin alors de savoir tout. Mais je vaux mieux à présent." Hierauf winkte

sie Rahel herbei. „Ecoutéz, Mademoiselle! Vous avez ici un ami, qui sait bien vous apprécier, comme vous le meritez; et si je restais ici, je crois, que je deviendrais jalouse de votre supériorité." — „Vous, Madame?" lächelte Rahel; „Oh! non; je vous aimerais tant, et cela me rendrait si heureuse, que vous ne deviendriez jalouse que de mon bonheur; car qui pourrais jamais vous en inspirer un pareil?" —

Wenn aber die Hochgebildete durch diese glänzende Kunstfertigkeit ihres Geistes alle Erscheinungen des äußern Lebens mit Leichtigkeit in sich aufnahm, wenn sie solche verschönert zurückstrahlte auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, denen sie oft ausschließend anzugehören schien; wenn sie folglich ihre Ueberlegenheit überall geltend zu machen vermochte, ohne jemals durch diese, weder die Bescheidenheit, noch die Liebe zurückzustoßen, womit die Weisen und Guten ihr so willig entgegenkamen, — wie wenig war doch diese Kunstfertigkeit ihres Geistes gegen die hohe Begeisterung ihrer eigenthümlichen Persönlichkeit, in der stillen Heimath ihres schönen Gemüths und ihres heilig klopfenden Herzens? Hier war es wo der ganze Reichthum dieser großen Seele nur mit Eingeweihten getheilt wurde, und wo alle Strahlen ihres flammenden Genius sich in Einem Brennpunkt vereinigten, um uns Glückliche nicht bloß zu erleuchten, sondern ich möchte wohl sagen, um unser geistiges und sittliches Leben mit dem ihrigen zu verschmelzen. Hier war es wo mir wenigstens die Freidenkerin zugleich als eine Heilige erschien, die nicht bloß die zärtlichen, sondern selbst die kränklichen Gefühle der unmündigen Unschuld mit den Anforderungen der reinsten Vernunft ausglich und versöhnte. — Und in dieser

stillen Heimath hat sich ja auch in mir alles ausgebildet und veredelt, was mich allenfalls würdig machen mochte, von einer solchen Muse der zartsinnigsten Wahrheit begeistert zu werden. —

Daher zwischen uns beiden diese anziehende Verstandesvertraulichkeit, die bei mir bald leidenschaftlich wurde, wie eine Liebe; aber von ganz eigenthümlicher Art, weder sinnlich noch platonisch, sondern, ich möchte sagen: geistkräftig und hochmenschlich.

Und daß ich dieses Glaubensbekenntniß nicht jetzt erst ablege, da der Schmerz über die Verlorne jede ihrer Eigenschaften verklärt, jedes Gefühl der Dankbarkeit und Sehnsucht in mir vergeistigt, — davon können sie sich am besten überzeugen durch eins meiner Gedichte: „An die Vertraute", das wenigstens einen Schattenriß der Vortrefflichen enthielt, den sie selbst damals für ähnlich und getroffen erklärte. (Es ist die Elegie des zweiten Buches.)

Die Alltagswelt hätte sie freilich, auch unter dem sprechendsten Bilde nicht erkannt. Denn für diese blieb sie immer mehr eine Merkwürdigkeit, als das Urbild der reichsten und seelenvollsten Eigenthümlichkeit. Wie Goethe's Muse, wurde sie mißverstanden; nicht selten von den nämlichen Personen, welche in beiden nicht begreifen konnten, wie für sie —

„Des schnellsten Lebens lärmende Bewegung nur ein leichter Flor sei,
durch den sie des Daseins edlere Gestalten immerfort, wie in Wolken erblickten."

Uns, den Eingeweihten ihrer höhern Unschuld, die

bei Gott! etwas Edleres und Köstlicheres war, als die dürftige, gefallsüchtige Tugend der Menge, uns leuchtete diese, auch bei ihrem vielseitigen Spiele mit den flüchtigen Vergnügungen des Augenblicks —

„Ueberall freundlich und treu, wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen ewige Sterne schimmern." —

Als ich einmal Goethe's Epigramm auf ihrem Tische fand, zeigte sie mit dem Finger auf folgendes:

„Frech wohl bin ich geworden; es ist kein Wunder! Ihr Götter!
wisset, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und gut!"

„Das bin ich", sagte sie, „wie die Dummen mich beurtheilen, und wie Sie mich kennen! Allenfalls auch die Götter."

Und wohl kannte ich sie so. Fromm und gut, wie wenige ihres Geschlechts; ob sie gleich als Mensch und als Denkerin so hoch über ihnen stand, daß man ihr jeden Stolz, jede Verachtung ihrer meisten alltäglichen Umgebungen hätte verzeihen können. Der Frommen und Guten konnte sich jedes Herz vertrauen; der Geistreichen, der Scharfblickenden konnte sich keine Unlauterkeit verbergen; auch nicht die leiseste, oder schlaueste Gemeinheit. Und die strenge Rüge solcher Ungezogenheiten des innern Menschen mochte wohl frech scheinen den Dummen, die selbst keine andere Bescheidenheit anerkennen, als um Schonung bettelnde Feigheit. Für den unbefangenen Wahrheitsfreund, selbst den unbedeutenden, war ihre Ueberlegenheit nie drückend, vielmehr wußte sie

alles Bessere, alles selbst ihm Unbekannte, aus ihm hervorzulocken, ja wohl gar heiter und gutmüthig als ein Gastgeschenk von ihm zu empfangen.

In meiner Seele las sie, wie in einem offenen Buche mit breiten Rändern, wo sie überall etwas hinzuschrieb und verbesserte; und wo irgend die Handschrift meines unruhigen Geistes mir selbst unleserlich schien, entzifferte sie solche oft schneller und fertiger als ich selbst.

Darum war und blieb sie für mich unter allen Umwälzungen meines Schicksals und meiner Verhältnisse — Friedrich **die** Einzige, wie ich sie wohl manchmal im Scherz nannte; die Freundin ohne Beiwort und Zusatz. Und das trotz der Vielen, welche ich in allen Ländern neben ihr verehrt, geliebt, bewundert und angebetet habe; trotz der eben so vielen, welche ihr in der nämlichen Zeit Empfindungen jeder Farbenmischung einflößten; — denn was **sie** mir war, konnte mir dadurch nicht entrissen, ja nicht einen Augenblick verkümmert werden. „Bin ich doch", sagte sie mir einmal, „nicht bloß Ihre Freundin, sondern auch Ihr Freund, und einen treuern hatten Sie nie."

Viele mögen sie oft lebhafter beschäftigt haben, als ich; sie vielseitiger angezogen, sie wenigstens eine Weile fröhlicher unterhalten, aber darauf möchte ich gerne stolz sein, daß sie wahrscheinlich mit keinem bloßen Freunde inniger, ich möchte sagen häuslicher vertraut gewesen als mit mir. Eben deswegen war sie vielleicht strenger gegen mich, als gegen viele, nicht selten unbedeutende Günstlinge des Augenblicks, welche sie bisweilen mit einer schonenden Nachgiebigkeit, ja mit einer Selbstverleugnung behandelte, auf die auch der beste keine An=

sprüche hätte machen dürfen. Mir hingegen ließ sie nichts hingehen, verzieh sie nicht die mindeste Alltäglichkeit der Ansicht, oder der Gesinnung, und rügte mit Ernst, was sie an mir mißbilligte. Schmeichelhaft genug beantwortete sie jedoch einst meine unbefangene Anmerkung über diesen anscheinenden Widerspruch: „Das wundert Sie? Wissen Sie denn noch nicht, daß die bloße Neigung ihre Kinder verhätschelt, unbekümmert, was daraus wird, die Achtung hingegen die ihrigen durch Zucht und Strenge veredelt?“

Furchtsam, oder minder offen gegen sie machte mich diese Strenge nicht; denn wer hätte mir wohl ein so grenzenloses Vertrauen einflößen können, wie diese liebevolle Verstandes- und Herzensfreundin? Aber meine Ehrfurcht vor ihren höhern Geisteskräften war so tief gewurzelt, daß es nicht leicht zu irgend einem Meinungsstreit zwischen uns kam, wie sehr auch unsere Ansichten bei gewissen Gelegenheiten sich durchkreuzen mochten. Sie konnte in meinen Augen nicht leicht Unrecht haben, ich hingegen sehr leicht zu kurzsichtig sein, wenn mir die Gegenstände ihres Adlerblicks noch nebelicht erschienen. Ich hielt eher meinen Standpunkt für zu niedrig, als den ihrigen für unsicher. Dann schwieg ich mit nachsinnender Bescheidenheit, wiewohl das ihr nicht eben recht war. „So sprechen Sie doch!“ sagte sie bisweilen; „was liegt mir denn am Rechthaben? Vielleicht verstehen Sie mich nur nicht; und das kann ja eben so leicht mein Fehler sein, wie der Ihrige. Dem wird ja eben abgeholfen durch Streiten, nicht aber durch eine übertriebene Bescheidenheit, welche Sie lieber an andere abgeben können, die solche eher vonnöthen haben möchten.

Mit wem soll ich denn streiten und zanken, wenn nicht mit Ihnen? Heimtückisch und unredlich werden wir einander doch nicht verwunden."

Spöttelnd — witzig schrieb sie mir einmal über diese meine schüchterne Ehrfurcht vor ihr, als vor einem höhern Wesen: „Ihr gestriger Brief hat es wieder recht darauf angelegt mir meine, von Ihnen so hoch gepriesene Ueberlegenheit verdächtig zu machen. Oder spielen Sie falsch? und wollen mir meine Künste nur ablauern, und solche wider mich selbst kehren? Das soll Ihnen doch wohl nicht gelingen. Wenn Sie sich im Verhältniß zu mir so gar schwach darstellen, und mich so hoch über sich erheben, so könnte das auch boßhaft genug scheinen. Denn dadurch machen Sie mich eigentlich zu einem Götzenbild und sich zum lebenden Menschen. Nicht übel ausgedacht! denn dem letztern mag es unter anderm auch schön vorkommen, sich einmal zu sammeln, zu bewundern, zu fürchten und anzubeten. Was verliert er dabei? vorzüglich wenn er sich heimlich gesteht, daß er „das goldene Kalb" doch selbst gegossen hat. Der kleine Hausgott aber, wenn er nicht von Gold, oder Marmor ist, sondern von Fleisch und Blut, könnte sich's einfallen lassen in seinem hirnlosen Köpfchen an diese Anbetung seiner selbst zu glauben, und würde dadurch sein eigener und aller Leute Narr. — Dafür bedank' ich mich schönstens. Ich habe mich in der allgemeinen Weltnoth nur Einer Göttin ganz hingegeben: der Wahrheit; die rettete mich überall, die soll mich auch diesmal vor Ihnen retten. Sie hat mir immer geboten, aufrichtig gegen Sie zu sein; und diese Aufrichtigkeit muß Sie in jedem Verhältniß zu mir beruhigen, befriedigen, stolz

und freimüthig machen; — oder ich bin wirklich werth in einem Kapellchen zu stehen, und die Augen vor meiner eigenen Glorie zu schließen. Kennen wir einander denn nicht durch und durch, und wissen ungefähr was wir gelten? Auf Heller- und Pfennige-Berechnung kömmt es eben nicht an; genug wir haben beide zu leben, und so können wir recht gut und ohne gegenseitige Ziererei, einander zu Gaste bitten — auf hausbackene Vernunft."

Welch ein Buch könnte ich zusammenschreiben über alles, was die Einzige mir Kluges und Herrliches geschrieben, gesagt, und zugeblickt und zugelächelt hat? Aber sie leben nicht bloß in meinem Gedächtniß, diese goldenen Sprüche der seelenvollsten Weisheit, sie sind übergegangen in das Mark meiner bessern Gefühle, meiner eigenthümlichen Denkweise.

Ich versprach ihr einmal im Scherz: ihre Gespräche zu bearbeiten, wie Platon die Sokratischen, ob ich gleich voraussähe, daß sie dabei ausrufen würde, wie der Weise von Athen: „Was doch der gutmüthige Mensch mich für albernes Zeug schwatzen läßt." Auch sagte sie mir hernach lächelnd bei ein paar Stellen meiner philosophischen Ansichten: „Da haben Sie mich doch nicht recht verstanden."

Finden Sie nicht vielleicht, daß ich schon in diesem Briefe angefangen habe, stark genug zu platonisiren? Ich habe vieles zusammengedrängt, was Rahel oft bei verschiedenen Gelegenheiten gesprochen und briefliche Mittheilungen aus sehr abwechselnden Zeiten angeführt, wo es mir bloß darum zu thun war, ihre nie veränderten Ansichten und Gesinnungen in folgerichtigem Zusammen-

hang deutlicher zu entwickeln. An reichhaltigem Stoff hat es mir wahrlich nicht gefehlt. Habe ich doch aus jenen glücklichen Jahren unsers vertraulichen Umgangs nicht bloß ihren köstlichen Briefwechsel, wo oft ein unbedeutendes, jedem Fremden unverständliches, Zettelchen meinem lebendigen Gedächtniß ganze Gespräche wieder erneuert, welche dadurch nur eingeleitet wurden; sondern meine eigenen Sammlungen von Tageblättern und Aufsätzen, worin ich, oft noch bei der frischesten Erinnerung, alles niederlegte, was ich von ihren flüchtigsten Reden aufzubewahren wünschte. Das alles ist nicht sie selbst; aber es ist Rahel — wahr und treu dargestellt, wie sie mir erschien, nach langer Beobachtung und gewissenhafter Auffassung ihrer sprechenden Gesichtszüge. Mehr leistet im Grunde auch der beste Mahler nicht; und daher, selbst bei Meisterstücken, die so ungleichen Urtheile über Wahrheit und Aehnlichkeit des dargestellten Gegenstandes. Anders wurde der nämliche Sokrates von Platon aufgefaßt, anders von Xenophon; und doch waren vielleicht beide gleich treu; und in mancher Rücksicht gleich — unähnlich. Sokrates, wie Rahel, theilte sich eigentlich nur mit durch mündliche Gespräche, und diese sind immer berechnet auf bestimmte Zuhörer; man wagt sehr viel, wenn man ihnen den nämlichen Reiz zutraut für fremde mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit unbekannte Leser. An dem Inhalt muß man nur keinen Raub begehen; von diesem kann man oft das Gehaltreichste wiedergeben, aber die lebendige Form des beweglichen Vortrags läßt sich bei ihr weniger, als bei kunstgerechten Sprechern abdrucken in todte Buchstabenschrift. —

Denn wer von uns, ihren glücklichsten Zuhörern, sollte nicht die Schwierigkeit empfinden, „das lebendige Wort" der hohen Seherin so ursprünglich und treffend wiederzugeben, als wir es empfingen in Augenblicken der Eingebung? Denn durch diese nur herrschte sie im Gespräch, nicht durch ruhmsüchtige Beredsamkeit, wie manche der sogenannten geistreichen Frauen, deren Andenken noch fortlebt in französischen Denkwürdigkeiten und Mustersammlungen. Im Gespräch wie in den flüchtigsten Mittheilungen ihrer Feder, war Rahel so eigenthümlich nur sie selbst, daß sie mit keiner Schönsprecherin verglichen werden, für keine solche als ein Vorbild aufgestellt werden konnte. Die Begeisterung des Augenblicks wirkte bei ihr oft wie der Blitz; und welcher Pinsel hat diesen wohl anschaulich gemahlt für denjenigen, der den zuckenden Strahl nie selbst gesehen am hohen feierlich bewegten Himmel? Was sie sprach und schrieb war Geist, Gefühl, Gedanke, Bild, Witz oder Einfall — anregend, erschütternd, belehrend und herzerquickend für die Eingeweihten, die Vertrauten ihrer jedesmaligen Stimmung; aber dies alles war nie verarbeitet zum abgeglätteten Kunstwerk für die wohlerzogene Lesewelt. Für jede prunkende Oeffentlichkeit war ihre „Art und Kunst" zu vornehm, und setzte überall Ebenbürtigkeit des Geistes und der Gesinnung voraus — bei Hörern und Lesern. —

„Ich bin keine Schriftstellerin", sagte sie mir einmal, „und wozu? Wer meine Abkürzungen, mein Verschweigen alles desjenigen, was die eigentliche Weisheit der Nichtdenkenden ausmacht, nicht versteht, meine Kreuz- und Quersprünge nicht mag — für den sprech' und schreibe

ich eben nicht. Meine Briefe, oder abgerissenen Zettelchen an Sie, und wirkliche Vertraute, sind nur — ein Stückchen Leben mit Euch; Papier und Federn sind nur ein Reisebehelf, damit wir schneller zusammenkommen. Dann plaudern wir bei verschlossenen Thüren. — Für die heißhungrige Lesewelt sollte ich mich abmüden? — Habe ich doch manchmal gewünscht, den ganzen Goethe heimlich und in der Handschrift lesen zu können, um nur so viel gemeine und verruchte Urtheile über ihn nie anhören zu müssen. Versteht ihn denn das Gesindel seiner dreißig- oder vierzigtausend Leser? Wußten wohl die Lumpen Werthers, die sich erschossen, wie Goethe und der wirkliche es gemeint hatten?" —

Ob sie eine große Schriftstellerin hätte werden können, auch nach dem Begriffe unsrer klassischen Kunstrichter — wer mag das gradezu behaupten oder verneinen? Der scharfsinnigste Denker wird es seltener, als der leicht auffassende Darsteller, und der hinreißendste Sprecher fühlt oft das ganze lebendige Gebehrdenspiel seines Genies verlahmt, wie er nur die Feder in die Hand nimmt, und gebückt niedersitzen muß. Mancher Feldherr, der auf dem Schlachtfelde Wunder verrichtet, wäre vielleicht nicht im Stande jene mächtigen Eingebungen des Augenblicks auf seinem Schreibzimmer zu Papier zu bringen. — „Ich kam, sah und siegte", sagt Cäsar, und überließ es den Kriegsgelehrten der Nachwelt diese drei Wörter durch scharfsinnige Werke und wohlgestochene Karten zu erläutern. So schrieb auch Rahel keine Abhandlungen; sie kam, sprach und siegte — mit dem Munde, oder mit der Feder, denn beides war ihr eins — und so bieten uns ihre münd-

lichen Ueberlieferungen, wie ihr schriftlicher Nachlaß, wohl eine köstliche Sammlung von gewichtigen Kernsprüchen, von blitzfeurigem Witz und geflügelten Worten der allbegeisterten Denkerin, nur kein gemeiseltes Kunstwerk. — Sie dichtete keinen Roman; aber der gehaltvolle ihres eigenen Lebens könnte auch von keinem Walter Scott für die Lesewelt anschaulich dargestellt werden; eher von Jean Paul durch den Zauberspiegel seiner schönsten Zeit, wo seine lieblich-schwebenden Gestalten alle ihre Hauptrollen noch spielten in der heiligen Welt des Gemüths und der dichtähnlichen Vernunftforschung. Dort wandelte Rahel ja so gern in Stunden der Weihe —

„Durch der Schönheit stille Schattenlande,
wo auf ihrer Wellen Silberrande
sich Aurora mahlt und Hesperus." —

In dieses Schattenreich des innern Lebens dringt aber selten der sonst so entdeckungsreiche Britte; der Deutsche hingegen ist dort gerade einheimisch, und verirrt sich leichter in der wirklichen Welt. —

Nicht also die Schriftstellerin Rahel, sondern der hohe weibliche Genius, die weissagende Selbstdenkerin, die neuerstandene „Veleda" unsrer Deutschen Mitwelt hat mir von jeher eine so andächtige, liebevolle Ehrfurcht eingeflößt für diese Einzige, die keine Neider besaß, und keine Nebenbuhlerin.

Mir genügte nicht bloß, mich entzückte mehr als andre ihre fürstliche Verachtung jedes leeren und zufälligen Putzes schöngeisterischer Eitelkeit. Ueberall, wie leise sie auch die erhabensten Gegenstände des Denkens, oder der Empfindung, oft nur wie im Fluge berührte, konnte

sie uns Buchstabenmenschen belehren, ja selbst den glücklichsten Künstler noch begeistern und zurecht weisen, aber ihr selbst war wenig daran gelegen, ob sie auch eine Quartseite so schrieb, wie es etwa der Preßbengel verlangte.

Allerdings findet man auch hierin einen nicht zu verkennenden Unterschied zwischen ihren frühesten und spätern Mittheilungen. Durch eine so vieljährige Uebung — denn wenige Frauen mögen so viel Briefe geschrieben haben, wie Rahel — wurde selbst ihre kühne, abspringende Schreibart unwillkührlich, und gewiß ohne Absicht, mehr abgerundet, die flüchtigste Darstellung ihres innerlich bewegten Lebens auch der künstlerischen Vollendung näher gebracht. Aber dennoch war und verblieb die Ursprache ihrer eigenthümlichen Begeisterung immer ein geheimnißreiches „Sanskrit" für priesterliche Bramanen, auf dessen Verständniß keine Parias Ansprüche machen dürfen.

Wohl weiß ich, daß man auch sie, diese tiefsinnige Naturdichterin des Denkens übersetzen kann, wie die Bibel, oft verrückt genug, in alle Sprachen der Welt. Habe ich es doch selbst nicht selten versucht, wie eben jetzt in diesen Blättern, wo ich Mündliches, zum Theil aus dem Gedächtniß, wiederherzustellen versuchte; — unwillkührlich im Ausdrucke weniger treu, wie sehr ich mich auch bemühte, dem Inhalte nichts von dem meinigen zu leihen. Aber schon während des Schreibens wiederholte ich mir immer im Stillen, was ein Alter von den Schriften des Demosthenes sagte: „Wie anders würdet ihr ihn bewundern, wenn ihr ihn selbst gehört hättet." — Und eben darum war ich immer so vorsichtig, wenn ich Mündliches oder Schriftliches von ihr mittheilte an

solche, welche die Einzige nur durch Erzählungen kannten, nicht durch lebendige Anschauung und persönliche Vertraulichkeit. —

Da liegt sie eben aufgeschlagen vor mir die ganze reiche Sammlung jener köstlichen Briefe, durch welche Rahel auch mit mir einst so vertraulich „ein Stückchen Leben" zurücklegte! Wie selige Schatten aus Elysium versammeln sich ja wieder um mich alle Geister der Vergangenheit, mit allen Freuden und allen Schmerzen meines jugendlich klopfenden Herzens! Mit jedem Blick auf diese heiligen Sibyllenblätter sehe und höre ich ja sie noch — gerade, wie sie zu mir sprach und an keinen andern dabei dachte. Wie übersetzt man denn bei solchen Liebesbriefen lebendiger Vertraulichkeit — Ton und Blick und Seufzer und Aufschreien, oft bei einem einzelnen Wort, ohne welche doch Rahels Schrift für den fremden Leser oft eben so unverständlich wird, als eine unpunktirte hebräische Bibel für den ungeübten Anfänger. —

„Ach wie traurig sieht in Lettern
schwarz auf weiß das Blatt mich an,
das aus Deinem Mund vergöttern,
das ein Herz zerreißen kann!" —

Ihre Bruchstücke des Scherzes sowohl wie des Ernstes bildeten in ihr ein Ganzes, das nur unzusammenhängend schien und mißgestellt bei einer zu grellen Beleuchtung aus einer unrichtig berechneten Ferne. Und eben deswegen scheint mir öffentliche Mittheilung ihrer schriftlichen Aufsätze die sorgfältigste Auswahl und die gewissenhafteste Prüfung zu fordern. Wer liebte unter andern, wer vergötterte, möchte ich sagen, wie sie, den

Witz? aber von wem lernte ich auch bestimmter, als von ihr, die feine Grenzlinie zu gewahren zwischen dem schriftstellerischen, dem brieflichen und dem mündlichen, ja selbst dem mahlerischen Witze, der bloß durch Blick und Ton flüchtig hingespielt wird.

„Ob ich, eh' ihn die That aussprach, auch den schönern Gedanken
ahne, der inhaltreich, kaum sich dem Blicke vertraut,
Worte verschmäht, und den ärmlichen Wunsch in die Kreise der Sprachkunst
niederzubannen den Geist, der im Unendlichen schwebt." —

So sprach ich über sie selbst zu unsrer zartsinnigen Freundin in dem oben erwähnten Gedicht. Diesen „schönern Gedanken" lese ich noch immer auf dem weißen Zwischenraume ihrer flüchtigsten Zeilen, und eben ihn fürchte ich so leicht durch Druckerschwärze zu verletzen. Alles Wahre und Schöne wollen wir von ihr wissen, nicht aber das Mißverstandene, welches immer unwahr ist, — auch wenn es mit ihren eigensten Worten ausgedrückt wäre. Denn mißverstanden muß alles werden, was aus seiner Verbindung gerissen, einzeln und zerstümmelt der Betrachtung dargestellt wird; — vorzüglich wenn zu dieser Verbindung nicht bloß bestimmte Verhältnisse, sondern bestimmte Menschen und vielleicht jedesmalige Stimmung des Augenblicks gehörten. — Ja könnte ich die Freunde und Freundinnen der Verklärten noch um mich versammeln, aus den „Tagen die nicht mehr sind", wie gern wollte ich ihnen jedes Blättchen preisgeben, ja! jedes unleserliche Zettelchen, das doch wohl das Gepräge ihrer Eigenthümlichkeit verräth, —

aber der gleichgültigen Lesewelt? der rohen Menge, die in der Regel keines Menschen Freundin ist? — Mir grauet vor solchen Kampfrichtern ihres Ruhmes und ihres innern Werthes. —

Der geistige Zögling dieser priesterlichen Muse der Vertraulichkeit ist zu furchtsam, vielleicht auch zu stolz, um sich bei dem jetzigen sogenannten Geist der Zeit wieder in die Lehre zu geben. Bei diesem unreinen Geist rücksichtsloser Offenkundigkeit, welcher die Welt dadurch erleuchten soll, daß er alle Freimaurergeheimnisse des Herzens den Unheiligen preisgiebt, keinen Schleier der Bescheidenheit schont, ja kein Feigenblatt der Bedürfnisse, damit auch der bessere Mensch oft dastehe, nicht in seiner Unschuld, sondern in seiner Blöße, zum erbaulichen Schauspiele für die hohnlachende Gemeinheit. —

Das alles giebt nur im Allgemeinen jenen frechen Geist der Zeit, wie er sich, leider! schon in allen Ländern zu offenbaren beginnt; — nirgends vielleicht unverschämter, als hier in meinem äußersten Thule.

Von Ihnen, lieber Varnhagen, fürchte ich wahrlich nichts Aehnliches. Sie werden schon zartsinnig, weise, und selbst, wie ich hoffe, schüchtern hiebei verfahren. Fromm und aufmerksam werden Sie hinhorchen auf die leisen Wünsche unsrer Verewigten, die uns ja noch „jenseits der Urnen" zuflüstert, daß wir ihre Asche nicht entheiligen, und solche nicht preisgeben sollen allen Winden des Neides, des Leichtsinns und der Herzlosigkeit. —

Wohl Ihnen, dem es vergönnt wurde die letzten Erdenwünsche dieser Einzigen noch von ihren sterbenden

Lippen aufzuathmen. Mir Armen wurde sie schon viel früher geraubt durch den Neid eines unerbittlichen Schicksals. Der Frühling meines Lebens wurde durch ihre Großmuth verschönert und bereichert; aber ach! warum durfte dieser milde Sonnenschein für mich nicht fortdauern, um auch die Früchte des Herbstes zu zeitigen und zu veredeln! — Wohl ward ich durch sie — wenigstens mehr, als ich sonst geworden wäre: genug vielleicht für meine späteren Weltumgebungen; aber wie wenig, wie arm und unbeholfen fühle ich mich selbst in diesem Witwenstande trostloser Sehnsucht! Hätte sie meine Jugend nicht so freundselig gemacht, so würde ich jetzt die Vereinsamung des sinkenden Alters nicht so drückend empfinden.

Nach unbekannten Gütern einer habsüchtigen Einbildungskraft hat mein genügsames Herz nie geschmachtet; aber wie sollte das dankbare nicht ewig vermissen, was es einst so schön, so eigenthümlich besessen? —

„Wie geht es Ihnen dort oben, in ihrer kalten, vornehmen Welt?" fragte mich Rahel einmal nach meiner letzten Verbannung aus unserm gemeinschaftlichen Frühlingsgarten der „Dichtung und Wahrheit", — und ich antwortete ihr darauf durch folgende kleine Arabesken:

1. Der Verarmte.

„Bist du allein denn an Freuden so arm? du allein so verkannt hier?
trösten dich Tausende nicht ärmer, doch froher als du?" — —

„Nein! denn ich war ja so reich, wie die Tausende nimmer; und elend
macht uns die Armuth nicht, macht die Verarmung allein!“ —

2. Sehnsucht.

„O! wie beglückt Sehnsucht, die das Nimmergefundene froh noch
ahnt, wenn das Herz sorglos künftige Schätze verschwelgt! —
O! wie entnervt Sehnsucht, die dem Ewigverlornen nachweint,
und vom entseelten Genuß drückende Schulden nur erbt!“ —

Und doch nahm ich ja immer noch Theil an dem Reichthum der Großmüthigen, so lange sie dem Leben noch angehörte, und mein Genius sie überall umschwebte in der leuchtenden Ferne. Getreu blieb sie dem Verarmten, wie einst dem überseligen Schwelger; den Jahren erlaubten wir beide keine Rechte an unsre bloß reifer gewordene Jugend, und dem Schicksal keine Macht, unsre Seelen zu trennen. Ja! selbst scherzend — aufmunternd waren noch ihre letzten Briefe an mich, die ich jetzt mit so schmerzlichen Thränen wiederlese.

„Was sagen Sie denn dazu, daß ich verheirathet bin? Es hat aber für Sie nichts zu bedeuten. Ich war nie freier, als jetzt; eigentlich «nur mit mir selbst verheirathet», wie Sie einmal sagten. Sie sehen also, worauf ich noch immer den meisten Werth lege. Ihnen und mir fehlt aber immer noch «das unermeßliche Geld», das wir uns immer wünschten, um «ganz bescheiden nach unserm Sinne leben zu können»; denn wären wir beide sonst wohl vor dem Tode getrennt worden? Auf

alle Fälle glauben Sie mich ja nicht anders wie sonst. Nichts für den Augenblick allgemein Geltendes gilt bei mir. Ich bin keine «vernünftige» für Sie verlorene Frau; keine wüthende Patriotin, keine neumodische Christin; ich bin noch die ich war, und wohl immer bleiben werde. Was treiben Sie denn? Bücher und Liebe gewiß; denn wir beide verändern uns ja in nichts; und in jenem Leben sprechen wir über das jetzige gerade wie hier. Verheirathet sind Sie nicht. Schade! Ihnen wäre das doch gewiß gut bekommen. Aber ich verstehe schon «das unermeßliche Geld»! Das Lieben ist jedoch die Hauptsache. Wenn man nicht mehr liebt, ist das Herz schon verdorrt und verschimmelt; — versteint wäre zu gut gesagt. Dann ist es aus! mit allem rein aus!" —

Wie rührend beantwortete sie nicht einen meiner letzten Briefe nicht lange vor ihrem Hinscheiden. — „Da besitze ich Sie ja wieder ganz, theurer, lieber, junger Freund! Denn nur das sind die echten Freunde, die immer jung bleiben, oder, noch besser, wie Sie, sich wirklich verjüngern. Wir also gehören zusammen; denn auch ich habe die Bekanntschaft des Alters auf eine ganz andre Art gemacht, als die Meisten. Ich, nämlich, habe noch alle meine ehemaligen Neigungen, zu und ab dieselben Gefühle, ja dieselben Meinungen; meine ganze ehemalige Kraft zu leben und zu wirken. Nur für alles dies habe ich in die Vorrathskammer meines Innern mehr Gründe eingesammelt, mehr Beweise, mehr Beläge. Diese Vorrathskammer nur immer reicher, vollständiger, mir selbst genügender zusammenzuordnen — halte ich für das eigentliche Geschäft meines Lebens.

Dort können Sie mich also noch immer wiederfinden, ja selbst die sechzehn- oder zwanzigjährige, wenn Sie es wünschen." —

So freundlich lud mich die noch Lebende wieder zurück in die schöne Vergangenheit. Mit dem Gedanken ihres Todes hatte ich mich niemals vertraut machen können — und nun steht auf einmal ihr Grabhügel mitten in meiner verödeten Gegenwart!! —

„Weit in nebelgrauer Ferne
liegt mir das verlorne Glück!
nur an Einem schönen Sterne
weilt mit Liebe noch der Blick,
aber, wie des Sternes Pracht,
ist es nur ein Schein der Nacht!" —

Und was stehet nun Ihnen bevor, lieber Varnhagen. Ich habe aufrichtig und brüderlich Ihren Schmerz empfunden, meine Thränen mit den Ihrigen gemischt, und lange geschwiegen. Denn nur bei geringen Leiden ist man für Trost empfänglich, nicht aber bei einem unersetzlichen, das innere Leben in allen dessen Pulsadern erschütternden Verlust.

Nur undankbar wollen wir nicht trauern; nicht vergessen, daß wir doch lange ein Glück genossen, das wenig Sterblichen zu Theil ward. Mit den Worten des Dichters, welcher ja der innigste Seelenverwandte unsrer Verklärten war, wollen wir auch jetzt noch aus weiter Entfernung einander zurufen:

„O! was auch immer dir begegnet sei,
so halte dich an der Gewißheit fest:

Ich habe sie gekannt, mit ihr gelebt!
Sie sprach zu mir; ich habe sie verstanden.
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie sind auf ewig mein!! Es raubt sie nicht
Die Zeit, das Schicksal, noch das wilde Glück. —

Es sei! so hab' ich mich doch werth gezeigt
Des köstlichen Vertrauns, das mich erquickt;
In dieser Stunde selbst erquickt, die mir
Die schwarze Pforte langer Trauerzeit
Auf ewig öffnet!!"

Stockholm 1834.

G. von Brinckmann.

Madame de Varnhagen.

Par le marquis de Custine.

> Full many a gem of purest ray serene,
> The dark unfathomed caves of ocean bear;
> Full many a flower is born to blush unseen,
> And waste its sweetness on the desert air.
>
> Elegy written in a country church yard,
> by Thomas Gray.

Je n'ai jamais arrêté ma pensée sur le spectacle de la nature sans éprouver un sentiment d'effroi mêlé d'admiration. Le luxe des existences perdues plaît au régulateur de notre univers. Que de germes avortés, que de richesses inconnues! . . . Quelle dépense de spectacles sans spectateurs! . . . Que de problèmes insolubles pour l'intelligence du soi-disant roi de la nature! . . . En vain lui répète-t-on que l'indifférence du créateur pour l'individu ne s'étend pas jusqu'à la race. . . . Il y avait parmi les animaux des espèces qui ont disparu comme des nations parmi les hommes. Si la terrible influence du hasard s'arrête quelque part sur la terre, c'est au bord de la tombe. Là est écrit le mot de toutes les énigmes; là, tout blasphème reçoit sa réponse.

La transformation de notre être est si brusque et si complète, que nous la prenons pour l'anéantissement; mais si la mort était la cessation de la vie, ou ce qui me paraît synonyme, la perte du sentiment individuel, l'iniquité, la déraison, seraient Dieu, le seul Dieu du moins avec lequel l'esprit humain pourrait communiquer.

Des réflexions analogues à celles que fait naître la contemplation de la nature sont inspirées au philosophe par l'étude des sociétés. Que de destinées manquées, que de force infructueuse et même souvent aussi pernicieuse aux autres que nuisible à qui la possède! quelle amère ironie dans le répartition des dons les plus rares et du succès, plus rarement encore proportionné au mérite! que d'injustice dans les renommées, que de génie inconnu, de médiocrité illustre, que de talens avortés, de vertu calomniée, de vice déifié! Et tout cela au profit de qui? Au profit de la mort. La mort hérite de toutes les vérités perdues dans le désordre de la vie de ce monde, elle recueille, elle classe, comme des semences précieuses, tous les moyens négligés, tous les dons étouffés, toutes les affections méconnues, tous les mérites obscurcis, tous les desseins de Dieu trompés par les démons de la terre; et c'est avec cette moisson de nobles débris, que la mort, c'est-à-dire l'esprit de vie par exellence, refait des palais aux gloires injuriées, jette des voiles sur les fronts injustement couronnés, entoure d'auréoles des têtes de héros insultés par le silence de la terre; en un mot, la mort, c'est la justice dégagée de toute entrave. La porte de

la tombe est la seule ouverture par laquelle le saint jour de la vérité toute puissante pénètre du ciel jusqu'au coeur de l'homme.

Le 7 mai 1833, il y a quatre ans et demi, Rachel, âgée de soixante-deux ans, est morte à Berlin, où elle était née. Je l'ai connue en 1816. C'était une femme aussi extraordinaire que Mme de Staël, par les facultés de l'esprit, par l'abondance des idées, la lumière de l'ame et la bonté du coeur: elle avait de plus que l'auteur de *Corinne* le dédain de l'éloquence; elle n'écrivait pas. Le silence des esprits comme le sien est une force. Avec plus de vanité, une personne aussi supérieure aurait cherché à se faire un public; Rachel n'a voulu que des amis. Elle parlait pour communiquer la vie qui était en elle; jamais elle ne parlait pour être admirée.

Je laisse aux esprits doués de plus de sagacité que je n'en ai à décider si l'obscurité dont elle n'a jamais essayé de sortir, était la conséquence inévitable de l'excès de vivacité qui l'empêchait quelquefois de coordonner ses idées de manière à les faire adopter par la foule, ou si sa foi, dans la spiritualité de l'ame, lui montrait d'un coup d'oeil l'inutilité de toutes les créations de l'art humain, où la forme entre toujours pour beaucoup, et la retenait volontairement dans le quétisme. La contemplation de la nature et de la providence qui la dirige était pour elle une jouissance si vive, que ce spectacle, considéré du point de vue élevé où elle était placée, suffisait à son activité. La vie, pour elle, était un travail continuel; mais elle n'en a pas fait d'autre. Ses lectures mêmes devenaient

des conversations; elle vivait, elle discutait avec les livres comme avec des personnes. L'intensité de sa vie était telle qu'elle animait tout sans le vouloir; elle faisait plus que percevoir, elle personnifiait les idées; son intelligence était un monde où tout avait son emploi, comme dans le monde de Dieu. Jamais esprit plus productif ne fut moins connu de la foule; dans des sociétés dont les forces seraient autrement combinées que celles du monde où nous vivons, Rachel aurait été pour les nations ce qu'elle était pour un petit cercle d'amis intimes: la lumière des esprits, le guide des âmes.

Ses lettres recueillies et publiées depuis sa mort, n'étaient point des oeuvres; c'étaient des éclairs qui partaient de son coeur et de son brillant esprit pour toucher le coeur de ses amis.*) Pour elle, écrire, ce n'était pas briguer la gloire, c'était chercher un remède à l'absence.

Il me semble qu'on peut la definir d'un mot: elle avait l'esprit d'un philosophe et le coeur d'un apôtre; et malgré cela elle était enfant et femme autant qu'on peut l'être. Son esprit pénétrait dans les obscurités les plus profondes de la nature; elle pensait avec autant de force et plus de clarté que notre théosophe Saint-Martin, qu'elle comprenait et admirait, et elle sentait comme un artiste. Ses perceptions étaient toujours doubles; elle atteignait aux vérités les plus

---

*) Ce livre a paru à Berlin, en 3 volumes, sous le titre de Rachel à ses amis. Il a été publié en allemand par Duncker et Humblot, Berlin, 1834.

sublimes par deux facultés qui s'exclurent chez les hommes ordinaires: par le sentiment et par la réflexion. Ses amis se demandaient d'où sortaient les éclairs de genie qu'elle lançait dans la conversation. Était-ce le résultat de longues études? Était-ce l'effet d'inspirations soudaines? C'était l'intuition accordée pour récompense, par le ciel, aux ames vraies; ces ames martyres luttent pour la vérité qu'elles pressentent, souffrent pour le Dieu qu'elles aiment, et leur vie entière est l'école de l'éternité.

Voici comment celle-ci se rendait témoignage à elle-même, dans une lettre écrite le 5 novembre 1808, à Mr de Varnhagen d'Ense, qu'elle épousa depuis.

Berlin ce 5 novembre 1808.

„Enfin je suis chagrine! Sais-tu tout ce que ce mot signifie? Mais aussi quelle complication! . . . . Le temps même devient fou. . . . Depuis le mois de juillet (cela te paraîtra risible), l'hiver, en convulsion, lutte contre l'été. Voilà deux jours que je me tourmente pour savoir si j'écrirai ou non; je ne puis pas mentir, surtout avec toi, avec toi pour qui la vérité m'arrive tout entière, et pourtant j'ai de jolies choses à t'écrire! . . . Oh! les dons que je possède, on ne les a pas en vain! . . . Il faut souffrir pour eux. Ma science des choses, ma sagacité, mon discernement: ce sentiment de l'infini qui est en moi, le rapport intime qui existe entre ma vie et la vie de la nature, enfin le quelque peu de conscience que j'ai de tout cela (et ce peu veut ici dire beaucoup), cela coûte quelque chose. Quelle souffrance, quelle

inquiétude, quel abandon pendant le Développement! . . . Quelle lutte intérieure n'ai je pas à soutenir? Je doute que toi-même tu en aies une idée. Et comme mes entours, sont dégoûtans, rabaissans, impatientans, offensans, insensées, misérables! comme ils sont bas! pourtant je ne puis leur échapper; et tant que je ne le puis pas, ils me poursuivent. Les éviter doucement, il n'y faut pas penser; le moindre contact, le moindre rapport me souille, me fait déroger, et ce combat n'a pas de fin, il a commencé avec moi, il durera tant que je vivrai. Où se terminera-t-il? Cette conviction (non que le combat est inévitable, mais que mes efforts sont sans but et ne peuvent cesser qu'avec la perte de mes facultés) me met dans une rage qui approche de la déraison. Tout ce que je rencontre de beau dans la vie, passe étranger devant moi, comme une visite, et il faut que je vive méconnue parmi des êtres indignes. Ils usent et abusent de moi. Nous sommes liés par des rapports réciproques: eux parce qu'ils se servent de moi, moi parce qu'une lutte corps à corps, une lutte sanglante ne me délivrerait pas d'eux. Tu le vois, je suis hors de moi! C'est ce qu'on dit quand la vraie voix du coeur parle. Les sots et les menteurs se protègent entre eux; mais moi, point de loi, point de proches, point d'amis, rien . . . Et ce qu'il y a de pis, c'est que, vivant au milieu de l'injustice, le blâme m'irrite comme une nouveauté. Il n'y a pas un seul de ceux qui me condamment qui, dans sa propre opinion, n'ait manqué à tout. Personne ne prend ma défense; ils me persécutent, parceque j'ai toujours parlé à

chacun en faveur de l'autre. Je te fais grace des misérables histoires qui m'arrachent des réflexions pendant ton absence. Oh, comme je leur échapperais par ta seule présence, par la présence d'un ami, d'une créature *sympathique!* Les femmes que je vois m'anéantissent: c'est un effet physique, leur présence agit sur mes nerfs; elles m'abattent la pensée, tant je les trouve dénuées d'énergie; imprudentes sans excuse, car c'est par pure inconséquence; et elles établissent leur parallèle entre elles et moi avec une sécurité si complète, que je n'ai d'autre refuge que de quitter la chambre. Elles mentent aussi . . . elles en ont si souvent besoin! . . . C'est qu'il faut de l'esprit pour dire la vérité. Aussi le mensonge m'ennuie comme une maladie, comme la bêtise . . .

„L'après-midi, le soleil, caché depuis bien des jours, parut un moment où je sortais. Les diaprés m'attirèrent plus loin. C'était comme un printems, et aussi comme un soir de janvier, calme, pur, quand la neige, déjà battue, n'est point fondante. Des saisons diverses avec le souvenir de tout ce qu'on a senti traversaient ma pensée; toutes les promenades que j'ai jamais faites avec leurs images, et les innocentes dispositions de mon coeur, repassaient rapidement, mais très distinctement, dans mon esprit, et tout cela à la fois, comme un cortège qu'on apperçoit de loin tout entier d'un coup d'oeil. Je savais bien ce que je sentais, et pourtant je m'étonnais; mon passé revivait tout entier; l'avenir seul m'était fermé . . . L'air doux favorisait ma vue: je découvris

au loin le jardin du Prince*), véritable cimetière; j'étais attiré là.

Le jardin était déjà brillant et assez semblable au printems avec ses promesses et l'inquiétude qu'il verse dans les veines; c'était comme s'il dansait avec l'automne à l'instar des grands personnages qui se donnent des fêtes après les combats et les guerres. J'eus envie de traverser le pont; l'eau était limpide, le soleil chaud; je m'acheminai vers la digue. Là je pensai: C'est le chemin de Varnhagen, et la tristesse me revint. Je continuai au grand soleil; près du jardin d'Ephraïm, il fallut revenir sur mes pas; il est trop solitaire, et je ne pouvais pourtant traverser le parc toute seule. Je revis encore ton chemin, et m'en revins doucement. J'avais alors le soleil derrière moi, et devant moi un arbre magnifique éclairé par lui, vert touffu: il se trouve à l'entrée du jardin d'Ephraïm; je ne pus résister au désir d'aller à cet arbre, il aurait pu me réjouir le coeur; mais quand je m'approchai, les branches étaient bien plus hautes, qu'elles ne m'avaient paru. J'étais absolument seule; un bourgeois vint à passer au sortir du parc, il avait un bâton sous le bras, un habit gris, un chapeau à trois cornes: — Oh! monsieur, vous êtes plus grand que moi! — Cet arbre a encore une si belle verdure, ne pourriez-vous m'en cueillir une feuille? — L'homme, avec beaucoup d'intérêt et de soin me choisit la plus verte et me la donna d'un air content. Quand je le

*) Le prince Louis de Prusse, tué deux ans auparavant dans la campagne d'Jéna.

quittai après l'avoir remercié, il me regarda encore avec satisfaction; il paraissait charmé de voir qu'une personne en douillette, avec un chapeau et un châle, s'amusât d'une pareille chose. Je l'ai mise dans l'eau et je te l'envoie dans cette lettre."

Quelle source de bonheur qu'une disposition d'ame si poétique, qu'un si profond sentiment de la nature uni à tant de connaissance des hommes et des choses, à une si grande puissance d'analyse; et tout cela naturel comme l'enfance! Avec une personne qui traite ainsi la vie, il n'y a jamais rien de petit, ni de vulgaire, ni d'impossible.

La lettre qu'on vient de lire a été choisie au hasard; cette fois ce mot veut dire quelque chose, c'est-à-dire l'exacte vérité; j'ai ouvert le premier tome de ce volumineux recueil, et je me suis mis à traduire la page que j'avais sous les yeux. Je n'ai pu bien rendre la poésie du style allemand, de ce style des hommes dominés par le coeur, mais j'espère en avoir donné une idée.

Je n'ai pas connu toutes les circonstances de la vie de Mme de Varnhagen; mais je sais qu'elle a été une des femmes les plus heureuses du monde. Sa manière de sentir la rendait nécessaire à certaines ames, qui, dès-lors, lui étaient nécessaires aussi. Personne n'a été plus aimée. Que faut-il de plus? Toutes les agitations des hommes sont inventées inutilement pour suppléer cette source de la félicité que rien ne supplée et qui tient lieu de tout. Quand l'ame tarit, l'esprit travaille encore, mais sans fruit; voilà le secret de tous les ennuis de la vie du monde;

c'est un tourment que Rachel n'a jamais connu, et c'est le plus grand de tous, car il implique une sorte d'humiliation. Mme de Varnhagen, qui savait tout, répétait souvent : Je ne plains pas les malheurs dont on se plaint; le vrai malheur se voile; il est honteux !

Comme toutes les vérités profondes, ce mot simple est capable de faire pleurer.

Et l'on ne pouvait causer un quart d'heure avec elle sans tirer de ce foyer de lumière une foule d'étincelles. Le comique était à sa portée comme le plus haut degré du sublime. La preuve qu'elle était naturelle, c'est qu'elle entendait le rire comme la douleur; elle le prenait comme un moyen plus prompt de montrer la vérité; tout résonnait en elle, et sa manière de recevoir les impressions que vous vouliez lui faire partager modifiait les vôtres; on l'adorait d'abord parce qu'elle avait des dons admirables, et puis, ce qui l'emportait surtout, parce qu'elle était amusante. Elle n'était rien pour vous, ou elle était tout, et elle pouvait être tout pour plusieurs à la fois sans exciter de jalousie, tant sa noble nature l'approchait de la source de toute vie, de toute clarté. Quand on a perdu jeune une telle amie et quelques autres qui lui ressemblaient, l'époque des souvenirs remonte si haut qu'elle remplit plus de la moitié de la vie.

Qu'est-ce que le monde a su de cet être extraordinaire? Que sait-il aujourd'hui, du moins en France, du livre qui le fait connaître? Un article dans le Journal des Débats, racontant l'amour de Mr Gentz

pour Mlle Fanny Elsler, est, je crois, tout ce que Paris a lu sur les lettres de Rachel . . . et le monde serait tout ! . . . Non, l'obscurité d'un être tel que Rachel suffirait pour me prouver que la lumière du soleil n'est pas la lumière de l'ame.

Rachel Levin, connue aussi à Berlin sous le nom de Rachel Robert, naquit dans cette ville en 1771. Son enfance fut une lutte prolongée entre une organisation dont la vigueur promettait la santé, et une imagination trop vive pour ne pas détruire l'équilibre. Cette lutte produisit une jeunesse agitée par des maladies extraordinaires, de ces maladies indéfinissables qu'on appelle nerveuses parce qu'elles ont plus d'ame que de corps. Mais cette jeunesse douloureuse fut brillante par l'esprit, et même, dit-on, par l'expression de la figure. Mlle Levin, sans autre moyen d'influence que sa supériorité personnelle, devint le centre de la société la plus spirituelle et la plus élégante de Berlin, à une époque où les hommes distingués affluaient dans cette ville. Le mouvement de la pensée en Allemagne étonnait alors le monde, et Berlin était le point où cette vie de l'esprit avait le plus d'intensité. La philosophie et la poésie se partageaient l'existence de cette nation qui se croyait à plaindre, et qui peut dire aujourd'hui comme Mlle Arnould: „C'était le bon temps, j'étais bien malheureuse.“ Mme de Varnhagen, comme tous les êtres doués de facultés supérieures, était le miroir fidèle de ses contemporains et de ses compatriotes. Apprendre à connaître cette femme extraordinaire, c'est étudier l'Allemagne et particulièrement la Prusse à l'époque la plus

brillante de leur développement intellectuel et la plus malheureuse de leur histoire : au commencement du siècle.

Paris même, l'ignorant Paris de ce temps-là, ignorant par orgueil et par paresse entendit parler du prince Louis de Prusse. Ce prince était de toutes les soirées de Mlle Levin. L'assiduité du plus proche parent du roi chez cette personne, à part de toutes les autres, paraissait aussi honorable pour lui que pour elle. Les grands qui craignent l'esprit sont bien petits dans ce siècle et bien maladroits; ils font un ennemi d'un allié.

En 1814, le 27 septembre, Mlle Levin épousa Mr de Varnhagen d'Ense, plus jeune qu'elle de douze ou quinze ans; mais comme il est un des hommes les plus spirituels de l'Allemagne, leur union, qui dura dix-neuf ans, fut la plus heureuse que j'aie vue.

C'est lui qui a recueilli religieusement, et non sans beaucoup de peine, les lettres de Rachel, écrites à diverses personnes et dispersées dans toute l'Europe. Ce livre ne fut tiré d'abord qu'à un très petit nombre d'exemplaires. Le succès qu'il obtint auprès d'un public d'élite a déterminé plus tard l'éditeur à le publier avec des nombreuses et notables augmentations.

Les souvenirs de Rachel, traduits un jour dans toutes les langues, grossiront le nombre, moins considérable qu'on ne le pense peut-être, des ouvrages qui appartiennent à la littérature européenne. Monument littéraire qui ne fut ni ne fit rien dans le monde, par un mari dont la vie entière est maintenant consacrée à la mémoire de sa femme, ce livre

honore la personne qu'il est destinée à nous faire connaître, plus que ne l'honoreraient les louanges d'une foule d'hommes. Mr de Varnhagen est connu pour un homme de talent et de mérite; et l'attachement de ce seul homme, attachement qui survit à la mort, devient un éloge plus flatteur que l'enthousiasme public; la foule est moins puissante qu'elle ne le croit, même sous le règne des majorités. Les masses ne jugent jamais d'après elles, aussi leur suffrage ne peut-il qu'enivrer; celui des hommes supérieurs devrait seul flatter.

Mon but n'est rien moins que d'analyser ici un recueil des lettres aussi variées que les phases de la vie de celle qui les écrivit; je ne veux que donner le désir de la connaître aux personnes qui savent tout ce qu'il y a de supériorité d'esprit et d'ame hors de la liste des noms que le caprice du monde a glorifiés.

Voici comme Mr de Varnhagen parle de Rachel dans l'introduction qu'il a mise à la tête de ses lettres:

„Je ne veux pas essayer de vous faire le portrait de ma bien-aimée Rachel; il n'est donné qu'à quelques-uns de ceux qui vecurent de suite et longtems dans son intimité de la bien connaître et de l'apprécier Ses lettres mêmes, avec quelque abondance que les sources vives de l'esprit et de l'ame y coulent, ne sont qu'une image incomplète de sa vie. Ce qui caractérise cet être extraordinaire, c'est précisément la création toujours renouvelée, l'inattendu, la spontanéité de ses impressions. C'est l'ame sans cesse en action, et qui, par cette activité même, donne à tout

un aspect nouveau, distribue l'ombre et la lumière, enchante, attire, réconcile, et tout cela à la fois. Comment rendre de telles impressions par un récit? comment une répresentation successive pourrait-elle donner l'idée de tant d'actions simultanées? Je ne veux qu'essayer de retracer en peu de paroles le premier effet que produisit sur moi la rencontre de Mlle Levin."

Il commence par raconter la manière dont elle était jugée par les personnes les plus distinguées qu'il connût, et le désir que ces jugements favorables, mais singuliers, lui avaient donné de la connaître; enfin, il la voit, et voici comme il retrace la première impression qu'il reçut: „D'abord, je dois dire qu'en sa présence j'éprouvait un sentiment tout nouveau. Je crus retrouver le type primitif de l'être humain; je sentis qu'une créature à peine sortie des mains de Dieu était là devant moi dans sa pureté, dans sa perfection. Partout l'esprit et le corps échangeant leur mutuelle influence; partout des images vraies, des cordes vibrantes, un sentiment immédiat de la nature; à chaque instant la communication sincère des pensées d'un esprit original et naïf, la révélation des sensations d'un être tout primitif, être grandiose par un mélange d'innocence et de finesse prudente, être prompt en paroles comme en actions, car la présence d'esprit la plus rare, l'adresse, la sagacité, la perspicacité la plus extraordinaire, se trouvaient réunies en elle; et tout cela était vivifié par la chaleur d'une bonté toute pure, par un amour de l'humanité toujours actif, toujours pratique et vrai, par

la participation la plus vive au bien et au mal d'autrui. Les qualités que j'avais trouvées jusque là desséminées parmi plusieurs, je les voyais réunies dans un seul individu. La compréhension et le trait, la profondeur et la franchise, l'imagination et l'ironie, liées ensemble dans son être comme dans un monde, se manifestaient par une suite de petites circonstances inattendues et gracieuses, qui faisaient sa vie, et qui, selon le jugement de Goethe, touchaient de près au fond des choses, étaient les choses elles-mêmes agissant de toute la puissance de la réalité. Mais à la force et à la grandeur se joignaient toujours en elle la douceur et la grace d'une femme, qui se peignaient surtout dans la charmante expression de ses yeux et de sa bouche, sans exclure la passion, ni l'enthousiasme. „Je doute qu'on se forme tout d'abord une idée juste de cet ensemble composé de tant d'élémens contraires. Quant à moi, j'ai passé par plusieurs incertitudes, par bien des erreurs, avant de croire à ce que je pressentais, jusqu'à ce qu'enfin je reconnus pour toujours, que j'avais devant les yeux l'être le plus parfait et le plus extraordinaire . . . Nul préjugé ne pouvait résister à son influence; sa présence était lumière et vérité; ses manières simples et naturelles, la clarté bienveillante de son esprit, sa facilité à vivre, l'absence de toute pretention, faisaient le ton de sa conversation, même lorsqu'elle roulait d'abord sur des sujets de peu d'importance et elles excluaient tout parti près: peu à peu le discours s'élevait vers des sujets nouveaux, qui naissaient du moment présent, et qui pour cela même, avaient l'intérêt de la réalité

et réveillaient l'attention des plus indifferens par l'attrait qui s'attache à ce qui est vivant, à ce qui est vrai. Son esprit donnait à ce qui est commun le charme de l'extraordinaire. En sa présence, je me sentis transporté dans un monde nouveau; j'étais conduit à la sphère de la poésie, et cela par ce qu'on est communément convenu d'appeler anti-poétique, par la réalité substituée à l'illusion, la chose à l'apparence; en un mot, par la vérité dont Rachel avait le sens plus que personne." . . . .

J'ai eu tort de citer, car je m'apperçois que je ne pourrai rien dire, d'après moi, qui soit aussi juste que ce portrait tracé par Mr de Varnhagen lui même. Pourtant j'y joindrai mes propres souvenirs. Ce qu'on a senti et vu a toujours l'intérêt de la vérité, vérité qui, par là même qu'elle est relative, jette un jour nouveau sur l'objet qu'on cherche à faire connaître. Chaque individu est comme une facette de prisme, qui reflète le rayon de lumière en le décomposant à sa manière.

J'ai dit que ce n'est qu'en 1816 que j'ai fait connaissance avec Mme de Varnhagen. Je l'avais rencontrée à Vienne, en 1814, pendant le congrès; mais nous avions passé l'un à côté de l'autre, sans nous voir, au milieu de cette foule des souverains. Deux ans plus tard, j'étais resté malade à Francfort, où ma mère vint passer l'hiver pour me soigner. Des circonstances trop romanesques et trop personnelles pour qu'il soit à propos de les rapporter ici, obligèrent ma mère à se lier un peu avec une dame de Berlin dont le caractère et les manières ne lui convenaient nulle-

ment. Cette Dame, qui tenait à ce qu'il y avait de plus considérable en Prusse, allait quitter Francfort après avoir rempli notre petit cercle du bruit de ses intrigues d'ambition, et non sans avoir troublé notre vie par des tromperies dont les gens dénués de coeur ne connaissent jamais la portée. Ces personnes paraissent perfides, elles ne sont qu'insensibles; c'est assez pour les fuir, ce n'est pas assez pour les condamner.

Ma mère fut obligée de subir une dernière entrevue avec cette femme, et c'était pour ma mère un sacrifice dont l'étendue ne peut être appréciée que par les personnes qui savent, comme moi, tout ce qu'il lui en coûtait pour faire céder un seul instant les affections du coeur aux convenances sociales.

Je la vis partir pour cette visite avec une répugnance qui m'aurait fait rire, si elle ne m'avait affligée.

— Vous êtes une sauvage de salon, lui disais-je; plus vous voyez que les gens du monde mentent, et plus vous devenez vraie avec eux. Vous parlez un autre langage que le leur. A quoi réussirez-vous?

— A rester toute ma vie comme je suis, répondit ma mère en souriant; et elle sortit dans une disposition d'humeur difficile à définir, puisqu'elle paraissait gaie et contrariée en même temps.

On voit que, dès le temps de ma jeunesse, les enfans avaient pour habitude de régenter leurs parens. Je restai seul, attendant avec une anxiété qui combattait mon impatience le recit que ma mère me ferait à son retour. Je désirais vivement et je craignais

presque autant de savoir ce qu'aurait dit Mme de * * * pour dernier adieu.

Ma mère revint bientôt; son visage était rayonnant. — Eh bien ! lui dis-je. — Ah ! tu ne sais pas ce que je viens de faire ? — Quoi donc ? qu'a-t-elle dit ? — Qui ? de qui parles-tu ? — De Mme de * * *. Vous a-t-elle dit adieu ? — Je n'en sais rien; mais je viens de chez elle, où j'ai fait connaissance avec la personne la plus spirituelle, la plus distinguée que j'aie rencontrée depuis long-temps. Tu seras charmé de la voir; je suis sûre qu'elle te plaira. — Il faut qu'elle me plaise beaucoup pour me faire oublier ce qui m'afflige. — Elle te fera oublier tout, te dis-je.

Ma mère avait raison; elle se connaissait en personnes supérieures. Nous fîmes connaissance avec Mme de Varnhagen, et un mois après j'avais tout oublié. J'étais lié irrévocablement sans être amoureux. Cet attachement, aussi fort que désintéressé, est tout simplement la perfection des relations humaines : c'est un problème, que Rachel seule pouvait résoudre avec sa pureté, sa vérité de sentiment, le prestige de son esprit, la sublime compassion de son ame ! . . . A cette triste époque de ma vie, je lui dus la résurrection de la pensée, tuée en moi par le chagrin. Nous passions des soirées délicieuses à parcourir les riantes campagnes des environs de Francfort, qui sont le jardin de l'Allemagne, comme la Touraine est le jardin de la France, ou à causer chez ma mère et chez Mme de Varnhagen. Le monde visible, le monde intérieur, l'univers entier, l'ame de l'univers, tout était décrit, analysé, compris, pressenti dans ces longs

entretiens qui me paraissaient courts. La conversation de Mme de Varnhagen n'était pas un discours plus ou moins brillant; c'était une action intime, mais toujours inattendue, parce qu'elle était motivée par le besoin et la disposition de la personne qui causait avec elle; causer n'est pas le mot, tout ce qu'on disait à Mme de Varnhagen était une confession, volontaire ou non. Sa manière d'entendre changeait le mensonge même en confidence; jamais clarté si bienfaisante ne pénétra dans les coeurs souffrans.

Elle animait un cercle autant qu'elle interessait un ami en tête-à-tête, et cette double faculté est rare; son esprit suffisait à tout, parce que c'était mieux que de l'esprit: c'était du génie au service de l'intimité et même de la société; elle ne trouvait rien au-dessous d'elle dans les petits événemens de la journée, et rien n'était au-dessus dans les plus grandes circonstances de la vie. Sa pensée se faisait toute à tous: elle ne l'économisait pas pour des livres ou pour des intrigues politiques; elle ne jouait pas un rôle, ne calculait jamais un effet: quand on n'a pas assez d'esprit pour en perdre, disait elle, c'est qu'on n'en a pas assez pour ce qu'on en veut faire.

Le silence, si à la mode chez nous parmi les personnes qui se *posent*, comme elle disent, à la tête des *supériorités intellectuelles* de l'époque, n'était pas à l'usage de Rachel; quand elle était triste ou souffrante, elle restait chez elle où elle ne recevait que les amis qui lui permettaient de se taire; mais quand elle voyait des personnes du monde, c'était pour tâcher de leur être agréable: elle avait une délicatesse

de tact qui lui faisait comprendre les devoirs et les plaisirs de la société, comme elle avait un sentiment inné du beau qui la mettait en communication avec la nature et avec l'art.

Le ton dominant de la conversation à Berlin était alors l'enthousiasme et cet enjouement obligé dégénérait assez souvent en affection; Mme de Varnhagen n'affectait rien, mais elle exprimait ce qu'elle sentait avec plus de liberté que si elle avait vécu habituellement dans un autre pays. Cette confiance dans l'intelligence et la bonne fois des autres lui donnait quelquefois une apparence d'exagération aux yeux des personnes médiocres; mais cette injustice lui rendait ses amis plus chers. La juger, c'était un titre à son affection : son ame avait besoin de se montrer, comme d'autres sentent la nécessité de se cacher, et nous disions, à propos de tout, qu'il n'y a de mal véritable que le mensonge. Point de mensonge sans bêtise, ni de sincérité sans esprit, disait elle encore. C'est juste, répliquais-je; la vérité a toujours besoin d'excuse, le monde exige qu'on la défende contre lui, et, pour plaider, il faut du talent. Mentir, c'est fuir l'obligation d'expliquer; il y a souvent autant de paresse, c'est-à-dire de bêtise, que d'infidélité dans le mensonge.

En réfléchissant plus tard à ce mot de Mme de Varnhagen, je trouvait que sa définition ne s'appliquait pas à tous les genres de mensonges. Il y a tel mensonge qui dénote moins les bornes de l'esprit que la misère de l'ame. Un attachement vrai aporterait toujours, au coeur qui l'éprouverait, le courage de le

manifester; tout sentiment naturel peut s'avouer, l'ambition même, l'amour de la richesse, comme moyen d'influence légitime, l'orgueil du talent, l'amour, cet immortel besoin de la perfection; on peut avouer tout cela, pourvu qu'on l'ait; mais ce qu'on ne peut avouer, c'est la prétention malheureuse de l'acquérir. Alors on retombe dans ce que Mme de Varnhagen appelait le vrai malheur, le malheur honteux et qui se cache; alors on ment. Mais on peut mentir ainsi avec beaucoup d'esprit; ce qu'il faut pour être toujours franc, c'est de la force. On ne ment jamais quand on sent fortement.

Nous parlions souvent de Goethe: il était à cette époque, en Allemagne, l'objet d'un culte fanatique, et, parmi ses adorateurs, les plus fiers étaient ceux qui l'exaltaient davantage. Moi, étranger, je riais de cette joûte d'esprit pour savoir à qui louerait le maître avec plus d'exagération, et, tout en admirant le génie du dieu, je me permettais quelquefois d'être choqué de l'insensibilité de l'homme.

Je reprochais alors à Mme de Varnhagen de céder trop à l'engouement général, d'oublier, pour Goethe, une de ses qualités distinctives, l'indépendance. Elle me répondait qu'elle n'était indépendante que du vulgaire, mais que le génie avait sur elle un pouvoir absolu. On demandait un jour, chez elle, quel était le meilleur ouvrage de ce grand poète; chacun nommait celui qu'il préférait, soit en vers, soit en prose. A la fin, Mme de Varnhagen prend la parole et dit: Le meilleur ouvrage de Goethe, ce n'est pas celui qui plaît d'avantage à tel ou tel esprit, c'est celui qui

nous fait comprendre comment il a pu faire tous les autres; voilà pourquoi je crois que son chef-d'oeuvre est *le Tasse*. Elle a répété dans une de ses lettres, ce jugement motivé d'une manière si frappante; et moi, je l'ai d'autant mieux retenu que j'avais entendu dire à Mme de Staël que, de tous les ouvrages de Goethe, le seul où elle ne trouvait rien à admirer, c'était *le Tasse*. J'ai pensé bien souvent à cette diversité de sentiment de la part de deux femmes qui me paraissent égales l'une à l'autre par les dons de la nature et l'intensité de la vie intellectuelle. Le grand mérite du *Tasse* est dans le développement du caractère principal, indiqué par des nuances de style; et c'est ce que les étrangers sentent le plus difficilement. On s'épouvante en voyant quelle distance des habitudes, les langues, les sociétés peuvent mettre entre deux esprits que la nature et Dieu avaient créés frères.

Mme de Varnhagen fit un voyage; pendant cette absence, Goethe vint à Francfort où je le vis pour la première fois. Voici comment je rendais compte de cette rencontre à Mme de Varnhagen, dans une lettre qu'elle me rapporta quelque temps après en m'ordonnant de la garder, parce qu'elle ne voulait pas avoir chez elle ce qu'elle appelait *une diatribe* contre le grand homme: le lecteur jugera de son impartialité et de la mienne:

„Enfin j'ai vu votre Goethe! et, pour la première fois de ma vie, j'ai senti qu'on peut s'arrêter devant un homme comme devant un monument, sans lui parler. J'ai dû lui paraître bien ridicule: je le con-

templais comme un phénomene de la nature. C'est votre faute; pourquoi m'avoir tant parlé de lui? Dans le premier moment, son apparition m'a inspiré le besoin de méditer plus que celui de causer. Il ne m'embarassait pas, sa sphère est au-dessus de ce qui intimide; je ne crois pas que jamais quelqu'un ait été occupé de sa personne et de l'effet qu'elle peut produire devant le Jupiter du Vatican; je ne pouvais pas non plus penser à moi devant Goethe. Cet homme, dont l'abord est différent de celui de tous les hommes que j'ai rencontrés, me faisait l'effet d'une solitude; j'étais saisi de respect; j'éprouvait du bien-être et de la frayeur, sans savoir pourquoi; il me semblait que je regardais au bord d'un abîme d'où montait la voix d'un oracle.

,,Il y a long-temps que vous n'avez vu Goethe; il a soixante-quatre ans; son visage est encore superbe; c'est comme vous le dites, la tête de Jupiter, ou plutôt d'Homère. Quand sa physionomie n'est point animée, elle exprime une noble tristesse: on croit voir un héros de l'antiquité écrasé sous le poids de notre misère. Ce siècle, où le burlesque domine, lui pèse; il a dans le front et dans le regard quelque chose de profondément tragique. Quand il s'anime, il pétille d'esprit; et quand il se laisse aller à sourire, il est plein de grace. Ce qui me frappe surtout dans ses traits, c'est l'harmonie de l'ensemble: je n'ai vu nulle part tant d'accord uni à tant de variété; tous les sentimens et toutes les pensées humaines se peignent sur son visage; sa physionomie, pleine de vie, est le miroir du monde, et en même temps

l'expression d'un caractère: on y lit depuis Werther jusqu'à Faust et au Traité sur l'Optique; c'est un esprit universel; la science et la poésie habitent ce front qui contient tout; il semble que c'est d'après lui qu'on a dit: L'homme est l'abrégé du monde.

„Ses manières sont froides; cependant on se sent attiré vers lui comme vers un être surnaturel; mais on sent tout de suite qu'on n'est pas son semblable. Quand il lève les yeux, on disait qu'il pleure sur l'humanité; quand il les fixe sur vous, son regard pénètre. Mais cette perspicacité vous fait du bien. Ce qui rend un homme ordinaire fatigant, c'est qu'il ne comprend jamais tout-à-fait un autre homme. Goethe comprend la nature; comment ne comprendait-il pas un pauvre atome humain? J'aurais voulu m'approcher de lui, et lui dire: Apprenez-moi ce que je suis. Oracle, dictez-moi ce qui doit décider de ma vie, ce qui doit sortir de moi.

Quoique sa dignité constante paraisse un peu raide, il a de la simplicité, et on pourrait le croire naïf: il est pourtant à une distance immense de la naïveté: en lui, tout est volonté et conscience de sa volonté. Si l'on disait à Goethe: „Pourquoi êtes-vous comme vous êtes?“ au lieu de répondre: „Parce que je suis moi“, il disait: „Parce que *je veux* être moi.“ Cette réponse met un espace infini entre lui et la naïveté; mais son esprit lui rend le charme des hommes naïfs. Seulement on ne peut se fier au plaisir qu'on éprouve en causant avec lui. Qu'on ne s'y trompe pas, il est plus qu'un homme. Rien de plus gracieux que sa manière de s'entretenir avec les personnes qui lui

sont présentées: il a par momens une ironie si fine et si délicate, qu'elle ne saurait blesser; il possède au suprème degré le talent, ou plutôt le don d'interesser à ce qu'il dit; sa personne, sa seule présence, son silence, portent à la méditation, et font désirer ses paroles; il réunit la chaleur au calme, il se contient comme s'il avait peu de vie, et cependant il sent comme un autre se passionne; c'est un homme supérieur au vulgaire et supérieur à lui-même. Il est maître de lui; il est résigné à supporter les inconvéniens de sa destinée; c'est le premier grand homme qui m'ait paru décidé à subir sans se plaindre les malheurs du génie; il est malheureux, parce qu'il est seul; mais il veut être seul, parce qu'il a reconnu qu'il le faut.

„J'ai dit qu'on trouvait tout dans sa physionomie, il y manque pourtant une chose, et une chose nécessaire: l'amour. Je ne crois pas qu'il ait la faculté de vivre dans un autre; il a tout en lui, hors ce qui fait qu'on renonce à tout. La richesse de sa nature le trompe, elle le confirme dans la personnalité; il est seul en ce monde, et peut-être déjà se prepare-t-il à rester seul dans l'autre: poussé à ce point, l'égoïsme est un exil.

„Cest un phénomène bien extraordinaire qu'un homme parvenu à cette étendue, à cette élévation de pensée, sans reconnaître le christianisme. C'est comme un naufragé qui ne croirait qu'a la plage. *)

---

*) Depuis ce temps, Goethe s'est rapproché du christianisme, comme on peut s'en assurer dans l'intéressant

„C'est un malheur pour Goethe que la religion chrétienne soit une révélation divine, il l'aurait peut-être inventée; mais comme il la trouve arrivée avant lui en ce monde, et avec elle quelques accessoires qu'il n'y aurait pas joints s'il l'avait faite; comme il voit dans ses pretres ce qu'il n'y voudrait pas voir, et qu'il n'y voit pas ce qu'il voudrait, il la rejette. Aussi le vide qu'elle laisse au dedans de lui l'accable; l'ennui le ronge, il s'attache aux moindres détails de l'existence, il s'impose l'étude et le goût des petites choses, enfin il se traîne dans la nuit de ce monde comme s'il n'en était pas une des lumières; et l'on est forcé de convenir que ce prodigieux génie est aussi étonnant par ce qui lui manque que par ce qu'il a. Aussi mon ami Werner compare-t-il la tête de Goethe à une immense coupole sans lanterne, ce qui fait que le jour y vient d'en bas."

L'engouement aveugle et exclusif de quelques esprits pour Goethe était tel en Allemagne, à l'époque où je fis connaissance avec Mme de Varnhagen, que malgré sa supériorité, elle eut peine à me pardonner ce jugement, et pourtant elle pardonnait beaucoup, parce qu'elle voyait loin et juste.

Mme de Varnhagen avait sur le mariage des idées qui, depuis elle, ont été adoptées par bien des gens, et fort exagérées dans l'application. Les inventeurs

---

ouvrage, publié en allemand par Eckermann, sous le titre de Conversations de Goethe. On s'étonne de voir que tant de livres curieux ne soient pas encore traduits en français.

sont toujours les metteurs en oeuvre plus timides que les imitateurs. Elle regardait cette institution comme trop sacrée pour être dégradée au service des petits interêts du monde: elle blamait le mariage comme affaire, et trouvait la société absurde de rabaisser une loi divine au niveau des réglemens qui fixent les devoirs civils du citoyen. Sa profonde horreur pour l'hypocrisie faisait condamner même ce que le monde appelle la bonne conduite, quand elle n'est pas l'expression des bons sentimens.

Je n'ai jamais bien connu le fond de ses idées sur le christianisme; ce que je sais, c'est qu'elle aimait Dieu et le prochain avec ferveur; elle était plus religieuse que la plupart des dévots que j'ai rencontrés. J'avais un tel besoin de penser que j'étais de son avis, que je me suis répété souvent en son absence qu'elle pressentait une révolution religieuse, dont la fin serait la régéneration pacifique et volontaire des formes du christianisme sous la direction de l'église catholique, la seule qui eût l'autorité nécessaire pour conserver la vérité intacte, et pour la défendre jusqu'à la fin des temps. Je ne pourrais pourtant assurer que ce fût là son espoir; peut-être son grand esprit se faisait-il une idée plus libre des moyens adoptés par la puissance infinie pour se manifester à la terre; mais ce que je puis dire, c'est que toutes les fois que le regret et le désir me ramenaient en pensée vers Rachel, je me consolais en me répétant que nous avions la même opinion sur la seule chose vraiment importante en ce monde. Cet accord avec un être si supérieur, ne l'eussé-je que rêvé, suffirait pour me

tranquilliser : c'était comme une assurance contre mes propres incertitudes.

La moisson d'idées fécondes, d'expressions soudaines, originales, sublimes, piquantes, d'aperçus neufs et surprenans, qu'on recueille en lisant ces trois volumes de lettres, montre ce qu'aurait pu produire en littérature celle qui les a écrites, non pour écrire, mais pour manifester et pour étendre sa bienfaisante existence.

Si je n'avait pas connu Mme de Varnhagen, je ne serais peut-être pas aussi persuadé que je le suis d'une vérité consolante, c'est que le vulgaire juge les hommes sur ce qu'ils ont fait, tandis que les esprits supérieurs les apprécient d'après ce qu'ils pourraient faire.

C'est ainsi que Rachel jugeait, et c'est ainsi qu'elle a le droit de demander qu'on la juge.

Saint-Gratien, ce 2 novembre 1837.

A. de Custine.

Ueber Rahels Religiosität.

Von einem ihrer ältern Freunde.

Als das Buch „Rahel" zuerst an's Licht trat, machte diese außerordentliche Erscheinung bei Allen, denen sie zukam, den wunderbarsten Eindruck. Das Erstaunen, die Bewunderung, das Entzücken, die Hingebung waren allgemein. Die Tiefe und der Reichthum der Gedanken, die Wärme und Frische des Herzens, die Ursprünglichkeit und Wahrheit des ausgesprochenen Lebens, so wie die Kraft, Laune, Grazie und Naivetät der Darstellung, wirkten auf die empfänglichen Gemüther wie ein wohlthätiges Labsal, eine freudige Erhebung. Schnell verbreitete sich der Ruf und Inhalt des Buches durch ganz Deutschland, ja weit über dessen Grenzen hinaus. Das Buch bekam eine Existenz, die bei der Herausgabe nicht beabsichtigt sein konnte.

Die Wirkung war eigentlich keine litterarische. Das Buch griff unmittelbar in das Leben ein, und regte das Innerste der Gemüther auf. Die reinsten und höchsten Stimmungen wurden wach. Man fühlte sich in ungewohnter Weise angesprochen, mit Vertrauen und Liebe,

mit Trost und Erleuchtung; man hörte wie im eignen Herzen eine Stimme von oben wiederklingen. Der Eindruck war ein religiöser, und nicht nur durch die Stellen, wo von Religion die Rede ist, sondern durch alle, wo mit Ernst und Innigkeit die wesentlichen Dinge, die wirklichen Angelegenheiten der Menschen besprochen sind. Das Buch wirkte wie ein Erbauungsbuch, und wurde als eines der Art benutzt und geliebt. Kranke und Leidende wollten es nicht mehr aus den Händen lassen; in mancher Seele zündete es einen neuen, vielleicht den ersten Geistesfunken an; es fand Gunst bei frommer Andacht, und erweckte diese, wo sie schlummerte. Der Geist, der in dem Ganzen athmete, sprach noch lebhafter in den Aeußerungen, die einen bestimmten religiösen Gehalt ausdrückten, und theils durch liebliche Wärme das Herz erhoben, theils durch eigenthümliche Wendungen das Nachdenken beschäftigten. Schien der Inhalt auch bisweilen auffallend, gewagt, verwunderlich man nahm keinen Anstoß daran; das Gefühl, daß wahrhaftiger, treuer Sinn und redlicher Geist hier walteten überwog jeden Zweifel und jedes Mißtrauen, wozu der Buchstabe hier manchmal wohl die Rechtgläubigen hätte führen können. Fromme der verschiedensten Bekenntnisse und Richtungen sprachen laut ihre Freude und Theilnahme aus. Die Worte wurden häufig wiederholt, die ein angesehener Geistlicher gesagt haben soll: „Man sehe es wohl, daß Rahel, wie dem Stammgeschlechte, so auch dem Geiste nach, aus den Regionen sei, woher uns die Bibel gekommen.“ Ob es grade Schleiermacher gewesen, der dieses gesagt, wie Manche vermuthen, lassen wir dahingestellt. Schwerlich hat er in seiner letztern Zeit

und über das Buch sich so geäußert. In seinen früheren Zeiten wäre ihm das Wort sehr wohl beizumessen.

Bei der darauf erfolgten größeren und öffentlichen Ausgabe des Buches „Rahel" zeigte sich eine merkbare Verschiedenheit. Der Stoff war ungemein vermehrt, der Umfang und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände sehr erweitert, die Lebensverhältnisse traten zahlreicher, bestimmter, die Urtheile auffallender und schneidender hervor. Manche persönliche Empfindlichkeit wurde gereizt, manche herrschende Meinung verletzt. Der Herausgeber hatte die frühere Schonung und Rücksicht außer Acht gesetzt, besonders die litterarischen Aeußerungen freimüthiger mitgetheilt, und sogar merken lassen, daß der Folgezeit vieles noch Schärfere vorbehalten sei. Wenn dies nicht überhaupt ein Mißgriff war, so war es doch gewiß ein Nachtheil. Aengstliche Gemüther wurden irre, oder doch besorgt, manches unlautere Gewissen regte sich. Der ganze Eindruck des Buches wurde nun mehr litterarisch; man gab sich seinem Gehalte weniger hin, man suchte ihm zu widerstehen; man hing sich an Kleinigkeiten der Form, und es erhoben sich Mißlaute und Gegenstimmen. Dies war im Allgemeinen wohl richtig und natürlich. Welche Geistesrichtung in der Welt wäre dem nicht unterworfen? welche persönliche Bedeutung wäre nicht angefochten, geläugnet worden, welche noch so große Geistesmacht und Liebenswürdigkeit hätte man nicht auch zu verneinen gesucht? Aber es läßt sich nicht in Abrede stellen, manchen Tadel hätte der Herausgeber durch größere Klugheit in Auswahl des Mitzutheilenden entfernt halten können. Daß er Gründe gehabt, solche

Klugheit zu verschmähen, dürfen wir freilich voraussetzen.

Doch die Wirkung des Buches wurde im Ganzen durch den verlautenden Widerspruch weder geschwächt, noch wesentlich verändert; sie erschien jetzt nur ausgedehnter, bewegter, kampfreicher auf dem offenen Schauplatz, ohne daß der stille Strom segenvoller Gemüthseindrücke zu fließen aufhörte; ununterbrochen ergoß sich vor wie nach diese klare Fluth heiterer Lebenswogen in bedürftige und harrende Seelen, und befruchtete nah und fern die frömmsten Empfindungen. An mehreren Orten haben sich stille, freundliche Gemeinden solcher Seelen gebildet, die in dem Andenken Rahels gleichsam neue Quellen des Trostes und der Kraft gefunden haben, zu neuem Aufschwunge beflügelt worden sind, und nicht zählbar sind die Einzelnen, die sich durch Rahels Wort und Beispiel fortwährend als neugekräftigt und erhoben zu erkennen geben!

Bei dieser Eigenheit einer so durchgreifend religiösen Richtung, wie sie bei einem Buche neuerer Zeit, das nicht ausdrücklich als ein Erbauungsbuch sich ankündigt, wohl selten vorkommt, entsteht sehr natürlich das Verlangen, diese religiöse Richtung näher zu erkennen; deutlicher einzusehen, weß Geistes sie sei, welche Elemente in ihr sich verbinden, welche Grundlage und welches Ziel sie habe?

Göschel, wie wir irgendwo gelesen, hat in Naumburg und Berlin einem kleinen Kreise besondere Vorträge über das Buch „Rahel" gehalten, von deren Inhalt aber nichts näher verlautet ist. Ohne Zweifel hat er dabei, nach seiner Art, vom christlichen Standpunkt aus, die

scheinbaren Abweichungen zu ermitteln, das ungenannt Christliche unter christliche Benennung zu bringen gesucht, wie bei Goethe und Hegel. Am meisten fähig, den religiösen Charakter Rahels aufzufassen und zu bestimmen, wäre wohl Carové, der alle Kenntniß und Umsicht vereinigt, deren es zur gerechten Würdigung eigenthümlicher oder neugestalteter Religiosität bedarf, und die nur durch vielseitigen geistigen Verkehr mit den verschiedensten Religionserscheinungen erworben werden. Bis nun aber eine geschicktere Hand eine solche Arbeit liefert, möge die Vorübung eines Laien erlaubt sein, durch welche der Gegenstand zwar nicht erschöpft werden, jedoch in seinem Zusammenhange und in seiner Bedeutung erscheinen kann.

Die Zeit, in welche die Jugend und Bildung Rahels fällt, ist die Zeit Lessings, Mendelssohns und Kants. Wer die Denkweise dieser Häupter und ihrer Geistesgenossen kennt, der weiß, daß von dem geoffenbarten Christenthum damals wenig die Rede war; die Prediger selbst ließen die Religion schwinden, und retteten nur die christliche Moral, Wunder und Dogmen dem aufklärenden Verstand überlassend, der schnell damit fertig wurde. In dem letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts war der sogenannte Vernunftglaube unbedingt vorherrschend, und selbst denen, die ihn an der wissenschaftlichen Quelle nicht schöpfen konnten, fiel er als Bodensatz der allgemeinen Lebensbewegung zu; im untersten Volk wie unter den Gebildeten wurde Religion nur im allgemeinsten und weitesten Sinne noch geehrt, auf die bestimmten Gestaltungen aber wenig Werth gelegt.

Wie kein Mensch seinem Zeitalter ganz entgeht, so entging auch Rahel dem ihren nicht. Doch war sie insofern durch ihre persönliche Stellung begünstigt, als ihr bei der Entfernung religiöser Beispiele und Lehren, die ein Herz wie das ihre frühzeitig beglückt haben müßten, wenigstens das gemeine Verstandeswesen die einseitige, aufklärerische Beschränktheit, nicht aufgedrungen, daß ihr die Stätte der Religion unentweiht und frei gelassen, und nicht mit Falschem und Verkehrtem erfüllt wurde. „Mir wurde nichts gelehrt — schreibt sie an Fouqué, (1811) — ich bin in einem Walde von Menschen erwachsen, und da nahm sich der Himmel meiner an: viel Schmutz und Unwahrheit ist nicht an mich gekommen. So kann ich aber auch nichts lernen. Auch keine Religion, und erwarte auch die von oben. Nämlich den Namen zu meiner, oder eine neu offenbarte." Sie sagt ebenda: „An Indifferentismus habe ich nie gelitten. War mir etwas indifferent, so wußte ich nichts davon, und es berührte mich nicht. War mir etwas wichtig und wurmte mich, so verhehlte ich's wohl, aber ich verleugnete es nicht." Sie bekennt, im Gegentheil, daß Offenbarung ihr als das größte Geschenk des Himmels erscheine; sie sagt: „Gott segne Ihnen in aller Ewigkeit Ihr Glück, die Offenbarung gefunden zu haben. Diese Gnade ist dem Geschenk des Daseins zu vergleichen, und ist wie dies, so positiv und wirklich, daß kein Wort mehr dazu paßt. Dies Glück muß Jeder, der einen Begriff davon haben, ein Bedürfniß dazu fühlen kann, in tiefst-unterworfener Demuth abwarten: und mit gedoppelter Kraft das Große auch im Dunkeln ehren. Auch eine göttliche Aufgabe für seine Menschen!" Allerdings ist dieses Abwarten die reinste

Frömmigkeit, und im Warten nicht verzagen, der höchste Muth.

Es zeugt von der innersten Redlichkeit, von der unmittelbar auf das Wahrste und Tiefste angewiesenen Seele, daß Rahel in demselben Briefe fragt: „Ob ein Mensch dem andern — ohne Offenbarung — ein Religionsgefühl, Meinung und Ansicht beibringen könne? ob das nicht der letzte intime Act zwischen der Creatur und Gott sei?“ Sie ist davon durchdrungen, „daß man das Große, Göttliche, Unendliche, selbst finden müsse, daß es frevel-sündhaft sei, den Menschen nicht alle Fragen, nicht solche Entdeckungen selbst machen lassen.“ Wenn es in diesem Gebiete dennoch Lehrbares giebt, wessen Schuld war es, daß dieses nicht an sie gelangt ist? Williger zum Aufnehmen war gewiß nie ein Gemüth; gab es keinen rechten Lehrer, oder fanden sie nur nicht zu ihr den Weg? Wie recht mag sie oft gehabt haben, dasjenige, was man ihr als Religion anbot, wofür man ihren Glauben in Anspruch nahm, nicht annehmen zu wollen! Da war ihr geduldiges Warten eine tapfrere Frömmigkeit, als die von matten Seelen scheinbar ausgeübte, die auf dem gefährlichen Posten gleich dem ersten Anrufe fällt, und sich, um nur unterzukommen, dem ersten besten Menschenwerke gefangen giebt! Letztere Beispiele sieht man alle Tage, wo die armen Menschen, um nur dem Kampfe nicht bloßzustehen, sich eiligst dem nächsten Gebild in muthloser Beeiferung anschließen, hier katholisch, dort lutherisch, auch wohl wechselnd, und dann nur froh sind, irgendwo hinzugehören, nur nicht in Kampf und Prüfung, wo doch, so lange sie Gott nicht abruft, ihre wahre Stelle wäre! Nicht so Rahel.

Lieber blieb sie allen Zweifeln ausgesetzt und allen Kämpfen, als daß sie die Religion je zum Nothbehelf ergriffen hätte. Der Himmel war gnädig gegen sie, und sandte ihr Trost die Fülle, reiche, beruhigende, beseligende Gedanken ihr lebenlang; gab es noch höhern, noch vollständigern Trost, den ihr der Himmel vorenthielt, so unterwarf sie sich auch dieser Fügung ohne Murren, gefaßt auf das Beste, bemüht, dessen würdig zu sein, und das Weitere Gott überlassend, aber nicht durch willkürliche Anbildung ihm vorgreifend. „Das Abspeisen — sagt sie in einem Briefe an Marwitz (1812) — neumodischer Art, mit dem Glaubenswesen, ist meiner tiefsten Seele zuwider. Einzeln steht dieser Behelf: auf keinem Grund und Boden erwachsen; nicht auf Güte, nicht auf keuschem Auffassen der Geschichte, nicht auf Enthusiasmus des göttlichsten Exempels, nicht auf kinderhaftem Glauben an das, was Eltern und Lehrer meinen und lehren; auf schlechte Weise, wie Theater und Galerien besucht werden, hausen sie und disputiren, und verschanzen sie sich gegen les ennuis (den „großen Verdruß") in's neu erfundene Glaubenswesen hinein und herum! — Sie lieb' ich doppelt wegen Ihrem Brief, und Ihren Gebeten darin. Es giebt nichts anders! Wer nicht in der Welt wie in einem Tempel umhergeht, der wird in ihr keinen finden."

Wie mancher Geistreiche und Hochbegabte, mit welchem sich Rahel gern, wie sie dazu immer nicht nur bereit, sondern eifrig war, von den höchsten Dingen unterhielt und den sie vertrauend sogar in seinem Beruf um Belehrung und Erleuchtung ansprechen zu können meinte, bekannte sich ihr gegenüber nicht reicher, als sie selbst

war, bekannte sich des Besitzes baarlos, den er mittheilen sollte, und gab wohl gar mit Lächeln die Tröstung ab, wer so denke und empfinde, der brauche nichts weiter! Richtig vielleicht und wahr! Allein warum dann den Schein behalten, und sich darein kleiden, als hätte man doch noch Anderes? Rührend ist es, wenn Rahel in jener eben bemerkten Zeit noch sagt, sie stehe darnach, die Bibel zu lesen, könne aber keine kriegen! Freilich gab es auch damals in Berlin Bibeln genug, auch war nachher wohl eine zur Hand; aber dennoch ist es auffallend, daß in ganzen Lebenskreisen damals dieses Buch fehlen konnte, dem man im Jahre 1835 gewiß in keinem Hause von Berlin vergeblich nachfragen würde! —

Aus dem Bisherigen ist schon einleuchtend, daß Rahel auf einem andern Boden stand, als dem des bloßen Vernunftglaubens. Sie glaubte an Offenbarung; sie fühlte das Bedürfniß, sie erkannte den Werth derselben. Was aber sollte sie, neben dem in ihr selbst sich Erschließenden, von außen als solche aufnehmen? Das zum bloßen Schattenwesen verflüchtigte Christenthum der Aufklärer, welches in ihrer Jugendzeit allgemein herrschte? Das geistreicher aufgeputzte, aber dem Wesen nach kaum davon verschiedene der spätern Denkkünstler, welche sich von den Gebildeten die Erlaubniß ausbaten, in den herkömmlichen Ausdrucksweisen fortzureden? Das hinterhaltige, unaufrichtige der Neukatholiken, oder das starre, buchstabengläubige der protestantischen Frömmler, welche beiden Richtungen in den letztern Zeiten sich besonders geltend machten? Alle diese Gestalten mußten Rahel zurückstoßen, statt sie anzuziehen. Ihr reines, eifriges Herz, ihr untrüglicher Wahrheits-

sinn, konnte mit solchen Erscheinungen nicht zusammen=gehen.

Die Verkündiger und Ausleger des Christenthums weckten ihr öfters, anstatt beistimmender Gedanken, sogar gegnerische, und diese sind als Zeugnisse der unbefangensten Aufrichtigkeit nur um so schätzbarer, als sie eigentlich aus wahrhaft christlichem Standpunkte nur die Entstellungen des Christenthums angehen und bestreiten, und nur den Werth der sonstigen und weit überwiegenden, auch im Ausdrucke christlicher Aeußerungen erhöhen. „Die menschliche Seele ist von Natur eine Christin", ein solch schönes Wort allein ist ein ganzes Glaubensbekenntniß werth. Und wie heilig erscheint Jesus ihr! Wie hält sie ihn als hohes Beispiel der Demuth, der Menschenliebe, selbst in gewöhnlichen Lebensvorgängen sich zum Muster vor! Wie empört sie sich gegen das „verstockte Lumpenvolk, das sich untersteht, Christus Namen zu lästern, indem es ihn ausspricht!" Und wie ganz ergriffen im Geiste, wie ganz hingegebenen Herzens, empfing sie jeden Funken des Göttlichen, den eignes Forschen, die Eindrücke der Natur, und die Ergebnisse des Lebens, oder ein begabter und hiezu auserwählter Menschengeist ihr zuführten! So wirkte auf sie Fichte's Wort, weniger durch seinen Gedankeninhalt, als durch die treue, religiöse Stärke seiner tiefen Gesinnung. So faßte sie von Novalis, Schleiermacher, Friedrich Schlegel, mit heißer Neigung Alles auf, was in diesen dem reinen Quell religiösen Denkens — der dies nicht immer war — zu entströmen schien. So spricht sie mit Entzücken von Lavater. „Den lieb' ich — sagt sie (1818) — von ganzer Seele. Er ist brav;

geistreich; voller Einfälle; gütig-ungeduldig; nämlich, übt die höchste Geduld mit Menschen aller Art, von allseitiger und tiefer gütiger Einsicht. Nach der Bibel religiös: mit so vieler wahren erhabenen Religion, daß ich ihn liebe, wenn er unzubehauptende Dinge behauptet. Ein englischer Mensch! Lesen Sie, wenn Sie es nur irgend bekommen können, gleich: „Aussichten in die Ewigkeit, von Lavater." Wundergöttlich. Dies Buch allein hat mich diesen Winter über erhalten. Sonst hätte ich mich für gesunken halten müssen. Noch scheint mir dies Buch wie warme lichte Sonne in meine Zeit. Lassen Sie sich nicht abschrecken von mancher präcautionirenden Weitläufigkeit in dem Buche, der arme Lavater mußte sich der damaligen Geistesepoche beugen; es war die der — vielleicht präsumtuosen — Aufklärung, er thut es mit Grazie, und Geduld, und Ungeduld: wir lernen jene Zeit und ihre Schwierigkeiten daraus kennen, und unsere tüchtiger auch schon als eine ehemalige beurtheilen, und sehen flache Stüfchen mit großer Anmaßung betreten." So folgte, mit größerer Innigkeit und höherem Vertrauen, ihre Seele den milden Aufflügen Saint-Martin's und Tauler's, den mächtigen Schwingungen des feurigen Angelus Silesius. (Daß dieser herrliche Geist litterarisch wiedererstanden ist, und uns wieder angehört, ist nur Folge des beseelten Antheils, den Rahel ihm seit der ersten Stunde unermüdlich gewidmet hat.) Mit welcher Liebeswärme nahm sie alles Biblische auf, wenn dies ohne mißverständliche Beigabe lauter und hell an sie gelangte!

Allein Rahels Religiosität konnte auf keines fremden, wenn auch noch so hohen Geistes, ja selbst nicht auf

ihres eigenen Geistes Macht beruhen; ihre Frömmigkeit nährte sich durch jedes Geistige, woher es auch kommen mochte, aber ihren Ursprung nahm sie aus anderer Quelle. Aus ihrem Herzen strömte, lauter und stark, die religiöse Energie, von der sie durchdrungen war, und neben der ihre Geistesgaben wie untergeordnet und unnütz wurden; aus dem tiefsten Gefühl erhob sich ihre unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen, jedem Irrwege des Denkens entrückt! Die reinste Demuth und Ergebung, das kindlichste, unerschütterlichste Vertrauen wurzelten hier, von hier erzeugte sich unaufhörlich jede That und Wirksamkeit der Liebe!

In dieser Unmittelbarkeit eines innern Gottesbundes, eines im Gefühl und Vertrauen dieses Zusammenhanges, dieses Schutzes hingeführten Lebens, in dieser feurigen Inbrunst, die immer und jeden Augenblick, bei den kleinsten wie größten Dingen, in Schmerz und Freude, in den Geschäften des Tages und in den Launen der Unterhaltung, den Bezug auf Gott gegenwärtig behielt, anrufen und um sich her beleben konnte, in dieser steten Gegenwart und Wirkung des Höchsten, welche ihrer innersten Natur entsprachen, hatte Rahel in der That etwas Ungewöhnliches, unsern neueren Zuständen Fremdartiges, das man wohl als biblisch bezeichnen darf.

Der Geist und Karakter der biblischen Erzväter, welche die ersten Offenbarungen derjenigen Religion empfingen, worin die späteren Offenbarungen des Christenthums sich entfalteten, sind von diesem in ihrer Kraft und Heiligung aufgenommen und bestätigt; auf ihren frühesten Bund und Glauben ist noch fortwährend unsre ganze Religionsentwickelung gegründet. Der unvermittelte Gottesglaube

und Gottesverkehr im alten Testamente hat etwas Ausserwähltes, Persönliches, welches allerdings in dem Christenthume sich mehr zu allgemeinem Menschlichen erhebt! Aber mit diesem steht jenes nicht im Widerspruch, sondern enthält vielmehr alle späteren Entwickelungen schon im Keime, fähig und bestimmt, sie hervorzubringen und fortzupflanzen. Es ließe sich sehr wohl denken, und die Kirchengeschichte dürfte genug Belege dafür liefern, daß die reinste christliche Sinnesart sich aus den Entstellungen, welche die Christuslehre in ihrer menschlichen Ausbildung so oft und schrecklich erleiden mußte, zu den Urzuständen flüchtete, wo die Lehre und Kraft noch im unschuldigen Keime sicher und heilig bewahrt liegen. Daß auch dieser Rückweg eine Verirrung werden könne, stellen wir nicht in Abrede. Ihn zu wählen wäre bedenklich; aber durch natürliche Begabung und Fügung auf ihm vorschreitend sich zu befinden, darf als eine eigenthümliche Erscheinung gelten, die ungewöhnlicher Kraft und Wärme fähig ist.

Auf diese Entwickelungsstufe, dünkt uns, war Rahel gestellt. In ihr giebt sich der Geist und Karakter altbiblischer Offenbarung zu erkennen, indem sie zugleich mit allem Wesentlichen des Christenthums erfüllt ist. Beides verbunden, in höchster Eintracht und kräftigster Wirkung, ist der Inbegriff und Kern ihrer Frömmigkeit. Es ist dies kein bloßer Deismus, wie ihn die Vernunft lehrt; es wirkt die lebendige Kraft, das beseelende Feuer der Offenbarung darin. Es ist auch nicht die bestimmte Gestalt heutigen kirchlichen Christenthums, wo die gereiften Früchte mit den tauben wirr durcheinander liegen, und sich oft gar nicht mehr

unterscheiden lassen; denn die Vernunft tritt an die Stelle eines starren Lehrbegriffs, und läßt nichts gelten, was ihrem Ansehen und Ausspruch widerstreitet. Hat doch das Christenthum selbst dafür gesorgt, das Nichtvorhandensein des Buchstabens, der äußern Form, sich nicht zum Merkmal setzen zu lassen, woraus man schließen dürfte, daß es selber nicht zugegen sei, sondern es verweiset auf den Geist und die Früchte!

Solche Stellung, hoch entrückt dem Getümmel der Zeitmeinungen, die sich öffentlich um eine vergängliche Herrschaft streiten, neutral gegen die Kämpfenden, liebreich für manches Geschmähte, unzugänglich für das stolz sich Aufdringende, einem Höchsten, Festen, Reinen unerschütterlich zugewandt, — solche Stellung scheint in unserer Zeit der nothwendige Anhalt, das tiefe Bedürfniß vieler Gemüther zu sein, welche die Religion aufrichtig suchen, und jedes Gefundene treu und wahrhaft hegen, ohne sich einem äußerlich dastehenden Glaubensbekenntniß einverleiben, dasselbe im ganzen Umfange zu dem ihrigen machen zu können, und deren ehrlichem Sinne es unmöglich wird, in dem Schein einer Zustimmung zu leben, die innerlich nicht vollständig wäre. Die Gemüther, welche zu dieser Stellung hingewiesen sind, haben eine schwere Aufgabe, und große Entbehrungen zu tragen. Sie entbehren der innigen Gemeinschaft, woraus die Religion eine so tröstliche Stärke schöpft, die ihrem Bedürfniß entsprechende Nahrung des Herzens und des Geistes bringt spärlich in die vereinsamte Abgeschiedenheit. Findet sich irgend eine Zustimmung, so ist sie doch meist nur kühl, zaghaft, schwach, weil in dieser Gemüthsrichtung die Gluth eines lebendigen Glaubens wohl

gefordert, aber selten gefunden wird, indem von hier aus alle Wege fast nur niederwärts führen, zu dürftigen Verstandesberuhigungen, und nur selten ein Pfad aufwärts in das höchste Gebiet wahrer Religion leitet.

Für diese weitverbreitete, harrende, unbefriedigte, und doch je ehrlicher empfangene desto weniger willkürlich zu vertauschende Gemüthsverfassung mußte Rahel ein höchst willkommenes, ein belebendes Phänomen sein, denn in ihr fand sich die ganze Richtung, der ganze Gehalt jener in edler Stille gepflegten, an öde Gränzen gedrängten und in aller Vielheit doch nur vereinsamten Religiosität ausgesprochen mit aller Gluth und Kraft lebendigen Glaubens, persönlich empfundener Offenbarung, mit aller Macht des flammenden Beispiels einer das ganze Leben durchströmenden, jeden Stoff ergreifenden, in jedem Begegnisse sich verherrlichenden Gottinnigkeit.

Aus dem Zusammentreffen jenes verbreiteten Sinnes und Bedürfnisses mit dieser seltenen, ja einzigen Darbietung — beide ächt, wahrhaft, geistig hoch und schön — erklärt sich, unserer Ansicht nach, der große religiöse Eindruck, den das Buch Rahel auf so viele edle Gemüther machte, die entzückte Befriedigung, mit der so Viele sich zu diesem neuen Worte bekennen wollten! —

Die religiösen Vorstellungen Rahels tragen dies höchste Zeichen seltener Begabung an sich, daß in ihnen die größten philosophischen Gedanken sich mit der lieblichsten Kindereinfalt vereinigen. Die besondere Eigenschaft und Kraft, die in jedem dieser Endpunkte geistiger Auffassung liegt, wird hier, auf dieser Gemüths- und Geistesstätte, wie in einer gemeinsamen Mitte zusammen-

gezogen, und bricht mit einer neuen Energie, die aus der Vereinigung entspringt, in herrlichen Blitzen und lieblichem Schimmern hervor. Daß es dasselbe Herz ist, welches so leidet, so gerührt ist, derselbe Geist, der so kühn denkt und aufstrebt, derselbe Sinn, der so lebhaft und vielseitig für diese Welt erschlossen, sie so innig zu verstehen und zu genießen fähig ist, daß es diese selben Gaben und Anlagen sind, die sich mit reinstem Vertrauen und völliger Ergebung dem Höchsten zuwenden, dies in Allem suchen und ehren, sich ihm ganz unterwerfen, mit freiester Selbstständigkeit und kindlicher Hingebung — darin liegt der stärkste Reiz und die höchste Kraft dieser ganzen Erscheinung.

Die philosophische Tiefe zu ermessen, bedarf es aber selbst wieder eines gedankenkundigen Geistes; nur ein solcher wird die Urquelle würdigen, aus welcher Betrachtungen fließen, wie die nachfolgende, von Rahel einem flüchtigen Blatt (1812) anvertraute: „Ich glaube, ich werde wohl eingewilligt haben, diesen Jammerweg des Lebens zu gehen, und als Mensch menschliche Geschicke zu erfahren; oder es mag ein Höherer, mit tieferer Einsicht, weil er es für mich als gut erkannte, diese Einwilligung für mich gegeben haben; genug, die Einwilligung denke ich mir immer, und dieser Gedanke nur kann mich trösten für allen erlittenen, sonst unvergeltbaren Schmerz. Vielleicht war es nur so möglich, die Persönlichkeit zu gewinnen, und den Keim künftiger Erhebungen in gedeihlicheren Existenzen; wenn es auch nur das wäre, was die unselige Menschheit bedeuten soll, daß der bewußtlose im Ganzen der Gottheit aufgelöst gewesene Lichtpunkt als Menschenseele in das selbstständige

Dasein eines eigenen Ganzen göttlich hinüberginge! O gewiß ist es auf diese Weise; höher konnten meine Gedanken nicht klimmen am Rande aller Wissenschaft, und keine Weisheit wurde mir bekannt, die höher gedrungen sei." — Denselben Gedanken drückte sie später (1821) mit schärferer Abgränzung und neuer Wendung aus: „Einwilligen! das sublimste Wort! die größte Bewilligung für Menschen. Durch Einsicht mitwollen zu können, begreift die Persönlichkeit in sich, die größte Gnadenverleihung." Aussprüche, wie dieser (1825): „Wo wir herstammen, und wo wir hinströmen, das sind so gut Glieder von uns, als die, welche wir im zeitigen Gebrauch haben"; stellen sich als Aufgaben, denen das fortgesetzte Nachdenken immer neues, immer ausgebreiteteres Licht entlockt. Nicht minder tief, aber durch Wort und Begriff unmittelbar jedes Verständniß ansprechend, zeigt sich die fast gleichzeitige Aeußerung über das in der Natur selbst geoffenbarte Unterpfand eines höhern Daseins und göttlichen Zusammenhanges: „Der mir durch den dunkeln Mutterleib geholfen, wird mir auch durch die dunkle Erde helfen!" —

Zur Kindereinfalt aber senkt sich derselbe Gedankenflug lieblich nieder, wenn Rahel an einem Frühlingsmorgen (1825), bei jungem Grün und milden Lüften, nach Gesprächen über das Wunder des Lebens, und über noch versagte Erinnerung in die vor dem Anfange dieses Erdenlebens zurückliegende Vergangenheit, mit sehnsüchtiger Trauer ausruft: „Ach, wir sind nur ein Tropfen Bewußtsein! Ich will auch ja so gern wieder zurück ins Meer, will gar nichts besonderes sein!" Oder wenn sie (1818) mit völliger Hingebung sagt: „Oft entschlag' ich

mich aller Sorge, und stelle dann Alles Gott anheim, als dem besten Freund und Vater, mit dem ich mich ganz unaussprechlich gut stehe. Ja, wir sind auf einem ganz vertrauten Fuß." „Er wird's schon wissen und machen", denk' ich, „und lehne mich ordentlich an ihn an, und schlummere so zu Füßen ein wenig, so unten an seinem Mantel!" Welches herrliche, rührende Bild sie in ihrer letzten Krankheit (1833) vollständiger also mittheilt: „In meinem siebenten Jahre träumte mir einmal, ich sähe den lieben Gott ganz nahe, er hatte sich über mir ausgebreitet, und sein Mantel war der ganze Himmel; auf einer Ecke dieses Mantels durfte ich ruhen, und lag in beglücktem Frieden zum Entschlummern da. Seitdem kehrte mir dieser Traum durch mein ganzes Leben immer wieder, und in den schlimmsten Zeiten war mir dieselbe Vorstellung auch im Wachen gegenwärtig, und ein himmlischer Trost: ich durfte mich zu den Füßen Gottes auf eine Ecke seines Mantels legen, und da jeder Sorge frei werden; er erlaubte es." Wie sie denn oft noch, mit dem ihr ganz eigenen rührenden Stimmenlaute bei und nach den angstvollen Leiden vertrauend wiederholte: „Ich lege mich auf Gottes Mantel, er erlaubt es. Wenn ich auch leide, ich bin doch glücklich, Gott ist ja bei mir, ich bin in seiner Hand, und er weiß Alles am besten, was mir gut ist, und warum es so sein muß!"

Die stete Gegenwart und Wirksamkeit solchen frommen Inhalts, welchen die Seele Rahels bis in die Träume hinein bildlich verarbeitete, zeigt sich mit größter Kraft noch in einem Gesicht, das so erzählt wird (1825): „Heute Nacht träumte mir, ich sei auf einem ganz gewöhnlichen Orte mit vielen nahen Bekannten zusammen;

von Ludwig Robert aber nur weiß ich deutlich, daß er dabei war. Plötzlich wird ein Unwetter mit Blitz und Sturm; doch gar bald blitzt es nicht mehr; sogar erinnere ich mich nicht deutlich eines Blitzes. Aber eine Röthe entstand am Himmel, und bald umfloß die den ganzen Raum, dick war er davon erfüllt; kein Gegenstand mehr zu sehen; meine Freunde waren in diesem herrlichen Abendroth — mit Staub oder vielmehr Dunst untermischt — verschwunden, obgleich mir ganz nah, eine Stubenweite nur entfernt. Die Erde schwankt, das Roth immer schöner, allgemeiner. „Wo seid Ihr?" schrei' ich; „das ist ein Untergang", denk' ich; „oder Tod!" Ich will aufpassen, wie es kommt, wo meine Seele bleibt! „Robert, wo bist Du?" schrei' ich; greife mit der Hand nach ihm: vergeblich. „Wir wollen Alle zusammen bleiben; kommt zu mir; wir wollen zusammen sterben." Die Erde schwankt noch mehr. „Robert, komm her! denk' an Gott. Denk' nur an Gott; ich denke an Gott." Und so passe ich auf meine Seele, und schreie das immer, weil ich weiß, Robert ist ganz nah. Vom Geschrei erwache ich. — Ist das nicht ein trostvoller, göttlicher Traum? Ich hatte mir gestern Abend einen bedeutungsvollen erbeten — weil ich sehr am Rande war. Solcher Traum ist mir so lieb als Leben, und solche Gnade nach dem Gebet, daß ich mich schäme und scheue. Gott weiß es." —

Sehen wir auf den bestimmten Inhalt von Rahels religiösen Vorstellungen, so finden wir bei ihr in gedrängter Bündigkeit kurz und einfach als vollständigen und unerschütterlichen Besitz Alles zusammen, was der suchende Mensch oft weit und mühsam als Wünschens=

werthes sich anzueignen strebt, und doch meist nur mangelhaft und unsicher auf seinen Lebenswegen erlangt und behauptet.

Rahel hatte sich mancherlei Gedankenreihen der Weltweisen gefallen lassen, sie konnte sich in jede leicht finden, und erfaßte schnell den Punkt, wo jede den Aufschwung zu Gott gestatten mußte. Sie konnte muthig und heiter den Ansichten Spinoza's und des Pantheismus folgen, sie erbebte vor keinem Gedanken, der sich als richtige Folgerung darstellen durfte; nichts, was aus ehrlichem Suchen hervorging, wollte sie verwerfen. Allein bei allem diesem Denken und Betrachten, Untersuchen und Forschen, fand sie in ihrem Innern jeden Augenblick unverhüllt und unerschüttert den lebendigen Glauben an einen persönlichen Gott aufrecht; an einen persönlichen — denn gerade diese Vorstellung war ihrem tiefsten Wesen wie eingeboren, ihrem Vorstellungsvermögen ganz vertraut und unentbehrlich, wenn auch ihr Geist im Denken jeder andern Betrachtungsweise für den Augenblick furchtlos folgen konnte. Sie drückte sich hierüber in naiver Weise einst mit den muntern Worten aus: „Ich hasse jedes Bild, jedes willkürlich und kleinlich bestimmte, das wir uns von dem in kein Bild zu Fassenden machen wollen, selbst die allgemeine Vorstellung einer Persönlichkeit des Urseins ist mir beschränkt und willkürlich — aber ich kann nicht anders, ich bin doch immer wieder darauf zurückgewiesen, und ich kann es mir nicht nehmen lassen, das Weltall und die ganze geistige Schöpfung erscheinen mir doch nur als Glieder, zu denen es ein Haupt geben muß! Ohne persönlichen Gott kommt mir Alles wie verstümmelt, wie dessen beraubt vor, das dem Uebrigen

erst Leben, Schönheit und Bedeutung giebt." Hieher gehört auch folgende Stelle (1818): „Wie finden wir uns? frag' ich. Mit einem persönlichen Bewußtsein; erstlich begränzt in dieser Persönlichkeit selbst, dann in den Bewegungen unsres Geistes, so sehr dieser auch das Weitreichendste in uns ist; die Persönlichkeit ist die schärfste Bedingung und der für uns zu erreichende Grund unsres Bewußtseins. Durch sie wird allein Sittlichkeit möglich: unser Höchstes jetzt; einzig sicheres, einzig mögliches Schaffen. Nur in Persönlichkeit können wir Glückseligkeit und Unglückseligkeit finden. Daß uns der größte, also auch gütigste Geist diese Persönlichkeit nur unter so harten Bedingungen verleihen mochte oder konnte — hier gleichviel! — ist sein Geheimniß; die Ergebung in dieses Geheimniß, meine Religion, meine Demuth, meine Weisheit, meine Ruhe! Alle andere Voraussetzungen sind mir kindisch und willkürlich. Mein Geist kann immer höher steigen, mächtiger, schauender werden; und ist Gott mit Allem Eins, so ist's wie mit uns selbst; auch zu uns gehört unser ganzer Leib und die Intelligenzen aller unserer Organe, und es ist doch eine vornehmste da: der Kopf weiß vom Fuß; der nicht vom Kopf!" — Hiermit ist auch das Folgende zu verknüpfen (1824): „Wenn wir uns nun erst Gott nach allen unsern Kräften vorstellen, so ist es doch nur nach kleinem Muster und Conception. Drum sind alle redliche Vorstellungen gleich: und auch eine „persönliche" nicht unerläßlich; eine Person wie Gott, das Bewußtsein des Alls, welches wir nicht sind, kann doch nicht Statt haben. Was wollen Sie also? daß die Vorstellung zu einer gegebenen Zeit passe? zu einer? zu Zeit? Uns vor unserm eigenen Unver-

mögen beugen, an jeder Gränze von uns Gott finden, ihm unbegriffen vertrauen; wegen der Pfänder, die wir in Recht, Vernunft und Mitgefühl in uns finden: solch Gutes! von ihm erwarten, daß wir's uns gar nicht vorstellen können, darum, weil wir uns etwas Gutes vorstellen können; und alle Tage von neuem fleißig untersuchen: — das ist Gottesfurcht und Gottesliebe; auf Wahrhaftigkeit dringen: — Religion verbreiten. Aber Bildervorstellungen dahingestellt sein lassen! Wie Einer kann; aber nicht wie er will!" —

In gleicher Weise verhielt es sich mit der Unsterblichkeit der Seele. Rahel hatte keine Angst darum. Sie pflegte in früheren Zeiten wohl zu sagen, ihr könne das gleichviel sein, ob die Seele sterbe oder nicht; wie es Gott geordnet habe, so müsse es gut sein; existire man nicht, so falle die Sorge mit dem Gegenstande weg, existire man aber, so habe man ja den Gegenstand, und also wieder keine Sorge. Auch konnte sie mit großartiger Fassung und eindringendem Scharfsinn ruhig und klar die mancherlei Lehren aufnehmen und verfolgen, die sich ihr durch ausgezeichnete Geister in vertrauter Mittheilung hierüber darboten; die Lehren Schleiermachers, der in jener Zeit, als er die Reden über Religion schrieb, und auch noch viel später, die persönliche Fortdauer entschieden verneinte; die Lehren Friedrich Schlegel's, welcher gleichzeitig mit der in der Lucinde versuchten Hochstellung des Sinnlichen, auch dem Geistigen einen neuen Weg mystischer Erhebung eröffnen wollte, und geradezu behauptete, die Unsterblichkeit sei keine Eigenschaft der Seele, sondern von überlieferter Wissenschaft und Weihe abhängig, die er seinen Freunden und Vertrauten anbieten zu

können glaubte! Rahel ließ jede Reihe von Bildern, welche irgend einem Bedürfnisse der Vorstellung entsprachen, in diesem Gebiete willig gelten, und ging wohl mit in sie ein, in mythologische, in streng kirchliche, in ganz phantastische; aber stets nur als Bilder nahm sie solche auf, nie als das Wesen. Eine Bilderreihe, die sich ihr als ausschließliche aufdringen wollte, der gewaltsame und blinde Aberglaube, so wie jede Faselei, empörten sie. Im Innern unangefochten von aller Mannigfaltigkeit und Verwirrung solcher Gebilde, nicht verführt von den lieblichsten, nicht geschreckt von den furchtbarsten, hegte sie treu und immer gegenwärtig den festen Glauben an die persönliche Fortdauer. Ihr überragte die Persönlichkeit dieses Erdenlebens auf beiden Endpunkten, nicht nur über den Tod, sondern auch, wie sich aus mehrfachen merkwürdigen Aeußerungen ergiebt, rückwärts über die Geburt hinaus. Sich Bedingungen vorzustellen, unter welchen solche Zustände für uns denkbar werden, fühlt jeder Mensch einen unwiderstehlichen Drang; auf das Wiedersehen der Geliebten kann kein liebendes Gemüth je verzichten; aber wenn kein Denken hier Grund, kein Bild Bestand findet, so bleibt dem ehrlich Frommen doch zuletzt nichts übrig, als die tiefste Ergebung in das Unbekannte und Unerforschliche, in jede Bedingung, die sein kann. Dies that Rahel aufrichtig und vollständig.

Sie sagt einmal (1818) so tief als einfach und schön: „Unsere Unschuld besteht darin, daß wir Manches noch nicht erfahren und wissen; aber darin besteht auch die Eigenheit unseres hiesigen Zustandes, daß wir Vieles hier überhaupt nicht erfahren und wissen können; vielleicht ist das ganze Erdenleben nur eine Art Unschuld, auf die

ein höherer Zustand mit weiterem Aufschlusse des Daseins folgt. Wenn dem so wäre, so könnte nichts tröstlicher und erheiternder sein, als dieser Unschuld mit Bewußtsein sich überlassen, und sie in diesem Gedanken freudig zu genießen." — Und in demselben Sinne auf Anlaß einer Betrachtung von Saint-Martin (1822): „Das denk' ich auch immer; und das ist meine einzige Art von Todesfurcht; daß Unverhältnisse sich einfinden, die schwerer zu durchbrechen sind mit dem tief-ordnenden Geist; sowohl in dem — Haupt- — Begriff der Zeit, als sonst; und allerdings kann das entstehen, wenn man nicht fleißig genug war; wie auch schon hier: man muß nachholen. Der wahre Glauben, die wahre Hoffnung, bestehen aber darin, daß es noch ganz anders kommen und sein kann, als wir es uns vorzustellen vermögen: und dies ist mein festlichster Gedanke. Da ist Religion. Kein Bild; die leere Tafel; wo Bilder sind, schuf Gott unsre Welt; die für uns." — Noch später findet sich folgende Aeußerung (1826): „Es giebt nur Verwunderung, aber keine Wunder. Alles, was endlich geschieht, muß geschehen können; also hört das Wunder auf mit dem Factum selbst. — Wer sich recht besinnt, still und ehrlich in sich, muß gewahr werden: Es sei mit dem Ursprung und dem Auftrag der Seele wie es immer will, ihr sind Gränzen zugemessen, in denen sie jetzt lebt. Es fehlen ihr mittenin Stücke heraus, aus ihren Fähigkeiten, wie herausgebrochen. Beschränkte Farben, beschränkte Töne; beschränktere Antworten auf schon beschränkte Fragen, die sie sich selbst vorlegt, — und doch ein schwaches Wissen eines klareren Seins, welches uns wie gleichsam wieder aus dem Gehirn entfällt, — daher

Wunder; Wunderbares; Voraussetzung aller Art; und die höchste; die eines absoluten Geistes, der Grund seines eigenen Daseins und Wirkens ist; welches wir selbst sind. — Das ist keine Kleinigkeit, die wir erfahren werden! Probe davon ist: Bewußtsein, unabläugbares Bewußtsein haben; wie schon jetzt.“ Zuletzt löst aller Schrecken des Todes sich ihr in das herrlichste Lebensvertrauen auf: „Wenn wir uns in den Schmerz des trennenden Todes versenken wollen, betrachten wir lieber das ewige große Wunder des Lebens, welches beides Eins ausmacht, und uns zur tiefsten Unterwürfigkeit leitet, und auf die größte Liebe anweist.“

Rahel verwarf die Bilder, welche blos dem Bedürfnisse schmeicheln wollten; sie ergab sich unbedingt in jede Ordnung, welche als von Gott gefügt denkbar sein mochte; und dennoch, so oft der eigenste Sinn frei seinem Hange gemäß, das tiefste Gemüth nach seinem eingebornen Wesen hervorbrach, in jedem reinen und großen Lebensmoment, war auch diese Ueberzeugung unsterblichen Daseins als unmittelbares Gefühl lebendig immer da, und hielt sich an die einfachste, kindlichste Vorstellung seligen Erwachens und Wiederfindens! —

In reicher Mannigfaltigkeit und Schönheit liegen die Zeugnisse vor uns von Rahels festem Vertrauen und rastlosem Hinwenden zu Gott. Sie unterwirft sich dem Höchsten ganz, und erwartet in Demuth und Ergebung, was ihr von daher beschieden wird. So tröstet sie sich über das Nichtzuverstehende, vertrauend, daß ein höherer Geist es versteht und leitet zu unserm Besten. Sie schreibt an Troxler (1816): „So wie kein Dichter sich ausdenken kann, was besser, mannigfaltiger und sonderbarer

wäre, als was sich wirklich in der Welt entwickelt und zuträgt; und nur der den besten Roman machen kann, welcher Kraft genug hat, das, was geschieht, zu sehen, und in seiner Seele auseinander zu halten; eben so sind unsere tief-natürlichsten Wünsche roh; und gräuelhaft entwickelte sich ihre Erfüllung für uns; nur das, was Gott wirklich zuläßt, ist in allen Beziehungen heilsam für uns, weil wir uns ihm entgegenbilden können. Mir ist dies in Prag schmerzhaft geschehen, und klar geworden. Wem dies glimpflich begegnet, der hat Glück. Der Ausdruck „rohe Wünsche" fiel mir sehr auf, und so etwas kann mich erstaunlich freuen; so sehr mir auch meine Ausdrücke aus dem Kopf und aus der Feder fahren, so entschieden destilliren sie sich doch durch Alles, was ich lebe, vorlängst in meinem Kopf zurecht; durch Gut und Blut, und Arbeit, ununterbrochener Art; darum gehe ich wohl verschwenderisch damit um, und achte es nicht, wenn meine Ausdrücke nicht beachtet werden, wenn aber einer davon einmal gerade so wirken will, als ich ihn gemeint hatte, d. h. alle Gründe mit beleuchtet und bewegt, die ihn geschaffen haben, dann freut es mich als etwas Gelungenes, dem Recht geschieht, und welches nicht umsonst da ist; dies nun ist mir in Fülle dadurch diesmal gelungen, daß Sie sich bei demselben Gedanken desselben Ausdrucks bedienten: und daher mein freudiges Bravo, und mein umständliches Beurkunden meines Anspruchs darauf. Sie sehen also, wie bereit ich bin, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn auch, zu meiner Ehre, durch mein eigenes Lob. — Ich bin doch ein Rebell! Aber auch sehr ergeben: nur will ich auch das schlecht zu fühlende schlecht nennen dürfen: aber doch dul-

den, weil es wohl gut sein wird." — Reiner und höher drückt sich derselbe Gedanke in folgender Stelle aus: „Was uns unsere Irrthümer bringen — was wir in ihnen befangen wählen und thun, was sich daraus entwickelt — schickt uns Gott ohne uns; was wir mit Sinn, Verstand wählen, schaffen und behalten, schickt er uns durch uns. Beides muß der Mensch mit Sinn annehmen; davon kommt ruhigste Ergebung, und Heiterkeit im Sehen." In höchster Verklärung aber spricht diese Einsicht durch folgendes Wort sich aus: „So lange wir nicht auch das Unrecht, welches uns geschieht und uns die kühlen brennenden Thränen auspreßt, auch für Recht halten, sind wir noch in der dicksten Finsterniß, ohne Dämmerung." In gleichem Sinne ist folgende Stelle (1829): „Pauvre humanité! Niemandem wird etwas gereicht, der nicht herzhaft den bittern Kelch vor die feine Zunge nimmt; und herunter, herunter; Alles hinein! Unverhofft wird's veilchenartig, aromatisch, süß genug; und hell um uns her, und ruhig: und das nur, weil wir das Bittere abgetrunken, was wir selbst hinaufgehäuft; Ungesehenes, Unwahres, Falsches sogar; nach dem herben, muthverlangenden Abtrinken ist reiner Grund und Wahrheit da; und in uns; und diese ist Himmelselement; weil ihr Wesen darin besteht und zu erkennen ist, daß sie zu den nächsten Gliedern passen muß; und dadurch bis zum Himmel hinauf passen kann. Alles, was wir thun können, besteht in einem richtigen Erschauen, nach innen und außen hin; daß wir uns wiederfinden im neuen bereichernden Erfassen! Der Faule muß Alles nachholen, noch Einmal beginnen, bei harter Strafe und Schmerz; bei hartem Befinden. Wir suchen

Alle, und oft, faul zu sein; aber wir müssen es nicht bleiben: Clemens ruht sich wieder zu sehr beim Katholizismus aus; vorwärts, armer Clemens! je eher je lieber. So viel Klügere auch wollen das große Deficit nicht ertragen: und mit Goethe'n nicht „verzweiflen, wenn sie leben wollen." Beugt euch, Menschen, tief: dann könnt ihr euch erheben. Ich prahle hier nicht: ich sträube mich alle Tage unartigst im Einzelnen. Was heißt das aber? Ich sträube mich in den Momenten des Lebens, wo aus Zorn oder Einzelwunsch mein Auge, erhitzt oder verblindet, das Ganze nicht erfaßt; aber — wenn wir an's Ganze denken, das wir vor unsern Sinn gebracht haben, und dann uns nicht beugen, nicht rein werden, nicht verzweiflen wollen, nicht unterwürfig sind; in der eigenen Brust, und in dem Dang nach Vernunft, Recht und Richtigkeit, keine Bürgen finden, dann müssen wir erst noch recht leiden — und werden." Hieher gehört auch die folgende Aeußerung (1827): „Mir scheint endlich das Resultat des ganzen hiesigen Lebens für den Geist nur dies: — ich soll lernen, eine ganz andere Voraussetzung für die Existenz überhaupt machen, als hier nur irgend eine zu ergründen ist. Und da ich sie gar nicht zu machen im Stande bin, so kann sie das Herrlichste, Göttlichste sein! Das ist mein Paradies, mein Himmel, meine Hoffnung, meine Zuversicht auf den Geist, der meinen schaffen konnte und wollte! Lauter irdische Worte indessen: bis wir das Allerklärende gefunden haben! Bis dahin wundre ich mich über meine eignen Fähigkeiten, Wünsche und Bedürfnisse: das Bedürfniß zum Glücke — ist uns doch der höchste Bürge für dessen Existenz: und so auch mit unserm Schimmerchen von Vernunft."

Einem Freunde, welcher durch einen Todesfall schmerzlich betroffen war, schrieb Rahel (1821): „Da ist nichts zu sagen, als Gott anzusehen, ob er uns nichts sagen wird. Der spricht aber nur ein= für allemal, wenn er uns in's Leben ruft. Und richtig citiren Sie den, der da sagt: il y a des moments, où l'on ne peut rien faire que de vivre. Leben, ist die große Uressenz, der tiefe Urstoff, woraus Alles entquillt, mit und ohne unser Zuthun." In großer Krankheit (1829) schrieb sie mit noch schwacher Hand zu dem schönen Worte von Saint-Martin: „Un des grands dangers de l'homme est de se croire abandonné, quand il souffre. N'oublions jamais qu'on veut ici notre purification, et non pas notre perte", indem sie die letzten Worte unterstrich, ein inhaltschweres „Amen!" worin aller Schmerz der Seele sich in himmlischen Trost verwandelte! Und zwei Tage später spricht sie zu einer Freundin: „Ich war vor Gericht; ich ward freigesprochen. Das große Leiden, meine inneren Zustände; mündlich! Ich grüße Sie aus bestem Herzen! Ich dachte an Sie. Aus dem Frühling ist nichts geworden: aus unserm gar nichts. Gott will es so: und somit ich auch. Ganz still und ergeben. Für Sie mit; Menschentochter! Ich habe wahrlich gelernt ergeben sein, und alles Gewünschte Gott — mehr vertrauender, als meinen Herzensströmen — zu Füßen zu legen. Grünes sehen (!!!) — auch. Mehr hab' ich nicht; mehr kann ich nicht. Aber Athem holen, das muß ich. Der war weg." Aus demselben Jahre ist auch noch Folgendes: „Zersplittert sind wir in einer Arbeit begriffen: in eine Arbeit, in eine Zersplitterung gegangen — aus dem Paradies; zum Verständniß; —

in eine Arbeit vertieft, in einen Theil unseres Vermögens: wie hier, wenn wir uns in einer Wissenschaft augenblicklich verlieren. Dessen bin ich gewiß: bis Zauberschlag — des Denkens, zum Beispiel — uns nicht rettet, hilft nichts als Ergebung, — oder Spiel, im weitesten Sinne des Wortes, — die Gewißheit aber, daß wir nur mit einem Theil des Verständnisses hier hausen, die habe ich: und dies ist Trost und Religion. Umsonst sind wir auch so nicht abgegangen, so zersplittert. Es ist schlimm: aber hat gewiß einen guten Grund; wie all' unsere Thorheiten noch immer. — Dieser Gedanke war vorgestern Nacht der Anfang meiner vielen mir wie zuströmenden; erleuchteten, hätte ich sie ihrer Hellheit und Umrisse wegen nennen können, — inmitten welcher mich ein Krampf und eine Unfähigkeit überfiel."

In früherer Krankheit (1825) hatte Rahel, als sie eine große Entscheidung herannahen glaubte, inmitten aller Schmerzen und angstvollen Spannungen des Körpers, ihren Seelenzustand mit glühender Innigkeit dargethan. Sie bat Gott um einen nicht allzu schweren Kampf; sie versicherte, ganz ruhig und gefaßt zu sein, wie immer. Dann sagte sie: „O, ich liebe alle Menschen; sie sind alle wie von meinem Fleisch und Blut; so zuckt es mir, wenn einem von ihnen was ist." Ueber ihre Schmerzen: „Ich verstehe sie nicht; aber ein Andrer. Schmerz ist Gottes Geheimniß; der versteht ihn." Ferner: „Könnte man sich nur recht zu Gott wenden, so wär' einem gleich geholfen. Mit seiner Hand hebt der einen heraus; ich habe sie schon an mir gefühlt, seine Hand. Aber so recht, wie man kann und soll, sich so ganz mit dem Auge an ihn ansaugen, das gelingt nicht immer,

man will und kann nicht immer stark genug." Und dann: „Höhere Geister sehen und hören jetzt meinen Jammer. Gott selbst hört und sieht mich, er weiß um mich, und um jeden Schmerz in mir; er ist nicht zu groß dazu." Später äußerte sie: „Solche Krankheit, ich fühl' es, ist jedesmal eine Gnade. Es wird einem ein Ruck gegeben, ich fühl' es, zum Bessern, zur Entwickelung. Man muß dafür danken, und gute Gelübde thun."

Von ihrer letzten Krankheit aber möge man die umständlichen Nachrichten lesen, die uns darüber aufbewahrt sind. Hier ist kein philosophisches Grübeln, kein geistreiches Spiel der Gedanken, keine Beschäftigung mit Ansichten, Meinungen, Formeln: hier ist der Kampf selber um Leben und Tod, die große Schlacht, in der es die menschliche Seele gilt, hier ist Werk und That, die ganze Fülle und Macht der Religion in Ausübung!

In einem so regen, feurigen Verhältnisse der Seele zur Gottheit mußte als höchster Ausdruck desselben auch das Gebet sich in eigenthümlicher Kraft und Lebendigkeit darstellen. Merkwürdig ist hier zuerst die große Erörterung dieses Gegenstandes in einem Briefe an den Grafen Custine (1817), wo es unter Anderm heißt: „Ich muß sagen, daß ich's nicht verstehe, wie man sich mit Bedacht zu irgend einem Seelenzustande, mit Geflissenheit oder Willkür, stimme! Nur zu einem Guten in der Welt muß man sich zwingen, und nur das eine bleibt, meines Bedünkens, auch erzwungen noch Gutes. Zum Rechtthun nämlich. Alles Andere läßt sich bei mir wenigstens gar nicht erzwingen. Am allerwenigsten

das Gebet; das Gebet durch Gebet. Dieses Ausströmen der Seele! Wo sie losgelassen sein muß von allen Gedanken und Banden des hiesigen Daseins, welche ihr nur Angst oder Entzücken, Berührung Gottes durch allen Weltdrang durch, abstreifen können! — Wenn wir denken, können wir nicht beten, und unterhalten wir uns dann weniger mit dem höchsten, Alles verstehenden Geist? Ist Gott fragen, oder zu ihm beten, nicht Eins? Wenn auch das Eine mehr ein Genießen, ein Seligsein? Kann ich mir kindisch den höchsten Geist denken, wie ich selbst nicht mehr bin? daß er gelobt, gepriesen, gehallelujaht sein will? Verstehen, begreifen muß ich ihn; immer mehr von ihm, durch ihn wissen; empfinden muß ich ihn; mit ihm sein können; so viel als möglich; immer mehr! Wenn meine Thätigkeitskräfte sinken, die Verständnißgaben nicht mehr hinreichen, nichts mehr das Innerste von uns, das Herz, erleuchten, ihm antworten, es beruhigen kann: wenn wir erliegen in Entzücken oder Angst, dann strömt das Gebet! Ein anderes, als das uns aufgegebene Dasein hebt an, wir haben eine augenblickliche Kraft, eben weil die andern Kräfte schweigen, aufzufahren, ohne hiesige Bedingung. — Ein Gedanke an Gott ist beten. Heilige, fromme, ernste, rechtliche Vorsätze sind beten. Gründlich, recht, angestrengt, ohne Eitelkeit tief nachdenken, ergründen ist beten. Wenn sonst hier nichts, und nichts Besseres zu thun wäre, als Beten, Lavaters Beten; wie müßt' ich mir den höchsten Geist denken? Ich soll beten, bis er mich erhellt, wieder zu sich, oder überhaupt mich ihm näher bringt. Warum läßt er sich so sehr bitten? Oder ist's eine selbstthätige Arbeit, ein Weiterschreiten, das Beten, so ist's das

Denken auch: und dem lieben Gott gewiß lieb! Es ist überhaupt kindisch — meinen besten Menschen kann ich diesen Gedanken nicht als ein Geheimniß hehlen! — vom lieben Gott zu sprechen, und den anders als in der Person der Vernunft und Güte in unsere Angelegenheiten einzuführen. Wir sind gezwungen, einen höhern, einen höchsten Vernunftgeist, der sich und Alles versteht, anzunehmen; das angst= und entzückenfähige, helle, fürs Licht der Erde blinde Herz bedarf eines Vaters, an dessen Hand es sich schmiegt. Eben weil wir ihn nicht begreifen und verstehen, und er in Allem, was begriffen werden kann, nicht zu fassen über uns steht: und ewig legen wir seinem Urtheil, seinen Absichten unsern Maßstab an; den höchsten, den er uns gab, das ist Vernunft und liebliche Güte; ein Mitgefühl für Andere, ein Stückchen Persönlichkeit in ihrer Persönlichkeit; durch Vernunft und Mitgefühl wissen wir von einander, und verkehren wir mit einander. Dies hat uns Gott verliehen. An den beiden Enden, Entzücken und Verzweiflung: an beiden Enden einen gedankenlosen élan; Gebet! Den können wir aber nicht machen: sonst ist's ein Bitten um dies und jenes, welches ich kindisch den ganzen Tag executire; aber schon weiß, was ich davon halte. Innere Erleuchtungen, Wunder, Alles ist möglich; mir sind sie nicht fremd, ich erwarte sie immer, und glaube sie ehrlichen Menschen." — Ja, die Erhörungen, die Zeichen und Wunder, die fortdauernde Offenbarung lagen dieser Seele wieder ganz im Gebiete des täglichen Lebens, und die Natur selbst mit ihren Gesetzen, die des Geistes mitbegriffen, war ihr nur groß und erhaben

und tröstlich und süß, in sofern das Unendliche sie daraus ansprach!

Wie die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele für Rahels Denken nicht ängstliche Erfordernisse waren, aber indem ihr Geist sich frei emporschwang, dennoch ihr Gemüth von jenen Vorstellungen durchdrungen war, in ihnen lebte, sie mit keiner andern vertauschen konnte: so war auch das Gebet, neben jener dargelegten hohen und freien Ansicht, die dessen Ausübung, wo nicht entbehrlich zu machen, doch sehr zu beschränken scheint, in der Wirklichkeit für Rahel die dringendste, nothwendigste, immer und immer sich darbietende, sicherste und innigste Zuflucht ihres Herzens. Alle ihre Gedanken nahmen diese Wendung, ihre Gefühle, ihre Wünsche, von jedem Gegenstande her, von jeder Stimmung aus. Sie sprach mit höchster Inbrunst und ganz persönlich zu Gott, trug ihm jedes Anliegen vor, mit rührender Kraft, auf den Knieen, in Thränen, in starkem und heiterem Vertrauen! Gott war in Allem ihr Zeuge, ihr Anhalt, ihr Rather und Helfer, zu ihm schrie sie wie ein Kind zu seinem Vater, den es nie fern glaubt. In dieser treuen und süßen Gewöhnung konnte sie sogar zu froher Laune übergehen, und wenn sie einst (1821) bei einem Streit über eine ganz unbedeutende Sache, wo aber die auffallendste Verkehrtheit sich geltend machen wollte, leidenschaftlich ausrief: „Gott! hast du denn keinen Donner mehr? und wenn es auch nur um einer Kleinigkeit willen ist, schick' einen, zum Zeichen!" so bestand neben dem Komischen solch liebenswürdigen Ausbruchs die fromme Ehrlichkeit der Berufung doch in ganzer Kraft!

Wie diese stete Hinwendung zu Gott nun auch sich als Liebe zu seinen Geschöpfen, zu den Nächsten darthat, als allgemeine Menschenliebe und Wohlthätigkeit hervorbrach, davon zeugen auf allen Seiten des Buches Rahel die vielfachsten, die rührendsten Aussprüche und Erzählungen. Wen bewegt es nicht, wenn Rahel, krank, in der Fremde, bedrängt, angstvoll, und dabei hart und schroff von den Nächsten behandelt, auf einen endlich guten Brief den Geschwistern antwortet (1813): „O! äußert euch gut gegen mich! Ich bin einmal leidenschaftlich, und nicht nur, wie ich sehe, in der Liebe, wie man's nennt: in allen Affectionen; ja, ich bestehe, und glaube, der Mensch besteht nur aus Affecten: und dreist kann ich euch Allen die Frage machen: kennt ihr mich nur für mich bewegt, besorgt und thätig? Wem von euch sein Interesse geht mir nicht durch und durch in's Herz? Hans! zittre und weine ich nicht so heftig, als für mich, wenn du mir einen Unfall von dir mittheilst? Beweintet ihr heftiger Paulinchen als ich? Knie' und bet' und schrei' ich nicht zu Gott, wenn ihr krank seid, als wenn ich's selbst bin? Pflegt' ich euch nicht Alle seit meinem neunten Jahr! Robert zu einem Jahr! Theil' ich euch nicht Alles mit? Ruhe ich eher, ehe ihr Intellectuelles, Angenehmes, Geselliges, Alles habt, was ich nur erreichen konnte, hab' ich je ich, nicht immer wir gesagt, und Gott weiß, wie ewig gedacht! Ich bin kein stockiger Selbstler: ein freudiger, empfindlicher Lebensverbreiter! Und viele Fehler müßt ihr, könnt ihr solchem Freund zu Gute halten! Also freute mich euer letzter Brief ungemein! heilte gleich das Herz mir, für Vergangenheit, Gegenwart und für noch furchtbare Zu-

kunft. Weil er freundlich und gütig war!" — Und während es ihr so schlimm erging, Verwandte und alte Freunde, auf die sie gerechnet hatte, ihr fremd und untreu wurden, Furcht und Sorge und Krankheit auf sie einstürmten, wie vergaß sie ihrer selbst, um in dieser Lage noch fremder Noth beizustehen, der größern, der dringendern! In kurzen wahrhaften Zügen drückt sich dies durch folgende an eine Freundin gerichtete Worte aus: „Tausend und tausend Menschen konnte ich hier helfen, beistehen, stützen, unterstützen, trösten. Unser ganzes Land sah ich hier. Es schwoll mein Herz. — So kam die Culmer Schlacht; unsere vom Platzregen begossenen Straßen waren mit unbehausten Verwundeten bedeckt. *Meine* Landsleute! Ich stürzte auf meine Kniee und schrie zu Gott. Er gab mir einen Brief nach Wien ein, und Geld, unzählige Kleidungsstücke und Wäsche erhielt ich. Frauen standen mir hier bei: und ich ließ kochen; und half. So lange bis ich unpaß wurde, dies aber der Verwundeten, *Darbenden* wegen nicht achten konnte; ich wurde kränker, mußte mich im October legen: arbeitete doch: stand wieder auf, ward immer kränker; die Agitation *dazu*; alle Preußen kamen zu mir, jeder schnitt mir in's *Herz*. So ging's, mit tausend Ereignissen, die nur zum Erzählen sind, vermischt. So kam December; da wurde meine freundliche Wirthin heftig und gefährlich krank; ich wartete sie, selbst krank; sechs Wochen quälte ich mich mit Wirthschaft und *Allem*, wie du bei Grotthuß. Ich wurde immer kränker: den letzten Montag vor sechs Wochen stürzt' ich zu Bette, wo ich noch liege. — Auch nur mündlich! Wie von meinen Gebeten, Gelübden, wie sie Gott *annahm* und

erhörte. Dir darf ich mit Gotteserlaubniß so etwas erzählen. Dies ist meine ganze Liebe zu dir. — Offenbart sich uns des Allmächtigen Willen so hart? Amen! Er weiß es: ich bin ganz ergeben, und denke mir wahrlich Gutes aus während unverständlichen Leiden und Schmerzen; damit auch schon jetzt für mein Bewußtsein welches daraus entstehe. Anders weiß ich Gott nicht zu dienen; mich nicht aus der Verzweiflung zu ziehen." Mit vollem Rechte konnte Rahel von sich sagen (1814): „Wenn Gott mir Menschen schickt, bei mir ist kein Athemzug, kein Pulsschlag, kein Blick verloren. Drum bin ich so außer mir, wenn mir die Nächsten fehlen. Eltern, Geschwister, Geliebte! Weil ich an Gottes reinem Altar jedes niederlegen würde; im frischen, reinen Herzen hintragen!" — Und wie lieblich und fromm quillen diese Gebetesworte hervor, welche die Betrachtung eines Unglücklichen und Trostbedürftigen dem bewegten Herzen eingibt: „Holde, milde, trostvolle Natur, nimm ihn auf in deinen unendlichen Schoß! verwehe ihm jede Menschenspur aus dem geängstigten, mißbrauchten, von ihm selbst mißbrauchten und mißverstandenen Herzen: verleibe ihn ein in dein Gesundheitsathmen, vereinige ihn mit Element und Wetter! daß er selbst gesund, durchsonnte Atmosphäre athme, einsauge, empfinde, und mit ihr einverstanden sei, durch frei bewegten Organismus der Glieder und seines Geistes; daß er kein Verhältniß, nur ein Sein fühle, und eine frohe Welt empfinde!" Nach den gewonnenen Schlachten ist Rahels Empfindung auch zuerst gleich wieder auf das Menschliche gerichtet, und welchen Ausdruck findet sie dafür! „Friede will ich — ruft sie aus — und jeden Sohn bei seiner Mutter; Feinde und Freunde ihre."

Schön ist auch folgende, aus ernstem und scharfem Geistesblicke zu liebevoller Güte sich hinbeugende Betrachtung (1826): „Niemand ist gnädig gegen uns, als Gott und unser Gewissen. Weil kein Anderer uns und die Weise, wie etwas in uns vorgeht, kennt. Auch wir lieben nur die, welche wir kennen; und müssen Alle lieben, die wir kennen. Gehässiges bleibt uns immer fremd; und Tadel und Haß sind nur eine gehässige Bemühung und Probe zur Liebe; die dem Leidenden sowohl, als dem thätigen Gegenstande derselben wehe thun; darum können wir nicht zart und behutsam genug damit umgehen: und wir lügen nicht, wenn wir sie verbergen, und diese Versuche so zart anstellen, als der weise Arzt die Werkzeuge seiner Kunst gebraucht. Ueberhaupt thäten wir gut, einander als erst Genesende zu behandeln, da wir ja Alle erst die völlige Gesundheit des geistigen Lebens zu erstreben haben. Welches wir immer vergessen.“ — Auf dieses Thema kommt Rahel in den mannigfachsten Wendungen immer zurück; so in folgender Stelle (1829): „Wo zwei oder drei im Namen des Herrn versammelt sind — verheißt er — er woll' mitten unter ihnen sein. Der gute Geist ist da schon mit ihnen. Da kann schon Liebe und Gerechtigkeit wirken. Menschen gehören zusammen; um das Maß, Vernunft, anzulegen; um lieben zu können. Das Herz ist die Zunge, womit wir die Nahrung unsers Geistes gleichsam schmecken. Welche große, geistreiche Anstalt! Aus diesem Punkte her ist zu hoffen.“ —

Der religiöse Bezug der Milde, der höchste und innigste Antrieb des Wohlthuns, lassen sich nicht kräftiger und lieblicher ausdrücken, als in diesem seelenvollen Worte:

„Der beste Wille, die höchste Pflicht, die größte Creaturenliebe wird in Anspruch genommen, wenn ein Armer das Wort sagt: «Um Gotteswillen!» Das solle uns immer erschüttern.“ Von diesen Antrieben der Wohlthätigkeit, von den Empfindungen der Menschenliebe, war Rahel ihr ganzes Leben hindurch erfüllt, und sie fand in dieser Fähigkeit des Antheils für Andere sogar einen Ersatz für die Gaben, die sie vermißte. So sagt sie (1829): „Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menschen in das Herzenselement zurückgeführt werden. Gottesfurcht besteht in der Einsicht, daß wir Alle von ihm herkommen und gleich sind, und gleich gut und schlecht behandelt werden sollen! Täglich bekomme ich mehr und mehr Belege dafür, ein empfindlich Herz ist eine Gottesgabe: das öffnet die Pforten dieser Einsicht; das brachte ich mit. Dies ist aber auch mein ganzes Talent; für alle andere, die ich nicht habe. O welch Surrogat!“ — Und in demselben Sinne konnte sie späterhin (1831) demüthig und bescheiden, alles Geistreichthums vergessend, den ganzen Ausdruck ihres Wesens in den einfachen Worten finden, die sie sich zur Grabschrift erdacht; sie sollten heißen: „Gute Menschen, wenn etwas Gutes für die Menschheit geschieht, dann gedenkt freundlich in eurer Freude auch meiner.“ —

Rahels Selbstverläugnung und Milde, wo es auf Thun und Leiden ankam — nicht wo es Einsicht und Beurtheilung galt, denn da war ihr strenger Wahrheitssinn unbeugsam und keiner Verläugnung oder nur Verschleierung fähig — zeigten sich am schönsten in der Art, wie sie Unrecht ertrug und vergab. Sie fühlte es tief, sie empörte sich lebhaft dagegen in ihrem dafür besonders

empfindlichen Gemüthe; allein immer wählte sie lieber den eignen Nachtheil oder Schmerz, als den des Andern, nie befreite sie sich durch Härte und Bitterkeit von der, welche ihr Andere zufügten. Und jedes Unrecht, jede Härte, welche sie erlitt, sie waren in ihrer Seele ausgelöscht, so wie nur der Andere dies wollte, nur selber sie vergaß! Sie erlebte oft Rache, sie wollte sie aber nie; niemals hat ein Mensch, bei so verwundbarem Gefühl und starkem Gedächtniß für das Erlittene, sich weniger zu rächen gesucht! Und auch darin wollte sie kein Verdienst sich beilegen, keine Tugendübung anerkannt sehen. Sie sagte vielmehr (1817): „Ich bin ohnehin gesonnen, mich nur zum Verklagtwerden, aber nicht zum Klagen, am jüngsten Tage zu stellen! — Mißverstehen Sie mich auch nicht! Dies geschieht nicht aus Großmuth, aber aus Ueberdruß: Ekel; ich mag die alten Höllengeschichten und Erinnerungsempfindungen nicht noch einmal durchgehen, auch mache ich mir aus keinem Rechtkriegen mehr etwas, was mir nicht mehr dienen kann, außer zum Recht; so hatte ich's hier auch schon; und Alles, was zu alt ist, zu lange dauert, gefällt mir nicht mehr. Also will ich mich nur stellen, wo ich's nicht vermeiden kann — und den Himmel — oder ein Künftiges — als Himmel ansehen und annehmen." — Daß sie selber dem Urtheil nicht entgehen wollte, zeigte sie ihr Leben lang, und hiebei war so sehr das gute Gewissen, als die wahre Gerechtigkeitsliebe in ihr wirksam. Ja sie wünschte die Tage des Gerichts vervielfältigt, und schrieb hierüber in höchster Beziehung die merkwürdigen Worte (1817): „Gern lasse ich mich beurtheilen; schon als Kind wünscht' ich mir oft den

jüngsten Tag nah, damit alles Unrecht und Recht, was meine Seele drückte, an sein Licht käme! An eines andern Tages Licht kommt leider nur allzu wenig die eigentliche Bewandtniß und Verwickelung menschlichen Handelns, und die Gesinnung als Triebfeder! Redlich ist's und sittenbetriebsam, wo möglich Tage herbeizurufen, die dem großen verheißenen vorgehen; und stufenweise, nach unserer Kraft und besten Einsicht, jenes allheilende Licht schon jetzt uns näher zu bringen." Denn als eine Heilung und Ausgleichung, nicht als Grimm und Strafe, erschien ihr die ewige Gerechtigkeit; nur milde und gütige Vorstellungen wollte sie in diesem Betreff hegen, und die menschenfreundlichen Zeilen eines edlen französischen Dichters:

„Il est assez puni par son sort rigoureux,
Et c'est être innocent que d'être malheureux",

worin ihre Denkungsart bündig ausgedrückt ist, waren ihr von jeher als Wahlspruch in's Herz geprägt, und bis in ihre letzte Lebenszeit trostvoll gegenwärtig! —

Doch konnte diese Weichheit des Herzens, diese Güte des Sinnes, diese Bescheidenheit und Selbstverläugnung, welche Rahel ununterbrochen bewies und ausübte, niemals in ihr die falsche Demuth erzeugen, sich selbst unwürdig herabzusetzen, oder auch nur zu verkennen. Sie war, wie sie wohl wußte, des Zornes fähig; und tadelte sich allenfalls wegen zu großer Heftigkeit der Aeußerung, aber nicht wegen der Gemüthsregung selbst; sie liebte vielmehr den Zorn, bei sich selber, und auch an Andern; sie sah etwas Ursprüngliches, Ehrliches und Tüchtiges in ihm, das ihr ihn werth machte. Ihr Gefühl hierin zu

vertheidigen, und als ein religiöses sogar zu rechtfertigen, kommen uns die Worte eines gottseligen Lehrers zu Statten, Johann Taulers, der in seinem Werke von den Tugenden sagt: „Die Kraft zu zürnen, ist sie nur männlicher Art, ist wohl eine edle Kraft, sie beflügelt und erhebt den Geist zu erhabenen Dingen, wohin die Seele nach ihrem höhern Geistesvermögen unaufhörlich strebt.“ Rahel aber hatte das Hochgefühl des eignen Daseins, die freudige Selbstgenügsamkeit, welche nicht mindere Bestandtheile der wahren Frömmigkeit sind, als Demuth und Unterwerfung. Sie wußte, wer sie war, und was sie hatte; und bekannte es laut und gern mit solcher Unbefangenheit, so unpersönlich, so zur Ehre Gottes könnte man sagen, daß wohl selten ein Mensch mit solcher Geradheit, so ohne Anmaßung und Eitelkeit, gegen Andere sein eignes Lob auszusprechen fähig und berechtigt war! Rahel konnte so unschuldig als wahr an Marwitz schreiben (1812): „Was erspähe, was erfrage ich auch Alles, was ist die Welt! Welche Schicksale! Welche stille, ungerühmte Größe, Religion im höchsten Sinn, lebt in Weibern, die ich in grasbewachsenen, vergessenen Höfen fand. — Wie ist Alles anders, als es von den berühmtest Klügsten ausgeschrieen, gedruckt, gelesen und geglaubt wird!!! Gott weiß nur die Bewandtnisse, die inneren Herzensbeweggründe; und manche von ihm herabgelassene, wahrhafte, unbetrügliche, einfache gute Menschen. Mich hat er auch dazu erwählt. Der furchtbringendste Frevel wär' es, wenn es nicht wahr wäre, und ich es sagte. Aber alle Tage werde ich frömmer und innerlicher; und reinige mich mehr.“ Und früher, in einem der gewaltigsten Briefe, die je geschrieben wor-

den, an Veit (1805), wo sie nach vielem andern Groß=artigen, von sich selber spricht: „Welche Freundin haben Sie gewählt, gefunden und empfunden! Ich verstehe einen Menschen, Sie ganz. Vermag es, wie doppelt organisirt ihm meine Seele zu leihen, und habe die gewaltige Kraft, mich zu verdoppeln, ohne mich zu verwirren. Ich bin so einzig, als die größte Erscheinung dieser Erde. Der größte Künstler, Philosoph, oder Dichter, ist nicht über mir. Wir sind vom selben Element. Im selben Rang, und gehören zusammen. Und der den Andern ausschließen wollte, schließt nur sich aus. Mir aber war das Leben angewiesen; und ich blieb im Keim, bis zu meinem Jahrhundert, und bin von außen ganz verschüttet, drum sag' ich's selbst. Damit ein Abbild die Existenz beschließt. Auch ist der Schmerz, wie ich ihn kenne, auch ein Leben; und ich denke, ich bin eins von den Gebilden, die die Menschheit werfen soll, und dann nicht mehr braucht, und nicht mehr kann. Mich kann Niemand trösten: solch weisen Mann giebt's nicht: ich bin mein Trost; nun giebt es noch das Glück! Das ist aber wie beleidigt von mir: und ich fühle auch, ich beleidige es. Das Glück definir' ich Ihnen ein andermal. So ungefähr steht's mit mir. Lebten Sie in Einer Stadt mit mir, Sie hätten einen unendlichen Genuß! Sie können sich das ewige Erblühen meines Lebens gar nicht denken. Aber Sie müßten sich die Strenge gefallen lassen, mich nur zu sehen, wann ich will. Sterben Sie nur nicht! Das hängt ganz von Ihnen ab. Ich will mich gewiß nicht so vergessen. Ein Mensch, wie wir, kann nur aus inadvertance sterben; das fühl' ich auf's Lebhafteste. Auch giebt es eine andere Art, das

Leben zu erhalten; es giebt Tropfen auf anderen Sternen, die allein hinlänglich sind, ein von Erde gesponnenes Leben zu erhalten; den Umschwung, die Nahrung des begriffenern, gröbern Lebens, u. s. w.!!! Sein Sie nicht ängstlich, ich bin gewöhnlich gelassener. Wenn ich aber an Menschen schreibe, geschieht es mir, daß der schwer erfüllte Horizont meiner Seele losgewittert. Himmlische Menschen lieben Gewitter. Auch ein Grund, warum ich das Schreiben scheue." — Wer so über sich zu reden vermag, der beweist eben dadurch seine Berechtigung, es zu thun. —

Ihren eignen Satz, „daß jeder Mensch ein großes Schicksal hat, der da weiß, was er für eines hat", machte Rahel an sich selber wahr. Den Zusammenhang ihres Daseins, ihres Lebens, hatte sie tief erfaßt und stark in sich verarbeitet, zum klarsten Bewußtsein geläutert. Von den zahlreichen hierauf bezüglichen Stellen führen wir nur einige beispielsweise an, da dieser Gegenstand hier über unsre Absicht hinausgeht. In einem Briefe vom Jahre 1811 heißt es: „Nur Neigung, nur Herzenswünsche! kann ich ihnen nicht leben, bin ich dazu zu elend, zu verworfen, zu heruntergerissen und mißhandelt: so will ich sie von nun an mir ergründen und sie anbeten! Gottes starker Wille ist das im Herzen — im dunkeln, blutwogenden —, der keinen Namen bei uns hat, deswegen täuschen wir uns, bis es todt ist. Sie haben mich gefaßter gefunden die letzten Tage. Was ist es anders, als daß ich zu meiner Neigung wieder hinabgestiegen war, über die ich mich erheben, zerstreuen wollte. Glücklich bin ich fürwahr nicht von ihr gemacht; noch sanft, noch nur menschenverständlich behandelt, und doch

erhalt' ich mich nur selbst, wenn auch in herbem Zustand, wenn ich mich ihr hingebe, mich ihrer ganz erinnere, und nicht Sinnen und Herz ihre Güter vertauschen will." Im Jahre 1814 aus Prag schreibt Rahel die entschiedene Wahrnehmung: „Hier hab' ich herausgegrübelt: Schicksal und Glück sind mir nicht gut; Gott und Natur lieben mich aber." —

Solche Betrachtungen begleiteten Rahel ihr ganzes Leben hindurch, und nur immer geläuterter, ruhiger und gottergebener wird ihr Inhalt. Sie schreibt bei Gelegenheit eines Oratoriums von Händel (1826): „Ich weinte auch da. Was thut's! — Ich bin in Weinen alt geworden. Es wird schon recht sein. Gott ist klüger als wir." — Am reinsten und großartigsten aber ist es, daß noch vor ihrem wirklichen Lebensende dieser Entwicklungsgang einen reifen und fruchtbaren Abschluß gewinnt. Rahel findet ihr Schicksal schon beendigt, und darüber hinauslebend und auf das Ende zurück-, wie auf den neuen Anfang vorwärtsblickend, schreibt sie (im November 1832) diese erhebenden Gedanken nieder: „Nach Beendigung unsers Schicksals haben wir gleiche Gefühle, wie vor Anfang desselben. Eine Art von vaguem neugierigem Jugenddasein, ein zum All gehöriges Dasein. Wenn man sich nun einmal hat verlieren müssen, so ist es schön, diese kleine Seligkeit, diese zweite Jugend noch auf der Erde abzuleben, sie auch nur zu kosten. Welch ruhevolles, genußergiebiges Daseinsgefühl ist es, gleichsam nur zur Atmosphäre gehörig, mit ihr und durch sie zu leben; mit einem Geist gekrönt, der dies betrachtet; mit einem Herzen im Busen, welches dies allen Mit-

geschöpfen verschaffen möchte! Dann ist nur Gesundheit nöthig, die uns nicht trennt von der Atmosphäre! Ich erwarte mir in aller Ewigkeit, wie Saint Martin, immer neue Offenbarungen. Wie schwer aber gelangt man zu ihnen! Wie lange bleiben sie aus! Welche Schmerzen müssen wir durchmachen! Aber ich danke für das Schimmer-Tag!" Was zunächst ihrem Sterben voranging, der schmerzliche und doch befriedigte Rückblick auf ihre ganze Lebensfügung, das nicht zu missende Unglück, das doch erblühte Glück — dies Alles an seinem Ort umständlich Erzählte begnügen wir uns, hier nur eilig dem Leser in's Gedächtniß zu rufen. —

Wir dürfen bei Rahels Religiosität die besondre Eigenthümlichkeit nicht unerwähnt lassen, mit welcher sie von jeher der Vorstellung vom Sündenfall sich abgeneigt erwies, und dieselbe bei jedem Anlasse beharrlich bestritt. Sie sagt hierüber, in einer der vielen Stellen, einmal (1822): „Der Mensch ist noch vorwitzig über das, was er nicht weiß; rebellisch gegen das, was er nicht kennt. Er soll es aber sein: denn er ist so geschaffen. Aus Gnade und Güte, nicht aus Sündenfall. Er soll eine Persönlichkeit haben, und hat sie: Gnade, Güte, ist Existenz. In dieser uns bekannten Persönlichkeit ist uns nichts, was wir imaginiren oder wahrnehmen, gewiß, noch bleibend — also keine Garantie, die wir brauchen — so gehen wir Stufe vor Stufe nach dieser Gewißheit in uns selbst hinab, bis wir einen kleinen Punkt der wahren Unabhängigkeit entdecken, und der Gewißheit: Gewissen, das innerste Wissen, das Wollen und Thun, was wir

für recht, für richtig — übereinstimmend mit dem Meisten — halten. Und unsre höchste Sittlichkeit ist wieder ein sich frei, ein sich unabhängig machen wollen. Nichts hängt von uns ab, als dies. Und es ist gerade umgekehrt, wie man sagt. Gott können wir uns nur mit — durch — unsere Fähigkeiten denken; was der beabsichtigte, nur mit der Intelligenz erdenken, die die größte Güte in uns legte; und unsere ahnende Vernunft kann nur vermuthen, daß noch eine höhere, erleuchtendere Aufgabe in uns aufgehen könne, als jetzt die unserer größten Sittlichkeit. Dies ist kein Fall: sondern ein Steigen; und nicht wir stimmen mit Gott, das können wir nicht; er stimmt mit uns ein; er regiert uns, und wir müssen uns darum frei und unabhängig glauben — mühen und irren: aber ohne weitere Mährchen ergeben sein." — Ein anderesmal, da von der Begier des Menschen nach Erkenntniß die Rede war, und daß er von den verbotenen Früchten des Baumes der Erkenntniß durchaus habe „fressen" wollen, fuhr Rahel mit Eifer fort: „Der Mensch ist ein Geist; der soll nicht vom Baum der Erkenntniß fressen wollen! Wovon soll er denn fressen? Das wäre noch schöner!"

Es ist offenbar, daß hier nicht sowohl die Bedeutung, nicht die geistige Thatsache, welche dem Bilde zum Grunde liegt, als vielmehr nur das Bild abgelehnt wird. Rahel sagt in Betreff jener Thatsache selber (1827): „Alle Menschen waren dereinst Ein Mensch. Die ärgste Folge des begangenen Irrthums ist, dies vergessen zu haben; und glauben zu müssen, wir leiden ungerecht willkürlich. Den tiefern Ursprung

aber, den der Möglichkeit des Irrens, müssen wir einer höhern Einsicht anheim stellen." Daß aber jene bildliche Vorstellungsweise auch bei strenger christlicher Lehre abgelehnt werden könne, zeigt uns, neben dem Beispiele vieler Gottesgelehrten, auch das bedeutende von Hegel, dessen Uebereinstimmung mit dem kirchlichen Lehrbegriff des protestantischen Lutherthums anerkannt ist, und der in seiner Religionsphilosophie sagt: „Ueber die Frage, wie ist das Böse in die Welt gekommen? ist uns eine alte Vorstellung, der Sündenfall, in der Bibel aufbewahrt. Diese bekannte Darstellung ist in die Form eines Mythus, einer Parabel gleichsam eingekleidet. Wenn nun das Spekulative, das Wahrhafte, so in sinnlicher Gestaltung, in der Weise vom Geschehensein dargestellt wird, so kann es nicht fehlen, daß unpassende Züge darin vorkommen." Worauf er diese näher angiebt und beleuchtet. —

Die Wichtigkeit des Bildes wurde nur deshalb so groß, weil man sich gewöhnt hatte, die Grundlage des Christenthums, nämlich die Wiederherstellung des Menschen, in einem buchstäblichen Zusammenhang mit jenem zu halten. Den wesentlichen Zusammenhang hält auch hier Rahel fest, und sagt unter Anderm in einem Briefe an Adam Müller (1820): „Ich möchte sagen, was ist am Ende der Mensch anders, als eine Frage! Zum Fragen, nur zum Fragen, zum ehrlich kühnen Fragen, und zum demüthigen Warten auf Antwort, ist er hier. Nicht kühn fragen, und sich schmeichelhafte Antworten geben, ist der tiefe Grund zu allem Irrthum: und ist man in diesem auch ehrlich, und irrt nur, so ist es doch Verzärtelung und

Mangel an Klarheit; und bei beiden können wir nicht immer verweilen: die große allgütige Einrichtung Gottes, das wirkliche Verhalten der Dinge unter einander, und der Gedanken zu den Dingen, wird uns doch zum schwerern, demüthigern Werke mit fortreißen. Auf solche Weise, glaub' ich, sind wir zum ganzen hiesigen Dasein gekommen. Wir mußten es durchmachen. Wie überhaupt Menschengeister lernen. Mit eigener Mühe; dabei fängt die große Mitgift, Persönlichkeit an. Dies ist für mich „der Gedanke aller Gedanken, die Menschwerdung Gottes"; die Gnade uns eine Person werden zu lassen, und in dieser Gnade find' ich auch gleich ihren eigenen Grund; sie enthält ihre Bedingung in sich selbst." — In welcher Gestalt und Wendung aber dieser Gegenstand, aus allem dogmatischen Streit erhoben, ihr am reinsten zum Herzen drang, legen klar und schön die ihr besonders theuern Sprüche von Angelus Silesius dar, wo es heißt:

„Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: du bleibst doch ewiglich verloren."

Und ferner:

„Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
Wo es nicht auch in dir wird aufgericht, erlösen."

Zuletzt:

„Ich sag', es hilft dir nichts, daß Christus auferstanden,
Wo du noch liegen bleibst in Sünd' und Todesbanden."

Und die rührende Aeußerung wenige Tage vor ihrem Hinscheiden, wo Rahel von Jesus als einem Freund

und Bruder spricht, beweiset genugsam, wie tiefverbunden und persönlich nahe sie sich dem hohen Vorbilde fühlen konnte! Wem übrigens hier das christliche Bekenntniß doch nicht buchstäblich genug ausgesprochen erschiene, den dürfen wir hinsichtlich der christlichen Frömmigkeit und des christlichen Geistes auf die Worte hinweisen, welche Schleiermacher, in den Anmerkungen zu seinen Reden, über Spinoza rechtfertigend sagt! Und schließlich muß in Betreff Rahels überhaupt die Bemerkung gelten, daß hier vom Leben die Rede ist, nicht aber von einem System, einer Wissenschaft oder Theorie! —

Daß Rahel ihr ganzes Leben hindurch von Unglück und Leiden aller Art heimgesucht worden, daß sie mit größtem Schmerz ihr Mißgeschick stets empfunden, und bitter beklagt, und auf persönliches Glück früh verzichtet, ohne darum das persönliche Leid minder herb zu fühlen, dies hat ein kritischer Verneinungsgeist als ein Zeugniß gegen sie anführen wollen, daß ihre Frömmigkeit nicht die rechte, daß sie von dem Christenthume nicht durchdrungen gewesen sein könne, denn sonst würde sie ja glückliche Ruhe und frohe Befriedigung gefunden haben! Ein solcher Einspruch will sich zwar das Ansehen geben, aus einer frommen und befriedigten Gesinnung zu stammen, läßt aber den Kundigen leicht erkennen, daß nur gleißnerischer Dünkel und scheinheilige Aeußerlichkeit zu solcher Anschuldigung verirren und sich in solchem Fehlgehen offenbaren konnte! Wer mit ächter Frömmigkeit vertraut ist, wer sie wahrhaft besitzt und übt, der ist weit von der Anmaßung entfernt, sein irdisches Leben in Glück und Zufrie-

denheit durchzubringen, der weiß, daß Leiden und Kämpfe den Guten auf allen Wegen des Höchsten prüfend begleiten, und daß ihre Fülle und ihr Uebermaß immer nur die Größe der Auserwählung bezeichnen, zu welcher die Seele berufen ist. Nur der Scheinheilige, der von Frömmigkeit nichts weiß, aber in ihrem Schmuck einhergehen will, kann sich stolz als Vorbild anbieten eines heiligen Zustandes, in welchem die Leiden und Schmerzen des Lebens ihm nichts anthun könnten: der Fromme weiß in seiner Demuth, daß er nur von Gnaden lebt, und daß seine Frömmigkeit ihn nicht gegen Leiden und Schmerzen schützt, im Gegentheil ihn sie vollständig erfahren und tragen heißt; und sie wären nicht, was sie sein sollen, wenn er sie nicht als solche tief empfände, wenn er nicht nah der Verzweiflung doch immer höhern Trost und Zuversicht sich erhielte! Jener Verneinungsgeist muß nie das Beispiel, welches uns von Jesus selbst aufgestellt worden, recht bedacht haben, muß niemals die Lebensläufe der Frommen und Erweckten achtsam eingesehen haben, sonst würde ihm einleuchtend geworden sein, daß seine scheingerechte und scheinweise Voraussetzung nur seine Unkunde, seine Gleißnerei verräth! —

Kein Mensch war je von Schein und Aeußerlichkeit mehr entfernt, als Rahel, kein Mensch unfähiger, die Frömmigkeit zur Frömmelei zu entwürdigen! Ihre Religiosität war heiter, kräftig, unaufhörlich laut hervorbrechend, und doch meist unmerklich verhüllt, immer dem Wesen nach gegenwärtig, dem Wortgepräng entfliehend, ihre ganze Erscheinung voll himmlischen Trostes, geistiger Frische und hülfreicher Werkthätigkeit! —

Und so dürfte durch diese nähere Betrachtung und Darlegung nicht nur hinreichend erklärt sein, warum das Buch Rahel eine so religiöse Wirkung ausüben konnte, sondern auch die Richtung und Sphäre angedeutet, in welche dasselbe, gemäß der Entwickelungsstufe eines unsrer Zeit eigengehörigen, in den allgemeinen Weltgang tief verflochtenen religiösen *Bedürfnisses*, fortwährend Erweckung, Trost und Befriedigung zu bringen berufen sein kann!

Rahels Theater-Urtheile.

Unsre deutsche Theaterbildung beginnt mit Eckhof und Lessing, und nicht leicht kann ein Anfang würdiger bezeichnet sein, als mit zwei solchen Meisternamen. Seit diesen beiden Männern ist unsrer Schaubühne ununterbrochen die ernstliche und eifrigste Pflege jeder Art zu Theil geworden, und weder an hochbegabten Künstlern noch an geistreich einwirkenden Dramaturgen hat es ihr gefehlt, deren gemeinsame Bemühungen die deutsche Schauspielkunst auf eine Höhe gebracht haben, wo sie mit jeder andern nationalen, alten und neuen, sich zur Vergleichung kühn stellen darf, auf eine Höhe, wo manchem Auge kein Weiterklimmen möglich, manchem das Herabsteigen unvermeidlich dünkt, weil auch aus Gründen, die außerhalb der Bühne selbst liegen, der Verfall des Theaters nothwendig erfolgen müsse.

Wir können dieser letztern Behauptung nicht unbedingt beitreten, wenigstens nicht für das deutsche Theater im Allgemeinen, wenn es auch wahr sein mag, daß einzelne deutsche Bühnen in ihrem heutigen Gange, wo nicht dem Aufhören, doch der völligen Unbedeutenheit eifrig zu-

schreiten. Zum Glück ist in Deutschland kein einzelner Bildungskreis gesetzgebend für das Ganze. Das Rechte und Gute, an der einen Stätte vernachlässigt oder unterdrückt, findet alsbald wieder eine andere, wo es gepflegt wird, oder sich doch frei entwickeln mag, und auch minder wichtige Orte gewähren zu Zeiten ein fruchtbares Gedeihen, das dann wieder den größten Hauptstädten zu Gute kommt.

Das Theater hat in Deutschland eine andere Gestalt und Aufgabe, als in andern Volksbereichen, wo für alle Kunstbestrebungen nur Ein bestimmtes Ziel in Einer höchsten Mitte besteht. Das Theater muß bei uns vieles leisten und ersetzen, wofür eigentlich andere Anstalten zu fordern wären; ein Theil unsrer Volksbildung, unsres Gemeingeistes, des freien Ausdrucks unsrer Gesinnungen und Urtheile, haben dort ihre Stätte gewählt; unsere höheren Gesellschaftsverhältnisse werden dorther theilweise sowohl gezähmt als genährt, und wo sonst keine Wirkung so leicht hindringt, da wirkt unmerklich und unwiderstehlich das von der Bühne gesprochene Wort. Einigermaßen war dieß auch das Verhältniß des Theaters in Frankreich vor der Revolution; allein zu Gunsten des deutschen Theaters ergeben sich aus den erwähnten Umständen noch wichtige Unterschiede, die seine Bedeutung ohne Vergleich höher stellen.

Wir dürfen deßhalb annehmen, daß unseren Landsleuten das Theater wie bisher, so auch ferner, ein Gegenstand besonderer Zuneigung bleiben wird, wie es denn in der That, man kann es wohl sagen, der Nation im Ganzen gewiß lieb und theuer ist, als welche wohl fühlt, daß sie dessen nicht füglich entrathen kann. Wäre wirklich

ein Verfall desselben überhaupt zu fürchten, oder schon sichtbar, so möchte dies nur ein Grund werden, mit verdoppeltem Eifer zu sinnen und zu trachten, wie ihm aufzuhelfen wäre, nicht aber, sich überdrüssig von ihm abzuwenden.

Der ausübende Künstler hat seine Hülfsquellen unmittelbar in einer Productivität, dem Feuer seines Talents mag er neue Gebilde und Wirkungen entströmen lassen; die Erfindung wird ihren Weg nehmen ohne unser Zuthun, und ihren Erfolg wird sie als ihr Recht hinstellen. Dem Theaterfreunde jedoch zeigt sich noch eine andere Richtung, in welcher seine Theilnahme dem Gegenstande förderlich sein kann. Dies ist das Gebiet der Theatergeschichte, der Rückblick auf den bisherigen Gang dieser Kunstentwickelung, die wiederholte Betrachtung dessen, was in dieser Bahn früher sich bemerklich gemacht hat; in dieser Kunst, wie in allen andern, steht nichts allein, die Gegenwart stützt sich auf die Vergangenheit, und nichts ist reicher an Belehrung und Aufschluß für das heutige Bedürfniß, als die Vergleichung mit dem, was schon da gewesen, und was und wie es geleistet und aufgenommen worden ist.

Seit jenen großen Namen, die wir zu Anfange genannt, sind nicht minder glänzende und berühmte unseren Theaterannalen eingeschrieben. Aufmerksame Leitung, und tüchtige, glänzende Ausübung haben an vielen Orten Großes, oft Außerordentliches geleistet. Während aber, ihrer Natur nach, die Darstellungen der Künstler mit dem Augenblicke flüchtig dahingehen, und die großen Namen Schröder, Fleck u. s. w. schon fast nur mythisch im Gedächtnisse leben, fehlt auf der dramaturgischen Seite

großentheils noch die Zusammenfassung und der Bestand, auf welche sie, ihrer Art nach, allerdings Anspruch machen könnte. Seit Lessing hat nur Tieck, auf seinem Standpunkte zu Dresden, eine Sammlung von Kritiken und Belehrungen aufgestellt, wie jener von und für Hamburg mit so großem Erfolge sie geliefert hat. Die Goethe'schen Beiträge, durch Inhalt und Geistesrichtung unschätzbar, stehen vereinzelt. Schilderungen bestimmter Künstler in einer Reihe von Rollen haben wir nur wenige; Böttiger über Iffland, Meyer (in Bramstedt) und Schink über Schröder, Lewald über Seydelmann, sind die vorzüglichsten. Außer diesen wenigen hellen Punkten ist in der deutschen Theatergeschichte Alles dunkel und lückenhaft; die meisten Nachrichten, auch die werthvollsten, verlieren sich, wie die Vorstellungen selber, mit dem Tage. Manche Kritiken, von Börne, von Gans, sind litterarisch aufbewahrt, aber nur nebenher, andere sehr vorzügliche, von Ludwig Robert, Hartmann, Friedrich Schulz, und Andern, vermöchte man kaum aufzufinden, auch wenn ein ächter Sammlerfleiß sie ernstlich suchte!

Einem Theaterfreunde, den die Eindrücke der Bühne nach dem Genusse des Augenblicks auch in dauernder Erinnerung freuen, der so viel Schönes, Hohes und Freudiges, das die Schauspielkunst ihm vorgeführt, sich zum Lebensschatze gesammelt, und der bei den Namen der Künstler nicht schnöde ihres Alters und ihres Zurücktritts, sondern freudig der Entzückungen gedenkt, die er ihnen schuldig geworden, — einem solchen Theaterfreunde mußte die Erscheinung des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter auch in diesem Bezug auf die Bühne sehr willkommen sein, und durch Hervorrufung so vieler einst

durch lebendige Kunst erfüllten Stunden einen reichen Genuß darbieten. Eine lange Reihe von Jahren hindurch verfolgt Zelter mit lebhaftem Eifer und eigenthümlichem Sinn die Vorstellungen der Berliner Bühnen, giebt von den Stücken, den Schauspielern, den Rollen, nach Umständen ausführlicher, oder auch nur summarisch Bericht. Und da wir seine Eigenheiten, seine Mängel und Befangenheiten aus diesen Briefen sattsam kennen lernen so sind wir im Stande, ihn durch diese ganze Folge von Nachrichten und Urtheilen zu begleiten, ohne uns ihm unbedingt hinzugeben, vielmehr können wir, indem wir bald ab- bald zurechnen, aus dem von ihm Gegebenen bequem und ungeirrt unser eignes Urtheil bilden.

Nicht minderen Anreiz, und in mancher Hinsicht noch größeren Genuß, gaben uns die Briefe der Frau von Varnhagen, die unter dem Namen „Rahel" zusammengedruckt worden und weit in die mannichfachsten Kreise der Litteratur und Gesellschaft gedrungen sind. Auch in ihnen ist das Theater ein durch das Ganze eines beinah vierzigjährigen Zeitraums sich fortwindender Gegenstand, der immer aufs neue hervortaucht, mannichfache Lebensbeziehungen anknüpft und weiter spinnt, und die tiefsten, originellsten, fruchtbarsten Bemerkungen veranlaßt. Da wir mit großer Vorliebe und besonderer Aufmerksamkeit gerade diese Seite des Buches Rahel uns angeeignet und uns mit der Verfasserin hauptsächlich als einer Theaterbesucherin beschäftigt haben, so erzeigen wir den meisten Lesern gewiß einen dankenswerthen Gefallen, wenn wir ihnen in Kürze einige der Ergebnisse, welche sich uns dargeboten, zur Uebersicht vorlegen.

Wir setzen voraus, daß unsre Leser mit dem Geiste

und den Aeußerungen Rahels im Allgemeinen schon bekannt sind. Aus allem Lobe, das dieser Frau so vielfach gespendet worden, so wie aus dem Tadel auch, dem sie nicht ganz hat entgehen können, muß wohl am Ende für sie das Zugeständniß unwidersprechlich feststehen, daß, wie man auch sonst ihr Wesen beurtheilen, ihre Geistes- und Gemüthsgaben wägen und schätzen wolle, zwei Eigenschaften in ihr hervorragen, und ihren Worten die Kraft und den Zauber geben, welche die Lesewelt davon empfunden hat, zwei Eigenschaften, welche wir auch für das Theater als die köstlichsten und wünschenswerthesten in Anspruch nehmen, und von denen wir das ganze Publikum erfüllt und beseelt sehen möchten, nämlich unbestechliche Wahrheitsliebe und regster Enthusiasmus.

Gewiß, zwei seltene und wichtige Gemüthsgaben, und am seltensten und wichtigsten in ihrer Vereinigung! Denn sie scheinen sich, zum Theil wenigstens, gegenseitig auszuschließen, oder in ihrer Wirkung zu schwächen. Das ist aber hier gar nicht der Fall. Die Wahrheitsliebe Rahels ist mit Güte, ihr Enthusiasmus mit Einsicht verbunden; die größte Eingenommenheit hindert bei ihr strengste Beurtheilung nicht, die Mißbilligung läßt der freudigsten Anerkennung Raum, sobald ein Fehler oder ein Vorzug unerwartet diesen Gegensatz fordert oder möglich macht.

Sehen wir nun, wiefern dieser inneren Ausstattung die äußeren Umstände günstig zu Hülfe kamen! In Berlin 1771 geboren, sah Rahel in ihrer Jugend die Erstlingsblüthe der dortigen deutschen Bühne hervorbrechen, welche aus geringen Anfängen, bescheiden, aber frisch und kräftig, vor einem antheilvollen, sich gleichzeitig heran-

bildenden, ebenfalls bescheidenen, aber freudig-ernsten Publikum jugendlich aufstrebte; daneben glänzte die italiänische Oper, mit ihren feststehenden, auf gegebener Kunsthöhe meisterhaften Leistungen, in aller Pracht und Fülle Königlicher Anordnung; und bisweilen kam den Ansprüchen und der Gunst vornehmer Gesellschaft auch noch der Reiz französischer Vorstellungen lebhaft entgegen. Diese doppelte Nebenbuhlerschaft, welche nicht dauernd genug wirkte, um unterdrücken zu können, aber stark genug war, um anzuregen, hat gewiß der deutschen Bühne in Berlin mannigfach genützt, gewiß auch auf das Theaterpublikum vortheilhaft eingewirkt, dessen Gesichtskreis sich niemals ganz verengen konnte, sondern immerfort fruchtbare Vergleichungen bot.

Damals überließ man die Leitung der deutschen Bühne, nachdem sie nicht mehr bloßes Privatunternehmen auf Gewinn, sondern der Obhut der Staatsbehörde theilhaft geworden war, den Einsichten harmloser Gelehrten. Erst Ramler, dann mit größerem Erfolg Engel, thaten redlich alles, was unter den beschränkten Umständen, in welchen sowohl sie selbst als die Bühne waren, zu verlangen war. Endlich kam Iffland, der nun als Künstler und Direktor zugleich eine neue Epoche begann, die der Hauptsache nach noch jetzt fortdauert. Er verstand sein Handwerk und die Welt; indem er jenes klug betrieb und alle Vortheile geltend machte, wußte er die Gunst des Hofes und der Menge zu erwerben, und sich, so lange er persönlich wirkte, darin festzuhalten.

In dieser Zeit hatte die Berliner Bühne das Glück, neben vielen trefflichen Talenten, die zum Theil von dem größten persönlichen Glanze getragen wurden, wie z. B.

die als Schönheit angebetete Baranius und der nicht minder berühmte Czechtitzky, ein paar Sterne erster Größe in Fleck und Friederiken Unzelmann zu besitzen, welche dem Ganzen den höchsten Aufschwung und lange Zeit die vorherrschende Richtung gaben. Beschort und Mattausch wären Zierden jeder Bühne gewesen. Unzelmann war als Komiker unübertrefflich.

Außer den zahlreichen Erscheinungen, welche von andern deutschen Bühnen einzeln herüberkamen, und außer dem Anschauen neuer Gesammtheiten an andern deutschen Orten von Bedeutung, empfing Rahel auch früh die großen Eindrücke des französischen Haupttheaters in Paris. Sie sah die genialen und zauberischen Gestalten Talma's, der Raucourt, Fleury's, Elleviou's, der Mars, der Georges, und wußte über die schroffen Eigenheiten einer nationalen Kunstbildung billig hinzusehen, um den Gipfel allgemeiner und überall gültiger Meisterschaft, die sich aus den engen Schranken dennoch siegend erhob, nur um so höher zu bewundern. Für den Kundigen wird es nicht ohne Werth sein, wenn wir bemerken, daß Rahel auch die tragischen Talente der holländischen Bühne zu kennen und zu schätzen Gelegenheit gehabt.

An Mustern, Beispielen, Stoff jeder Art zum Vergleichen und Ueberdenken war daher kein Mangel. Auch Musik im ganzen Umfang, die Tanzkunst in ihren verschiedenen Arten, boten sich dem regen, sichern Sinne reichlich dar, welcher nicht weniger für die Malerei der Bühne, für Kostüm und Dekoration, offnen und scharfen Blick hatte.

Wir sehen Rahel diese mannichfachen Richtungen mit lebhafter Theilnahme verfolgen, die Talente anerkennen,

die Leistungen würdigen, sie im Einzelnen ergründen, den feinsten Schattirungen ihrer Aufgaben nachgehen. Sie weiß auch auf unteren Stufen das Verdienstliche aufzufinden, auch in verkehrten Richtungen das Meisterliche auszusondern, und wo das Kunsturtheil jede Milde versagen muß, läßt sie doch nie die menschliche Billigkeit abhanden kommen. Aber im Ganzen ist ihr Sinn immer auf das Höchste und Größte gerichtet, und beruhigt sich nur bei dem entschieden Vortrefflichen, Vollendeten. Ihre leidenschaftliche Bewunderung ist vor allem dem erhabenen Genius Fleck's, Talma's, der Schröder, gewidmet, wie der lebensreichen, schöpferischen Natürlichkeit der Unzelmann, der Mars. In der Oper ist es der Gesang der Marchetti, der sie zumeist befriedigt, derselben Marchetti, welche Heinse in Venedig singen hörte, und von der später Wilhelm von Humboldt in seinen Briefen an Schiller ein preisendes Zeugniß gab; oder der Gesang der Milder, in andrer Weise von gleicher Erhabenheit. In der Tanzkunst ist es die Vigano und die neapolitanische Schule; in der Musik, neben der reichen Kunst und Lebensfülle der besten Italiener, sind es Mozart, Gluck und Righini, auf welche sie stets zurückkommt. Unerschütterlich hielt sie bei solchem einmal gewonnenen Maßstabe fest; keine Lockungen des Talents, des allgemeinen Beifalls und Geschreis machten sie jemals irre. Sie wußte sehr gut, daß dem ersten Talent und der reinsten Kunst nicht sowohl das Mittelmäßige und Schlechte, als vielmehr das ihr zunächst stehende z w e i t e Talent, das Unreine, mit innerer oder äußerlicher Beigabe falsch verzierte, entgegensteht, hinderlich und schädlich ist. Und mit diesen Tagesgültigkeiten, sie mochten übrigens noch so bewundernswerth sein,

und Iffland, Bigottini, Karl Maria von Weber oder Sontag heißen, konnte sie sich wohl so weit befreunden, um das Meisterhafte in ihnen mit Freudigkeit zu genießen, aber nie so weit, um sie jenen ächten und vollkommnen Größen jemals an die Seite oder gar an deren Stelle zu setzen.

Rahel dachte groß und enthusiastisch von der Kunst und den Künstlern; sie fand letztere jeder Verehrung werth, als Auserwählte der Menschheit, geweiht und berufen, das Schöne und Erhabene zu Trost und Freude hervorzubilden, unsere beschränkten, gemeinen Zustände mit freien, höheren abzulösen. Sie glaubte daher auch nicht, daß die Kunst ein bloß äußerlich Erlerntes, ein mühsames Flickwerk sein könne. Die großartige Seele, das kräftige Gemüth, den lichtvollen Geist, setzte sie stets im Künstler voraus. Große Naturgaben, und vor allen die Fähigkeit reicher und mächtiger Empfindung, waren ihr das erste Erforderniß.

Aber sie war mit dieser ersten Bedingung keineswegs abgefunden; sie verlangte nun eben so den ganzen Ertrag des Studiums, den vollen Reichthum erworbener Bildung. Wo die eine oder die andere dieser beiden Seiten fehlte, da konnte sie höchstens treffliche Bestandtheile aber kein befriedigendes Ganze der Kunst anerkennen. Zu jener Stufe herabgestiegen, wo das Einzelne gelten darf, weil es nur gerade dieses sein will, mochte sie auch jeder Virtuosität mit leidenschaftlichem Beifall zustimmen, und wie sie die reine Schönheit der Gestalt, die flüchtige Eingebung, das glückliche Gelingen bewunderte, so konnte sie auch durch weise Berechnung, sichre Nachhülfe des Verstandes, und durch vollkommene Fertigkeit entzückt werden,

wo diese richtig hervortraten. Nur wenn der Mangel, die Schwäche und die Dürftigkeit sich als Stärken geben wollten, das ihnen zugestandene Geringe an die Stelle des versagten Großen und Herrlichen setzen wollten, ja durch trügerischen Schein das Verkehrte und Leere geltend machten, — dann empörte sich der Unmuth und konnte scharfe Strafworte ausschütten.

Rahel war die Erste, welche, bei aller Anerkennung der vielfachen in Iffland vereinigten Gaben, sowohl seine Schauspielkunst als seine Direktorschaft als den Anfang des Verderbs der Berliner Bühne erkannte und bezeichnete. Gegen diesen gründlichen Verderb rang vergebens das entgegengesetzte Beispiel der Weimarer Bühne, vergebens die Anstrengung der neueren Poesie, der fortgesetzten Beeiferungen Schlegels, Tiecks, Bernhardis, vergebens der bessere Theil des Berliner Publikums. Die Vorzüge selbst, in denen Iffland groß war, täuschten über die Richtung, die er dem ganzen Bühnenwesen gab, und rissen nach und nach alles auf den falschen Weg mit fort. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir Rahel mit der Gestalt des Theaters, die ihr daheim und in der Fremde am meisten entgegentrat, in häufigem Widerspruch finden. Am wenigsten konnte sie in Berlin selbst befriedigt sein, wo sie, bei dem besten Willen, doch fast immer nur Einzelnes loben konnte, und das Höchste und Beste nur vorübergehend und wie durch Gunst des Zufalls geleistet sah.

Wir wollen diese Verschiedenheit der Standpunkte hier in stofflosen Allgemeinheiten nicht peinlich erörtern, sondern lassen solche lieber sogleich in lebendiger Auffassung des bestimmten Einzelnen prägnant hervortreten. Das

Raisonnement wird sich für diejenigen, welche dessen bedürfen, aus diesen raschen und gleichsam dem Augenblick entrissenen Spruchworten, leicht und ergiebig ableiten.

Einen karakteristischen Ausdruck der ganzen Richtung und Gesinnung Rahels in theatralischem Bezug liefert uns gleich ein Brief, aus dem Jahre 1817 an die große tragische Schauspielerin Sophie Schröder. Diese gab damals ihre ersten Gastrollen in Berlin, Rahel aber befand sich in Frankfurt am Main, und schrieb an die bewunderte und ihr schon seit mehreren Jahren befreundete Künstlerin wie folgt:

An Sophie Schröder, in Berlin.

Frankfurt a. M., den 31. October 1817.

„Als ich gestern mit Ungeduld die Berliner Post erwartete, die mir endlich keine Briefe mitbrachte, ließ ich mir die Berliner Zeitungen als eine Art von hinhaltendem Ersatz geben, und fand Sie, meine sehr Geliebte, den Landsleuten als Gast der Muse angekündigt; diese Zeilen können Ihnen mein Bedauern, daß ich nicht zu Hause bin Sie zu empfangen, nicht ausdrücken! Ich habe den wahnsinnig-eiteln Gedanken, daß in der weiten gebildeten Stadt doch keiner sich findet, der so durchdrungen sein kann von dem, was Sie zu leisten vermögen, es auffassen kann wie ich, was Sie sind; und der auch das anscheinend minder Gelungene so zu stellen und zu deuten weiß! Ich möchte Sie empfangen, beherbergen: Ihnen jede materielle Sorge und Besorgung abnehmen; ich möchte Sie applaudiren; mit Einem Wort, ich die Ceremonien-Fürstin der Stadt nur auf eine Weile sein,

wie ich es jedesmal mit Leidenschaft wünsche, wenn ein Künstler in ihren Mauern ist; Einer, der die Macht hat, das Großartige darzustellen, ohne Uebereinkunftsmanier; dem es gegeben ist, die Leidenschaft zu kennen, und die Mittel, sie in allen ihren Abschattungen, auch dem wenigst Aufmerksamen, in einer Art musikalischem Maße und Haltung zu zeigen; der die Natur der Dinge schnell jedesmal findet, und auch die Mittel, sie auszudrücken. Sie sehn, ich tödte mich, das zu beschreiben, was gesegnete Künstler sind; sagen kann ich's nicht; aber ich weiß es. Auch mich hat Apollo berührt: ich verstehe die Begabten. — Wär' ich nur in Berlin, in meinem Hause; Sie wohnten doch bei mir! — Wie leid ist es mir, daß Sie unsere Garderobe, unsere Dekorationen nicht mehr sehen: aber lieb ist es mir, daß Sie im Opernhause spielen; und es freut mich, daß Graf Brühl bei Ihnen eine Ausnahme mit den Gastrollen zu machen weiß. Warum spielen Sie nicht Johanna von Montfaucon, anstatt in Rudolph — oder wie er heißt — von Finnland? Johanna war eine von den Triumphrollen der Bethmann; in dieser aber zieh' ich Sie vor. Ich habe auch eine Sorge; Berlins Geschmack in Ansehung der Weiberrollen ist auf schwaches Regime gesetzt. Das Größte, was sie hatten, (und ein Publikum schwingt seine Gedanken nie über das, was es sah, sondern bildet und schränkt sich darnach ein, oder aus;) war die Bethmann; die außer dem Talent, das sie hatte, noch die Gabe besaß, nur sie sein zu dürfen; und das in einem solchen hohen und schönen Maße, daß man nicht unterscheiden mochte, ob sie auch etwas anders sein konnte; sie konnte erhaben, ganz edel, ganz romantisch, tief empfindend, traurig-toll

und toll-zerreißend sein, immer lieblich, selbst im Fehlgriff; konnte komisch, heiter, reizend beweglich sein; den Adel der großen Welt vortragen. Furchtbar aber, furienstark, mit den Elementen verwandt, mythologischen Wahnsinn, den konnte sie nicht aus der lieblichen, leichtbeweglichen, leichtsinnigen, frommen Seele schöpfen, weil man nie etwas daraus schöpft, was nicht darin liegt. Nun fürcht' ich, ist den Berlinern mancher Farbenton, der gerade mein Erhabenes ausmacht, von Ihnen zu stark; das fürcht' ich eigentlich nicht; aber ich fürchte, daß Sie das nicht zu deuten verstehen, und Ihnen das einen unangenehmen Eindruck macht; und daß Sie gar — Gott behüte und bewahre! — sich darnach richten wollen. Das fürchte ich; und darum ward ich hier so breit; in der Tiefe war wirklich der Aufschluß dieses Schwächenzustandes nicht nachzuweisen; sondern in der längeren Ausdehnung eines Aufenthaltes in Berlin, den ich gemacht. Jetzt mag unsere Stadt nun wohl noch mehr davon befallen sein, als vor drei oder mehreren Jahren: sie putzt und schnäbelt gar zu viel an ihrem Kunstgefühl, beleuchtet gar zu sehr das Bewußtsein darüber, mit Kerzen, aus allen Fabriken, anstatt dem Gehen und Kommen der Sonne sich ruhiger hinzugeben. Sie sind dort bis zu den unbefangensten Tiefen der Menschheit in der letzten Zeit mit ihren Ausputzwerkzeugen hingedrungen und geeilt: und ich fürchte, jetzt grad, eine größere und allgemeinere Schwäche und Anmaßung; und will Sie, um Ihnen unangenehmere Empfindungen zu ersparen, nur darauf aufmerksam machen. Solches alles gilt aber nur von jeder Stadt, wenn man sie zusammen sich vorstellt; und man kann die eine freie, eine sinnige nennen, wo viele

Einzelne dem Publikum mit ihren Gedanken, und Verständnissen vor sind, große Künstler fassen, und große Bücher, die sie über die Beschaffenheit des Augenblicks, in dem sie leben und schaffen müssen, erheben. Eine solche Stadt, sein Sie gewiß, ist Berlin, wenn auch die, welche sie dazu machen, gerade nicht das Glück haben Sie persönlich zu kennen. Dieß wollt' ich Ihnen nur, bei dem flüchtigen, geschäft- und ereignißreichen Aufenthalt dort, vor die Augen halten, wo alles vor ihnen vorüberfliegen muß. Ein Freundesbrief soll Freundesstelle vertreten!!

Mich ekeln schon jetzt die Zeitungskritiken! das ist das Schlechteste, was wir haben, das Seichteste in Deutschland überhaupt. Die Leipziger, von A. W. sind noch die einzigen, wo etwas Mark und Bein, Leben und Zeichnung darin ist.

Hier spielt Eßlair. So glücklich, Sie mit dem zusammen zu sehn, bin ich nicht! Wenn ich nur drei Bataillen gewonnen hätte! ich wollte mir ein Theater anschaffen! Er spielte Theseus wirklich wie ein Gott; und kann das Muster sein, die Fahne zum Weg, deutlich zu sprechen. Otto von Wittelsbach sah ich: der Mord ein Meisterwerk! Hinein- und herausgehn Ein Stück; er ging, trotz der Wuth, mit Abscheu hinein, und kam, trotz des Abscheus, noch mit Wuth heraus. Göttlich. —

Als ich Ihnen dieses gestern schrieb, ward ich dazwischen immer von Besuchen gestört. Ich erhielt dann noch gestern Abend einen Brief aus Berlin. Sie wollten an den Tage in Merope auftreten, von der Vorstellung selbst weiß ich also noch nichts. Ich freue mich im voraus des

Berichts, den man mir treu und ausführlich davon zu geben verspricht!“ — —

In diesem raschen, leicht hingeworfenen, nur dem Augenblicke gehorchenden Herzenserguß ist unvermerkt fast alles, wodurch sich die wahre und hohe Kunst von der scheinsamen, unächten und kleinen unterscheidet, in kurzen Andeutungen mitausgedrückt. Hier ist gleichsam der Scheideweg angegeben, wo die Richtungen sich trennen, und in stets größerer Abweichung auseinandergehen, die eine zum Großen und Schönen, die andere zum Mittelmäßigen, Erkünstelten, Schlechten. Wie wahr und richtig ist der Zustand der Berliner Bühne und des Publikums ausgedrückt! Er ist noch heute, nach achtzehn Jahren, ganz derselbe. „Berlins Geschmack ist in Ansehung der Weiberrollen auf schwaches Regime gesetzt.“ Und damals war die Erscheinung der Bethmann dem Gedächtnisse noch ganz frisch! dieser großen Künstlerin, welche hier, ihrem Vermögen und Leisten nach, so richtig bezeichnet, so gerecht gewürdigt wird! „Furchtbar, furienstark, mit den Elementen verwandt, mythologischen Wahnsinn“, nein, dahin ging weder ihr Naturell noch ihre Kunst. Aber mit den Männerrollen stand es nicht besser; im Gegentheil. Und die Stadt! Kann man noch heute Treffenderes sagen? „Sie putzt und schnäbelt gar zu viel an ihrem Kunstgefühl, beleuchtet gar zu sehr das Bewußtsein darüber, mit Kerzen, aus allen Fabriken, anstatt dem Gehen und Kommen der Sonne sich ruhiger hinzugeben.“ Dabei wird nicht verkannt, daß in der Menge zerstreut viele Einzelne höheren Sinnes leben, auf welche der ächte Künstler sich stützen darf, denen er zustreben soll! Der Ausruf: „Wenn ich nur drei Bataillen gewonnen

hätte! — ich wollte mir ein Theater anschaffen!" ist eine launige Bezeichnung dessen, was die Gunst der Umstände nie bei uns gefügt hat, die höchsten Machtgewalten aber, so leicht und lockend der Versuch wäre, noch bis heute nicht in ihre Kunstförderungen aufnehmen, nämlich des Vereins unserer besten Künstler auf derselben Bühne!

In ähnlicher Weise, nur dem Gegenstand und Augenblicke gemäß anders gestellt, wird über Eßlair gesprochen, ebenfalls bei Gelegenheit seiner ersten Gastrollen in Berlin. Wir lassen dieses Urtheil, das zwar einige Zeit früher fällt, dem vorigen hier folgen, da solches dem Zusammenhange nach sich so am besten anschließt.

An Ludwig Robert, in Posen.

Berlin, Sonnabend den 8. August 1812.

„Ich habe mehr als Pflicht erfüllt: ich habe die Räuber, sage die Räuber gesehen, und Kora von Kotzebue! Daß letzteres Stück, wie es dasteht, gegeben wird, macht den Sitten der Deutschen ächte Schande; daß es überhaupt gegeben wird, zeigt von der groben Rohheit des größeren Publikums unserer Nation; daß Kotzebue es machte, von der Stümperhaftigkeit seiner Begriffe und der völligen Plattheit seiner Gesinnungen, denn auf Einer Stufe stehen sie darin gar nicht. Den keuschen Iffland, im Aufstellen des Schicklichen und im Bemühen der Geschmacksreinigung, versteh' ich hierin nicht. Unsere Schauspieler verdienen wirklich ein sittenreinigendes Wollspinnen, weil sie diese leeren unanständigen Grobheiten mit Wohlgefallen spielten; in ihrem Sinne, als wäre es Shakspea=

rischer Witz; und hervorkehrten, wohl ärger noch, als es der Verfasser conzipirte, und sich recht drin wälzten, ohne doch nur eine verständliche Persönlichkeit hervorzubringen, sondern bloße Bretterunart, und sonst gar nichts. Eßlair müßte solche Aufführungen tilgen helfen; und nicht sie befördern, veranlassen. Auch war es denn leider ganz leer zu meinem Schrecke: obgleich er ungesehen dies verdiente. — Er sieht trotz eines schlechteren Anzugs, als wir hier zu sehen gewöhnt sind, nicht wie ein Histrion, sondern wie ein Mensch aus; mit beweglichem regsamen Blick und Mienenspiel, länglich geschnittenen Augen, die er auch wohlgeübt zu gebrauchen weiß; wie er überhaupt die Bretter kennt, und unendlich viel gespielt hat, und Beifall gewohnt ist. Er hat eine hohe Heroengestalt, und muß Halbgötter und phantastische Menschen sehr schön darstellen; eine Stimme, wie ich sie nie hörte, mit einer so umfassenden, in allen Tönen einnehmenden Skala. (Als er gestern Morgen einen Augenblick bei mir gewesen, und wegging, sagte meine Jungfer: «Ein hübscher Mann!» — Ja! — «Und er hat so was Sanftmüthiges an sich.» Sie wußte es nicht zu nennen und meinte nur die Götterstimme.) Eine Nüance von Vornehmheit fehlt ihm, jetzt-zeitiger möcht' ich sie nennen, die man, wenigstens ich, nach den ersten fünf Bewegungen vermißte. Schöne Füße für so große Gestalt, die jedoch nicht hinderlich erscheint, und gar kein eitles Spiel für Publikum; so ist er öfters mit dem Rücken gegen die Zuschauer gekehrt, welches mir sehr wohlgefällt, ich immer wünsche, und nicht begreife, warum darin die Schauspieler so viel bedenklicher, aber nicht genug als die Tänzer sind; in jedem Moment wird doch in keiner Rolle gesprochen, und

da thut eine lebhafte natürliche Wendung des Menschen sehr gut, und belebt Schauspieler und Zuschauer. Es kommen ihm nicht Einfälle genug in's Gemüth, also fallen ihm nicht genug Nüancen des Vortrags ein; und daher ist er der Meinung, zu oft sich in den Affekt setzen zu müssen, in welchem man gar nicht anders kann als schreien, dies ist die Ursache, warum er dies zu oft, und daher öfters ohne richtigen Grund nach treffender Wirkung, thut: bei Leibe aber nicht für's gröbere Parterre und dessen groben Beifall, sondern aus reinem Irrthum und Mangel, aber doch verführt von der zu willigen, alles leistenden Stimme, die ihm schon so herrlichen Beifall schaffte, und Zeit ihres Lebens schaffen muß. In seinen besten Momenten erinnert er an Fleck. Abstracte Mienen, des sich sammelnden Gemüths, oder des Wendens der Seele zu Himmel und Schicksal, haben sie alle drei sehr gleich. Er spielt sehr deutsch, und doch wie Einer, der die Franzosen gesehen, erwogen und benutzt hat; dies in seinen theatralischen Bewegungen, die er gehöriger Weise al fresco nimmt; aber bei weitem nicht mannigfaltig und witzig genug: wie denn Witz ihm in allem, was er auch gut leistet, am meisten fehlt. Dabei spielt er nach Stimmung und Eingebung; und aus großer Routine auch mit Ueberlegung, womit er sich klug genug unterstützt, wenn er sich schwächeren Herzens fühlt. So gab er die Räuber. In der Stelle, wo er die groben Ermahnungen des Mönchs anzuhören hat, sah er mit schwarzem, vorn aufgeklappten, mit rothen Federn in die Stirn gedrückten Hute, gradauf stehend auf eine passende Streitaxt gelehnt, außerordentlich gut, und menschlich, und edel, lebendig zuhörend aus; wie ein wirklicher

Mensch, und hochartig. Auch antwortete er in edelgefaßtem Schmerz dem Mönche sehr schön in den abgebrochenen Reden. Als er sich erschießen wollte, spielte er meisterhaft; eindringend, verständig, verloren forschend und unglücklich; mit den passendsten Gebärden; so gelungen als möglich. Auch erstach er das Mädchen so außerordentlich, als es nur möglich ist; wie Fleck, wenn er so etwas gut machte. Auch kann er sehr schön ohne Worte sanglotiren, il n'y a point de mot dans notre langue; Schluchzen allein ist es nicht. Wimmern und Schluchzen. Noch machte er manches schön; ich rede vom Schönsten. Ja! noch Eins! Er las den Brief des Vaters gleich zu Anfang göttlich, und war in dem Zimmer zu Hause, wie nur große Schauspieler, wie Menschen in ihren Zimmern, Helden. Er wurde den Abend sehr beklatscht und herausgerufen, und es war jenes Klatschen in der Luft, welches ganz allein nach gutem Spiel erfolgt und nicht von der Menge der Hände abhängt. Vorgestern spielte er Rolla bei leerem Hause; mit der Fähigkeit, die du von ihm nun kennst; nahm aber die Rolle, eine Nüance oder ein paar, französischer; und die Rolle, sage ich, lieferte ihm nicht jene Momente, in denen er mir völligen Beifall ablocken konnte. Er wurde wieder herausgerufen. Uebrigens habe ich das Publikum noch nie gerechter gefunden; wo sie konnten, ehrten sie den fremden Künstler; wo sie wußten, zeigten sie ihren völligsten Beifall unbefangen gern, und wahrlich sie schienen's beide Abende auch ganz zu verstehen.

Eßlair macht einen so lieben Eindruck als Mensch, und zeigt den in seinem ganzen Vortrag so, daß man ihn persönlich lieben muß; dafür war ich ihm schon mit

meinem ganzen Herzen dankbar. Sein kleiner Besuch hat ihn in meiner Gunst bestätigt. Er hat etwas liebenswürdig Gütiges. Rauchtabak roch ich, dies gehört diesmal zur fehlenden Nüance von feinster Welt. Er behauptet keine Zeit zu haben! er eilte so, daß ich beinahe nichts mit ihm sprechen konnte, als von deinen regrets, zu einer Probe vom Tell, der heute gegeben wird; hier die Austheilung. — Leb' wohl! Ich bin zu müde: ich habe einen kranken Kopf, und nur meine Theaterleidenschaft und du konnten mich schreiben machen. —

N. S. Er brachte mir einen Brief von J. S. — Meine ganze Liebe wallt zu Flecks Grabe. Die Propheten, Dichter und Künstler, die Gottgesandten, sollten doch so lange die Welt steht, leben, und nicht sich deteriorirend altern, wie wir Gemeinsten, Elendesten. Ich bin heute völlig elend; in allem! Eßlair bleibt nur bis den 14. Die Bethmann, die ich nach der Probe sprach, kann nicht genug erzählen, wie herrlich er in Theseus ist, und wie über alle Maßen vortrefflich in der Beichte; sie sagt, darin stellte er den Theseus auf den Kopf. Gerade umgekehrt!"

In den Strafantrag zu einem „sittenreinigenden Wollspinnen" wird gewiß mancher Leser heiter einstimmen. Bei dieser Schilderung Eßlairs aber fällt uns auf, was wir für alle Beschreibungen dieser Art in Rahels Briefen zu bemerken haben. Sie scheint völlig planlos, sprungweise, willkürlich abgefaßt, bald nach dem Bedeutendsten und Tiefsten, bald nach dem Aeußerlichsten und Kleinsten greifend, das Verschiedenartigste frei durcheinander mischend. Sehen wir bloß auf das Verfahren, so dünkt uns fast verdrießlich, solche verworrene Wege

mitgehen zu sollen. Allein wir werden bald gewahr, daß das Resultat ganz entgegengesetzter Art ist. Wir finden, daß wir unversehens, auf jenen Wegen, zu einem deutlichen hellen Bilde gelangt sind, daß die feste, sichere Gestalt anschaulich vor uns steht. Und dies erklärt sich leicht! Die Einzelzüge nämlich, welche gegeben werden, sind alle aus dem lebendigen Ueberblick eines Ganzen geschöpft; sie mögen noch so entfernt auseinander liegen, sie gehören und passen zusammen, sie widersprechen einander nicht, sondern ergänzen einander, die Einheit der Anschauung bricht gerade aus dieser Folge des Verschiedenartigen um so stärker hervor; die lebendige Wahrnehmung verfährt selbst nicht anders, und indem sie das für die Reflexion Auseinanderliegende, in dem Lebenseindruck aber Vereinigte, rasch zusammengreift, verwirrt sie nicht, sondern sie gleicht aus und verbindet, ein Verfahren, das der darstellende Künstler sogar nachzuahmen sucht, hier aber ein lebhaftes, rasches Naturell gleichsam nur als unbewußte Fertigkeit ausübt! „Abstracte Mienen, des sich sammelnden Gemüths, oder des Wendens der Seele zu Himmel und Schicksal", und „Rauchtabak roch ich, dies gehört diesmal zur fehlenden Nüance von feinster Welt", dann, „Schöne Füße für so große Gestalt", und „Ohne Worte sanglotiren": dies alles muß zusammen und jedes an seiner Stelle sein, um das Bild in unserer Vorstellung vollständig aufzubauen.

Wie unbestechlich der Wahrheitssinn Rahels war, wie unfähig, sich zu verläugnen oder gar sich etwas einzureden, dafür giebt den schlagendsten Beweis ein Brief an Marwitz, worin von Wolff, dem eben von Weimar gekommenen, gesprochen wird. Die Verehrung Rahels für

Goethe war gränzenlos, sie wußte, daß er das Ehepaar Wolff dringend nach Berlin empfohlen hatte, daß er auf ihren Erfolg rechnete; sie hätte gewiß gern diesen Wunsch ihm erfüllt gesehen, mit willigem Opfer dazu beigetragen, diese Anerkennung für Weimar zu gewinnen; und was konnte bestechender für sie sein, als das Urtheil Goethe's, der jene als vortrefflich anerkannte? Aber das konnte weder Rahels Sinn befangen, noch ihr Urtheil bestechen. Sie hatte keinen guten Eindruck von den weimarischen Künstlern, und schrieb ihrem Freunde unverhohlenen Bericht.

An Alexander von der Marwitz, in Friedersdorf.

Berlin, den 5. Mai 1811.

Nun kommt der Steckbrief von Wolff; in dem dieser stecken sollte, welches nun umgekehrt ist, und da Sie schuld sind, Sie es auch entschuldigen müssen! — Sehen Sie, wie Jean-Paul'sch man wird, wenn man nicht schreiben kann, und nur etwas Witz stellt sich ein? Mein tiefster Ernst. Ich kam natürlich, wie wenn man allein geht, und Niemand auf einen wartet, zu spät nach Möllendorfs Loge. Und im Korridor hört' ich schon eine mir unbekannte Stimme sehr theatralisiren; das Aufeinanderfolgen der Scenen war mir nicht gegenwärtig, und stutzend dacht' ich, wenn er das nur nicht ist. Ich trete ein, und Maria ist auf der Bühne, mit Mortimer vor sich. Ich erkenne Wolff, und sehe zu allererst, eine verdrehte Bewegung des Unterarms und der Hand. (Aus der er auch nie herauskommt.) Auch mit den Füßen und Beinen weiß er sich bei weitem nicht so gut zu behelfen,

als unsere Akteurs. Worüber ich aber ganz ernsthaft, und fast traurig in der Seele ward, ist, daß ich mir durch ihn vorstellen muß, das Weimarische Theater ist nicht besser, als unsers; oder vielmehr, wenn es auch in manchen Stücken besser i st, so hat es doch unsere Fehler; diese Fehler aber sind mir die allergräßlichsten, und erst seit den guten Stücken, mit den demonstrirenden Versen, bei den mittelmäßigen steifen Gemüthern der gewöhnlichsten Subjecte, beim Theater Mode geworden. Dieser große, alle Wahrhaftigkeit und Schönheit des Spiels aufhebende Fehler besteht darin, daß die Mimen den Zustand der Personnage, die sie darstellen, nicht aufgefaßt haben, sich nicht angeeignet haben, sich ihn nicht anzueignen vermögen. Sie wissen nicht, und fühlen's nicht, wie die Großen unter ihnen, daß Worte, Phrasen, nur Behelfe sind, um Gemüthszustände von sich zu geben, nichts, als ein Bild dieser Zustände; und Bilder selbst nur karakteristischere Zeichen des Bestrebens nach Ausdruck. Pomphaft, und unverständig, trennen sie dem Dichter jetzt ein Wort vom andern führen dies, so zu sagen einzeln, seinem gröbsten Verständnisse nach, auf, und wollen dem Autor nachhelfen. Dann und wann denken sie sich aus, wie man etwas machen müsse. Und das ganze Studium dieser Kunst besteht doch nur darin, auf's pünktlichste zu wissen, was man n i c h t machen darf. Durchdrungen muß der Schauspieler vom ganzen Stück sein, jede Rolle, jede Zusammenstellung wissen, und kennen; muß vom Himmel die Gabe haben, Zustände zu fassen, und auszudrücken, das letztere ist eine rohere, äußerlichere und allgemeinere; wenn er dann nicht thut, was er nicht darf, — und diese prohibirenden Gesetze aus allen Gegenden des Re=

chenschaft gebenden Geistes zusammen hat, — und sich freies Spiel läßt, so werden wir Gutes haben. Unsere jetzigen Akteurs aber wissen von keinem Stück, keinem Dichter, keiner Stimmung, keinem menschlichen Zustand; und ennuyren mich bis zur Nervenkrispation. Auch Herr Wolff nahm jedes Wort, wie unsere Stich's, einzeln; und bekam nie die Rolle zusammen. Seine Stimme ist nicht schlecht, noch unangenehm, (das R spricht er scharf, also tragisch), aber sie ist sich nicht gleich und drückt nie jemand aus, der aus einem Punkt der Seele heraus lebt; sondern nur einen Menschen, der bald von einer bald von einer andern großen Idee, oder von solchen Menschen, erfaßt sein kann: folglich kann er nichts Bewundernswerthes, nichts Verehrungswerthes — einen solchen Menschen nämlich darstellen: gewiß mancherlei romantisch Anziehendes, Bemitleidwerthes; wenn er nach Karakteren, und nicht nach Worten spielen wird. Ich habe eine Ahndung, daß er Lieder, u. dgl., in tollen Reimen und Versen, gut sagen kann. Wie das Parzenlied; welche von Schiller: und sehr vieles von Shakespear. Wo er vague bleiben kann, und anklingen an ganz phantastische allgemeine Zustände der außermenschlichen Dinge, und auch in solchen phantastischen Gemüthszuständen, kann er wohl sehr gut sein; das glaub' ich, durch seine Augen, die man im dritten Range sieht, durch ein adliches Gemüthswesen, welches ihn sogar während des schlechten Spiels bemeistert; und weil er, so wie es nur reimte, ungewöhnlicher, phantastischer, in weitern Kreisen, und allgemeiner wurde, gleich gut wurde, und einem Schönes in den Sinn brachte. So viel! weil er von Weimar kommt. Wo der künstlerischste Deutsche lebt; von dem ich hoffte, daß er ganz

Kunstwidriges, in seiner Nähe nicht aufkommen läßt; ja tödtet, mit Macht und Wache. Bei seinem Entschlusse. Es muß doch nicht gehen; und das ist es, was mich so ernst über unsere deutsche Kunst machte, und diesen langen Brief veranlaßt. Sind Sie darüber mit mir einverstanden? Und vergeben ihn mir? Ich meine, sehen Sie ein, wie er entstanden ist? Ihnen mußte ich ihn doch schicken! Sie werden noch mehr, noch viele Plage mit mir haben.

Mlle. Beck spielte die Elisabeth göttlich. Sie unterschrieb stumm, allein, wie Elisabeth selbst! Die Bethmann hatte sehr schöne Momente. Spielte aber zu Anfang heftiger als sonst." —

Munterkeit und Laune der Bemerkungen dürften bisweilen täuschen, als sei es nur auf Witz und Scherz abgesehen, allein wer den Geist dieser Mittheilungen näher prüft, wird bald zugestehen, daß Witz und Scherz in ihnen niemals Zweck sind, ja nicht einmal eine Stätte finden, außer wo der Ernst selber sie herbeizieht und das Treffende vorwaltet. So in folgendem Briefe.

An Auguste Brede, in Frankfurt a. M.

Prag, den 10. Mai 1814.

Kaltes, trübes, feuchtes, windiges Regenwetter obenein.

„Holder Karakter! Ich wäre rasend geworden, wenn Sie mich nach einer andern Station gefahren hätten. Aber Seelen, wie Sie, geschieht und entwickelt sich alles leichter, weil sie alles leichter, auch loser nehmen; aber sehen Sie auch Einmal mein Gesicht, und Ihres! Wenn die Natur — und was ist die Natur? Alles; von

Anbeginn an: Kleinigkeiten! — solche Dekrete ausspricht, dann wehre sich mal Einer; oder bessere sich! Was hätte ich nicht gleich beim ersten Deichselbruch für verdeichselte Brüche gesehen! und für Dukaten im Geiste schwinden! — Eins bitt' ich mir aus, Traute! Sie sollen mir nämlich im äußersten Detail trauen! — über Ihre Angelegenheiten haben Sie holt die Gnod! mich immer sehr au fait zu setzen; sonst sitz' ich und zerbreche mir immerweg den Kopf mit den größten Sorgen. Die grünen Bohnen, den Spargel, habe ich Ihnen — auch mit einigem Nachrechnen — beneidet; hier weiß ich vom Frühling nichts, als daß Schnee Koth geworden ist: und die Wirthinnen schreien, es sei nichts zu haben in der Jahreszeit, und der Theurung. Einmal kostet das schmutzige Papiergeld viel, einmal weniger: noch immer so! Wunde auf; Wunde zu; «das ist all eins!» Wenn ich Wunde sage, mein' ich als Moderner — so verstümmelt sind gegen die Antiken — Janustempel. (Warum schreib' ich Ihnen heute so sonderbar, außer meinem — gewöhnlichen — Stil; dies ist auch meiner; halb in Robert seinem? Weil ich Sie und mich Arme, gern ermuntern, und besonders die schwarzen Dünste aus dem schwarzen Herzen nicht will an's Licht steigen lassen; — und weil mir Karl Maria von Weber diesen Mittag einen sehr schönen Brief vom Herzog von Gotha, in diesem Stil geschrieben, vorgelesen hat. Der Stil selbst ist eine Manier, ein Gewandel, welches ein Launist aus-, an- und abziehen kann; aber weh einem Andern, der sich in dergleichen Garderobe verwickelt! Denken Sie sich, mit Laune, allerlei komische Auswickelungen aus solchem Kleiderhaufen! Zufälle und Geschichten, mit und unter denen das g-

schieht! Ich habe so eben dies Gewand anständig zwar noch, aber voll Ueberdruß, weit weggelegt.

Es war sehr ehrlich von Ihnen, liebe Guste, mir von Nürnberg zu schreiben: wie in Balsam eingetaucht, wirkte der liebe unschuldige Brief mit seiner Physiognomie auf mich. Er sah aus wie Sie: und schien auch Ihnen Bedürfniß zu sein. Das freut mich. Vorgestern Abend nach den Verwandschaften und dem neuen Ballet erhielt ich ihn. — Elisa Valberg wurde von der Schröder — nämlich die Fürstin — sehr schön gespielt; sehr schön: auch gut angezogen, außer daß sie, als sie zum Gemahl kömmt, nicht einmal Handschuh in der Hand hatte; welches mich Schwächling die sehr gut gespielte Scene hindurch störte. Einen Zusatz von ganz moderner Prinzenartigkeit (mit artigkeit mein' ich haftigkeit; nicht die Artigkeit) und Zartheit hätte ich dem Spiel noch gewünscht: denken Sie aber ja nicht, daß das auffallend war, oder ganz fehlte! Mattausch hat einen gewissen Wackel beim Schreiten durch die zu große Körperschwere erhalten, der das geübteste Auge, besonders in der Rolle, erfordert, um zu sehen, daß er sie ganz Prinz spielte; so modern und gut erzogen, als möglich, mit all' der Behaglichkeit, in dem Zurückhalten, welche solche Erziehung und solch ein Leben nur geben kann. Er war so täuschend in seinem Benehmen, daß er mich in die größte Rührung und Emotion versetzte, so ähnlich war es dem all unserer Prinzen; und wegen der Herzlichkeit der Rolle, und den Verlegenheiten, die sie in der Stellung des Fürsten gegen den rechtlichen Gouverneur mit sich führt, Prinz Louis Situation und Betragen so ähnlich, daß ich zu vergehen glaubte. Er war ganz wie unsere Prinzen angezogen,

und auch in der Körperhaltung wie sie!! — Er spielte tausendmal besser als sonst, und mit täuschender Eingebung und Natur. Nur die Jugendlichkeit mißte man: und das ich, in deren Phantasie sie schwerer schwindet; und das nur, weil er an seinem Verfall Schuld ist. Durch Tabakrauchen, und verbürgertes, und vernachlässigtes, unelegantes Leben außer der Bühne. Nichts macht alt, als das Einwilligen darin, Vernachlässigung der Jugend; und Mangel an ewiger Eleganz: man kann nicht nur Abends um 6 Uhr ein Künstler sein — Volk! — man muß es den ganzen Tag sein; besonders wenn wir die Kunst in unserer eigenen Person vortragen sollen. Große Gage! große Gage! wie in Frankreich, in England, und unter dem Könige Friedrich dem Zweiten!! Liebich spielte sehr gut: leider aber wußte ich diesmal jedes Wort noch von Fleck; wie er's in der ganzen Liebenswürdigkeit seiner persönlichen Blüthe vortrug! «Refüsirt!» schrie der Gott! wie ein Engel. Und erblaßte, in Blick und Mienen. Göttlich! Madame Brunetti war weiß mit rosenrothem Atlasband; und spielte weiß mit rosenrothem Atlasband: wie immer. Mad. Liebich gut; doch auch die Döbbelin ehemals besser, nüanziger; gekränkter. Das Ganze war aber sehr gut, und durchaus unterhaltend, für mich ist das viel; wissen Sie. Schröder, als Verlobter der Rosenrothen, so gränzenlos schlecht, daß er durchaus ein Intermezzo war. Wie Einer von einer solchen Winkelgesellschaft, die sich in Klüften aufhält; wo auch Bäder sind, und wo man vorbei reist, wenn man nach Pyrmont, Aachen, oder dergleichen, fährt! und als wäre er einst Springer gewesen: und hätte da immer die Zwischenreden gehalten. Wie konnte die Schröder

daneben nur spielen! Gestern spielte sie im Vehmgericht die Verbrecherin. Wundergöttlich: die sanften Stellen aber nach=ti=gall=te sie gedehnt, leise und rührig ab! — welcher tiefer, finsterer, grober Irrthum! Ihr Talent und ihre Eingebungen sind aber so stark, daß sie sich mitten in solchen langweiligen Momenten, mit den schönsten Ausbrüchen von Spiel, Ton und Einfällen, selbst unterbrach. Publikümchen wußte von allem nicht; applaudirte, rief heraus; dafür ist's nicht bezahlt, aber es bezahlt. Sie war erst in grauem Sammt, mit Schwarz und Weiß besetzt, dann ein grautaftnes Nachtkleid, und Nachthaare — herunter; dann weiß: mit einem Wittwen=Kopfputz mit drei Spitzen im Gesicht und einem Musselinschleier herab. Die Mad. Löwe erst wie eine rothe Kartendame angezogen: dann Battistmusselin, ganz weiß, altdeutsch, gut gemacht. Doch demoisellig: sehr vermagert. Gespielt wie jede Rolle: und ungeheuer gegen die Schröder abgeprallt. Nämlich auch für das dunkele Gefühl des Parterres etwas auf Puppe reduzirt; durch jene wirklich gewaltig Ausgestattete. Sie hatte bloß altdeutsche Lockenfülle, aus einem altdeutschen Scheitel um sie her fallende, zum Kopfputz. — Wie ich dazu kam, das Gräuelstück zu sehen? Bayer invitirte mich bei Mad. Liebich; und da that ich's aus Artigkeit. Meine Schwäche! Es gereut mich wegen der Schröder nicht. Nun geh' ich in Grünbaums Benefiz, die Schweizerdirne! Adieu! ich erliege! Soll ich ein Theaterblatt schreiben? Das fehlte mir!" —

Wie tief und gewichtvoll hier der eine Ausspruch, der Auschrei an das sinnlose, gemeine „Volk": „Man kann nicht nur Abends um 6 Uhr ein Künstler sein; man muß

es den ganzen Tag sein; besonders wenn wir die Kunst in unserer eignen Person vertragen sollen!"

Der Unwillen gegen Iffland und die Klagen gegen das von ihm angestiftete Theaterübel sind am bündigsten in einem Briefe ausgesprochen, der hier nicht fehlen darf. Mit sichrem Griff ist das Geheimniß von Ifflands ganzem Bühnenbetrieb erfaßt und enthüllt, der Schlüssel seiner Mängel und Laune in dem Worte: „Verlegenheit" gegeben. Niemand wird Ifflanden ächte Kunst und große Meisterschaft absprechen, allein er selbst fühlte die engen Schranken, die sein Naturell ihm setzte; und um seine Armuth an Einfällen zu bedecken, und sie noch gar für Reichthum auszugeben, half er sich stets, wo die Kunst nicht ausreichte, mit täuschenden Gaukeleien aus. So war auch sein Grundsatz, junge hübsche Leute durch seine Meisterschaft bloß abzurichten, und in seiner Zucht und Leitung sie nach Bedürfniß vorzuschieben, wobei er darauf rechnete, daß das Publikum sich leicht gewöhne, und den bekannten Zuschnitt bald für den rechten halte. Auf alles dieses deutet Rahel hin. Wir bemerken aber noch, daß sie nicht aus vereinzelter Auffassung spricht, sondern wie sie fast immer pflegt, aus allgemeiner, weitverknüpfter Wahrnehmung, wozu der besondere Gegenstand nur gleichsam die Anwendung liefert, ohne daß gerade er den Gedanken bestimmt. Hiedurch besteht selbst in dem harten Ausspruch eine Art Unpartheilichkeit. Wir lassen nun ihre eignen Worte folgen.

An Auguste Brede, in Stuttgart.

Mannheim, den 9. November 1816.

„Den jungen Gern sah ich in Frankfurt am Main den Richter in den Quälgeistern spielen. Gut, würd' ich sagen, hätte ich nicht zu Anfang seiner Laufbahn in Berlin gesehen, daß ein wahrhaft Talent zu einem rechten Künstler in dem Menschen sitzt — er spielte damals einen Bedienten in Shakespeare's Julie und Romeo, wie ein Franzos, ein Italiäner, kurz eine lustige Maske aus alter Zeit, mit Leichtigkeit, Einfällen, Grazie, und was am meisten zu bewundern war, vollendeter Gewandtheit, ganz selbst erfunden, ganz idealisch gehalten; und wahrhaft komisch. Jetzt ist sein Talent rein weg verschwemmt, vom Zusehn anderer Elendigkeit, Künstelei, und Nüchternheit, und Verlegenheit darüber, die sich zu Manier ausgebildet hat; er, ein treuer, fleißiger Nachahmer von Iffland; so daß er mit all dessen Fehlern vor einem steht, und man beim Ueberlegen doch das etwa Beste an ihm, nicht ganz gefunden hat. Dieser wenig begabte Pedant hat nicht allein der Berliner, sondern den deutschen Bühnen großen Schaden zugefügt, bei mancher Ordnung der Scene, und gesellschaftlichem Vortheil ihrer Mitglieder; und mich verfolgt er noch nach seinem Tod!!! Muß ich nicht rasend werden, — Wien nicht ausgenommen, — auf allen Theatern Deutschlands Einen zu finden, der ganz wie er spielt, schnarrt, glupt, spricht, die Hände dreht, fingerirt, pausirt, einzelne Worte mitten vor oder aus einer Phrase wie verlorene Schildwachen hinaus schickt, und als solchen ihnen keine Lebensmittel, d. h. keinerlei Accent und Beziehungston mitgiebt,

es dem Hörer in seiner Verlegenheit überläßt, was sie damit machen sollen, und diese Verlegenheit noch für künstlerische überlegte Absicht ausgeben will! Solche verfolgen mich noch, wo ich ihn schon lange vergessen hätte, und hetzen den alten Aerger wieder in mir gegen ihn auf. Woran liegt es, daß das Falsche viel mehr um sich greift, Nachahmer, Vertheidiger, und Lobredner findet, als das Aechte? frag' ich mich ewig: und fragte es erst diesen Mittag, als ein kluger, siebzigjähriger Célibataire, der weichmüthig und liebenswürdig ist, allem Hergebrachten auf's willkürlich-unvernünftigste das alte Irrwort redete! Wie kommt's? Da Aechtes Wahres ist, und Wahres viel einfacher, als Lügen und Irrwege des reinen Denkens. So herrschte Iffland; nicht durch sein Besseres, durch sein Schlechtestes. So will man mich jetzt gelten lassen, da edler Unwille in seinem Muth sich nicht mehr zeigt, und mehr dergleichen in mir; und in meiner reinen, unschuldigen Jugend war es gefährlich mit mir umzugehen! — Aber reizend, zum Glück! Nun ich auf mich gekommen bin; genug! Das Theater amüsirt mich hier genug! («Ziemlich» gefällt mir nicht: und «sehr» auch nicht.) Müller ist oft sehr gut, Heck ganz vortrefflich. Mayer manchmal gut, nie eine Rolle durch; er hatte gewiß das Unglück, zuerst in Kostüm und nicht in Konversationsstücken zu spielen; um dies zu verdauen, gehört ein kräftiger Talent. Nämlich reichere, gewandtere Einbildungskraft, ein schwerer Herz. Seine Stimme hat Töne, seine Gestalt einen schön gestellten Kopf: auch hat er einen Blick. Sontag ist in italienischen Opern sehr gut. Eine Dlle. Pohlmann, recht sehr viele Anlagen, sie singt nie schlecht, könnte vortrefflich singen, ist hübsch,

nicht ohne Sinn, nie gemein, sehr jugendlich. Diese alle zusammen machen, daß ich meist hinhören muß; die Stücke beurtheile, belache, beweine ich auch. Das Haus gefällt mir ungemein, ich kenne kein angenehmeres, den Eingang schon mitgerechnet, der großartig ist, unsere Loge ist mir bequem; kurz, das Theater werde ich in Karlsruhe vermissen. Mlle. Beck hat sich sehr gebessert. Sie spielte eine Herzogin in Ubaldo, wo ich sie mit zu dem Größten rechne was ich sah; sie spielte auch Lady Milford vortrefflich, und die Scene, wo sie den Major erwartet, besser als Sie und die Bethmann. Das ist kein Spaß. Die Schuld spielte sie in der letzten heftigen Manier der Bethmann nicht im geringsten knechtisch nach: da würde mir auch die theuer geliebte todte Herzensfreundin nicht gefallen haben. Dies sag' ich so gerührt, als sagt' ich's ihr selbst dahin, wo sie ist. — Im Schutzgeist sang sie im hohen und tiefern Leiterton die ganze ewige Rolle sentenzisch donnernd her. Dies begriff ich nicht, nach solch' einem Spiel, wie in Ubaldo??!! Das frag' ich sie aber.

Rebenstein ist ein Exempel. Ein Exempel, wie die menschliche Natur in einem Menschen ausgerottet werden kann; welches man sonst nur bei mißhandelten Sklaven sehen soll. — Unser geliebter Tieck behauptet, alle Menschen haben mimisches Talent in sich; ja, sogar die Thiere: und er hat Recht. Wo käme sonst alle National-Gebärde, Ton und Benehmen her? Wie so sänge der Sachse, schnarrten und schnaufelten wir, drückte der Schlesier u. s. w. In Rebenstein ist der Quell alles Nachahmungsvermögens rein verschüttet, durch lauter Lehren von dem, was nicht existirt: er sah die ganze lichte Welt nicht mehr, und nur

seinen Lehrer, und auch den in völlig blindem Glauben bei ganz geschlossenen Sinnen: nun ist er auch vollkommen Marionette, trotz Fleisch und Blut; wenige Gebärden, wenige Töne, ohne alles Leben. So etwas ist mir nie vorgekommen: dies konnte nur Iffland gelingen: und diesem nur bei Rebenstein. Alles ist Negation bei ihm; zum Glück hat er die Knochen erhalten, daß die wohlgemachten Mäntel haften. Ein Wunder ist der! Ich bin ganz entzückt, daß er sich außer Berlin zeigt, der Lieblingslehrling seines verstockten Meisters. Verstockt war Iffland in seinem Direktions-Glück, unter dem Götzendienst, geworden. Und nun ruhe er selig! Ich bin ihm nur in Andrer Seele böse, wo sie ihm so Unrecht thaten; und den armen Rebenstein bedaure ich wahrhaft. Der arme hübsche Mensch war ein Opfer. Die Catalani hab' ich gehört; davon mündlich! Ihr Enthusiasmus freute mich!" —

In demselben Sinne heißt es in einem späteren Briefe aus dem Jahre 1818:

An Friedrich August von Stägemann.

Karlsruhe, den 31. December 1818.

„Der Tod des Großherzogs hat auch die Stadt sehr still gemacht; das Theater das Aug' — geschlossen; die Gesellschaften gehemmt. Es wird alles allmählig wieder angehen. So ist es äußerlich hier. Eine Stadt ohne Theater ist für mich wie ein Mensch mit zugedrückten Augen: ein Ort ohne Luftzug, ohne Kours. In unsern Zeiten und Städten ist ja dies das einzige Allgemeine, wo der Kreis der Freude, des Geistes, des Antheils und

Zusammenkommens — auch nur — aller Klassen gezogen ist. Nichts desto weniger applaudir' ich Sie doch, daß Sie nicht ins Theater gehen: d. h. es macht mir Vergnügen. Lassen Sie sich gestehen, daß kein Theater in der Welt mir den Aerger abzwingen kann, wie das Berliner — seit Iffland, — erstlich, weil keines mich so interessirt hat; dann giebt es keines mehr (es hat aber schon angesteckt!) mit solchen steifen Prätensionen an sich selbst. Es ist eine Zwangsanstalt für Schauspieler und Publikum in allen Rücksichten, nach und nach geworden — das wird Schulz wissen! Jetzt braucht man nur die Rezensionen in den Berliner Zeitungen zu lesen, um über die ganz inhaltleeren Ansprüche, und Beurtheilungen, den Gichter zu kriegen — wie sie hier sagen, oder: alle Zustände. Es freut mich also, daß Sie Rache für mich nehmen, an dieser Anstalt! die so viel gute Elemente so hartnäckig und langjährig zu ersticken bemüht ist. Um so mehr aber noch gefielen mir Ihre schönen Verse über Milders-Töne. Es hebt so richtig aus Ihren damaligen Gedanken, Situation und Gefühl darüber an, dieses Gedicht: das ist bei mir eine große Hauptsache; nämlich das Wirkliche eines Gedichts. Ist das prosaisch? mich dünkt nicht; ich halte unendlich auf das Reelle bei allen Eingebungen; es müssen nämlich welche sein, sie gehn aber nur aus dem wahren wahrgenommenen Seelenzustand hervor: und darum gefallen mir oft die pausbackigten, mit noch so dythirambischen Worten in die Silbenlänge gezogenen Gedichte nicht; und aus eben dem Grunde Ihre oft so sehr. Die Sappho möcht' ich gerne sehen; Auszüge haben mir davon gar sehr gefallen: auch sagte uns Mad. Schröder diesen August hier ganze Scenen

davon bewundrungswürdig. Mir ist Mad. Wolff von jeher — ich kenne sie aus Berliner Gastrollen — nicht genug von innen kräftig gewesen. Doch mag sie viel gelernt und gewonnen haben; und eine Leidenschaft, die uns in so andere Zeiten und «Gelegenheiten» wie Logau sagt — entrückt, ihr mit angelerntem und angedachtem Maß schon gelingen." —

Und aus noch späterer Zeit wird dieses wuchernde Theaterübel auch in Betreff der Musik als der Bühne und dem Publikum schon gemeinsam, und nun durch beider Schuld fort bestehend, mit Unlust so vorgestellt:

Aus Tagesblättern.

Berlin, den 19. Februar 1820.

„Anstatt des Tagebuchs stehe lieber Folgendes hier: nur dies noch! Vorgestern sah ich Alceste, auch nur stärkere Bestätigung alles Alten über unser Berliner Theater. Schlechte Plätze. Kreischendes Orchester. Fürchterliche Tanzkunst, wo die Tänze nicht einmal zu der Musik gehen wollen; ohne Sinn, ohne Verstand, ohne Grazie, mit Seiltänzer-Mühe, ohne sie wie diese Tänzer unschuldig uns anzurechnen. Sänger vom Berliner Publikum gebildet. Das Publikum hat sich eine Art Beifall für Gluck auswendig gelernt, welchen zu wiederholen es keineswegs unterläßt, aber doch endlich nur sehr lässig bezeigen kann; auch die Einzelnen in den Logen, Einer gegen den Andern. Stümer sehr gut gespielt; wird sich aber die Brust angreifen. Weber läßt die Blasinstrumente mit den Sängern in die Wette forciren; Töne in Fresko darzustellen, muß man von den großen italienischen Sängern gehört,

und es bemerkt haben. Man kann den Ton weit ausschicken, ohne zu schreien; wie die Farben klumpenweise für die Ferne auftragen. Wenn Gluck nur Einmal solche Oper aufführen könnte! schon in Paris, durch Tradition im Orchester, hört man wie es Gluck gemeint hat. Es ist noch viel zu sagen. Neulich sagte ich, alle Kunst müsse einer Nation natürlich sein; d. h. in den untern Volksklassen entstehen; sonst vagirt sie, hat keinen Boden, wird Krittelei, wenn sie vorher noch glücklich Nachahmung war. Erst gestern, als Goethische Lieder ohne Begleitung gesungen wurden, drang sich mir von Neuem auf, daß es nur verbesserter Wachtstuben- und Handwerksburschen-Gesang im Wandern war. Hier haben wir keinen andern Volksgesang. Nun giebt's noch Soldatenlieder aus dem Krieg. Alles andere Singen, auf den Theatern, ist bald italienisch, bald halb dieser Gesang, halb jener bezeichnete, auf Gluck, Mozart u. s. w. angewandt; und meistens schon damit angefangen, die Singorgane ganz mißzuverstehen. Dabei ein unendlicher Dünkel; auf dünkelhaften sogenannten Patriotismus gepflanzt. Man findet hier mehr schöne Stimmen, als man nur irgend vermuthen sollte; aber gleich werden sie verdorben; in die Kehle hineingezwungen, die Brusttöne bis zur Vernichtung forcirt, gequetscht, gekälbert. Leidenschaft besteht nur in Forte und Piano, in Dehnen, et cetera!" —

Wir hätten noch zahlreiche Nachrichten und Bemerkungen aufzureihen, wollten wir auch nur die wichtigsten und eigenthümlichsten aus den drei gedruckten Bänden hervorheben. Das dort reichlich Ausgestreute — über Allgemeines und Einzelnes der Kunst, über Dichtung, Musik, Tanz, Deklamation, Gesang, Anzug, Prunk, über

Tasso, Hamlet, Zauberflöte, Belmonte, über Kotzebue, Werner, Goethe, Shakespear, Bach, Händel, Mozart, Gluck, Spontini, über Liebich, Wolff, Sontag, Schechner, Milder, Heinefetter, Maas, u. s. w. ließe sich ein kleines theatralisches Handbuch sammeln, das in seiner Art einzig wäre, voll kerniger Kraft und lebendigst eingreifender Nutzanwendung. Doch dies mag jeder Besitzer des Buches nach Belieben sich aneignen. Wir ziehen vor, hier einige Urtheile und Nachrichten folgen zu lassen, die wir aus einigen bisher ungedruckten Briefen Rahels entlehnen dürfen, zu welchen eine günstige Gelegenheit erst spät den Zugang eröffnet hat. Wir hoffen, denselben Dank, welchen wir dem Bewahrer dieser Papiere schuldig geworden, ihm und uns für diese Mittheilung bei allen Lesern zu erwerben!

Nach längerer Abwesenheit wieder in die Heimath versetzt kommt Rahel auch wieder mit dem Berliner Theater in Berührung, und trotz aller vieljährigen Unzufriedenheit ist sie doch gleich und willig zum Bewundern hingerissen, so wie nur ein würdiger Gegenstand ihr vor Augen tritt. Ein solcher war Devrient. Sie schreibt an ihren Bruder von ihm:

An Ludwig Robert, in Karlsruhe.

Berlin, den 6. März 1820.

„Dieser Tage sah ich, auf Instigation von Ohme, Devrient in zwei Stücken; und war ganz entzückt, Einmal wieder! mit Phantasie, und Kunst, in Berührung zu kommen! Diese Berührung an sich allein ließ meine schwachen Augen weinen, und meine ganz

zerstörten Nerven vibriren wie im Krampf. Erst mußt' ich «die Ehescheuen» von Madame Weißenthurn genießen, — dann gab man «der grade Weg ist der beste», von Kotzebue: wo Kaibel in Mannheim so scharmant den hinterlistigen Kandidaten spielt; den ich höchst bewundere. Devrient nahm es mehr als Maske: nämlich, als ein Kandidat, wie er jetzt in den letzten zehn Jahren nicht mehr zu sein braucht; die Bühne aber kann das ertragen, wenn die Nebenspieler auch in demselben Sinn verführen, — wie in Frankreich, in diesem Sinne aber war Devrient ein Meister. Affektirte Aussprache eines Ungebildeten; ebenso übertrieben sorgsamer Anzug; glänzend von Neuheit und Reinheit. Puder, Manschetten, Schleife an der Binde, Schnupftuch aus der Tasche, neueste Schuhe, gräßliche Schnallen, glänzendster. Hut. Steife Mienen: welche Kunst! Nicht einen Augenblick übertrieben; steif und niedrig, und sich vornehm bestrebend. Ganz vortrefflich; vollkommen nüancirt; im Ganzen nicht zu altmodisch. Im «Nachtwächter» von Körner brachte er mich an Komisch, an Tragisch, an Maler, an Dichter hinan! Erstlich hatte er eine andere Sorte krumme Beine, als im ersten Stück, war trotz des Zettels für mich nicht zu erkennen; und ich zweifelte, obgleich er sprach: bis er sagte, er sei der Nachtwächter; und sah ich den Zettel wieder durch. Er war angezogen und sah aus, wie man in allen brandenburgischen Dörfern, wo man Pferde wechselt, Kerle findet mit Jacken, Pantoffeln und Nachtmützen, die keine Postillone und keine Schmierkerle sind, aber doch mit dem Stummel im Maul mit räsonniren, und die Klugen auf dem Hof oder vor dem Hause sind; sprach kraß brandenburgisch. Prah=

lerig, mit ausgeschrieener, überlauter Stimme, mit dem schärfsten r r r. Sein Ganzes, war Prahlen; und dies aus dem Elend; wie es bei uns ist: bis zur Tragik herangeführt: und über jedes Einzelne mußte man lachen. Solche Aussprache! Alles, was man je in der Art gehört hatte, zusammen gefaßt. Die Vornehmen sah man darin: die Provinz; der Menschen allgemeine Lage; Möllendorf den Seligen, in seinem Ursprung, zum Beispiel; Sprache, Prahlen, alles! Ein Maler gehört dazu, dies aufzufassen, bis in der Haltung der Finger: und das nicht wie Iffland; sondern von innen her: erfüllt von seinem Vorbild, nicht vom Parterre. Dann ward er ahndender Dichter: das Phantastische, Traurigste ahndend, als er absingt; wie ein Shakespeare'scher! Erst tütet er, singt ab, dann ein Lied vor seinem Fenster, wegen seiner Mündel; dann jodelt er zuletzt. Mit einer Falschheit, in Accent, Ton, Artikuliren und Beginnen: und doch mit einer Ahndung und Hindeutung auf Hohes: daß ich so applaudirte, daß ich auf der Stelle Migraine bekam." —

Nicht so gut ergeht es der Wolff'schen Preciosa, weder dem Stück noch der Aufführung, und bei dieser Gelegenheit wird auch noch sonstiger Tadel laut, den der ganze Zustand der Bühne unaufhörlich und allseitig erregt.

An Ludwig Robert, in Karlsruhe.

Berlin, den 31. Mai 1821.

„Du willst gerne wissen, wie Maria Webers Preciosa von Wolff gegeben worden ist. Cervantes ist sehr ver-

gessen darin, und leider nicht. Nämlich eine Art Gerüste vom Plan des Cervantes; aber der Geschmack für die Zunge darin ganz verwischt, verwittert, und verkleistert; solchergestalt, daß, was eben von dem häuslichen und provinziellen Leben dieser Nation sich noch etwa im Stücke zeigt, unpassend, und besonders unverständlich wird, außer für die, welche die Serie der Novellen dieses Autoren, dieses Geschichtmannes kennen. Wolff läßt Preciosa (nur!) das Mädchen von Orleans, Korinna, Sappho, Maria Stuarts Abschied nicht zu vergessen, und dann diese Personnage — ich glaube in einem Körner'schen Stück, in der Banditenbraut — sein, die nach dem Räuber schießt. Das alles thut Preciosa. Und Mad. Stich, vom Dichter verführt, accentuirt alle diese Personnagen auf's nachdrücklichste, hergebrachteste; im Einklang mit Dekorateur, Schneider, Theatermeister und überhauptigem allgemein obwaltendem Irrthum über Theater, Scenerie und Pracht; und nochmaligem Irrthum in Berechnung ihrer Wirkung. Einige Dekorationen, auch für mich schön: doch ganz überflüssig. Wolff lauter großer Lyrik und Schillerei beflissen, und sich der 30 Jahr vernommenen Repetitionen nicht erwehren können, ohne den geringsten Scherz noch barokes Wort. Nicht ohne Talent; aber in großem Irrthum; und den Irrthümern geschmeichelt. Die Stadt irre; aber doch nicht natürlich befriedigt. Maria Weber hat in Dresden Sanftmuth in der Musik gelernt: die Ouvertüre nicht schlecht: ohne Physiognomie; die hier leichter gewesen wäre; im Stück noch schlechter; in einer Romanze bis zur Verrücktheit verfehlt. In den Tänzen wahnsinnig. Diese aber, erfuhr ich nun von ihm — dies wollten sie mir auch abstrei-

ten — haben ihn selbst bald wahnsinnig gemacht, — dann — so geht es hier! — sie waren, statt der seinen, von dem Tänzer Hoguet eingelegt. Und auf diese eingelegte paßten — so wahr mir Gott helfe! — wie immer, ganz und gar die Pas nicht!!! — Denn, sie drehen sich nur heftiger und langsamer um, auf Einem Bein: oder heben es bis zur Schulter empor. Aus. Wenn man eine Vigano, wenn man einen Righini, wenn man eine Marchetti, einen Rode hatte! — Alle Zeitungen, seit Eröffnung des neuen Hauses, und seit der Aufführung der Spontinischen Olympia, sende ich dir durch die Neumann. Sie beladen sich mit Lob; einer den andern. Das Haus häßlich von außen; unbequem von innen; sinnlos. Olympia der äußerste Gipfel von dem, was Opern nicht sein sollen, und worin ein großer, armer Gluck den Franzosen nachgeben mußte, und seine Revolution nur halb, zum Menschenunheil und ihrer Nachahmung, machen mußte; mit großen Schönheiten darin, die die Widersacher nicht einsehen: weil sie nicht aus meinen Gründen Widersacher sind. Die Andern, loben es noch dümmer, und stupider, ohne die wahren Schönheiten anführen zu können. Mozart ist, wie in aller Musik seit ihm, gemißbraucht. Ganz wie Shakespear. Ihm braucht man's nicht zu verzeihen, daß jede Personnage auch zur Unzeit seine schönsten Gedanken vortragen muß: Andern kann man ihre leeren, pausbäckigen, nicht Einmal selbst erfundenen Fehler nicht verzeihen. Beiden, Mozart und Shakespear, schiebt man zu viel Absicht unter. Fülle und tiefverborgener Sinn war's nur oft." —

Wie gerecht aber, wie bereitwillig, früheren Tadel

durch verdientes Lob zu vergüten, Rahel jeden guten Eindruck aufnahm und preisend eingestand, bezeugt eine Nachschrift des vorigen Briefes, worin es heißt: „Nun will ich dir schreiben, weil so etwas es verdient, daß es über Feld kommt und an diejenigen, die es glauben und verstehen. Die Wolff spielte Elisabeth, in Maria Stuart, mit der Neumann zusammen, wie ein Gott; wie die größte Schauspielerin, ohne einen schlechten nachgelassenen Moment. Und in Elisabeth bewunderte ich die Schröder, also bin ich nicht für die Wolff bestochen. Ich war reif genug, zu sehen, wie es den jetzigen konstitutionellen Königen geht, an der Scene mit der Unterschrift. Das Stück ist Historie. Lies in den Wanderjahren die beiden ersten Seiten des letzten Kapitels. Und wir wollen schweigen über die, welche in das Rad greifen, und über die, welche es umschwingen wollen." —

Dieselben Ansichten und Stimmungen wiederholen sich in folgendem Briefe, der noch insbesondre von der liebenswürdigen Schauspielerin Neumann handelt.

An Ludwig Robert, in Karlsruhe.

Berlin, den 1. November 1821.

„Gar sehr, liebes Kind, freut mich die Aufführung des Paradiesvogels; und deine gute Einsicht über diese und das Publikum, und deine Arbeit. Alle Orte sind dazu geeignet, ihren Publikums neue Scherze in einem süßen Pülverchen beizubringen: nur Berlinchen nicht; noch dazu, wenn es seinen Autor kennt! Laß mich die Freude erleben, daß deine Stücke auf Deutschlands Bühnen gefallen, und daß man sie sich hier verschaffen muß! Das

Theater existirt hier nicht für mich. Tieck denkt über Theater wie ich. Gut deklamirte Opern, „denkende Künstler", ausgeführte Dekorationen, ein Gräuel. — Wenn du also der Neumann, wie sie dich gebeten hat, etwas sagst, so lass' es sich ja nur auf Negationen beziehen! z. B. daß sie sich nicht auf Einen Fuß stellt, und von dem andern nur mit der äußersten Spitze die Erde berührt! Dies ist eine altmodische, abgeschaffte Affektation, und in Trauerspielen grade ganz störend. Da stehen die großen Franzosen, Raucourt, Talma, längst sogar einwärts mit Sandalen, und kehren, wenn es sein muß, dem Publikum den Rücken, — Eßlair, die Wolff in Sappho, auch — mit dem größten Erfolg! — Aber auch das muß ohne Affektation geschehen, weil es schon etwas Positives ist. Auch spricht sie leider kein scharfes R. Alles Uebrige kann man ihrem großen Talent überlassen. Sie hat unendliche Gaben, und auch die der Einfälle, wie sie Rollen, wie sie Scenen, wie sie Worte nehmen kann. Auch muß sie die Hände in Lustspielen nicht gewissermaßen ballen, und dann beide Arme anstemmend herabschicken; das that sie in Karlsruhe sehr oft, in Berlin viel seltener. Sie muß ihre Stimme, ihren Hals, ihre Brust schonen. Wenn sie al fresco spricht, kann sie das. Schreien und Anstrengen hilft zu nichts als zu Schaden. Mich freut Herr von Gayling: und besonders der Graf Ferdinand Palffy; solch einen gescheidten, gebildeten Brief können wenige schreiben, die sich doch viel einbilden. Du hast ganz recht, dich in Wien rar zu machen. Polonius sagt's schon Ophelien." —

Bei allen diesen Briefen und Briefstellen, dies möge nicht außer Acht bleiben, ist keine förmliche Kritik, noch

vollständiger Bericht beabsichtigt worden, sondern nur der Anforderung des Augenblicks in raschem Erguß genügt. Auch der flüchtig sprühende Funke beleuchtet aber das Ganze. War es hingegen in seltnerem Falle der Zweck, einen Gegenstand als solchen genauer zu besprechen, so wußte Rahel auch in strengerem Zusammenhang ihr Urtheil umständlich auszuführen, wie nachstehender Aufsatz beweist, der sich einzeln vorgefunden hat. Die edle Sängerin, von welcher hier die Rede ist, verdient noch nicht vergessen zu sein, und möge ihr Name, wie schon früher durch ein Lied von Clemens Brentano, nun auch durch diese Prosa geehrt bleiben!

Ueber Mad. Vespermann, geb. Metzger.

Berlin, im August 1823.

„Gestern erst, im Tankred, war Mad. Vespermann, die ich in der Rolle der Agathe und der schönen Müllerin die größte Schülerin — in dem Sinne, wie man sonst sagt: der größte Meister — nennen mußte, gestern erst war diese Künstlerin sie selbst. Wenn sie nämlich früher alles das, was bei ächtem Gesange nicht zum Vorschein kommen darf, mit höchster Einsicht nur vermied, so zeigte sie gestern, was sie auch Wirkliches zu leisten vermag. Sie bewegte das Herz, und das bei Veranlassungen, die zum großen Style gehören, oder wenn man dem Rossini diesen nicht einräumen will, doch bei kraftvollen Stellen, bei solchen, die Muth ausdrücken, bei starken, wo sie Zärtlichkeit zu unterdrücken hatte; oder wo diese von selbst, von andern Gemüthszuständen überwältigt, zurücktritt. Keine Manier, keinen Vorschlag brachte sie hier

an, wie dies die gewöhnlich verzierenden Sängerinnen thun, getrieben von dem außer der Rolle liegenden Gedanken: „Jetzt will ich einmal die Geläufigkeit meiner Kehle zeigen!" Nein, nur die bewegte Seele trieb sie an, im Zorne — wie er thut — mehr zu verschwenden, bald auch gekränkterweise gehaltvoll einzuhalten, und dann, durch Verweilen auf Einem Ton, ihm den Nachdruck zu geben, der einem vorhergehenden entzogen war, oder der in eine Pause, die der Affekt forderte, sich verloren hatte. Alles dieses vollführte sie als Meisterin, und so vollkommen war das Gelingen, daß es dem Hörer ein Gefühl der Sicherheit über alles, was sie noch unternehmen würde, im voraus einflößte. Ohne dieses Gefühl gesicherter Beruhigung — kein Kunstgenuß! Sehr gut unterstützt war ihre Erscheinung in dieser Rolle, von dem gemäßigten Spiel, welches zu dieser vortrefflich paßte, und von der außerordentlich guten Art ihre Schritte zu machen, die sie gewählt hatte.

Sehr gut war sie gekleidet, höchst einfach: ohne den noch immer auf der Bühne beliebten Theaterflitter, der so leicht den histrionischen Anschein giebt. Vortrefflich war die Fußbekleidung ausgedacht und gemacht! Rauch selbst hätte moderne Stiefel nicht schöner vermeiden und bezeichnen können; sie versteckten und zeigten grade das vom weiblichen Wuchs, was gesehen und doch nicht scharf beurtheilt werden soll: dies Gelingen, Hut Haar und Schnurbärtchen, trugen gewiß nicht wenig bei, die Erscheinung angenehm und ernst genug zu machen; welches — da uns das Gegentheil immer dazu spornt, uns zu äußern — wohl bemerk- und dankenswerth ist.

Was aber die höchste Anerkennung verdient, ist ihre große Kunst in den vielstimmigen Stücken, die nicht ohne Verläugnung geübt, und diese nicht ohne große Einsicht erlangt wird. Nie war sie vorlaut, weder mit Ton, noch Intension, immer schien sie das Ganze zu halten, und ließ hören, daß sie alle Musiker und Sänger höre: dabei war der Affekt, den die Situation mit sich brachte, und wie ihn Rossini jedesmal ausdrückte, das Vorherrschende und rührend. Wer Kirchenmusik kennt, und in katholischen Ländern gehört hat, muß in ihr die gute Kirchensängerin dabei erkennen. Maßhaltung, das Selbst ganz vergessen, nur auf einen höheren Gegenstand gerichtet und von dem tief affizirt sein, lehrt dieser Gesang vorzüglich; und uns gestern Mad. Vespermann.

In der Agathe des Freischützen hörte ich nur die schöne Stimme, die sich aber, ich weiß nicht warum, in diesem anscheinend einfachen Gesang — ich hörte nur die erste Arie — anzustrengen schien; sie benahm Einem aber in dieser Rolle keine Hoffnung für künftige, sondern machte bedeutend viele; welches die, welche sie in der Prinzessin von Navarra gehört hatten, laut verkündeten, und sie höchlich lobten.

In der schönen Müllerin leistete sie alles, was man nur von einer stimmbegabten, herrlich unterrichteten, diesen Unterricht weise gebrauchenden, ihre Kunst und deren Effekt richtig beurtheilenden Sängerin in einem Konzert fordern kann. Man kann nicht schöner zeigen, was man als ausgelernter Sänger zu leisten vermag; damit soll bei weitem nicht gesagt sein, daß sie nicht die ganze Rolle gut gesungen, deklamirt, und in Ensemble's und Finalen auf das gelungenste unterstützt, Maß, Haltung, und die

wahre Künstlergelassenheit auf's glänzendste dargethan hätte. Sie gab keinem Tadel Raum, mehrseitiges Lob aber würde sie haben ernten können, hätte sie mehr aus Eingebung in dieser Rolle gesungen und gespielt; mehr nach eigner, und momentaner Laune! zu welcher Forderung die Leistung der gestrigen Rolle so vollkommen berechtigt. Da Kleider Leute machen, und so oft Kostüme Rollen, so sollte keines gewählt werden, was nicht hübsch an sich ist, und wir könnten die schöne Müllerin wohl ermahnen, als Müllerin ganz weiß zu erscheinen, welcher Anzug immer Beifall erregen würde, als passend, und dem Tadel des Unschönen nicht ausgesetzt sein würde.

Von der schönen Stimme der Mad. Vespermann, ihrer Kunst, die schönsten ihrer Töne wie die nur schönen gleich gut in Gebrauch zu setzen, von der Präzision aller noch so schnellen Folge derselben, von ihrer ganz vortrefflichen, nie undeutlichen Aussprache, der schönen Endigung — ohne Tonverschluckung — aller musikalischen Phrasen, kurz von allem was sonst noch ihren vorzüglichen Gesang bildet, werden Alle sprechen, die sie gehört haben.

Ich war auch noch frappirt, daß sie das Rezitativ nicht affektvoller und mehr parlando nahm, welches ihr ausgebildeter Gesang vermuthen ließ, und daß sie tanti palpiti nicht auch bewegter sang.

Ihr Betragen auf dem Theater ist durchaus nach italienischer Schule. Sie benutzt diese Schule mit großer Gelassenheit." —

Der letzte lebhafte Theaterantheil, welchen Rahel empfand, war durch die Tanzkunst hervorgerufen. Sie hatte dieser Kunst von jeher eine sehr hohe Stelle zuge=

wiesen und große Vorliebe zugewendet, recht in Widerspruch gegen die prüden Stimmen, die sich gar ehrbar und erhaben zu bezeigen meinen, wenn sie diese Kunst herabsetzten. Rahel giebt vom Tanz irgendwo die schöne Schilderung: „Die schönste Kunst! Die Kunst, wo wir selbst Kunststoff werden, wo wir uns selbst, frei, glücklich, schön, gesund, vollständig vortragen; dies faßt in sich, gewandt, bescheiden, naiv, unschuldig, richtig aus unserer Natur heraus, befreit von Elend, Zwang, Kampf, Beschränkung und Schwäche! Dies sollte nicht die schönste Kunst sein? Gewiß, sie, und die andre, welche entstünde, wenn die Sittlichkeit bis zur sichtlichen Darstellung gesteigert oder gebracht werden könnte, verdienten vor allen diesen Namen, weil sie uns selbst idealisch und frei darstellen, alle andern aber nur Ideen und Zustände unserer besten Momente. So denk ich's mir; so fühlte ich's von Kindheit an; und am reizendsten von allen Künstlererscheinungen schwebte mir die der vollkommensten idealischen Tänzerin vor! Was ist das bischen größere Dauer der andern Musenkünste? Sind sie nicht alle nur ein Auftauchen aus unsrem bedingten Zustande? — Und ist nicht die Höhe, die Reinheit, die Vollständigkeit der Gestalt dieses Zauberaufschwungs ein besseres Maaß des Werthes der Künste, als die, zwar nützliche, Dauer derselben?“ — Nun aber waren von Wien die beiden Schwestern Therese und Fanny Elßler nach Berlin gekommen, Zöglinge der neapolitanischen Schule, und Rahel hatte die Freude, die beiden liebenswürdigen, und durch ihr ganzes Betragen höchst einnehmenden Künstlerinnen näher kennen zu lernen. Ueber die Personen, über ihre Kunstleistungen schrieb sie gleich enthusiastisch nach Wien

an einen Freund, der solche Nachrichten zu empfangen den gültigsten Anspruch hatte.

An Friedrich von Gentz.

Berlin, den 9. Oktober 1830.

„Für's erste lief das liebe Mädchen im Angesicht der ganzen und fremden Gesellschaft bei mir wie in einem Hafen ein; mit langen, lächelnden, zutrauensvollen, einschmeichelnden Blicken, (ich ließ sie neben mir sitzen) so nah gerückt wie ein erwartetes Kind bei seiner noch nicht gekannten Mutter: so daß wir leise sprechen konnten. Ich that es jedoch nicht: sie auch nicht. Dennoch frug ich fast zuletzt: «Haben Sie Briefe von Wien?» — «Ja wohl! recht oft;» sagte sie wie vom Schweigen erlöst, und mit glänzendem Freudelächeln. «Schreiben Sie auch?» — «Ja freilich; morgen gewiß; vielleicht noch heute.» War dies nicht alles? Namen, alles? Ich bat sie, zu grüßen. Giebt's eine größere Diplomatie? Beide, kommt's zum Krieg, haben wir nichts gesagt: und, im Frieden, blühen unsre Felder! Wir haben uns versprochen, uns wieder zu sehen. Die schöne Schwester ist mir darin hinderlich: bloß weil ich mit Zweien nicht so handthieren kann. In acht Tagen sind sie tanz- und probenfreier, und da will ich denn Anstalten machen, quer meiner Gesundheit durch. Sie gefiel mir ganz wohl; und ihr Wesen reizend; und von innen her: sie behielt aber die weißen Handschuh an, und war bis am Kinn bekleidet, also wußte ich von Hals und Händen nichts; das Köpfchen konnte ich auch nicht ganz beurtheilen, weil sie es mit einer schönen Blondenhaube

mit Blumen gekrönt hatte. — Gestern aber — haben Sie je das Milchmädchen von ihr gesehen? — stieg die ganze Venus aus dem Meere. Wie eine große Sängerin ward sie applaudirt; Pas für Pas; nichts blieb unbeachtet, bei dem groben Publikum. Und wie wußte sie zu danken! noch im ungeendigten Tanz! Diese Intelligenz, dies Maaß, diese offne Unschuld, diese Rücksicht und Geschicklichkeit! Sie sehen, mir ist nichts entgangen: und ich bin noch fähig. Besonders freue ich mich, daß sie mir so gefällt, um sie Ihnen aus voller Meinung loben zu können; wie unangenehm wäre es mir, Ihnen nicht zustimmen zu können; und das könnte ich nicht ohne meinen Beifall. Sie war schön wie ein Engel angezogen, die Grazie selbst: die Munterkeit, das ätherische kindische Laufen; der Beifall zu den Gespielinnen und Freundinnen im Ballet: die wirkliche Vollendung in ihrer Kunst! nie ihre Mittel überboten: weise Italiener-Regel! Ueberhaupt tanzt sie schon nach einer Schule, die ich liebe: und nicht nach der sinn- und seelenlosen Reckschule, die ich hasse; die mich paralysirt vor Langeweile; die neuere französische; wovon uns jedoch auch noch das Aroma ausbleibt, und die mit aus Kramoisin-Logen mit der Geduld des Beifalls immerfort gesehen wird. Aber wie griff Wahres durch! Nach Kramoisin-Logen, und nach kopfgepflanztem Parterre! Ich hatte das Glück, den besten Platz im Hause zu haben: in der zweiten Parterre-Loge vom Theater. Fanny sah mich und meine Begleiter, und dankte mit flüchtigem Blick für wüthende Kehl- und Hände-Bravo's. Wie wußte sie dem König — nach dem Proscenium hin — und Publikum zu danken; hinreißend. Und immer dabei das freudige, seiner Freude

eingeständige Kind: und voller ununterbrochener Intelligenz: die meiner ausexerzirten in nichts entging; unausgesetzte Rücksicht, mit völliger Freiheit. Sie überwältigte ganz; theilte ihre Freudigkeit mit: und wurde herausgerufen. Auch gestern Morgen schon las ich in der Spener'schen Zeitung inliegenden Wunderartikel! unsrer Referenten Lob sonst, ist noch ein Maaß boshafter Bienenstacheln, und ich lese sie gar nicht. — Auch die älteste wurde äußerst applaudirt: und mit vollem Recht, das schöne Geschöpf! Eine Siegesgöttin, eine Amazone; eine Minerva, Muse, Königskind, was man Edles will, stellt sie schon von Natur dar. Gestern sah sie ihres Anzugs, und Hauptschmucks wegen, wie eine biblische Prinzeß aus: solche Pharaotöchter sah ich nie vom Mahler erfunden: und diese überaus edelschöne Erscheinung wußte sie durch ihre vollendete Tanzkunst zum glänzendsten Beifall zu steigern: ihre hohe Gestalt wird ihr zum Schmuck; so weiß sie sie zu beherrschen, und zur Grazie zu verbrauchen (oder verwenden). Sie siegte komplett; und wurde nur nicht gerufen, weil sie nicht zuletzt getanzt hatte. Gern theilte ich ihr diese Worte mit; so gut, fürchte ich, wird sie öffentlich nicht gelobt." —

Mit dieser Anerkennung schien eine wenigstens gleiche für die herrliche Tänzerin Taglioni hervorgehen zu müssen; allein Rahel war auch diesmal, wie schon so oft im Leben, von der Stimme der Menge nicht fortgerissen; ihr Urtheil beruhte auf unbefangenem kunstliebendem Sinn, der stets geneigt war, das Gute aufzunehmen; und nie darauf ausging, zu tadeln; der Eindruck wurde bei ihr durch nichts Fremdartiges bestimmt, und daß sie

für ihr Gefühl auch der Gründe nicht entbehrte, beweist die folgende Briefstelle. Der Beifall aber, den die Schwestern Elßler nachher in Paris fanden, wo sie der großen Nebenbuhlerin von Manchen vorgezogen, von den Meisten gleich geschätzt wurden, darf hier gewiß kein geringeres Gewicht sein, als jedes andre äußerliche.

An Ludwig Robert, in Baden.

Berlin, den 21. Juni 1832.

— „Aber die Taglioni finde ich nicht so übernatürlich, wie die Nachreder und Nachseher, und Hörer, und sogar — ja — Fühler. Sie ist so rührend in der Sylphide, und in ihrem Gesichte, daß ich weinte. Und kein Vorurtheil; das kennst du bei mir. Vom Scheitel bis unter der Brust ist es eine Person, von unter der Brust bis an die Fußspitze eine andere. Oben ist sie fein, romantisch, rührend; doch höchstens eine rührende Nymphe, die liebt: aber hingebend, sich kränken lassend. Keine Raserei, kein Entzücken, keine Vergötterung, kein Verbrechen; keinen Sonnenhimmel! Von der Brust an, ist sie im Vergleich des Obertheils, zu kolossal. Nie ihre Hacken von Natur — was so schön ist — nahe, und zusammen. Große, aber zu ihr nicht passende Füße, die sich zu sehr biegen, überhaupt, biegt sie sich von unten herauf (sie knixt ein, und hebt sich, anstatt wirklich zu springen) und macht, als spränge sie, aber sie hebt sich eigentlich zu wenig. Betrügt aber darin das ganze Publikum. Feste Italiäner-Knöchel hat sie auch nicht. Sogar wankt sie. Grazie hat sie: aber nicht ihre allein; sondern bedachte, und da ich das sehe, für mich nicht

genug verarbeitete, convenzionelle, französische, diese mit ihrer exekutirt; (kurz, eine Sontag im Tanz — aber jene mehr Ganzes, mehr Produkt der Natur; mehr Moment derselben,) sie hat welche: und ein rührendes Gesicht. Was ich aber zuerst sah, wie man eine Ecke, einen Fleck sieht, elle fait main — wie Graf Tilly sagte —, elle fait doigts, was noch mehr ist. Mich durchaus störend. Und man brauchte es ihr nur zu sagen. Aber grade das entzückt Publikümchen. Alle Bessern. Ventre-Dieu! Ich stehe ganz allein. Nur Schall ist derselben Meinung: nur das große Detail versteht er nicht so, wie ich, ohne erinnert. Nun kommt aber das Fahnenzerreißen aus Axur: sie tanzt neben der Musik; elle n'en est pas pénétrée, et voilà ce qui manque à ses membres, sie sind nicht von Einem belebt (wie bei Fanny Elßler). «Nun wird das schön aussehen: nun will ich das machen; nun bin ich leicht; nun dreh' ich den Hals; nun wende ich mich; nun sinkt mein Arm; nun krümme ich meine Figur; nun bück' ich mich biegend; nun reiße ich aus.» Alles nichts! Die Musik rinnt zwischen durch; wie frischer Bach, aus lebendigem Quell, nimmt Sonne, Strahlen, Licht, Schatten, Grün, in sich auf: lebt mit den Gegenständen der ganzen Natur; und sie — leistet eine Lektion! Nicht, daß sie nicht rührte, gefiele; aber so ist sie. Du glaubst mir. Magra, magra, magrissima! Weiß geschminkte Arme, alles; zum größten Nachtheil! Fanny, und ihre Arme wurden roth. Therese war eine Friedensgöttin; ein idealischer, nie erträumter Schwan. Fanny modifizirte jeden Tritt nach jedem gehörten Ton. Lebte, schuf: gebrauchte das Gelernte, hatte hohe italiänische Schule, wenn

auch gespickt mit den Mißbräuchen und Mißgriffen der Zeit. Dies alles fehlt auch der Taglioni nicht. — Sie ist mit dem Bruder, seiner Frau, und Hulda Galster, heute nach London, Hulda hat wunderbare Progressen gemacht. — Adieu! ich kann nicht mehr!"

Wir schließen hier diese Mittheilungen, mit dem Bedauern, daß Rahel nicht erlebt hat, Seydelmann in Berlin auftreten zu sehen. Sie würde den größten und reinsten Kunstgenuß gehabt haben, das schönste Talent und die volleste Anerkennung desselben zu sehen. Was in Iffland ächt gewesen, was Wolff zu sein erstrebt hatte, wäre ihr in diesem Künstler, ohne die Zuthat des Falschen und Mangelhaften, endlich als reine Meisterschaft entgegengetreten, und sie, der es das größte Bedürfniß war, Beifall und Entzücken laut zu bezeigen, der es aber auch oft wiederfuhr, ihren Eindrücken und Urtheilen nicht nur die dumpfe Menge, sondern auch befangene, mehr klügelnde als kluge Gebildete widerstreiten zu sehen, sie hätte denselben Triumph genossen, diesmal alle Stimmen, auf die irgend ein Werth zu legen war, hier in demselben Enthusiasmus wetteifern zu finden! Wie wäre es ihr zu gönnen gewesen, dies zu erfahren, auszudrücken! Welch neue, eigenthümliche Wahrnehmungen, welch treffende Lichtworte haben uns nun verschwiegen bleiben müssen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

